

Pascal Goeke

Transnationale Migrationen

Post-jugoslawische
Biografien in
der Weltgesellschaft

Pascal Goeke
Transnationale Migrationen

Pascal Goeke (Dr. phil.) lehrt Geografie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Migrationsforschung und der Theoretischen Geografie.

PASCAL GOEKE

TRANSNATIONALE MIGRATIONEN

Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft

[transcript]

Die Arbeit wurde mit einem Graduiertenstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft und einem Doktorandenstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld

Zugl. Osnabrück 2006: Transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen. Das Beispiel von Migrantinnen und Migranten mit Bezug zu Deutschland sowie Bosnien-Herzegowina, Kroatien oder Serbien-Montenegro. Dissertation im Fachbereich Geo- und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück.



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Pascal Goeke

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-665-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Einleitende Ordnungen	9
Theoretische Grundlagen	15
Das transnationale Kritikpotenzial	16
Globalisierung, Migration und Transnationalität – die Empirie	17
Neue Migrationen – neue Theorien?	20
Methodologischer Nationalismus – Methodenkritik	28
Der wundersame Erfolg des Transnationalen – Eine Kritik an der Kritik	34
Interdisziplinarität ohne Disziplinarität?	36
Kritikappeal und doch keine gute Lösung – strukturelle Bedenken	56
Die geografische Stimme im interdisziplinären Dialog	61
Migration und Transnationalität in der Weltgesellschaft – eine systemtheoretische Fassung	74
,Theorie der Weltgesellschaft‘ statt ,Globalisierung‘?	78
Differenzierungsformen der Weltgesellschaft	85
Integration und Assimilation – Standardthemen und Variationen	89
Inklusion Exklusion, Lebenslauf und strukturelle Kopplungen	97
Identitäten, Identifikation und Hybridität	101
Raum als Sinndimension	116
Migrationen zwischen Jugoslawien und Deutschland – Transnationalität avant la lettre?	121
Literaturschwerpunkte zur deutsch-(post-)jugoslawischen Migration	122
Produktionen der Belletristik: Alternative Deutungen des Kunstsystems	125
Zahlendiskussionen und falsche Spuren	127
Zweiter Weltkrieg, Nachkriegsordnung und Flüchtlinge	129
Migration und staatliche Anwerbeabkommen	132
Wer von wo wohin wanderte	134
Wirtschaftliche Disparitäten und des Migranten Schuld	137

Anwerbestopp und die Familie als System	138
Bildungsentscheidungen in der Familie	142
Der Zerfall Jugoslawiens und die Bedeutung für Migranten	145
Jugoslawiens Ende	145
Krieg, Flüchtlinge und Migration	147
Der Westen und der Balkan – ein Projekt und kein Ort	152
Die Kategorie ‚Jugoslawe‘ und das Überraschungsmoment der Frage ‚Wer waren die Jugoslawen?‘	157
Transnationale Strukturen in der Gegenwart	159
Numerische Indizien zur Re- und Transmigration	159
Rechtliche Grundlagen und Probleme	166
Transnationaler Medienkonsum	167
Lebenskontexte: Die Nürnberger Südstadt	169
Erkenntniswege – Grundlagen und pragmatische Umsetzungen	173
Hermeneutische Grundlagen	175
Geografie, Hermeneutik und Spurenlesen	178
Zwischen Theorie und Empirie – über die Scheinalternative einer Relektüre	184
Forschungsfragen und Forschung treiben	185
Forschungsleitende Fragen	185
Die Auswahl der Länder, der Personen und der Orte – <i>mein</i> Feld	186
Das problemzentrierte Interview	190
Auswertung und Interpretation – vom Vorwissen zum Wissen?	196
Wer oder was muss interessant sein?	196
Was ein Interview vermittelt und was verstanden werden kann	199
Auswertung und Interpretation der Interviews	201
Transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen	205
Ein Anfang – Wie Jugoslawien Jugoslawen in Deutschland integrierte	207
Wie Willkür durch Grundsätze beschränkt werden konnte	210
Willkür zwischen Konkretem und Abstraktem	211
Wie die Willkür übersprang	215
Resümee: Erlernte Unauffälligkeit als Grund der Nicht-Thematisierung	220
Selbstintegration zwecks Remigration – Bildung und Immobilien	222
Die ‚modellhafte‘ Biografie von Tanja Srnka	223
Bildung und Schule im Zeichen der Remigration	226
Immobilien und sozialer Wandel	247
Der Krieg – Planänderungen, Rechtfertigungen und Immobilien	259
Entfremdende Demütigungen und territoriale Reduktionen	261
Häusertausch zwischen Handeln und Erleben	265
Hausverlust und Ordnungsversuche	270

Transnationalität in Familien	271
Zwischen lieben und zahlen	273
Kostspielige Mutter-Tochter-Liebe	278
Lebenskontexte: Die Kroatische Mission	282
Diaspora, Integration und Remigration – unversöhnliche Missionen der Mission?	285
Migrationsressource Familie oder rollt sich die Geschichte auf?	298
Jelena Lajić als Vorposten der familiären Remigration	299
Jasna Lajić – freie Migrantin in einem engen Familienfeld	303
Transnationale Karrieren als Weg zur strukturellen Assimilation?	309
Petar Klinars reflektierende Jonglage	310
Andrej Stojanovskis Biografie und die Präsentation des Zufälligen	317
Vesnas Babićs Entwicklung und die Betonung der Zielstrebigkeit	321
Resümee: Transnationales Lernen und Anpassen als Weg zur Entfaltung	327
Migration, Entfaltung und Anpassung im Alter	330
Resümee	337
Literaturverzeichnis	345
Abstracts	387
Dank	391

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1: Anzahl jugoslawischer Arbeitsmigranten, 1973	136
Tabelle 2: Die ‚nationale‘ Bevölkerungsstruktur Jugoslawiens, 1991	148
Tabelle 3: Voraussetzungen für eine Rückkehr	161
Tabelle 4: Gründe zu bleiben	162
Tabelle 5: Gründe für die Unterbrechung des Aufenthaltes in Deutschland	163
Tabelle 6: Migration von Ausländern von und nach Deutschland	165
Tabelle 7: ‚Jugoslawische‘ Ausländer in Deutschland	165
Tabelle 8: Auslandsaufenthalte und Rechtsstatus	167
Tabelle 9: Interviews mit Migrantinnen und Migranten	194
Tabelle 10: Interviews mit Expertinnen und Experten	196
Tabelle 11: Historisch variable Anforderungen der Sprachbeherrschung	240

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1: Bleibeabsichten von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens in Deutschland	31
Abbildung 2: Auf Transnationale Soziale Räume fokussierte Migrationsforschung	57
Abbildung 3: Alternative Time-Space Mobility Patterns	65
Abbildung 4: Phallogozentrismus – Herrschaftsform der Moderne	107
Abbildung 5: Im Heimatland lebende Kinder von Migranten	163
Abbildung 6: Häufigkeit von Auslandsaufenthalten über 6 Monaten	164
Abbildung 7: Geldüberweisungen von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens	164
Abbildung 8: Mediennutzung von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens	169
Abbildung 9: Hermeneutischer Zirkel, I	177
Abbildung 10: Hermeneutischer Zirkel, II	178
Abbildung 11: Analyseformen	203
Abbildung 12: Biografische Skizze von Tanja Srnka	224
Abbildung 13: Modell sprachbiografischer Entwicklung	238
Abbildung 14: Biografische Skizze von Jagoda Lajić	249
Abbildung 15: Biografische Skizze von Simona Zivković	255
Abbildung 16: Biografische Skizze von Adrijana Kalčić	262
Abbildung 17: Biografische Skizze von Dunja Tomašević	265
Abbildung 18: Biografische Skizze von Antonija Spaić	278
Abbildung 19: Biografische Skizze von Jelena Lajić	300
Abbildung 20: Biografische Skizze von Jasna Lajić	304
Abbildung 21: Biografische Skizze von Petar Klinar	311
Abbildung 22: Biografische Skizze von Andrej Stojanovski	317
Abbildung 23: Biografische Skizze von Vesna Babić	322

Einleitende Ordnungen

Während sich in den 1990er Jahren die Vokabel ‚Globalisierung‘ einen festen Platz in der allgemeinen und sozialwissenschaftlichen Diskussion eroberte, begann in der Migrationsforschung der Begriff ‚Transnationalität‘ als Spezialfall der Globalisierungsforschung zu florieren. Unter dem Signum Transnationalität wurde ungewöhnlichen und teilweise neuen Migrationsformen Aufmerksamkeit geschenkt. In einer allgemeinen Form bezeichnet Transnationalität lediglich über die Grenzen des Nationalstaates hinausgehende Interaktionen. Für die Migrationsforschung verband sich damit die These, dass migrante Lebenswelten dauerhaft über nationalstaatliche Grenzen hinausreichen und dass Migrantinnen und Migranten ihre Lebensführung entlang den Horizonten von wenigstens zwei Nationalstaaten ausrichten. Parallel zu spannenden empirischen Verweisen wurden alte Problemstellungen der Migrationsforschung in ihren Grundfesten erschüttert und im Streit standen sich Transnationalisten und Assimilationisten mit harten Worten und restriktiven Argumenten gegenüber. Dass die geografische Migrationsforschung wenigstens einen zaghaften Versuch unternahm, sich diesem Themenfeld anzuschließen, ist kein Zufall. Nicht allein die vordergründige Rede von transnationalen sozialen Räumen, sondern auch die besondere Aufmerksamkeit für das Thema Bewegung erregte ihr Interesse. Diese Kontaktzone war ein Glücksfall für die geografische Migrationsforschung, weil sie so wieder zu zentralen theoretischen Fragen finden konnte. Zuvor hatte sie sich hauptsächlich durch die Bereitstellung von Orientierungswissen über Migrationsbewegungen ausgezeichnet. Dieses Wissen war keineswegs falsch, erschöpfte sich aber bisweilen in der Aufbereitung statistischer Daten und wirkte langweilig. Hinzu kam, dass etwa die Statistikabteilungen der Europäischen Union oder der Vereinten Nationen ähnliches Wissen boten und die geografischen Leistungen zunehmend ersetzten. In der theoretischen Diskussion wurde die geografische Stimme kaum mehr wahrgenommen.

An dieser konfliktreichen und hier leicht überspitzten Grundkonstellation setzt die Arbeit ein. Um die migrationswissenschaftliche wie auch sozialtheoreti-

sche Reichweite des Streites zu erfassen, beginnt sie im theoretischen Kapitel mit einer Darstellung des transnationalen Irritationsvermögens und zeigt dabei, aus welchen Quellen sich die Kritik speiste, mit der sicher geglaubtes Wissen über die Welt und über Migrationen unterspült wurde. Weil die Transnationalisten es zwar verstanden, fundamentale Ordnungskriterien der Migrationsforschung zu hinterfragen und somit eine Krise der Kriterien herbeiführten, aber gleichzeitig nicht in der Lage waren, einen überzeugenden Gegenvorschlag zu erstellen, wurden sie selbst zur Zielscheibe der Kritik. Dieses Wechselspiel von Kritik und Gegenkritik kann als Ausdruck eines alten Problems der Migrationsforschung gedeutet werden: Zwar suggeriert die Erfolgsgeschichte transnationaler Forschungen den mühelosen Austausch zwischen den Disziplinen und lässt die Fachgrenzen verschwimmen, doch weil zu selten auf die disziplinären Prämissen geblickt wird, gerät in Vergessenheit, dass Interdisziplinarität kein Allheilmittel ist, sondern ein konstitutives Problem der Migrationsforschung beschreibt. Wenn aber nicht erkannt wird, welche Probleme die einzelnen Disziplinen mit dem Schlagwort Transnationalität behandeln, droht ein endloses Spiel von Kritik und Gegenkritik und damit theoretischer Stillstand. Wenn daher die anthropologische, historische, soziologische und geografische Gebundenheit vorgeführt wird, ist dies kein Ausdruck wissenschaftlicher Disziplinierungsmaßnahmen, sondern ein Ordnungsversuch, um die Forschungsergebnisse besser aufeinander beziehen und von ihnen lernen zu können.

Der Blick auf das transnationale Irritationsvermögen und die disziplinären Gebundenheiten lässt ein gemeinsames Problem hervortreten. Es geht um die Frage, wie ein Gegenstand in die Forschung eingeführt wird. Weil Migration als Problem per se gilt, geschieht die Einführung zu oft zu direkt. Die Geografie fragt dann nach Verteilungen von Migranten in einem vorab existierenden Raum. Und weil Migranten als Verteilungsproblem gesehen werden, fragt etwa die Segregationsforschung implizit nach guten und schlechten Verteilungen. Die Soziologie, Politik- oder Rechtswissenschaften betrachten Migration ebenfalls oft als Problem und übernehmen dabei allzu bereitwillig die Sicht des Nationalstaates. Bei diesen allzu direkten Übernahmen übersah man lange nicht nur die willfähige Übernahme selbst, sondern auch, dass diese Problemsicht ihr Problem überhaupt erst schuf, dass also Nationalstaaten mit ihrem Gleichheitsversprechen nach innen eine Ungleichheitsschwelle nach außen errichten und Migration als Problem andauernd hervorbringen. Das ist an sich keine neue Erkenntnis. Im ‚Manifest der 60 – Deutschland und die Einwanderung‘ (Bade 1994a) brachten 60 Migrationsforscherinnen und -forscher dies direkt und indirekt zum Ausdruck. Auch die Rede vom ‚Normalfall Migration‘ (Bade/Oltmer 2004) wendet sich gegen die nationale Problematisierung von Migration und viel früher geschah Ähnliches, wenn die erstaunlich stabile innere Organisation des Ghettos betont wurde, die nur wenig mit dem üblen Ruf von außen gemein hatte (Whyte 1993 [1943]). Aber dem Unbehagen zum Trotz gelang es weiten Teilen der Mi-

grationsforschung nur schlecht, sich von diesen Vorgaben zu emanzipieren. Genau das führte die transnationale Diskussion abermals vor.

Eine überzeugende Lösung, das wurde schon angedeutet, boten die Transnationalisten ebenso wenig wie die nun vermehrt zu hörenden Stimmen der Assimilationisten, die transnationale Phänomene bagatellisierten oder sie wegzudeutieren versuchten. Aus diesem Patt heraus wird hier alternativ eine systemtheoretische Position eingenommen. Dabei wird auf die grundlegenden Arbeiten von Niklas Luhmann (1991 [1984]; 1998b) sowie auf die migrationswissenschaftlichen Adaptionen der Systemtheorie von Michael Bommes (1999) zurückgegriffen. Die Systemtheorie vermittelt im Streit der Theorien, löst das Irritationsvermögen der Transnationalisten produktiv auf und wahrt die Kontinuität zu den noch immer aufschlussreichen Assimilations- und Integrationstheorien (z. B. von Esser 1980; 2004).

Weil auch die Systemtheorie keinen Punkt außerhalb der Gesellschaft kennt, von dem diese aus beobachtet werden könnte, lautet der neue Bezugsrahmen der Forschung Weltgesellschaft. Der große Begriff Weltgesellschaft besagt dabei lediglich, dass es nur eine Gesellschaftsgrenze gibt. Diese umfassende Grenzbestimmung wird möglich, wenn auf den Vorschlag von Luhmann zurückgegriffen und Gesellschaft als aus Kommunikationen bestehend konstruiert wird. Die Vielfalt bestehender Grenzen ist dann als interne Differenzierung dieses umfassenden Gesellschaftssystems zu verstehen. Die Systemtheorie erlaubt es, den von den Transnationalisten kritisierten strukturellen Rahmen der Assimilations- und Integrationsforschung, also den Nationalstaat, nicht nur metaphorisch, sondern auch strukturell zu ersetzen. Der Nationalstaat gilt als eine nachrangige, segmentäre Differenzierung des politischen Systems. Trotz bestehender sozialer Ungleichheiten ist die moderne Gesellschaft primär eine funktional differenzierte. Die Systemtheorie misst oder bewertet folglich nicht die umstrittene Integration in den Nationalstaat, sondern beobachtet Inklusionen in die sozialen Systeme der Gesellschaft – darunter auch, aber nur neben anderen, die Inklusion in ein nationales politisches System qua Staatsbürgerschaft. Diese und andere Konstruktionsvorteile der Systemtheorie werden diskutiert, auf geografische und transnationale Migrationsforschungen bezogen und zuletzt auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit zugeschnitten.

Diese Skizze lässt erkennen, dass in der Arbeit gesellschaftstheoretisch argumentiert wird. Doch der gelegentliche Vorwurf, es handle sich bei der Systemtheorie um eine aseptische, technokratische Sozialtheorie ohne Menschen, trifft nicht zu. Es ist nicht nur so, dass Gesellschaft ohne Kommunikation zusammenbräche, sondern die Theorie selbst eröffnet den Blick auf Personen und deren Leben. Es ist ein Blick, der weitgehend ohne normative Vorgaben seitens der Wissenschaft auskommt, und das kann in Bezug auf Migration nur von Vorteil sein. Die Theorie führt ihren Gegenstand selbst ein und muss ihn sich nicht mehr von umkämpften ‚Migrationsrealitäten‘ vorschreiben lassen. Ein starker Wert oder genauer ein starkes Wertepaar wird allerdings auch in dieser Arbeit

zur Geltung kommen. Gemeint sind Freiheit und Gleichheit. Dieses junge Paar gewann erst in der Moderne seine heutige Stärke, als es in die staatlichen Verfassungen geschrieben und zum allgegenwärtigen Maßstab von Bewertungen wurde. Aus einer individuellen Perspektive ergibt sich daraus das Recht auf freie Entfaltung, auf das bei Verletzungen wenigstens mit Verstörung reagiert wird.

Der neu justierte Blick kann eine grundlegende These der Transnationalisten aufgreifen. Denn die behaupten eigentlich nur, dass die Möglichkeiten zur persönlichen Entfaltung immer seltener mit dem Territorium genau eines Nationalstaates verbunden sind. Diese nur empirisch zu entscheidende Frage ist dann auch der Schlusspunkt des theoretischen Kapitels.

Entscheidungshilfe zur ihrer Beantwortung bietet der empirische Teil, der sich der deutsch-(post-)jugoslawischen Migration widmet. Es dürfte offensichtlich sein, dass die Zuwendung zu dieser Migrationsgeschichte eine pragmatische Entscheidung ist und hier keine essenziell distinkte Gruppe untersucht wird. Allerdings sind einige Besonderheiten in der historischen Entwicklung zu erwähnen. So war Jugoslawien der einzige sozialistische Staat, der offiziell an der Anwerbemigration mit kapitalistischen Wirtschaftssystemen teilnahm. Besonders war auch seine Konstruktion als Mehrnationenstaat und der Status der Blockfreiheit während des Kalten Krieges. Die wechselvolle Geschichte erfuhr mit der kriegesischen Auflösung während der 1990er Jahre ihren tragischen Tiefpunkt. Deutlich wurde, dass die fragile Konstruktion von einer bipolaren Weltordnung abhing. Als diese Ordnung zusammenbrach und der Druck, politische Gemeinschaften als demokratische Nationalstaaten zu organisieren, wuchs, zerbrach der Staat. So zynisch es in Erinnerung an die Kriegstoten klingt, brachte die Entwicklung langfristig jedoch einen Freiheitsgewinn für die Bürgerinnen und Bürger. Das dritte Kapitel greift die Migrationsgeschichte auf und fragt besonders, ob es zwischen Jugoslawien und Deutschland transnationale Strukturen *avant la lettre* gab. Zwar ist die Literatur dazu spärlich, doch es kann gezeigt werden, dass es transnationale Familienstrukturen gab, weil in den jugoslawischen Republiken die Großfamilie noch lange existierte und die Kinder von in Deutschland lebenden Migranten in diesen Familien gut betreut werden konnten. Es kann aber auch gezeigt werden, wie sehr die Forschungen ihre Fragen und Ergebnisse nationalnormativ präjudizierten. Aus jugoslawischer Perspektive wurde die Emigration als Verlust beklagt, und sehnsüchtig erwartete man von Migranten, dass sie ihrem Land mit schneller Remigration, hohen Geldüberweisungen oder Investitionen helfen. In den Zielländern maß man die Integration mit Indikatoren wie Automobilbesitz und der Nationalität der drei besten Freunde, ohne jemals zu wissen, ob ein Mensch sich wirklich entfaltet, wenn ihm ein Auto gehört und seine drei besten Freunde die Staatsbürgerschaft des Ziellandes besitzen. Die Forschungen über jugoslawische und post-jugoslawische Migranten sind vielfach erhellend und die Relektüre mit dem neu justierten Blick lohnt sich. Weil die Daten jedoch meist aggregiert sind, lassen sie nur wenige Rückschlüsse auf individuelle Lebensläufe zu.

Das Interesse an einzelnen Lebensläufen entspringt nicht bloß einer persönlichen Vorliebe. Spezifisches Interesse wird nötig, weil immer deutlicher wird, dass statistische Durchschnittswerte in dem Maß an Aussagekraft verlieren, wie die Pluralisierung von Lebensläufen voranschreitet. Die Betrachtung der Lebensläufe ermöglicht die Beantwortung der Forschungsfrage: Entwickeln sich die Strukturen sozialer Systeme, und hier besonders der Funktionssysteme, dahingehend, dass der Raum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit für individuelle Entscheidungen größer wird? Nimmt also die Kontingenz von Lebensläufen zu? Als besondere geografische Frage ist dann zu klären, ob auch die Kontingenz in der Raumdimension zunimmt, ob also Lebensläufe zunehmend unabhängig von bestimmten Orten oder Nationen werden. Während mit Lebensläufen hauptsächlich die formalen Etappen einer Person erfasst werden, wird im Folgenden meist von Biografien die Rede sein. Damit soll angezeigt werden, dass hier perspektivische Konstruktionen von Personen Forschungsgegenstand sind. Die (Selbst-)Darstellung einer Biografie gilt als der Versuch, aus vergangenen und aktuell heterogenen Lebenswelten eine sinnhafte Geschichte zu entwickeln und Identität durch glaubhafte Darstellungen herzustellen.

Transmigranten wurden für diese Studie bei Feldforschungen in Nürnberg aufgespürt. Ihnen selbst und ihren Beziehungen wurde bis nach Zagreb, Belgrad, Novska und in andere Orte gefolgt. Das vierte Kapitel schildert die Erkenntniswege. Es beschreibt den Einstieg in das Forschungsfeld, die Erhebung mit der Methode des problemzentrierten Interviews und die Auswertung der Interviews mit den Methoden der qualitativen Inhaltsanalyse und der rekonstruktiven Sozialforschung. Die offene Herangehensweise führte zur Fokussierung auf Transnationalität in Bezug zu Bosnien-Herzegowina, Serbien-Montenegro und Kroatien. Slowenen hatten sich fast keine in Nürnberg niedergelassen, und die Betrachtung von Migranten aus den südlicheren Republiken wie etwa Mazedonien oder der ehemaligen autonomen Provinz Kosovo hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt, weil deren Migrationshintergründe sich erheblich von den hier betrachteten Migrationen unterscheiden. Kroatien tritt als Bezugsland transnationaler Beziehungen besonders hervor, weil es das mit Abstand stabilste Land unter den dreien ist und derzeit die größten Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Auch die hermeneutische Fundierung dieser Arbeit wird in dem Kapitel expliziert. Sie hat dazu geführt, dass sich Theorie und Empirie gelegentlich allzu glatt ineinander fügen. Das ist zwar wissenschaftlich zu begrüßen und zeigt, dass die Systemtheorie empirisches Forschen stärker anleiten kann als vielfach vermutet wird, doch die glatte Fügung neigt zur Zirkularität, und so entsteht leider auch das Problem der Redundanz oder des Unverständnisses. Nebenbei bemerkt besteht die Aufgabe dieser Einleitung auch darin, ähnlich wie es bei biografischen Präsentationen der Fall ist, eine sinnhafte Geschichte zu erzählen, obwohl einige Brüche im Text und Erkenntnisgang noch offensichtlich werden.

In der Hoffnung, dass sich Redundanz- oder Unverständlichkeitsprobleme in Grenzen halten, präsentiert das fünfte Kapitel mit den vielfältigen transnationalen

Strukturen, Biografien und Identifikationen den eigenen empirischen Beitrag dieser Arbeit. Die Frage, ob es zu einer territorialen Entkopplung unterschiedlicher Inklusionssituationen kommt, kann grundsätzlich bejaht werden und wird anhand diverser Entwicklungen und Biografien belegt. Die spannungsreiche und wechselvolle Geschichte Jugoslawiens bis hin zur nationalen Neusortierung der Region bildet bereits einen aufschlussreichen Kontext, um Freiheitsverluste und -gewinne zu demonstrieren. Aber auch der soziale Wandel von Familien oder die Position der Kroatischen Mission lassen erkennen, wie Individuen in einer immer größeren Determinationslücke Entscheidungen treffen müssen. Raum als Dimension von Sinngeschehen kann dabei zur Ordnung der Welt verwendet werden. So hilft etwa die Bestimmung von Nähe und Ferne, um die Differenz von Handeln und Erleben zu unterstreichen. Und diese Differenz ist im Umfeld der Kriegereignisse bedeutsam, wenn es um Schuld und Unschuld geht. Die Angabe der Raumdimension bleibt wichtig, doch die komplizierten Wechselverhältnisse von Inklusion und Exklusion können immer weniger a priori entlang der Raumdimension entschieden werden. Eine Erkenntnis, die nicht alle Migrations-theorien teilen. Besonders Assimilations- und Integrationstheorien messen der Raumdimension weiterhin eine große Bedeutung bei und vermuten, dass assimilative Handlungen an einem Ort segmentativen Handlungen an einem anderen Ort gleichkommen. Die Erfolgsbiografien von Migranten aus der sogenannten zweiten Generation strafen diese Konzeptionen Lügen. Denn sie zeigen, dass ihnen der soziale Aufstieg nicht trotz transnationaler Handlungen gelang, sondern weil sie hier *und* dort aktiv wurden. Sie wurden aber, und das ist wichtig, nicht pauschal in Deutschland und in Kroatien aktiv, denn die Nationalstaaten dieser Welt behandeln keine Kranken, stellen keine Ausbildungsplätze zur Verfügung, vergeben keine Arbeitsplätze, erziehen keine Kinder und stiften keinen religiösen Sinn. Dafür sind vor allem die Funktionssysteme der Weltgesellschaft zuständig, und von denen werden Migranten, wie alle anderen auch, situationsspezifisch inkludiert – hier *und* dort.

Theoretische Grundlagen

Drei Schritte braucht es, um die theoretischen Grundlagen der Transnationalismuskussion zu erfassen und ihre Implikationen ertragreicher als bisher zu nutzen. Im *ersten* Schritt müssen die empirischen, theoretischen und methodischen Quellen der Transnationalisten rezipiert werden. Transnationalen Migrationskonzepten wird dabei ein Recht auf Eigenständigkeit zugesprochen und die erhobene Kritik ist meist eine gleichsinnige. Trotz der aufkeimenden Zweifel sollen zunächst die Gewinne beachtet werden: Transnationalisten brachten eine überfällige Diskussion in der Migrationsforschung in Gang. Mit ihren quer zu eingeübten migrationswissenschaftlichen Perspektiven liegenden Begriffen veränderten sie die Aufmerksamkeitsverteilung und sorgten für epistemische Produktivität. Der Rezeptionsschritt soll aber keine lobpreisende Deskription sein. Bereits das Rezeptionsarrangement zeigt auf, wie die empirischen Verstörungen geschickt genutzt wurden, um methodologische Neuerungen einzuklagen und mit etablierten Theorien zu brechen.

Der *zweite* Schritt liegt damit auf der Hand und macht sich die Kritik an der Kritik zur Aufgabe. Die transdisziplinäre Erfolgsgeschichte der Transnationalisten führte gelegentlich zu unnötigen Wenden und vernachlässigte Kontinuitäten. Die Kontextabhängigkeit transnationaler Forschungen wurde ignoriert und soll hier am Beispiel der Anthropologie, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Geografie betrachtet werden. Wie im ersten Schritt wird auch hier die Kluft zwischen der harten Klage und dem erfolgreichen Alltagsgeschäft der Migrationsforschung auffallen. Es wird also ersichtlich, dass Forscherinnen und Forscher mit der interdisziplinären Ausrichtung ihres Forschungsfeldes gut zurechtkommen, die theoretischen Fortschritte aber eher dürftig sind. So drängt sich die Frage auf, ob Interdisziplinarität zu leichtfertig als Allheilmittel gesehen wird, obgleich sie doch eigentlich Konstituens und Problem der Migrationsforschung ist.

Nun muss nicht mit allem gehadert werden, denn bei aller Kritik gibt es eine Alternative, die im *dritten* Schritt diskutiert werden soll. Ähnlich wie Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (1973) und Hartmut Esser (1980) ihre aufschlussrei-

chen Migrationstheorien im Kontext allgemeiner sozialwissenschaftlicher Theorien entwickelten¹, hat auch Michael Bommers (1999) seine differenzierungstheoretische Arbeit über Migration und den nationalen Wohlfahrtsstaat mit Bezug zur weit gereiften Systemtheorie entwickelt. Dieser Rückgriff auf systemtheoretische Grundlagen und die Verbindung mit der Migrationsforschung erscheint als ein vielversprechendes Unternehmen, das auch die theoretische Grundlage dieser Arbeit bilden soll.

Das transnationale Kritikpotenzial

Seit den frühen 1990er Jahren hat die Rede von Transnationalität kontinuierlich zugenommen. Die Migrationsforschung spezifizierte mit diesem Begriff die gesellschaftliche und sozialwissenschaftliche Globalisierungsdiskussion. Diese allgemeine Aussage verschleiert jedoch, dass sich die Auseinandersetzungen, Begrifflichkeiten und empirischen Befunde auf sehr unterschiedliche, wissenschaftstheoretische, sozialtheoretische, methodologische, empirische, normative, disziplinäre oder nationale Argumentationslinien beziehen. Weil diese Vielfalt praktisch nicht mehr zu überblicken ist und nicht allen Ansätzen die gleiche Aufmerksamkeit zukommen kann, muss auf eine umfassende Rezeption verzichtet werden. Was stattdessen geboten werden kann, ist eine quer zu den Ansätzen liegende Sortierung, die auf wissenschaftssoziologische Erkenntnisse zurückgreift und zugleich den Gewinn der transnationalen Ansätze heraushebt. Der Wissenschaft, als ausdifferenziertes Funktionssystem in der Gesellschaft, fällt die Aufgabe zu, sich um den Aufbau und den Gewinn neuer Erkenntnisse zu kümmern. Zur eigenen Reproduktion verwendet die Wissenschaft das Kommunikationsmedium ‚Wahrheit‘. Selbstverständlich wird heute nur noch selten absolute Wahrheit beansprucht. Andererseits werden selbst die schärfsten Kritiker des Wahrheitsanspruches nicht behaupten, dass sie lügen. Konstruierte und damit relativierte Wahrheit bleibt als Code der Wissenschaft bestehen. Um nun im Schema wahr/unwahr entscheiden zu können und um die wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu steuern, entwickelt das Wissenschaftssystem Theorien und Methoden. Die Theorien begrenzen und bestimmen, was der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zugeführt werden soll. Und die Methoden sorgen innerhalb der Wissenschaftswelt für den richtigen Weg zur Erkenntnisproduktion (Luhmann 1992; Weingart 2006).

Dieser Konzeption folgend und weil es nicht ohne Empirie geht, richtet sich der Blick *erstens* auf die bearbeiteten Phänomene der Transnationalisten. Der Blick zeigt, welche Themen Zuwendung fanden. Weil diese Themen vielfach neu waren, folgte die Forderung nach neuen Theorien. Genau diese Theorien sollen

1 Vergleiche zu dieser Einschätzung auch den Nachruf auf Hoffmann-Nowotny (Bade/Bommers/Oltmer 2004).

im zweiten Unterkapitel erörtert werden. Im dritten und abschließenden Teil geht es um die Methodologie. Diese Gliederung zerreißt manche der Forschungen und presst sie in ein neues Korsett, das sie selbst nicht immer so wählen würden. Aber die Selektion und das Neuarrangieren ffnen den Blick für das Wirken der Transnationalisten.

Globalisierung, Migration und Transnationalität – die Empirie

Alle Diskutanten stellten früher oder später die Frage, ob die unter dem Schlagwort ‚Transnationalität‘ publizierte Erkenntnisse neu seien oder nicht. Das ist nicht verwunderlich, denn Forschung treiben ergibt nur dann Sinn, wenn etwas Neues gesagt werden kann. Ob neu oder nicht, wird in der Transnationalismuskonversation meist entlang von zwei Diskussionsachsen zu entscheiden versucht. *Erstens* kann darüber gestritten werden, ob die Phänomene historisch genuin neu sind und einer bestimmten gesellschaftlichen Situation zugeschrieben werden können. Dies beinhaltet auch die Frage, ob bestimmte Phänomene in der Welt an Bedeutung gewinnen. *Zweitens* kann diskutiert werden, ob die wissenschaftliche Aufmerksamkeitsverteilung geändert werden muss, weil die Phänomene bisher übersehen wurden. In der allgemeinen Globalisierungsdiskussion ist ein ähnliches Muster auszumachen. Giddens Globalisierungsdefinition, die eine Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen behauptet (1999 [1990]: 85), wurde stets entlang dieser beiden Diskussionsachsen kritisiert (z. B. von Albrow 1998 [1996]). Nun kann hier nicht pauschal entschieden werden, denn in manchen Fällen ist historische Neuheit zu betonen und in anderen Fällen kann über die Aufmerksamkeitsverteilung gestritten werden. Konsens dürfte jedoch sein, dass seit der Entstehung von Nationalstaaten nahezu jede Form von internationaler Migration transnationale Strukturen in familiärer, erzieherischer, rechtlicher, politischer, wirtschaftlicher, illegaler oder anderer Hinsicht nach sich zog und zieht.

So bekamen die Transnationalisten in den Blick, dass *Familien* nationale Grenzen übergreifende Strukturen aufbauten. Innerhalb dieser Familien wurde über lange Zeiträume und rege migriert. Manchmal sorgten nur einige wenige Familienmitglieder für den Unterhalt ihrer Familie in der Heimat, ein anderes Mal kam es zu familiären Kettenmigrationen. Besonderes Augenmerk wurde den Veränderungen von Macht- und Statuspositionen durch Transmigration geschenkt, weil Transmigranten hierarchische Gesellschaftsordnungen und vertraute Weltbildstrukturen durcheinander brachten (z. B. Rouse 1991; Goldring 1997; Berking 1998; Pries 2000). Des- und Reorganisationsprozesse von migranten Großfamilien wurden allerdings schon viele Dekaden zuvor im epochalen Werk ‚The Polish Peasant in Europe and America‘ von Thomas und Znaniecki beschrieben (1958 [1918-1920]). Auch waren transnationale *Erziehungsstrukturen* bereits bei der ‚Gastarbeiterforschung‘ ausgemacht worden, allerdings nicht unter dem Schlagwort ‚Transnationalität‘. Migranten aus Jugoslawien ließen ihre Kinder in der Großfamilie erziehen und hielten telefonisch Kontakt mit ihnen

(z. B. Katunarić 1978; Anić/Pavlinić-Wolf 1986; Vegar 1986). Heute ersetzen Reiche in den USA ihre europäischen Kindermädchen mit Chinesinnen, um ihren Nachwuchs sprachlich auf den Zukunftsmarkt China vorzubereiten. Gezeigt werden konnte auch, dass nationale Legislativen auf die Transformationen reagieren und transnationale *Rechtsstrukturen* kreieren. Die Türkei gewährt mit der sogenannten ‚permbe kart‘ ihren ehemaligen Staatsbürgern einen Status, der diese ‚Nicht-Mehr-Türken‘ mit Türken in der Türkei teilweise gleichstellt (vgl. Jurgens 2001: Fn 6; Faist 2000a). *Politischen* Transnationalismus kannte bereits die Diasporaforschung. Das Thema wurde aufgegriffen, um beispielsweise den Einfluss von Exilanten auf die Geschehnisse im Herkunftsland zu thematisieren oder umgekehrt danach zu schauen, wie Exilanten von den politischen Transformationen ihres Herkunftslandes im Zielland erfasst wurden (z. B. Cohen 1996; Djuric 2003; Carter 2005). Transnationale *wirtschaftliche* Strukturen und sogleich die Langzeiteffekte von Migrationen thematisierte die Diskussion vom ‚Brain Drain‘ zum ‚Brain Gain‘. Am Beispiel von indischen ‚Software-Migranten‘ wurde gezeigt, dass sich eine gewinnbringende Remigration nach langer Zeit einstellen kann (z. B. Hunger 2000, 2004). In anderen Studien wurde die enorme Bedeutung von Geldüberweisungen für die Familie und Wirtschaft im Herkunftsland unterstrichen (z. B. Cohen 2004; Pries 1996: 461). Ein Thema, das in der Politik und Entwicklungszusammenarbeit auf besonderes Interesse stieß (Black/Eastmond/Gent 2006). Transnationale Strukturen der *Illegalität* wurden von Müller-Mahn (2000) am Beispiel von in Paris lebenden Migranten aus einem ägyptischen Dorf thematisiert. Geschildert werden konnte, wie ein einmal initiiertes Migrationspfad für seine Kontinuität auf das konstitutive Element der Illegalität angewiesen ist. Illegalität führt außerdem zur Herausbildung von besonderen Netzwerkstrukturen in der funktional differenzierten Gesellschaft (vgl. Tacke 2000; Bommers/Tacke 2006). Die Studien von Lutz (2003) über Dienstmädchen in westlichen Privathaushalten thematisieren die Semilegalität und Doppelmoral solcher Dienstleistungen. Nicht zuletzt über die Fokussierung auf Geschlechterrollen (z. B. Yeoh/Huang/Willis 2000) fanden auch Fragen von Gerechtigkeit und Ausbeutung Eingang in das Themenspektrum. Insgesamt neigten die Forschungen dazu, die positive Seite von Migration zu betonen und selbst bei tragischen Migrationsfällen den kreativen Umgang von Migranten mit misslichen Lagen zu unterstreichen. Zugleich war klar, dass nicht jede Migrationsbiografie vorbehaltlos als geglückte Selbstverwirklichungsstrategie westlicher Prägung zu betrachten ist.

Dieses selektive Kaleidoskop verdeutlicht, dass die Forschungsfragen kleinteiliger wurden und das migrante Leben stärker beachtet. Und weil sie genauer und auf die kleinen Dinge schauten, trat der sonst so omnipräsente Nationalstaat zunehmend in den Hintergrund. Der Blick auf Familien oder Gemeinschaften brachte neue Erkenntnisse über den Kontext von Migrationsentscheidungen. Die von einfachen Push-und-Pull-Modellen unbeantwortete Frage, warum es so wenige Migranten aus den meisten Orten gibt, aber gleichzeitig so viele Migranten

aus nur wenigen Orten (Faist 2000b: 3ff.) konnte besser beantwortet werden. Eine These hierzu lautet, dass es Haushalten nicht primär um eine Verbesserung des Einkommens in absoluten Zahlen geht, sondern um eine Einkommensverbesserung in Relation zu anderen Haushalten (Massey et al. 1993: 438). Ebenso wurde verstärkt betont, dass eine Akkumulation von Wissen über Migration die Wahrscheinlichkeit für weitere Migrationen steigen lässt (ebd.: 461). Unabhängig von der Frage nach den theoretischen Orientierungen, kann für den Großteil der Forschungen reklamiert werden, dass sie den Referenzrahmen Nationalstaat in Frage stellten. Theorien, in denen der Nationalstaat eine große Rolle spielte, wurden fast unterschiedslos als Negativfolie verwendet. Als aber der Maßstab Nationalstaat verschwand, zogen andere Einheitsbegriffe in die Diskussion ein. Sogar bei der Rede von Netzwerken stellte sich der Eindruck ein, dass es sich um Wesenseinheiten handele.

Diese Studien und ihr Wachstum brachten die Transnationalisten zum Schluss, dass die Themen historisch neu und der Aufmerksamkeit wert seien. Seit den 1960er Jahren seien starke Veränderungen und quantitative Zunahmen von Migrationsmustern weltweit zu erkennen (Pries 1996: 457). Castles und Miller (1993) sprachen von einem Zeitalter der Wanderungen. Stuart Hall bezeichnete Migration in einem Interview als „das historische Geschehen der Spätmoderne“ und sagt weiter, dass die Diaspora-Erfahrung, die früher noch mit Entwurzelung und Entfremdung umschrieben wurde, heute zur klassischen Erfahrung geworden sei (Hall in: Chen 2000 [1992]: 16). Eine erste Zahlenreflexion lässt aber Zweifel an quantitativen Steigerungslogiken aufkommen. Zwar ist der von Pries erwähnte Anstieg der globalen Migrantenzahlen (definiert als Personen, die nicht in ihrem Geburtsland leben) offiziell bestätigt (die United Nations Population Division schätzte die Zahl im Jahr 1960 auf rund 79 Millionen und 2005 auf 191 Millionen), doch ihr Anteil an der Weltbevölkerung lag 1960 bei 2,5 Prozent, 1990 bei 2,9 Prozent und 2005 bei 3,0 Prozent. Das Zahlenargument verpufft weiter, weil der Zuwachs in den 1990er Jahren zu einem Fünftel auf die Auflösung der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens zurückzuführen ist, als Grenzen über Menschen wanderten und Menschen statistisch zu Migranten wurden, die nie migriert waren.² Politische Entwicklungen wie der Zusammenbruch der osteuropäischen Diktaturen eröffneten zudem erst die Möglichkeit zu wandern. Verbesserte Transport- und Kommunikationsinfrastrukturen erleichterten es schließlich auch große Strecken schneller und kostengünstiger als zuvor zu überwinden. Zusammengefasst bedeutet dies aus einer individuellen Perspektive, dass entfernt liegende Orte leichter als zuvor in den eigenen Handlungs- und Erlebnishorizont integriert und so zum Teil der individuellen und vertrauten Lebenswelt werden können.

2 http://www.un.org/esa/population/publications/migration/UN_Migrant_Stock_Documentation_2005.pdf, S. 1, (20.12.2006).

Neue Migrationen – neue Theorien?

Die genannten und andere Migrationsphänomene bildeten und bilden den empirischen Referenzrahmen für die theoretische Auseinandersetzung. Der Wortsinn von ‚Auseinandersetzung‘ beschreibt den Prozess ebenso trefflich wie Cohens Beobachtung über die sich einstellende Gemütslage: „Migration scholars – normally a rather conservative breed of sociologists, historians, demographers and geographers – have recently been bemused to find their subject matter assailed by a bevy of postmodernists, novelists and scholars of cultural studies“ (Cohen 1997: 127). Die Hauptkritik der Transnationalisten lautete, dass die bekannten Wanderungs-, Integrations- oder Assimilationstheorien, mit ihrer konzeptionellen Dreigliederung von Migration in eine Entscheidungs- und Aufbruchphase im Heimatland, in einen diskreten und unidirektionalen Akt der körperlichen Wanderung und an- und abschließend in einen intergenerationalen Eingliederungsprozess, unter globalen Bedingungen zunehmend obsolet werden. Neue Formen der zirkulären und oszillierenden Migration gewannen an Bedeutung und neue plurilokale Lebensführungen sowie transnationale Verflechtungszusammenhänge würden sich ergeben (vgl. Pries 1996). Weil die alten Theorien nicht sahen, was die neuen behaupteten, konnte man sich das gründliche Lesen der alten Theorien ersparen – zu den Neologismen war dort nichts zu finden. Wenn man dann noch großzügig die unterschiedlichen Erklärungsreichweiten akzeptierte, fiel dieses Manko auch kaum auf. Das Distinktionsbestreben zwischen alten und neuen Theorien war und ist ausgeprägt, wie an der Rhetorik oder dem Zitierverhalten zu erkennen ist (z. B. bei Pries 2001; Goebel/Pries 2003; Esser 2003). Innerhalb der heterogenen Kritikgemeinschaft sind zwei unterschiedliche Strömungen zu erkennen. Die erste ist eine fundamentale Kritik an Primärkategorien. Die zweite Strömung profitierte davon und versuchte darauf aufbauend neue, mehrheitlich deskriptive Migrationstheorien zu entwickeln.

Fundamentalkritik

Die Fundamentalkritik speiste sich aus poststrukturalistischen, postkolonialen oder postfeministischen Argumenten. Diese hier als Postismen bezeichneten Strömungen starteten mit einem wesentlichen Widerspruch, der heute zwar etwas wohlfeil geworden ist, doch noch immer ein Grundsatzproblem ist. Allenthalben ist dort zu lesen, dass es um ein Ende der großen Erzählungen gehe, aber man „wird sofort konzidieren müssen, daß dies selbst eine Erzählung ist, ein *métarécit*.“ (Luhmann 1998b: 1144). Geeint werden die Postismen durch ihre Zweifel an modernistischen Erzählungen und scheinbar unverrückbaren Gewissheiten (Berndt 2001: 246). Hier soll die große Erzählung der Postismen vor allem in Bezug auf die Migrationsforschung interessieren und in diese fallen sie mit den Debatten über Kultur, Nation und Identität ein. Und weil die Diskussionen um Inter- oder Multikulturalität, um Integration oder Assimilation fast ausnahmslos mora-

lisch-normative Komponenten beinhalten, haben die Postisten viel zu kritisieren. Ungerecht zugespitzt könnte man sagen, dass sie eigentlich nur die Gegenseite der Mehrheitsmeinung benennen müssen, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Ein wichtiges Teilelement der Kritik richtete sich sodann auch gegen normative Assimilationsforderungen der Mehrheit und verlangte, mehr Inter- und Multikulturalität zu wagen oder doch wenigstens den Zustand der Multikulturalität zu akzeptieren. Das in der Kritik enthaltene Unbehagen gegenüber einem normativen Assimilationsbegriff hat sehr unterschiedliche Wurzeln. Eine reicht etwa auf die Ereignisse im Prozess der Nationenbildung zurück. Ereignisse, denen immer das gleiche Schema zugrunde lag: Die Minderheit oder die ohnmächtige Gruppe hatte differenzkonstituierende Praktiken aufzugeben und sich an die Mehrheit anzupassen. Das tragischste und eindrucklichste Ereignis in diesem Zusammenhang ist die jüdische Erfahrung in Europa. Trotz stets vorhandenem Antisemitismus galten viele Juden im 19. Jahrhundert als assimiliert und obgleich der Begriff auch innerhalb der jüdischen Glaubensgemeinschaft umstritten war, verwendeten Juden den Begriff zur Selbstbeschreibung. Die Ereignisse im Umfeld der sogenannten Dreyfusaffäre 1894 brachen mit diesem Selbstverständnis, und der Holocaust sollte es später endgültig zerstören. Theodor Herzl schloss aus der Dreyfusaffäre auf die Unmöglichkeit von Assimilation: „Everywhere we Jews have tried honestly to assimilate into the nations around us, preserving only the religion of our fathers. We have not been permitted to... We are a nation – the enemy has made us one without desiring it... We do have the strength to create a state and, moreover, a model state“ (Herzl in: Cohen 1997: 19)³. Historisch unangenehme oder gar tödliche Erfahrungen mit einem transitiven Assimilationsgebot traf viele Gruppen im Prozess der Nationenbildung, die nun von Homogenisierungsprogrammen besonders in der Schule und im Militär erfasst und bis zur Unkenntlichkeit hin assimiliert wurden (vgl. Bommes 2002a: 236). Sie wurden zur Übernahme einer Sprache gezwungen, die nun als Nationalsprache galt, mussten auf religiöse Praktiken oder andere Brauchtümer verzichten. Diese Assimilationspolitiken schufen Konfliktkonstellationen, die bis heute anhalten und immer wieder aufbrechen. Prominente europäische Beispiele sind das Baskenland oder Katalonien und auch beim Zerfall Jugoslawiens und der aktuellen Sicherheitspolitik in Südosteuropa spielten und spielen alte Konfliktkonstellationen eine entscheidende Rolle (vgl. Atanasova 2004; Cross/Kommenich 2005). Dieser Konfliktdauer steht aber die Beobachtung entgegen, dass heute wesentliche Teile der privaten und kulturellen Lebensführung von den Funktionssystemen der Gesellschaft als freie Entscheidungen akzeptiert werden (vgl. Bommes 2002a: 237) und es somit auf den Kontext ankommt, ob die Gegenreaktion auf Assimilation ein politischer Korrektheitsreflex ist oder ob merkwürdige Schuld-

3 Meyer et al. (1997) haben diesen Drang zur Nationalstaatenbildung allgemein beschrieben und vielfach als ‚exogenously driven‘ identifiziert. Die von Herzl als äußerer Zwang beschriebene und geforderte Nationenbildung ist also kein Einzelfall.

verschiebungen und einseitige Assimilationsaufforderungen an Migranten angeprangert werden.

Ihren positiven Ausweg fand die Assimilationskritik im gesellschaftspolitischen und wissenschaftlichen Leitmotiv einer multikulturellen Gesellschaft. Im Kontext von Migration und grundlegendem sozialen Wandel formulierte der kanadische Premierminister Pierre Elliot Trudeau 1971 Multikulturalismus als Politik: „Although there are two official languages, there is no official culture, nor does any ethnic group take precedence over any other“ (Trudeau in: Kobayashi 1993: 205). Fortan galt Multikulturalismus als kanadische Institution und verbreitete sich (vgl. Bronfen/Marius 1997a). In Deutschland wurde die Gleichwertigkeit *verschiedener* Kulturen prominent vom CDU-Politiker Heiner Geißler zusammengefasst. „Wenn wir es gut meinen mit unserer Zukunft, muß sich unser Volk auf eine multikulturelle Gesellschaft vorbereiten. Darin bewahren wir selbstverständlich unsere deutsche Identität, leben aber in Toleranz und gegenseitiger Achtung mit deutschen Staatsbürgern zusammen, die sich zu unserer Verfassung bekennen, die aber durchaus eine andere Herkunft, eine andere Hautfarbe oder eine andere Muttersprache haben“ (Geißler 1991). Multikulturalismus war niemals nur Stichwortgeber und Gegenwartsdiagnose, sondern immer auch politische Zielvorstellung und als solche selbstverständlich umkämpft. Zu Beginn des neuen Jahrtausends erlitt dieses Ziel, das von seinen Gegnern nicht einmal mehr als ein solches anerkannt wird, herbe Rückschläge. Multikulturalismus gilt nun als Illusion (Preuß 2001), als ein Traum aus dem man langsam erwacht (Scheffer 2002) und von dem man schnellstmöglich Abschied nehmen sollte (Schönbohm in: Schneider 2006). Multikulturalismus als politisches Leitmotiv wurde von seinen Gegnern erfolgreich mit Unbill und Schönfärberei assoziiert.

Verlässt man die Politarena und enthält sich eines Urteils über das Verhältnis von Politagitation, Mehrheitsfindung und Welt-da-draußen, dann fällt im Bereich der wissenschaftlichen Theoriebildung ein für diese Arbeit bedeutsameres Problem auf. Zwar wurde mit multikulturellen Konzepten auf die Gleichwertigkeit von Kulturen aufmerksam gemacht, wurde also ein Stück weit Abschied genommen vom europäischen Habitus die Welt außerhalb Europas als eine rückständige Welt zu sehen, doch das Problem mit dem Kulturbegriff konnte auch diese Debatte nicht zufriedenstellend lösen. Letztendlich setzt der multikulturelle Ansatz Kultur voraus und „die Rede von der kulturellen Diversität [repräsentiert] eine radikale Rhetorik der Trennung von Kulturen, die als Totalität gesehen werden“ (Bhabha 2000 [1988]: 52). Welsch (1994) bezeichnete den Multikulturalismus daher als kultur-rassistisch – Kultur_A werde weiterhin von Kultur_B getrennt. Solange die Theorie des Multikulturalismus weiterhin im Modus Kultur beobachtet, setzt sie Kultur neben Soziales und schottet Kultur damit vor sozialen Änderungsprozessen ein Stück weit ab. Vielleicht fördert es das Verständnis, sich Multikulturalismus als eine Art Kulturgefängnis vorzustellen. Jedes Land oder jede Kultur ist dann ein solches Gefängnis und die Wissenschaftler sind die Wärter. Migration führt Fremde ins Gefängnis, die, soweit ist man nun, auch einen

Platz bekommen sollen. Einen Platz, der ihre Eigenständigkeit gewährleistet und ihnen von der Mehrheitsgesellschaft – den Langzeithäftlingen mit wenig Lust an Veränderungen – zugewiesen wird. Sollte gegen den zugewiesenen Platz aufbegehrt werden, dann entsteht ein Streit, der sich im Wesentlichen um Fragen der Anerkennung drehen wird (so z. B. bei Müller 1994). Die (wissenschaftlichen) Wärter glauben von außen im Sinne des Guten zu schlichten und sind doch vielleicht selbst Teil des bösen Spiels. Das Bild überzeichnet die Situation, doch die Beschreibung trifft grundsätzlich zu.

Es dämmerte abermals, dass Theorien und empirische Forschungen von normativ-politischen Wertvorstellungen überfrachtet und „deutlich der politischen Debatte der Integrationsleitbilder“ gefolgt waren (Krummacker 1998: 324; vgl. Leggewie 2000: 88). Und es dämmerte, dass das Konzept des Multikulturalismus theoretische Schwächen hatte. Der Begriff Kultur umspannt zu viele Aspekte, wird unhandlich und unbestimmt. Am Ende überzieht die Semantik der Kultur alles, was kommuniziert werden kann, mit Kontingenz. Um diese Gedanken beginnt sich die Kritik am Kulturbegriff zu radikalieren. Das zentrale Argument kumulierte in der Aussage: „There’s no such thing as culture“ (Mitchell 1995). Damit stieß die Geografie in eine Diskussionsarena, die in anderen Disziplinen bereits gründlich bearbeitet worden war.⁴ Doch jenseits des Streits, ob hier theoretische Innovationen vertreten werden oder nicht, interessieren die Gemeinsamkeiten. So rebellierten die Postisten gegen jegliche Vorstellung von Reinheit und in sich abgeschlossenen Einheiten. Jeder Versuch Heterogenes zu vereinheitlichen, jeder Gestus der Begriffsherrschaft, jede Annahme, dass Dinge nur so und nicht anders sein können, kam auf den Prüfstand. Dabei war nicht nihilistischer Relativismus das Ziel, sondern grundlegende Gesellschaftskritik. Alle modernen Einheitskandidaten wie Nation, Kultur, Natur, Rasse, Individuum, Identität, Geschlecht etc. wurden dekonstruiert.

Neue Zeitschriften wie die 1988 gegründete ‚Public Culture‘ machten das Entrücken von Perspektiven zum Programm. Der modernistisch-intellektuelle Raum, der durch die Trennung in Erste, Zweite, Dritte und Vierte Welt markiert war, sollte zu einem prinzipiell offenen Raum werden, zu einem Raum, in dem immer auch andere Unterscheidungen getroffen werden können (vgl. Kearney 1995: 556). Weil fast jede Bezeichnung mit einer Machtausübung gleichgesetzt wurde, bemühte man sich auch, die eigenen Kategorien fortwährend zu brechen und sich von ihnen selbst zu distanzieren. Fluidität, Juxtapositionen oder Intersektionen wurden nicht allein als Phänomen betont, sondern in das eigene Theorieprogramm eingeschrieben. Im Extremfall wird dann nicht einmal mehr zwischen der Sache, die ein Begriff bezeichnen soll, und der semantischen Tradition des Begriffes unterschieden. Dass die Anthropologie hier besonders aktiv war, verwundert nicht, denn sie forschte traditionell außerhalb der westlichen Welt

4 Vgl. zu diesem Thema für die Geografie allgemein Mitchell (2000), für die deutschsprachige Geografie siehe besonders die bildhafte Darstellung von Sahr (2003).

und war dort stärker als andere Disziplinen mit abweichenden Weltdeutungen und anderen Gesellschaftsstrukturen konfrontiert (Kearney 2005). In der ersten Ausgabe der 1991 gegründeten Zeitschrift ‚Diaspora: A Journal for Transnational Studies‘ ist zu lesen:

„[...] Scholars from several disciplines write about diasporas, or transnationalism, or both. Their work replicates no template and shares no single theory, precisely because the journal has no preconceived identity or profile apart from its concern with whatever will contribute to the study of all aspects of transnationalism and its classic exemplar, the diaspora. Linked as they are to nationalism and current struggles, these terms are emotionally and intellectually charged. We will publish articles representing diverse and even mutually contradictory ideologies and political affiliations, including those with which we disagree.“⁵

Die Dekonstruktion von Einheiten führte zur Rede von Hybridität. Dabei wurde Hybridität nicht immer als analytische Denkfigur verstanden, sondern fahrlässig als neue Einheit dargestellt, die dann sofort Kritik provozierte. Das hybride Bild, so der Vorwurf, sei nur eine weitere gebundene Darstellung der Realität, sei selbst hegemonial, befremdlich spontan und wenig elaboriert (Friedman 1999: 237). Immerhin diente Hybridität als Gegengift zu puristischen Vorstellungen (vgl. Nederveen Pieterse 1998: 104; 2001). Bei alledem ist zu berücksichtigen, dass ein Großteil der Kritik von Autorinnen und Autoren erhoben wurde, deren Arbeitsschwerpunkt zuvor nicht Migration gewesen war.⁶ Das ist kein absoluter Makel, zumal die Migrationsforschung zuvor den Anschluss an die Debatten zur Inter- und Multikulturalität verloren hatte und erst über den Weg der Transnationalismusdebatte wieder in deren Nähe geführt wurde (vgl. Bommes 2000: 7). Die vorhandene Bruchlinie ist aber auch keine Nebensächlichkeit und der Verweis auf sie hilft beim Verstehen von manchen Miss- und Unverständnissen oder beim Urteil über Vorsprünge und Rückstände: „Population geography and migration studies have come late to feminist and poststructural theoretical approaches, and, as a result, the points of difference are clearer than the points of continuity. The challenge for geography is to embrace these new theorizations and analytical priorities without losing the points of continuity that form the basis for much of our understanding of mobility“ (Silvey/Lawson 1999: 129).⁷

Interessant ist auch, dass nicht wenige der Wortführer selbst Migranten waren und die verstörenden Beschreibungen und Analysen teilweise von Angehörigen nicht-westlicher Gemeinschaften und hier wiederum von Frauen kamen (Kearney 1995: 560). Diese Konstellation macht vielleicht verständlich, weshalb

5 <http://www.utpjournals.com/diaspora/diaspora11.html> (27.12.2006).

6 Die meisten Wortführer der Debatte (zum Beispiel Arjun Appadurai, Homi K. Bhabha oder Stuart Hall) bezeichnen sich meines Wissens nicht als genuine Migrationsforscher.

7 Vgl. dazu auch Boyle (2002).

sich die deutschsprachige Geografie dieser Wende nur halbherzig annahm (vgl. Lossau 2000: 23) und sich die deutschsprachige Bevölkerungsgeografie diesen Wendungen noch zögerlicher öffnet.⁸ Nimmt man an, dass die persönliche eher als die textliche Konfrontation zu Zustimmung führt, dann erkennt man einen Grund für die Situation in Deutschland: Die persönliche Konfrontation fand in Deutschland schlichtweg selten statt. Wichtige Vertreter dieser Strömungen in der deutschsprachigen Geografie hingegen sind über wissenschaftlich-biografische Stationen im Ausland mit den Postisten verbunden (vgl. z. B. Boeckler 1999; Lossau 2000, 2002; Berndt 2001, 2004). Ähnliches fällt mit einem Blick auf die Belletristik auf. In Großbritannien wurde Literatur von Migranten bereits in den späten 1950er Jahren prominent. Bereits damals spielten die Autorinnen und Autoren bewusst mit ihrer von der Mehrheitsgesellschaft als defizitär betrachteten Sprache (vgl. Korte/Sternberg 1997). Neben der Tatsache, dass Migranten in Großbritannien, aber auch in Frankreich, früher ankamen und folglich auch wahrgenommen werden konnten, ist zudem zu beachten, dass etwa nordafrikanische Franzosen oder indische Briten trotz Diskriminierung immer auch als Franzosen oder Briten gesehen wurden, und wenn sie diskriminiert wurden, folglich als Inländer und nicht als Ausländer diskriminiert werden mussten. Deutschland kennt eine solche Geschichte nicht, sodass „das Fremde niemals die Chance hatte, den Anspruch auf Diskriminierung erster Klasse zu stellen“ (Nassehi 2000: 63; vgl. Sankoh 2001). Die jüngsten deutschen Kinofilme von Migranten der ‚ersten Klasse‘ sind ein Indiz für eine Angleichung der sozialen Befindlichkeiten in Frankreich, Großbritannien und Deutschland.⁹

Im Ergebnis erweiterte sich der Migrationsbegriff. Besonders Transnationalität bezieht sich nicht allein auf die Bewegung von Menschen in zwei nationalen Kontexten, sondern umfasst auch imaginierte Mobilität: „But there is a peculiar new force to the imagination on social life today. More persons in more parts of the world consider a wider set of possible lives than they ever did before“ (Appadurai 1998b: 53). In einer weiteren Annäherung ist demnach in dieser Arbeit von Transnationalität die Rede, wenn sich Handlungs- und Erlebnishorizonte von

8 Die wenigen Lehrbücher zu Bevölkerungsgeografie arbeiten den Konstruktionscharakter von Rasse und in der Folge Rassismus nur in sehr unbefriedigender Weise auf. Bei Leib/Mertens werden Geschlecht und Alter als die beiden fundamentalen *natürlichen* Gliederungsmerkmale einer Bevölkerung bezeichnet, zu denen per Gewohnheit auch ‚rassische‘ Zugehörigkeit als eine *biologisch-natürliche* Kategorie hinzugerechnet wird – mehr Worte verloren sie damals nicht (1986: 84).

9 Gemeint ist zum Beispiel Fatih Akins preisgekrönter Film ‚Gegen die Wand‘ (2004). Verglichen mit ähnlichen Produktionen (zum Beispiel ‚My Beautiful Laundrette‘ 1986 in Großbritannien; ‚La Haine‘ 1995 in Frankreich) haben ‚Immigranten-Filme‘ jedoch erst sehr spät ihren Platz in deutschen Kinos gefunden. Angesichts der Aufstände in England oder Frankreich ist es allerdings eine offene Frage, welche Integrationspolitik und -rhetorik den größeren Erfolg garantiert (vgl. Luyken 2001; Boyes/Huneke 2004).

Migranten längerfristig an wenigstens zwei Nationalstaaten ausrichten oder eben über einen Nationalhorizont hinausgehen.

Transnationale Migrationen und neue Beschreibungen

Weil sich die Methode der (trivialiserten) Dekonstruktion totläuft, sobald alle ‚Bösen‘ identifiziert und entlarvt worden sind und weil noch immer gewusst werden will, wer, wann, warum, woher, wohin und mit welchen Folgen wandert, wagte man sich wieder an Konstruktionen (z. B. Pries 1997a; Faist 2000b). Bei diesen neuen Beschreibungen von Mobilitätsprozessen wurde auf flüssige, vergängliche und wandelbare Formen zurückgegriffen, mit denen ökonomische, soziale und politische Prozesse jenseits des Nationalstaates erfasst werden sollten (Urry 1996: 1979). So rückte etwa Appadurai Migrationen, Entterritialisierungen und die globale Verbreitung von Massenmedien ins Zentrum des Interesses und identifizierte vorläufig fünf Scapes: Ethnoscapes, Technoscapes, Finanscapes, Mediascapes, Ideoscapes. Das Suffix ‚scape‘ soll Fluidität anzeigen und darauf hinweisen, dass keine Relationen objektiv zu vermessen sind, sondern perspektivische Konstruktionen verhandelt werden, die von Nationalstaaten, subnationalen Gruppierungen und individuellen Akteuren vollzogen oder imaginiert werden können (Appadurai 1990).¹⁰ „Ces flux et les paysages qu’ils dessinent ne sont ni convergents, ni isomorphes. C’est la dissociation des différents vecteurs qui caractérise le monde contemporain“, schreibt Abélès zu Appadurais Idee (2001: 16). Zwar mögen die Ansätze zum Forschen stimulieren, doch die abschließenden Ordnungen bleiben meist Ein-Mann- oder Kleingruppen-Ordnungen, die nur mühsam auf andere Phänomene übertragen werden können.

Andere versuchten daher aus der Empirie Taxonomien zu entwickeln, um weitere Forschungen anzuleiten.¹¹ Pries taxonomierte vier Migrationstypen: Transmigranten, Emigranten/Immigranten, Remigranten und Diaspora-Migranten (Pries 2000: 60). Die starke Fokussierung auf migrante Idealtypen steht zwar im Widerspruch zu Differenzierungstheorien, ist aber strategisch günstig, weil über den Typ Transmigrant nichts in der Literatur zu finden ist – zumindest nicht unter diesem Etikett. So kann man neue Forschungsarbeiten rechtfertigen und neue Theorien einklagen, ohne den anderen Migrationstheorien zu nahe treten zu müssen. Emigranten/Immigranten können schließlich mit Wanderungs- und Ein-

10 Albrow spricht alternativ von ‚socio-scapes‘ oder ‚sozialen Landschaften‘ (1997; oder auf Deutsch 1998). Andere führen ‚sacriscapes‘, ‚leisurescapes‘, ‚armscapes‘, ‚fashionscapes‘ oder ‚drugscapes‘ ein (vgl. Dürrschmidt 2002: 64).

11 Neue Taxonomien legen zwar oftmals die Finger in die Wunde von anderen ungünstigen Taxonomien, können das Kritisierte aber nicht immer ersetzen. Lucassen und Lucassen (1997) diskutieren eine ähnliche Problematik, wenn sie drei in der Migrationsforschung übliche Differenzierungen und deren Folgen erörtern. Sie zeigen, dass die Trennungen zwischen erzwungener und freiwilliger Migration, zwischen Sesshaftigkeit und Bewegung sowie entlang politischer, zeitlicher und geografischer Rahmungen zweifelhaft sind, bieten aber keine Lösung an.

gliederungstheorien erfasst werden (z. B. mit Hoffmann-Nowotny 1973; und Esser 1980). Die Literatur über Remigration mag zwar nicht so umfangreich sein, doch auch hier ist das Feld bestellt (vgl. King 1978; Pagenstecher 1996; Haug 2001). Die wissenschaftliche Literatur über Diasporamigranten ist praktisch nicht zu überschauen. Zudem sind Diasporas in religiösen und politischen Kommunikationszusammenhängen ausführlich thematisiert worden (vgl. Cohen 1997). Mit der Hypostase des Transmigranten, als einen von all dem differenten Typ, erspart man sich obendrein eine eingehende Lektüre der etablierten Theorien.

Man kann über ein solches Vorgehen unterschiedlicher Meinung sein, man kann auch der Meinung sein, dass die hier gewählte Darstellung unfair ist. Aber über ein Manko wird man nur schwerlich hinwegsehen können. Die Postismen, Transismen oder Neologismen verhalten sich zu ihren Kritikobjekten wie die DDR zum Kapitalismus bei ihrem Versuch, zu überholen ohne aufzuholen. Das Gros der transnationalen Konzepte ist nicht in der Lage, den kritisierten Bezugsrahmen Nationalstaat strukturell zu ersetzen.¹² Die Rede von transnationalen sozialen Räumen sorgt zwar für eine Minimalstruktur, doch Raumgrenzen erscheinen als Außengrenzen der sozialen Welt eher ungeeignet. Dies gilt insbesondere im Kontext des Primats der funktionalen Differenzierung:

„Raumgrenzen machen für die auf Universalismus und Spezifikation angelegten Funktionssysteme keinen Sinn – es sei denn als segmentäre Differenzierung (zum Beispiel in politische Staaten) innerhalb von Funktionssystemen. Der Funktionsbezug fordert zum ständigen Kreuzen von territorialen Grenzen auf: zum Empfang ausländischer Provenienz, zur Bemühung um internationale Kredite, zu politisch-militärischen Vorkehrungen jenseits der eigenen Grenzen, zum Copieren von Schul- und Universitätssystemen der fortgeschrittenen Länder usw.“ (Luhmann 1998b: 809)

Abschließend ist jenseits der Streitigkeiten zu bemerken, dass unter den Transnationalisten Einigkeit darüber herrscht, dass sich enge und restriktive (territoriale) Kopplungen, von welchen Einheiten auch immer, auflösen und zu neuen Zusammenhängen zusammenfinden – ganz gleich, ob nun von Entterritorialisierungen, transnationalen Verflechtungszusammenhängen oder Ähnlichem die Rede ist. Systemtheoretisch formuliert ist die Transnationalismusthese im Kern eine empirische Infragestellung einer strikten Kopplung von sozialen Systemen und be-

12 Zwischen deutschen und angelsächsischen Artikeln zeigen sich übrigens massive Unterschiede im Diskussionsstil. Eine stereotype Ordnung ist unangebracht, doch tendieren angelsächsische Beiträge zu einem argumentativen Essaystil mit dem Ziel, mittels einer eleganten und intelligenten Argumentation jemanden zu überzeugen. Ausgangspunkte sind meist mit viel primärer Evidenz ausgestattete Thesen, die überprüft und mit Empirie angereichert werden. Nur selten werden diese These auf eine theoretische Anschlussfähigkeit oder Ausbaufähigkeit hin geprüft. Die in Deutschland übliche Verwendung eines wissenschaftlichen Sprachregisters erschwert hingegen das Verständnis vieler Texte für Laien und Experten und behindert inspirierende Gedankentransfers (vgl. Clyne 1987).

hauptet eigentlich nur, dass nicht alle sozialen Systeme nationalstaatlich eingeeht sind (Bommes 2002a: 232).

Methodologischer Nationalismus – Methodenkritik

Wenn man der vorangegangenen Kritik an der Aufmerksamkeitsverteilung und an den ‚Schdefiziten‘ zustimmt, dann ist eine Methodenkritik zwingend. Sie ist zwingend, weil richtige Methoden nicht zu diesen unwahren Schlüssen oder Ergebnissen hätten führen dürfen, hingegen falsche Methoden zu wahren *und* unwahren Ergebnissen führen können. Die dazugehörige Metaerzählung der Transnationalisten ist die Kritik am sogenannten methodologischen Nationalismus.

In einer Genealogie kann die Kritik am methodologischen Nationalismus auf Anthony D. Smith zurückgeführt werden. Er erwähnte 1979 kurz die universale Bedeutung dieser Perspektive (1979: 191) und arbeitete seine Wirkung später systematisch heraus (z. B. 1983). Ganz allgemein kann unter methodologischem Nationalismus die Annahme verstanden werden, dass die Nation oder der Staat die natürliche soziale und politische Form der modernen Welt ist (Wimmer/Glick Schiller 2002: 302). Die *Imago Nation*, also die unbewusst existierende Idealvorstellung modernen Zusammenlebens, um es in Anlehnung an die ‚*Imagined Communities*‘ von Anderson (2003 [1983]) auszudrücken, entfaltete zwar eine universale Wirkung, schlug sich aber in einzelnen Disziplinen und Forschungsprogrammen sehr unterschiedlich nieder. Während die Geografie sich insbesondere mit der Problematik des methodologischen Territorialismus beschäftigte (vgl. Johnston/Thrift 1996; Boeckler 1999), haderten Migrationsforschungen mit der Paradoxie, dass Migration und Migranten als Problem durch den Nationalstaat konstituiert werden. Das bedeutet, dass die Migrationsforschung einerseits Nationalstaaten nicht fraglos als Behälter für alle soziale Beziehungen verwenden darf, sich aber andererseits auch der Besonderheit des Nationalstaats bewusst sein muss. Doch wie Wimmer und Glick-Schiller bemerken, war das sozialwissenschaftliche Interesse an nationalstaatlichen Logiken gering:

„Whether Parsons and Merton or Bourdieu, Habermas and Luhmann, none of these authors discusses in any systematic fashion the national framing of states and societies in the modern age. Interestingly enough, such nation-blind theories of modernity were formulated in an environment of rapidly nationalizing societies and states, sometimes, as was the case with Max Weber and Emile Durkheim, on the eve or in the aftermath of nationalist wars.“ (Wimmer/Glick Schiller 2002: 304)

Zwar wird man bei den genannten Autoren erhellende Passagen zum Thema finden, doch die Systematik fehlte tatsächlich lange. Auch Luhmann hat das problematische Auslassen der nationalen Thematik in ‚*Metamorphosen des Staates*‘ (1995b: 101) erkannt und die semantische Karriere des Staatsbegriffes untersucht. Der Nationalstaat gilt ihm als eine segmentäre Differenzierung des politi-

schen Systems (1998a). Ebenso selten fand das Thema ‚Nation‘ zu Beginn der Migrationsforschungen Beachtung (vgl. Thomas/Znanięcki 1958 [1918-1920]; Smith 1983: 24). Es war opportuner und damit auch leichter in Bezug auf horizontale Trennlinien, also in Bezug zu Konzepten von Klasse und Schicht, zu arbeiten. Dabei wurde aber verkannt, dass diese Trennlinien sich als Forschungsproblem auch aus dem Wohlfahrtsversprechen des Nationalstaates ergaben. Internationale Forschungen, die einen vielleicht auf die Kontingenz der nationalen Ordnung aufmerksam gemacht hätten, waren selten, zumal dazu Sprachkenntnisse, interkulturelle Kompetenz und vieles andere mehr nötig sind (Smith 1983: 25f.).

Nachdem der Forschungsblick neu justiert worden war, brachten die unterschiedlichen Disziplinen faszinierende Studien hervor. Sie zeigten, wie Nationen, Identitäten und viele andere moderne Einheitskandidaten in kommunikativen Akten produziert wurden und werden. Wimmer und Glick-Schiller beschreiben den Nationenbildungsprozess entlang der drei Dimension ‚Ignorieren‘, ‚Naturalisieren‘ und ‚territorial Limitieren‘ (2002). Der Geograf Gregory (1994, 1998) hat auf die epistemologischen Wurzeln des Eurozentrismus hingewiesen und vier ähnliche Praktiken unterschieden, die zur Imago eines Europas als natürliche Einheit führten: Raum und Zeit mussten verabsolutiert werden, die Welt wurde zur Schau gestellt, das Subjekt normalisiert und Kultur galt es von Natur zu separieren. Es gibt mehr solcher Gliederungen mit je unterschiedlichen Fokussen, die nebeneinander stehen können (vgl. Fulcher/Scott 1999: Kap. 12; Bauman 1998; Smith 1979). Sie zeigen alle mehr oder weniger an, wie sakrale und hoheitliche Hierarchien verschwanden, eine Nation an eine gemeinsame Herkunft und Zukunft zu glauben begann und als Nation ihre Identität an den Grenzen des Territoriums zu verteidigen versuchte. Das Territorium wurde als realer Boden der Schicksalsgemeinschaft imaginiert und an den Grenzen musste die Gefahr der Vieldeutigkeit, die aus überlappenden Souveränitäten erwachsen konnte, gebannt werden (vgl. Bauman 1998: 319; Wimmer 1999: 512; Elden 2005).

Sobald die Solidargemeinschaft über den persönlich erfahrbaren Horizont hinaus auf eine Nation ausgedehnt wurde, mussten auch die Zugehörigkeitskriterien reorganisiert werden. Wohlfahrtsstaatliche Solidargemeinschaften, die Armut-, Krankheits- oder Altersrisiken national teilen, regeln dies gewöhnlich über die Staatsbürgerschaft und lassen den Staat darüber entscheiden, wer dazu gehört und wer nicht. Von dort zur nationalstaatlichen Migrationskontrolle ist es nur noch ein kleiner, aber logischer Schritt (vgl. Wimmer 1998, 1999).¹³ Die 1999 in

13 Die Ausbreitung des Nationalstaats als politische Einheit entfaltet ihre Relevanz selbstverständlich nicht nur für Migranten. Ein anderes Beispiel: Nationen als agierende Einheiten finden sich in Fichtes Ausführungen über Selbstbestimmung ebenso wie in der Idee des Völkerbundes. Allerdings steht der Forderung des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, dass Selbstbestimmung keine leere Phrase sei, sondern ein imperatives Handlungsprinzip, eine Welt entgegen, die diese

Deutschland geführte Diskussion um die doppelte Staatsbürgerschaft zeigte, dass diese Rechtsfrage in der Politik mühelos emotionalisiert werden kann (Gernier 2002). Und das, obwohl die staatsbürgerschaftliche Reinform faktisch durch eine „multikulturelle/multinationale Mitgliedschaftspolygamie“ ersetzt wurde (Nassehi/Schroer 2000: 50). Während diese Fragen für Migranten mit alltäglichen Schwierigkeiten verbunden sein können, ist den meisten Normalbürgern der europäischen Nationalstaaten nicht bewusst, dass die Regelungen, denen sie ihre Staatsangehörigkeit verdanken, überhaupt ein Problem darstellen und dass sie im Prinzip auch anders aussehen könnten (Fijalkowski 1997: 364).¹⁴ Die rückblickend so eingängigen Beschreibungen von nationalen Schließungsprozessen und die aktuelle Betrachtung einer faktischen Mitgliedschaftsvielfalt sind richtig und zugleich gefährlich suggestiv. Denn eine solche Gegenüberstellung unterstellt gelegentlich, dass der Nationalstaat nur hier und heute perforiert wird, obwohl die Kunst des Nationalstaates wohl schon immer darin bestand, eine Balance zwischen Schließung und Öffnung zu halten.

Die neue epistemologische Sensibilität in Bezug auf den Gegenstand und in Bezug auf sozialwissenschaftliches Wissen kann für Migrationsforschungen als Gewinn gelten. Die Offenlegung von Beobachtungsperspektiven untergräbt wissenschaftliche Erkenntnisse nicht, sondern macht sie vertrauenswürdiger und erleichtert auch den interdisziplinären Austausch (vgl. Bommes/Morawska 2005: 4). Migration erlaubt wie kaum ein anderes Thema die Einnahme von vielen unterschiedlichen Perspektiven, von denen keine universelle Gültigkeit beanspruchen kann. Disziplinäre, nationale, zeitliche oder andere Signaturen in Migrationsstudien gilt es zu erkennen. Eine so verstandene Migrationsforschung wird sich ihrer eigenen Prämissen gewahr werden, wird vielleicht erkennen, dass Migranten im Interview über Diskriminierung reden, weil sie erwarten, dass Wissenschaftler von ihnen das und nichts anderes erwarten.

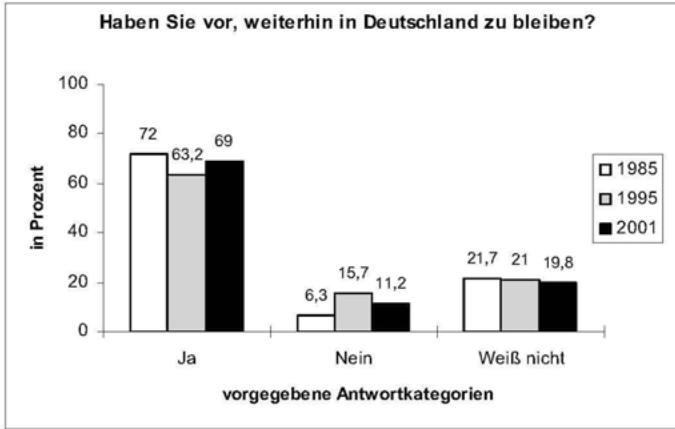
Ein so geschärfter Blick erkennt leicht, wenn Migranten als zwischen zwei Nationen stehend betrachtet werden. Ein Beispiel in Bezug zu Post-Jugoslawien soll dies verdeutlichen. Die Frage nach Bleibe- und Rückkehrabsichten gehört zum klassischen Inventar der Migrationsforschung, die in der Antwort einen Indikator für die persönliche Zufriedenheit und die Integration von Migranten erkennt, die Zufriedenheit also vom nationalen Wohnort abhängig macht. Dabei vergisst der Fragende, dass die Frage die nationale Weltordnung entstehen lässt.

Eindeutigkeiten nicht zu bieten hat (Moynihan 1993: 80). Und schon damals wurde kritisch interveniert, Wilsons Sekretär merkte an: „When the president talks of self-determination, what unit has he in mind? Does he mean a race, a territorial area or a community? Without a definite unit, which is practical, application of this principle is dangerous to peace and stability“ (Wilson's Sekretär (1918) in Moynihan 1993: 82).

14 Einen vertieften Einblick über den Wandel bei Staatsangehörigkeitsrechten im Kontext moderner Migration gibt Masing (2001).

Wörtlich lautet die Frage: „Haben Sie vor, weiterhin in Deutschland zu bleiben?“ Als Antwortkategorien waren ‚Ja‘, ‚Nein‘ und ‚Weiß nicht‘ vorgegeben.

Abbildung 1: Bleibeabsichten von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens in Deutschland (Venema/Grimm 2002b: 155)



Die Frage produziert keine validen Ergebnisse. Zunächst einmal sind die zeitlichen Schwankungen schwer zu interpretieren, weil unterschiedliche Fragedesigns Verwendung fanden. Darüber hinaus wird weder in der Frage noch in der Antwort oder Interpretation die Möglichkeit betrachtet, dass eine Lebensplanung in Deutschland *und* im Ausland geplant wird. Solche Pläne können nicht erfasst werden und verstecken sich teilweise in der Kategorie ‚weiß nicht‘. Auch die Interpretation geht nicht über die Reproduktion der selbst hervorgerufenen Unsicherheit hinaus:

„Ähnlich wie schon 1995 ist rund ein Fünftel der ausländischen Befragten [...] unsicher ob der eigenen Zukunftspläne. Diese Unsicherheit verstärkt sich bei der konkreten Nachfrage, wie lange sie denn beabsichtigen, in Deutschland zu bleiben. Zwar sind wie in früheren Jahren annähernd gleich viele Griechen (55,1%), Türken (56,1%) und Italiener (59,2%) und ehemalige Jugoslawen (63,2%) fest entschlossen, für immer in Deutschland zu bleiben. Es gibt aber auch einen beträchtlichen Anteil an Ausländern, die keinerlei Vorstellung über die Dauer des weiteren Aufenthalts in der Bundesrepublik haben.“ (Venema/Grimm 2002a: 60f.)¹⁵

15 Solche Fragen gehören noch immer zum Standardrepertoire. Vgl. dazu die Studie über die Lebenssituation von türkischen Migranten in Nordrhein-Westfalen, in der die gleiche Frage mit einem ähnlichen Ergebnis und einer fast identisch Interpretation zu finden ist (Zentrum für Türkeistudien 2000).

Die Dopplung der nationalen Weltordnung zwingt zu einem wenigstens kursorischen Blick auf die Rolle der Wissenschaft im Nationenbildungsprozess. Die Herausbildung der modernen Sozialwissenschaften verlief nicht bloß parallel zu nationalen Schließungsprozessen, sondern stand in einem wechselseitigen und konstitutiven Verhältnis dazu. Die Wissenschaft übernahm die neu entstehenden Verwaltungslogiken. Es verwundert also nicht, dass zum Beispiel die Wurzeln der historischen Migrationsforschung in der Demografie und deren Vorläufern, also den Kameral- beziehungsweise Staatswissenschaften zu finden sind (vgl. Bade 2004 [2001]: 37). Und es verwundert in diesem Zusammenhang auch nicht, dass Konzepte wie Überbevölkerung und Bevölkerungsdruck so lange in Deutschland als Erklärung für Migration verwendet wurden, obwohl sie so denkbar wenig erklärten. Ehmer (2005) sieht den Grund für die Persistenz daher nicht in ihrem Erklärungspotenzial, sondern in ihrer normativen Aussage, wonach Dinge in eine bestimmte Ordnung zu passen haben und somit von den Nazis als Handlungsgrund verwendet wurden. Taylors Argument, dass Sozialwissenschaftler die räumlichen Einheiten auf denen sie ihre Forschungen aufbauten nicht erfunden hätten, steht auf tönernen Füßen und seine Aussage, dass sie um 1900 lediglich auf die Welt um sie herum reagierten, ist in dieser Allgemeinheit nicht zu halten (Taylor 1996: 1919). Die Sozialwissenschaften waren an nationalen Schließungen, Homogenisierungen und Territorialisierungen aktiv beteiligt. Und obwohl die Geografie in Standardwerken zum Nationalismus kaum Erwähnung findet, trug auch sie ihr Scherflein zur Nationenbildung bei. In Deutschland geschah dies während der Formationszeit des Deutschen Reiches nach 1871, als sich die Geografie in Zusammenarbeit mit der Schulgeografie selbst profilierte (vgl. Sandner 1994). Im Rahmen der nationalen Schulgeografie und trotz fachinterner Diskussionen und ‚wideriger naturräumlicher Gegebenheiten‘ schuf sie ein Deutschland.

„Mit der Positivierung [der] Zerrissenheit als *Vielfalt* in der *Einheit* und der Aufwertung der Triade Flachland, Mittelgebirge, Hochgebirge zur *Harmonie* eines landschaftlichen ‚Dreiklangs‘ gelang es jedoch, auch Deutschland (von der Kanalküste bis an die Weichsel, von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen) als eine im Relief begründete Nation zu legitimieren, wengleich in ihren ‚natürlichen Grenzen‘ weit weniger gut ausgeprägt als andere Nationen.“ (Schultz 2000: 12)

Diese aus nationalstaatlicher Sicht gelungene Transformation ist keine Selbstverständlichkeit. Im hier immer auch zu beachtenden Fall der Nationenbildung des ehemaligen Jugoslawiens fällt kontrastiv auf, dass eine nationale Einigung des ersten Jugoslawiens über die Bildungsorganisation Schule scheiterte. Für die ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts muss festgestellt werden, dass den Schülern kein einheitliches Jugoslawien präsentiert wurde, sondern serbischer, kroati-

scher oder slowenischer Nationalismus in den Schulbüchern dominierte (Jakir 2001: 313).¹⁶

Krude wissenschaftliche Antworten auf Bevölkerungsfragen zeigen, dass Migrationen lange Zeit als die Einheit von Territorium, Volk und Staat störende und gefährdende Prozesse empfunden und betrachtet wurden (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 310). Migrationen galten als ein *vorübergehender* Ausdruck von zwischengesellschaftlichen Spannungen, die zu neuen Gleichgewichtssituationen führen sollten. Eine Betrachtungsweise, die zeitlos zu sein scheint und Migrationen als Ausnahme und nicht als Regel erscheinen lässt (vgl. Lucassen/Lucassen 1997: 9). „Describing immigrants as political security risks, as culturally others, as socially marginal and as an exception to the rule of territorial confinement, migration studies have faithfully mirrored the nationalist image of normal life“ (Wimmer/Glick Schiller 2002: 325). Herders Vorstellung von Nationen als geglückte Synthesen von äußerem Ort und innerem Charakter der Völker wurde in der Geografie aufgegriffen. Völker sollten nebeneinander und nicht über- oder gar durcheinander leben. Weil auch die Geografie wusste, dass nicht alle Völker immer dort gelebt hatten, wo sie gegenwärtig lebten und ihren legitimen und natürlichen Platz zu haben glaubten, musste sie eine Erklärung für die (Völker-)Wanderungsfrage finden. Die Lösung lag im Konzept einer Art Wahlverwandtschaft zwischen Land und Volk oder in einer prästabilisierenden Harmonie, „die das Volk jedoch erst nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum *herausfinden* musste [...]. Wurde ein ‚dunkles Bewusstsein‘ von dieser Harmonie auf einem bestimmten Erdfleck geweckt, so hatte das Suchen für dieses Volk ein glückliches Ende gefunden, und die Entwicklung zur *Vervollkommung* seines Verhältnisses zur umgebenden Natur (Herders ‚Maximum‘) konnte beginnen“ (Schultz 2000: 10). Schultz zitiert bis ins Jahr 1833 zurückreichende Quellen, sodass der Bogen von damals bis heute sehr straff gespannt werden müsste, um hier Kontinuitäten aufzuzeigen. Auch hat Schultz darauf verwiesen, dass andere bereits auf die Probleme der willfährigen Übernahme normativer Agenden in der Geografie aufmerksam gemacht haben – Walter Sperling 1969 zum Beispiel (Schultz 1998: 111). Doch es ist nicht vermessen, zu behaupten, dass diese Denklinie abgeschwächt nachwirkt und dass internationale Migrationen im Alltag noch immer mit den Konzepten, Modellen und Annahmen des 19. Jahrhunderts betrachtet werden (Massey et al. 1993: 432).

All dies zeigt, dass methodologische Revisionen überfällig waren, doch die Frage, ob diese Revisionen dazu zwingen, ganze Wissensbestände zu ignorieren, bleibt bestehen. Die Übersichtsdarstellung soll mit dieser offenen Frage enden. Chancen und Fallstricke sind jedenfalls ausreichend benannt worden.

16 Damit sind keine Veränderungen zu der Zeit am Ende des 19. Jahrhunderts festzustellen, als Serbien seine territorialen und nationalen Ansprüche in die Schulbücher hineinschrieb: Istrien galt dort zum Beispiel als die größte serbische Halbinsel und die katholische, muslimische und orthodoxe Bevölkerung Bosnien-Herzegowinas wurde differenzlos als serbisch beschrieben (Jelavich 1983).

Der wundersame Erfolg des Transnationalen – Eine Kritik an der Kritik

Bis eben wurden die transnationalen Inspirationsquellen meist nur beschrieben und bewusst wurde an Gegenargumenten gespart. Drängen die Gegenargumente dennoch durch, dann blieben sie mehrheitlich innerhalb des gleichen Theorieprogramms. Doch die Kritik an transnationalen Konzepten darf und kann sich darin keineswegs erschöpfen, denn solange sie im gleichen Bezugsrahmen verharrt, ist sie kaum in der Lage, neue Erkenntnisse zu produzieren. Nun ist es aber nicht so, dass es keine Kritik gäbe. Tatsächlich haben sich viele deutlich gegen Transnationalisten gestellt – vielfach mit guten Argumenten. In Anbetracht der fundierten Kritik wundert es jedoch, dass es nicht zu einem Konjunkturereinbruch des Labels ‚Transnationalität‘ kam, sondern dass Forschungen unter diesem Label weiter florieren. Diese widersprüchliche Situation verbietet es, von einem Theorieangebot direkt zu einer Alternative zu springen und sie gebietet es, diese Merkwürdigkeit zuerst zu analysieren. Die Prüfung kann weder allein bei transnationalen Migrationsforschungen beginnen noch in deren Rahmen Halt machen. Vielmehr richtet sich der Blick auf notorisch-strukturelle Probleme sowohl in der interdisziplinär ausgerichteten Migrationsforschung als auch in der Geografie. Die aufgedeckten Strukturen sind für wissenschaftssoziologisch inspirierte Geister nicht neu. Doch es scheint, als haben sich weite Teile der Migrationsforschung diesem Kritikpotenzial gar nicht oder nicht mit der nötigen Radikalität gestellt. Das Fehlen einer Selbstreflexion oder das Nichtbeobachten der eigenen Beobachtungen gestattet es auf der Basis von alten Grundsatzkritiken, zum Beispiel von Gerhard Hard, gegen aktuelle Entwicklungen zu argumentieren.¹⁷ Diese alte Kritik von Hard kann mit speziellen und tiefscharfen Kritiken von Bommers gepaart werden (2002a, 2002b, 2003a, 2003b). Im Ergebnis können sodann drei Kernproblematiken erkannt werden, die in unterschiedlichen Variationen

17 Die Ignoranz von bereits erreichten Diskussionsniveaus ist ein anhaltendes Problem der Geografie. Nirgends wird dies derzeit deutlicher als bei der deutschsprachigen Diskussion über die ‚Neue Kulturgeographie‘ (Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer 2003) und ihren polemischen Rezensionen zum Beispiel von Klüter (2005). Die Lektüre von ‚eingestaubten‘ Texten ist dabei erhellend (z. B. Bartels/Hard 1975; Hard 2003 [1990]). Welcher Gewinn von wissenschaftssoziologischen Untersuchungen zu erwarten ist, zeigen zum Beispiel die Arbeiten von Schultz (1989) oder Sandner (1994). Bezeichnend ist hier, dass sie eher als historische Geografen gelten und nicht als Wissenschaftstheoretiker. Das Schattendasein dieser Forschungen drückt sich auch in den Selbstbeschreibungen von gut 600 im Verband der Geographen an Deutschen Hochschulen (VGDH) organisierten Wissenschaftlern aus. Nur neun von ihnen geben an, dass sie sich der Geschichte der Geografie widmen – sie sind im Schnitt 56,2 Jahre alt und Disziplingeschichte ist bloß einer neben durchschnittlich drei Schwerpunkten (siehe Dittmann/Kraas/Schmiedecken 1999: 323). Lossau vergleicht die Beschäftigung mit der geografischen Wissenschaftsgeschichte daher auch als eine Aufgabe, die an einem Sonntagnachmittag gepflegt werde (2002: 82).

auftauchen und einen großen Teil der Probleme in der Migrationsforschung beschreiben. Sind diese Problematiken in ihrem Umfang erkannt, so wird deutlich, weshalb frontale Angriffe auf bestehende Mängel in der Migrationsforschung oftmals sang- und klanglos verpuffen. Zu den drei großen Problemen:

- *Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität ohne Disziplin(arität) ist nicht zu haben!* Migrationsforschung wird allgemein und wiederkehrend als ein Forschungsfeld betrachtet, welches für interdisziplinäre und internationale Kooperationen prädestiniert ist. Das mag stimmen, lässt aber in Vergessenheit geraten, dass Interdisziplinarität nicht nur als Lösung, sondern als konstitutives Problem der Migrationsforschung gesehen werden muss. Erst in den letzten Jahren ist diese lange unhinterfragte Disposition zum Streitgegenstand geworden (vgl. Hammar et al. 1997; Brettel/Hollifield 2000; Bommes/Morawska 2005; Goeke 2005). Die angebliche Eignung der Migrationsforschung für Interdisziplinarität sorgt zudem für ein auffälliges Missverhältnis der Leistungsbewertung: Einerseits wird die Migrationsforschung gefeiert und ein fester Platz für sie in jeder Disziplin beansprucht, andererseits leistet sie selbst nur ausgesprochen wenig für *disziplinäre* Entwicklungen. Die transnationale Diskussion hat erneut demonstriert, dass Theorien, Diskussionen und Begriffe fortwährend ent- und verwurzelt werden, ohne dass ihre jeweiligen Entstehungskontexte die gebührende Berücksichtigung fänden. Der Übereifer beim grenzüberschreitenden Konzept- und Begriffstransfer soll mit Hilfe einer selektiven Genealogie verdeutlicht werden.
- *Kritikappeal mit Folgelasten für die Theoriebildung!* Die Rede von transnationalen sozialen Räumen oder von verwandten Begriffen beinhaltet bestechende Kritikelemente. Die Forschungen zu dem Thema sind oft intellektuell stimulierend, politisch-moralisch wännen sie sich auf der Seite der Guten und sie entwickeln Sprachregister, welche aktuelle und alltägliche Transformationen metaphernreich und plastisch zu fassen vermögen. Dies ist die Quelle für ihr Irritationspotenzial und ihren Charme. Häufig verzichten sie jedoch auf eine theoretische Aufarbeitung des bisher Verfassten – Autoren pro domo zu lesen gehört gewiss nicht zu ihren vorrangigen Aufgaben. Sprachlich anders gefasstes Wissen geht bei einer solchen Diskussionskultur verloren und man fällt fast zwangsläufig hinter bereits erreichte Diskussionsstände zurück.
- *Räume allerorten und die Liebe der Geografie zu Holismen!* Die deutschsprachige Geografie hat sich grosso modo in der Diskussion zurückgehalten, wie sie überhaupt den sozialen Problembereich Migration stark umgeht. Dennoch zeigt der Blick auf die geografische Rezeption, dass die unkritische Abnahmebereitschaft hoch ist. Theorieimport bei gleichzeitiger Trivialisierung kann beinahe als eine disziplinkonstitutive Facette gelten. Oftmals wird mit der Rede von transnationalen Räumen an holistische und alltagsweltliche Vorstellungen von der Welt angeknüpft.

Damit sind drei große Problemkreise benannt. Noch sind die Thesen sehr pauschal und ohne Belege. Sie wirken konservativ und disziplinierend. Doch das ist nicht der Punkt. Denn bei aller Kritik im Einzelnen ist nicht zu verkennen, dass transnationale Phänomene, seien sie sozialer, rechtlicher, ökonomischer, familiärer, imaginärer, erzieherischer, politischer oder anderer Art, an Bedeutung zunehmen und theoretisch gefasst werden sollten. Doch zunächst zur Kritik im Einzelnen.

Interdisziplinarität ohne Disziplinarität?

Der Begriff ‚transnational‘ hat praktisch in allen an der Migrationsforschung beteiligten Disziplinen reüssiert. Ein Zufall ist diese Karriereform in der interdisziplinär ausgerichteten Migrationsforschung jedoch nicht. Fast scheint es ihr Strukturmerkmal zu sein. Wechselseitiges Zitieren suggeriert wechselseitige Abhängigkeit und führt zur Selbstbestätigung. Doch zugleich wird ein Problem verdeckt. Während die Migrationsforschung an der Oberfläche mit der für sie charakteristischen disziplinären Querstellung ihres Themas gut zurechtkommt und in ihren empirischen Beiträgen außerordentlich reiches und umfangreiches Wissen zu verschiedenen Migrationsbewegungen zusammengetragen hat, gelangt sie nur selten zu den Tiefen der disziplinären Reflexion. Ihr Einfluss auf die sozialwissenschaftliche Theoriebildung ist dementsprechend gering. Bommes und Maas (2005) bezeichnen die Migrationsforschung sogar als interdisziplinäre Forschung ohne Disziplinen. Die Binnendifferenzierung der Wissenschaft wird allzu schnell und mit hohen Kosten übersprungen.

Aber der Reihe nach: Es wird dem Phänomen Migration an sich zugeschrieben, dass es für interdisziplinäre Kooperationen prädestiniert sei (z. B. bei Moltmann 1985; Bade 2004 [1988], 2004 [2001]; Bommes 1999; Hoffmann-Nowotny 1999).¹⁸ Diese Betrachtung ruht sicher und fest in einer holistischen Auffassung von Migration: „Wanderungsprozesse sind komplex: Wanderung betrifft nicht nur die wandernden Menschen, sondern auch die Gesellschaften und Regionen, zwischen denen diese Menschen sich bewegen. Aufgrund dieser Tatsache sind neben der Soziologie zahlreiche andere wissenschaftliche Disziplinen mit Migration befasst“ (Treibel 1999: 17).

Solche Definitionen dienen als paradigmatischer Ausgangspunkt, um die Zuständigkeit der eigenen Disziplin zu legitimieren. Folglich gibt es fast überall

18 In diesem Kontext wird beispielsweise auch die Gründung des IMIS 1991 verständlich. Während die disziplinäre Binnendifferenzierung des Wissenschaftssystems in Deutschland vergleichsweise starr ist und Studiengänge wie Gender Studies oder Cultural Studies erst über europäische Harmonisierungsbestrebungen in Deutschland Fuß fassen, sticht das dezidiert interdisziplinär ausgerichtete Institut in diesem System hervor. Dass dies ausgerechnet im Falle der Migrationsforschung geschieht, verwundert nicht. Auch ein Blick über Deutschland hinaus zeigt, dass die überwältigende Mehrheit von Migrationsforschungsinstituten interdisziplinär ausgerichtet ist.

Bindestrichdisziplinen, die sich dem Wanderungs- und Integrationsgeschehen widmen. Ein Ausschnitt aus der Forschungspraxis verdeutlicht dies: Migranten erscheinen in den Erziehungswissenschaften, wenn es um ihren Bildungserfolg geht (z. B. Radtke 2004). Sie tauchen in der Soziologie bei Fragen der Ungleichheit auf (z. B. Geißler 2002). Migration und Migranten sind für die Rechtswissenschaften (vgl. z. B. die Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik) ebenso ein Thema wie für die Anthropologie (z. B. Appadurai 1998b), die Wirtschaftswissenschaften, die Demografie, die Politologie, die Philosophie und nicht zuletzt auch für die Geografie. Holistische Migrationsdefinitionen sind zugleich die Steilvorlage für einzuklagende und nicht weiter zu begründende Interdisziplinarität: „Weil Migration in der Geschichte, aber auch in der Gegenwart, nachgerade alle Lebensbereiche durchdringt, braucht Migrationsforschung grundsätzlich inter- und transdisziplinäre Forschungsansätze“ (Bade 2004 [2001]: 27). Als Einstieg in die Thematik haben diese Beschreibungen ihre Berechtigung. Doch wenn Migration im Kern lediglich als ein räumlicher Wechsel von einem Gesellschaftsraum in einen anderen zusammengefasst wird, dann droht allzu schnell der Drift in das Meer der Allgemeinplätze. ‚Migranten verändern Gesellschaften!‘ ist dann zu vernehmen und schon allein deshalb sei es wichtig, sie zu untersuchen. Deutlich wird dabei, dass die Argumentationslogik im nationalgesellschaftlichen Käfig verharrt und meist nur die Folgeprobleme dieser speziellen Verfasstheit der Weltgesellschaft rezipiert. Solange diese Beweisführung nicht gestört wird, können sogar *Kernbereiche* der interdisziplinären Forschung identifiziert werden. In der Programmatik des Osnabrücker IMIS ist zu lesen:

„Dabei sind die am Graduiertenkolleg beteiligten Fächer dem interdisziplinären Kernbereich der Migrationsforschung zuzurechnen: Historische und empirisch-sozialwissenschaftliche, interkulturell vergleichende, psychologische und pädagogische, demographische und geographische, wirtschafts- und rechtswissenschaftliche Ansätze und Fragestellungen sind vertreten.“ (Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien 1996: 39)

Die Argumentation läuft wie geschmiert und findet in der Politik einen wichtigen außeruniversitären Partner. Der Politik gilt Migration als ein wichtiges Thema. Zwar setzt das politische System keineswegs alle Forderungen der Migrationsexperten um und Migrationsexperten stellen in der politischen Kommunikation ihre eigenen Aussagen leicht um, doch grundsätzlich handelt es sich um eine lebendige Symbiose.¹⁹ Trotz mancher Un- oder Missverständnisse zwischen diesen

19 Vgl. dazu die hohe Zahl von Gutachten, die etwa für Lernende Regionen, Kommunen oder den Bund erstellt werden. Eine einflussreiche Zusammenstellung bietet das Jahresgutachten des Sachverständigenrates für Zuwanderung und Integration (2004). Siehe auch das 2004 ins Leben gerufene EU-Exzellenznetzwerk mit dem Titel ‚International Migration, Integration and Social Cohesion in Europe‘

und anderen Systemen kann die Migrationsforschung ihre Stellung festigen. In scheinbar unumstößliche Worte gefügt: „Den ‚Homo migrans‘ gibt es seit es den ‚Homo sapiens‘ gibt; denn Wanderungen gehören zur *Conditio humana* wie Geburt, Fortpflanzung, Krankheit und Tod“ (Bade 2002: 11).

Der interdisziplinäre Zug saust geradezu durch Wissenschaft und Öffentlichkeit, doch wurde eine dezidierte theoretische Begründung für diese Reise gegeben? Mitnichten, die ‚Was-ist-Interdisziplinarität-Frage‘ scheint fast unerhört zu sein. Dies ist gewiss ein grundsätzliches Paradoxieproblem von Systemen, stellen doch Was-ist-Fragen die kategorialen Setzungen des Systems in Frage. Die Differenz Interdisziplinarität|Disziplinarität mit der sich das System konstituiert, ist zugleich eine im System unerhörte Frage. Solange die Frage nicht behandelt wird, wird die Migrationsforschung aber nur bedingt Fortschritte machen und auch nicht verstehen, weshalb manche ihrer Forschungsfragen so beständig einrasten. Vielleicht wäre die Ignoranz dieser Frage ein geringeres Problem, wenn es Migrationsforschung als ein universitäres Fach neben anderen gäbe und sich eigene Karrieremöglichkeiten eröffneten. Aber auch eine solche Verfasstheit müsste sich die Frage modifiziert stellen und könnte sie nicht beiseite schieben (analog zu diesem Problem für die Geografie siehe Hard 2003 [1990]).

Während die Grundsatzfrage in der Praxis erfolgreich ignoriert werden kann, ist das Missverhältnis zwischen der Selbsteinschätzung und -beschreibung einerseits und dem Einfluss der Migrationsforschung andererseits gravierender. Die Idee, dass Interdisziplinarität ein Teil des Problems und nicht die Lösung sein könnte, entspringt der Beobachtung, dass sich eine Kluft zwischen dem vermeintlichen Segen der Interdisziplinarität einerseits und den theoretischen Verdiensten andererseits auftut. Der hohen Bedeutungszuschreibung steht die ernüchternde Erkenntnis entgegen, dass Migrationsforscher nur geringe Beiträge zum disziplinären und theoretischen Fortschritt beisteuerten. Gewiss lassen sich dagegen Einwände formulieren, doch antizipiert man diese Einwände, wird deutlich, dass sie das Grundargument weiter stärken. So ist zu erwarten, dass wichtige Autoren genannt werden, die, trotz erfahrenen Widerspruchs, als Klassiker sowohl für die Migrationsforschung als auch für die allgemeine Theoriebildung gelten können. Ein Blick auf die Struktur ihrer Arbeiten zeigt aber, dass sie ihre Forschungen und Fragestellungen explizit in ‚größere‘ gesellschaftstheoretische Modellierungen einbetteten. Dies gilt im deutschsprachigen Bereich besonders für die Arbeiten von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (1973) und Hartmut Esser (1980). Sie starteten ihre Theoriebildung gerade nicht bei Migranten, sondern im Bereich der Sozialtheorie und fragten anschließend, wie sich Migration und Migranten in die Theorie einfügen. Der Gefahr, den eigenen Wissensbereich zu überhöhen, setzten sie von Beginn an Schranken. Illusionen von der übermäßigen

(IMISCOE). 19 kooperierende Institute sollen umfangreiches theoretisches und empirisches Wissen bereitstellen, welches als Basis für politische Entscheidungen dienen soll. Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität waren hier selbstverständliche Bewerbungsvoraussetzungen.

Relevanz von Migranten lassen sich auch mit einem hastigen Blick auf die ‚Klassiker‘ der Sozialwissenschaften entzaubern. Dort tauchen sie ebenso selten auf wie bei vielen aktuellen sozialwissenschaftlichen Konzepten, mit denen versucht wird, die Grundzüge moderner Gesellschaften zu beschreiben.²⁰ Auch in der Geografie spielt Migration keine tragende Rolle.²¹

Der Alltagswelt nahestehende Migrationsdefinitionen und unreflektierte Forderungen nach Interdisziplinarität sind die Vorbedingungen für eine besondere Diskussionskultur in Teilen der Migrationsforschung. Die Begriffs- und Konzeptkarriere von Transnationalität zeigt, dass Vokabeln aus ihren Kontexten gerissen wurden, ohne zu verdeutlichen, welches Problem damit genau behandelt werden sollte. Die wissenschaftlichen Leistungen einzelner aus den Nachbardisziplinen wurden überhöht und die dabei entstandenen Bruchlinien geglättet oder bis zur Unkenntlichkeit verstellt. Wo und wie gewann die Vokabel aber an Fahrt? Was thematisierte die Anthropologie damit und warum sind Transnationalitätsforschungen regional unterschiedlich gestreut? Auf welche Art und Weise intervenieren Historiker?

Der anthropologische Entstehungskontext – Reputations- und Zeitfragen?

Die Rede von Transnationalität in der Migrationsforschung kann in ihrem Ursprung wesentlich auf die Anthropologie beziehungsweise Ethnologie zurückgeführt werden. Transnational-anthropologische Ansätze teilen trotz aller Unterschiedlichkeiten drei wichtige Gemeinsamkeiten. *Erstens* und als paradigmatischer Ausgangspunkt werden überwiegend Individual- oder Gruppenperspektiven mit ethnografischen Methoden erfasst und aufschlussreich beschrieben. Eine Folge davon ist die Betonung von individuellen oder kollektiven Imaginationen und Konstruktionen sowie das Wechselverhältnis von Fremd- und Eigenkonstruktionen. *Zweitens* bringt es der anthropologische Kulturbegriff mit sich,

20 Der Journalist Armin Pongs hat herausragende und in der Öffentlichkeit bekannte Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler nach Gesellschaftskonzepten gefragt, mit denen sie aktuelle Situationen und Transformationen beschreiben würden. Von den 24 Befragten, unter ihnen Dahrendorf und die Bürgergesellschaft, Giddens und die moderne Gesellschaft oder Sennett und die flexible Gesellschaft, adressiert niemand Migranten direkt. Sie erscheinen lediglich indirekt bei Welschs Konzept der transkulturellen Gesellschaft oder in Albrows Globalem Zeitalter (Pongs 1999, 2000).

21 Diese Beobachtung ist empirisch leicht zu stützen: Weder in den theoretischen Arbeiten von einflussreichen Autoren kommen Migranten an prominenter Stelle vor (eine unvollständige Auswahl: Hard 2002, 2003; Klüter 1986; Werlen 1997, 1999) noch ist Migration ein bestimmendes Thema von Lehr- und Einführungsbüchern (z. B. Bartels/Hard 1975; Werlen 2000). Mobilität im Sinne einer empirisch zählbaren räumlichen Veränderung von Körpern wurde in der Geografie sicherlich von Beginn an thematisiert. Diese sichtbaren Veränderungen haben aber, und nur darum geht es bei diesem Argument, keine wesentlichen theoretischen Impulse geliefert.

dass sie die Vielfalt betonen und sich als Alternative zu normativen Integrations- und Assimilationsforderungen positionieren (und daraus vielleicht vorschnell abgeleitet auch gegen Integrations- und Assimilationstheorien). *Drittens* fordern sie programmatisch, dass Herkunfts- und Zielkontexte gleichberechtigt zu betrachten seien, die Feldforschung so mobil wie ihr Feld sein müsse. Problematisch wird es gelegentlich, wenn von Netzwerken, sozialen Räumen, Feldern oder auch von Gemeinschaften gesprochen wird, weil nicht immer klar ist, welche Kategorien modellhafte Setzungen sind und welche als Forschungsergebnisse gelten können.

Insgesamt ist es eine produktive Agenda und fast neigt man fortschrittsgläubig zu der Annahme, dass stimulierende Gedanken und Lösungen zu Beginn der 1990er endlich herausbrechen und sich ihren Weg bahnen. Unweigerlich kommt es zu einer Überhöhung der fremddisziplinären Autoren in der jeweils importierenden Disziplin, weil sich die Aufmerksamkeit nur auf einige wenige richten kann. Blickt man indessen tiefer in die Disziplin, dann zerbröselst das lineare Fortschrittsbild und Translokationen sind zu erkennen. Im biologischen Sinn bezeichnet Translokation die Verlagerung von Chromosomenbruchstücken (hier Theoriesplitter und -fragmente) in ein anderes Chromosom (hier andere situations- und kontextgebundene Theorien mittlerer Reichweite). Diese Translokation kann absichtsvoll oder zufällig geschehen. Sie kann, muss aber nicht, beobachtet werden. In der Migrationsforschung geschieht sie meist unbeobachtet, weil zu selten Disziplinreflexion betrieben wird. Aus diesem Grund soll ein kleiner wissenschaftssoziologischer Nachholversuch unternommen werden.

Ein Aufsatz von 1986 – also vor Beginn der transnationalen Diskussion – statuiert hier das Exempel. Der Aufsatz ist vom Anthropologen Carl-Ulrik Schierup und er sprach sich für die Verwendung des Begriffes ‚soziales Feld‘ in der Migrationsforschung aus: „Given a double and simultaneous attachment in countries of emigration and immigration at once, the total social field (Mitchell 1959) of the migrants is constituted, which is the wider framework within which we must analyze the emergence of immigrant culture“ (Schierup 1986: 37). Einige Grundzüge transnationaler Ansätze scheinen bereits durch. Herkunfts- und Zielregion seien simultan als ‚total social fields‘ zu betrachten und innerhalb dieser Felder sei die Emergenz von Immigrantenkulturen zu analysieren. Wie aber kam es zu dieser produktiven Störung von Assimilations- und Integrationstheorien? Und warum wurde der Aufsatz dennoch kaum zitiert? Das Irritationspotenzial gewann Schierup wesentlich durch die Lektüre eines Aufsatzes von C. Mitchell (1959), der lange zuvor im Bulletin des ‚Inter-African Labour Institutes‘ publiziert hatte sowie durch einen Aufsatz von Philip Mayer (1962) aus der US-amerikanischen Zeitschrift ‚American Anthropologist‘, der sich ebenfalls der afrikanischen Migrationsthematik widmete. Schierup entnimmt ihnen Fragmente und bettet sie in andere Formationen wieder ein. Daraus resultiert im Idealfall eine irritierende Stimulation. Im schlimmsten Fall führt diese Technik zu Entstellungen bis zur Unkenntlichkeit und es bleibt, wie bei diesem Exempel, ein schaler

Beigeschmack. Hier fand gleich eine doppelte Entwurzelung statt: Mayer, wenigstens in Zitierkontakt mit Mitchell stehend, hatte bei seinen Studien im südlichen Afrika offensichtlich zur Kenntnis nehmen müssen, dass die westlichen Kategorien hier nicht griffen. Stadt, Land und damit verbundene Wanderungstheorien erklärten im konkreten Fall nichts, sodass die Theorien im afrikanischen Kontext ungeeignet waren. Der behauptete universale Theorierahmen war vom Partikularen auf dem falschen Fuß erwischt worden und aus dieser Irritation schlussfolgerte Mayer, dass „the social fact of widespread migrancy must have some implications for theory, and these ought to be worked out“ (1962: 577). Pragmatisch machte er bereits damals Vorschläge, die den Reformulierungen der 1990er Jahre zum Verwechseln ähnlich sind. Die diachrone Betrachtung von sozialen Beziehungen im Migrationsprozess (also die Herauslösung aus der Herkunftsregion und die Integration in die Zielregion) wollte er um eine synchrone Betrachtung von sozialen Feldern ergänzen (ebd.: 579). Während die Konzepte nun dem Kontext angepasst wurden, maß Schierup dieser ersten Transition vom industrialisierten und national organisierten Norden in den afrikanischen Süden keine besondere Bedeutung bei. Er importierte das modifizierte Konzept aus dem Süden und ignorierte nun die Bruchlinie ein zweites Mal. Die zum Verständnis von Migration wichtige Entwicklung des nationalen Wohlfahrtsstaates, der wo und wann immer möglich feste Loyalitätsbeziehungen zwischen Staat und Individuum fordert und so spezifische Strukturen aufbaut, wurde schlicht nicht thematisiert. Zu der territorialen, sozialen und zeitlichen Entkopplung von Begrifflichkeiten kam bei Schierup eine disziplinäre Transition hinzu, bei der fachkonstitutive Fragestellungen verdeckt wurden. So wechselte er nach seinem ersten Abschluss in der Kultur- und Sozialanthropologie zur Soziologie. Im Artikel bleibt unklar, welche Disziplin wie von seinem Vorschlag profitieren könnte.

Noch mehr transnationale Konzepte *avant la lettre* zu suchen und darzustellen muss aus dem Grund unterbleiben, der hier Teil der Kritik ist. Es überfordert die Kapazität Einzelner, die weitverzweigte Diskussion nachzuzeichnen. Hier sollte vor allem demonstriert werden, wie schnell und unbedacht Konzepte transloziert werden. Wenn es so leicht fällt, transnationale Ansätze vor dem Boom in den 1990er Jahren zu finden, dann kann dieser Boom nicht allein als Durchbruch von *neuen* Ideen betrachtet werden. Vielmehr müssen weitere Faktoren eine wichtige Rolle spielen. Der Kontrast zwischen unzitierten und zitierten Artikeln verschafft hier Einsichten, denn die Vorläufer transnationaler Studien erschienen am falschen Ort und zur falschen Zeit. Ein distanzierter Blick auf das Wissenschaftssystem zeigt, dass über wissenschaftliche Leistungen und Vermächtnisse im Medium Wahrheit entschieden wird. Eine wissenschaftliche Aussage kann also entweder als wahr oder als unwahr angesehen werden. Damit wird weder einer wissenschaftlichen Abbildtheorie das Wort geredet noch ein absoluter Wahrheitsbegriff aufgestellt, sondern es wird davon ausgegangen, dass die Theorie für die Fremdreferenz der Wissenschaft sorgt, dass also der Gegenstand als Einheit und Identität von der Theorie her organisiert wird. Selbst wenn wissenschaftliche

Aussagen als ‚truth claims‘ bezeichnet werden und damit ein absoluter Wahrheitsanspruch zurückgewiesen wird, wird die Wissenschaft nicht aus dem Schema wahr|unwahr ausbrechen wollen – es sei denn um den Preis der eigenen Selbstzerstörung. Methoden, um diesen Gedanken zu komplettieren, stellen die Selbstreferenz der Wissenschaft dar und organisieren den Weg der Erkenntnisgewinnung. Nun ist es allerdings schwierig, über Wahrheit zu entscheiden, sie zu ordnen und zu organisieren. Käme die Wahrheit nicht ohne Personen aus? Und warum kommt es gerade im interdisziplinären Dialog so oft zu Namensnennungen? Während die Wahrheit tatsächlich ohne Autorennennungen auskäme, scheint dies für das Wissenschaftssystem kaum möglich. Die Zurechnung von Wissen zu Autoren verhindert, dass die Kommunikation orientierungslos umhertaumelt. Die Verbindung mit Personen hilft bei der Auswahl und der Organisation von Theorien. Diese Personalisierung geschieht entgegen der Erkenntnis, dass wissenschaftliche Leistungen selbst Zufälle sind und von sozialen Konstellationen, Zeitumständen und ähnlichem abhängen. Und sie widerspricht dem Wissen, dass nur ein Bruchteil wissenschaftlicher Arbeiten originär-intellektuelle Eigenleistung der Autoren ist und deshalb ja soviel zitiert werden muss. Aber mit der Zurechnung auf Personen ist der Gefahr der Überforderung beizukommen, weil die Publikationsflut jetzt mit Referenzpunkten organisiert werden kann. Die Referenzpunkte stellen Vorgaben zur Verfügung „um die Beliebigkeit der Themenauswahl, der Lektüre, des Zitierens und Formulierens einzuschränken, und eben das geschieht in der Wissenschaft durch Etablieren von Reputation“ (Luhmann 1992: 246). Entscheidend ist also, dass sich in der Wissenschaft zu dem Code wahr|unwahr der Nebencode Reputation gesellt. Als Code kennt er zwar eindeutige Ausprägungen, ist aber kein entweder-oder-Code, sondern besitzt fließende Übergänge. Reputation wird an Eigennamen verliehen und rigide mit ihnen verbunden. Der Verleihungsprozess muss unsichtbar bleiben, muss sich sequenziell aufbauen. Ehrungen oder lobende Zusammenfassungen werden nicht als der eigentliche Reputationserwerbsprozess verstanden, sondern als nachträgliche Bestätigung. Neben Autoren können auch Universitäten, Institute, Zeitschriften oder Verlagshäuser von ihrem guten Ruf profitieren.

Wenn Reputation für die Organisation dessen sorgt, was zu lesen und wahrzunehmen ist, dann wird die große Bedeutung des Codes im interdisziplinären Forschungsfeld Migration deutlich. Der Code wirkt hier so stark und ist so eng an Personen gebunden, weil ständig über die Disziplinengrenzen hinweg Interesse und Aufmerksamkeit geweckt werden muss, weil ständig signalisiert werden muss, was zu lesen ist und was nicht. Wenn dem so ist, dann werden die strukturellen Probleme der Migrationsforschung verständlich. Weil sie nicht als eigenes Fach organisiert ist, muss sie auf disziplinäre Wahrheitsentscheidungen vertrauen, die aber an den Interessen der Migrationsforschung vorbeigehen können. Zwar könnte die Migrationsforschung eigene Theorieprogramme entwerfen, aber ohne Konstitution als Fach kann sie kaum Karrieren steuern, sodass Einzelne doch wieder auf ihr eigenes Fach achten müssen. Letztendlich sind auch die In-

teressensgebiete der Migrationsforschung sehr breit gefächert, sodass sie sich stark auf den Reputationscode verlassen muss, auch wenn darüber nicht mehr alle disziplinären Transitionen und Wissensorganisationen vermittelt werden können.

Zieht man also die Kapazitätsbeschränkung Einzelner in Betracht, so wird verständlich, weshalb die transnationale Diskussion in der Migrationsforschung auf vergleichsweise wenige Aufsätze zu Beginn der 1990er Jahre zurückzuführen ist oder genauer zurückgeführt wird (z. B. bei Bailey 2001: 414). Zu nennen sind die Autorinnen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Szanton Blanc, die programmatische Artikel publizierten (hier besonders 1992; 1997). Zudem veröffentlichten sie in den *Annalen der New Yorker Wissenschaftsakademien*, also in einer Zeitschrift, die mehr Reputation genießt als die Zagreber Zeitschrift ‚Migracijske teme‘, in der Schierup publizierte. Auch sind die angelsächsischen Zeitschriften zunehmend so organisiert, dass sie über die elektronischen Bibliotheken fast mühelos bezogen werden können.²² Es erstaunt nun auch nicht mehr, dass die transnationale Diskussion mit wenigen Artikeln auskommt, die wieder und wieder in Sammelbänden veröffentlicht wurden. In Deutschland gelten der von Ludger Pries (1997b) herausgegebene Sonderband der Zeitschrift *Soziale Welt* und zwei von Ulrich Beck editierte Sammelbände der Edition *Zweite Moderne* bei Suhrkamp als Basisreferenzen (1998a; 1998b). Über diese Bände findet die angelsächsische – und als ein Teil davon die anthropologische – Diskussion ihre Verbreitung. Doch über dieses kleine Spektrum ist die Diskussion kaum zu verstehen. Solange dies der Fall bleibt und reflexive Übersichten zum disziplinären Forschungsstand die Ausnahme bilden, wird dieses Defizit kaum zu beheben sein. Stattdessen wird sich die Aufmerksamkeit auf mit Reputation gesegnete Zentren richten, wie zum Beispiel das seit 1997 vom britischen ‚Economic and Social Research Council‘ (ESRC) an der Universität Oxford finanzierte Projekt ‚Transnational Communities Programme‘ (Transcomm). Es bietet ein Forum, in dem sich explizit Anthropologie und Geografie treffen sollen, um die „human dimensions of globalisation and aspects of emerging transnationalism“ zu untersuchen.²³

Man schösse am Ziel vorbei, wenn man davon ausgeht, dass allein Reputation wissenschaftliche Leistungen bestimmt. Auch die Gunst der Stunde und das Glück passender Interdisziplinarität gilt es zu beachten. Beides kommt in Oxford zusammen. Nina Glick Schiller und andere, die bereits Jahre zuvor zum gleichen

22 Vgl. dazu auch die Kritik von Matthes: „Der scheinbare internationale Selbstbestätigungseffekt der europäisch-nordamerikanischen Sozialwissenschaften verdankt sich seiner organisatorischen Mächtigkeit, nicht seiner epistemologischen Sensibilität, und schon gar nicht einer in ihm angelegten interkulturellen Kompetenz“ (2000: 28). Oder der Hinweis von Anthony D. King, dass die Karten der Agenten der mächtigen Oxford University Press primär eine Karte des britischen Empires zeichnen und nicht der akademischen Brillanz (1996: 1956).

23 <http://www.transcomm.ox.ac.uk/introduc.htm> (27.12.2006)

Thema arbeiten, erhalten vermehrt Gehör, auch weil sie jetzt an das sozialwissenschaftliche Metathema ‚Globalisierung‘ anschließen können. Interdisziplinäre Arbeiten werden als Befreiung begrüßt: „So a moment’s consideration suffices to make it obvious that the field [of transnational studies] vastly exceeds anyone’s specialist competence. Some of us will correspondingly turn away with relief, others will take it as an invitation to do transnational studies within their own established paradigm regardless of others; braver or brasher spirits will enjoy freedom from any disciplinary constraint“ (Albrow 1998c: 2). Der Erfolg einer transferierbaren Vokabel, die in der interdisziplinären Begegnung Gemeinsamkeit an vorderster Forschungsfront suggeriert, verdeckt und verschweigt eine Reihe von *intradisziplinären* Problemen, Transitionen und Konjunkturen. Sollten Verstimmungen auftauchen, dann werden sie durch den Austausch auf der empirischen Ebene geglättet. Dieser empirische Austausch schafft gegenseitiges Verständnis, geht freilich nicht immer über das Allgemeinwissen eines Zeitungslesers hinaus. Der Konsens bestätigt die Welt der transnationalen Migrationsforschung, die ihre fachkonstitutiven Problemstellungen und die damit verbundenen Probleme an dieser Stelle nicht thematisiert.

Die Anthropologie nimmt sich also der Transnationalität und Identität an – „concepts that inherently call for juxtaposition“ (Vertovec 2001: 573), ihre Forschungen werden ‚zeitgenössischer‘ und sie widmet sich nicht mehr allein dem Fremden, sondern zunehmend dem Eigenen. Alles Aspekte, die auch von anderen Migrationsforschern behandelt werden und leicht Übereinstimmung suggerieren. Die Hinwendung zu diesen Themen beruht indes nur lose auf einer theoretischen Formulierung und es ist nicht ausgemacht, dass diese Themen absolut an Bedeutung gewinnen. Die Aufstiege der Themen Identität und darüber vermittelt an Ethnizität können mit Kearney wenigstens in Teilen auf die Implosion holistisch-deterministischer Kulturkonzepte zurückgeführt werden, sind also ein Fluchtweg nach vorne (vgl. Kearney 1995: 557; 2005; Brettel 2000: 114). Der prinzipielle Beobachtungsrahmen der Anthropologie wird aber nicht verlassen. Zwar befreit sie sich von organischen und essenziellen Kulturkonzeptionen und stellt auf postontologische Kulturbegriffe um, doch sie widmet sich weiterhin Beobachtungen der zweiten Ordnung, also Beobachtungen mit denen Handlungen, Skripte, Images, Verhaltensweisen, Rituale, Institutionen usw. ein zweites Mal beobachtet und kulturell gedeutet werden. Eine solche zweite Beobachtung im Modus Kultur überzieht alles mit Kontingenz. Die Behandlung von Identität statt Kultur wechselt nur die Seite, kann das Kontingenzproblem aber nur leidlich lösen, weil Identität prinzipiell nicht herzustellen oder zu halten ist. Zudem orientiert sich das Thema gelegentlich an der alten US-amerikanischen Frage nach dem ‚Wer-gehört-(noch)-dazu?‘, also einer dort wie hier zyklisch erscheinenden Frage, die aber immer vor dem Kontext des Landes gelesen und gedeutet werden

muss.²⁴ Die Frontstellung von Transnationalität und Identität auf der einen Seite gegen essenzialistische Kulturkonzepte und darüber vermittelt gegen den Nationalstaat auf der anderen Seite, entpuppt sich zunehmend als eine Problematik, die innerhalb des gleichen Beobachtungsrahmens abläuft. Doch weil die Anthropologie dies selbst kaum merkt, registrieren Fachfremde mehrheitlich den frischen Wind der Anthropologie als neue Erkenntnis. Tendenziell übersehen wird auch, dass es disziplinpolitische Wenden sind, die diesen Forschungen Auftrieb geben. Bei ihrem Jahrestreffen 1994 kam die US-amerikanische anthropologische Gesellschaft zum Schluss, dass die Anthropologie sich in den nächsten 25 Jahren mehr den globalen Veränderungen der Gegenwart widmen, mehr Interdisziplinarität wagen und auch den Themen Nachhaltigkeit, Ökologie, globale Interdependenzen und Internationalisierung mehr Aufmerksamkeit schenken sollte (vgl. Kearney 1995: 547) – ein Gesellschafts-, Gemeinschafts- oder Kulturbegriff wird gemieden! Wer sich diesem Programm anschließen möchte, dem offerieren Transnationalitätsforschungen ein hervorragendes Medium, zumal sie Distanz zum anthropologischen Bias der Sesshaftigkeit schaffen. Das Erscheinen des Fokalthemas Globalisierung ist dafür gut geeignet. Gemeinschaft und Kultur büßen ihre Prominenz ein, erscheinen fast nicht mehr solitär und werden doch nicht ganz aufgegeben. Das Aufkeimen von Derivaten und Diminutiven (zum Beispiel in den Metaphern ‚ethnoscapes‘, ‚transnational social communities‘, ‚socioscapes‘ usw. oder kulturell statt Kultur) deutet darauf hin, dass sie sich mit einem konzeptionellen Anschluss an moderne Gesellschaftstheorien schwer tut und gelegentlich übersieht, dass Integration oder Exklusion|Inklusion in der modernen primär funktional differenzierten Weltgesellschaft komplexere Vorgänge sind als in der Schimäre einer dörflich territorialen oder jetzt ‚entterritorialisierten‘ Gemeinschaft. Die Suche nach einem Anschluss spiegelt sich dessen ungeachtet in ihren Forschungsfragen wider: „Was wird aus der lokalen Heimat unter den Bedingungen der Globalisierung?“ heißt es einleitend zu einem Forschungsprojekt in der Stadt Frankfurt (Römhild 2003: 10).

Es geht hier nicht um eine Kritik an disziplinären Fortschritten, Erkenntnissen oder Kreativitätspotenzialen, sondern es soll verdeutlicht werden, dass Transformationen in Pfadabhängigkeiten eingebettet sind, die zu berücksichtigen sind, wenn Gewinne aus neuen Erkenntnissen gewonnen werden sollen. Wissenschaftliche Entwicklung, die aus einem wechselseitigen Verhältnis von Komplexitätsreduktion und Komplexitätssteigerung entsteht, die also eine Komplexitätsreduktion der sozialen Wirklichkeit anstrebt, indem sie ihre eigene Komplexität – den theoretischen Begriffsapparat – steigert, ist in diesem Kontext kaum denkbar (vgl. Hard 2002 [1987]: 313; Luhmann 1991 [1984]). Eine *intradisziplinäre* Entwicklung und Spezialisierung, welche die Voraussetzung für einen

24 So kann für die Geschichtswissenschaft festgestellt werden: „American historians of immigration, more than their European peers or their colleagues in the social sciences, are much more interested in ethnicity than in migration“ (Diner 2000: 36).

ertragreichen *interdisziplinären* Dialog sein könnte, bleibt eine Seltenheit. Nun wird hier weder das Ende des interdisziplinären Dialoges gefordert noch wird von der Anthropologie (oder auch der Geografie oder Geschichtswissenschaft) verlangt, eigene Universaltheorien hervorzubringen, aber eine gezielte Einordnung der Geltungsansprüche und eine disziplinäre Rückversicherung wären hilfreich. Solange Forderungen nach empirischen Arbeiten die Oberhand haben und Fächer sich nur mit dieser Empirie in den fachübergreifenden Austausch begeben, bleibt ein theoretischer Fortschritt in der Migrationsforschung Wunschdenken.

Kann jetzt noch von Rückständen und Vorsprüngen gesprochen werden?

Die geschichtlich orientierte Untersuchung bestätigte die bekannte wissenschaftssoziologische Aussage, dass es keine kontextunabhängige Entscheidung zwischen unterschiedlichen Geltungsansprüchen geben kann und folglich auch keine kontextunabhängige Bewertung wissenschaftlichen Fortschritts möglich ist. „Was *statt dessen* angeboten werden kann, ist eine rekursiv arrangierte Beobachtung des Beobachtens, ein Kontextieren von Kontexten, ein Unterscheiden von Unterscheidungen, also eine Kybernetik des Beobachtens zweiter Ordnung“ (Luhmann 1992: 668). Doch das Kontextieren von Kontexten gehört nicht zu den vordringlichsten Tätigkeiten in der Migrationsforschung. Nun ist es eine Sache, die Situations-, Disziplin- und Ortsgebundenheit von bestimmten Schlagworten zu ignorieren oder doch wenigstens zu unterschätzen, doch es ist eine andere Sache, diese Gebundenheiten in eine lineare Fortschrittsgeschichte zu verpacken, um dann von Rückständen und Vorsprüngen sprechen zu können. Dies geht gelegentlich mit Lamentos einher, die eine Entwicklungsdifferenz erkennen wollen. So schreibt Pries, dass die entsprechenden Ansätze der nordamerikanischen Literatur im deutschsprachigen Raum „weder theoretisch breiter rezipiert und diskutiert noch in empirischen Forschungen in größerem Maße umgesetzt wurden“ (2001: 57). Diese Bewertung lässt sich mit einem Blick in die Bibliografie ‚Einwanderung im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung‘ von Santel und Schock (2000) bestätigen. Im Lichte der hier skizzierten Genealogie sind solche Fortschrittsdarstellungen aber problematisch, weil sie eben auf das Kontextieren verzichten. Lineare Entwicklungsgeschichten sind auch deshalb zu relativieren, weil sich in den deutschsprachigen Arbeiten allemal eine Reihe von transnationalen Beobachtungen finden lassen, die theoretisch fundiert sind, aber unter dem Stichwort der ‚Gastarbeitermigration‘ altbacken wirken und den Touch einer politisch problematischen Beschreibung haben. Dass Literatur nicht rezipiert wird, kann auch der US-amerikanischen Wissenschaftswelt vorgeworfen werden, führt allerdings angesichts der zunehmenden Redundanz wissenschaftlicher Erkenntnisse kaum weiter.

Zudem sind regionale Differenzen bei der Datenerhebung zu beachten. Hier zeigen sich zumindest in den Anfängen klare Häufigkeitsspitzen, bei denen einerseits, aber unprominent, Afrika zu nennen ist und andererseits der Grenzbereich USA-Mexiko, der weit gefasste Raum Karibik sowie der asiatisch-pazifische Raum. Die Beobachtung regionaler Differenzen führte zur Frage: „Is transnationalism an accident of geography or a global process, albeit uneven in its extent and effects?“ (Rogers 1999: 5). Diese ruhige und offene Frage wurde an anderer Stelle indes schon eindeutig beantwortet: „A concept of ‚transnationalism‘ has not yet developed in Europe that would allow students of migration and policy makers to respond to the fact that immigrants live their lives across national borders and respond to the constraints and demands of two or more states“ (Glick Schiller/Basch/Blanc 1997: 129). Dass die Existenz von transnationalen Verbindungen nicht weiter in Frage gestellt wird, mag angesichts der hohen Zahl von Indizien als unproblematisch empfunden werden und doch handeln sich solche Aussagen Folgeprobleme ein. Sie laufen stets Gefahr, dass sie voraussetzen, was sie zu suchen vorgeben, dass sie ihre Untersuchungsbereiche also per Namensgebung definieren *und* dieses epistemologische Grundproblem nicht weiter reflektieren.

Die Beantwortung der Frage, ob es sich um einen geografischen Zufall handelt oder nicht, umgehen transnationale Migrationsforschungen bisweilen sehr geschickt. Sie sagen dann, dass es lediglich um andere (aber dann doch bessere?) Deutungen gehe. Dabei wird fast vollständig auf den Anspruch verzichtet, Strukturvorausagen zu treffen. Der Fluchtweg über die scheinbar beobachtungsunabhängige und klassische Frage der Migrationsforschung: ‚Wer wandert, wann, woher und wohin aus welchen Gründen und mit welchen Folgen?‘ wird nicht ganz aufgegeben. Gerät man zu sehr ins Strudeln, springt man zwischen den Positionen. Wird also behauptet, die realen Migrationsströme unterschieden sich quantitativ und noch viel mehr qualitativ von allem je Gewesenen und wird dann genau diese Argumentation angegriffen, dann kann die Argumentation immer noch auf das Gleis der Alternativdeutungen springen, kann also proklamieren, dass sie die bekannten Beobachtungen neu lesen und interpretieren, ‚die Geschichte der ‚Gastarbeit‘ neu [erzählen]‘ will (Römhild 2003: 11; vgl. Faist 2000b: 3). Eine ausreichende theoretische Verbindung zwischen Gesellschaftsbeschreibung und Gesellschaftsstruktur geschieht selten und so gerät die transnationale Migrationsforschung allzu schnell (und eigentlich unnötig) in die Bredouille, wenn ihre ‚neuen‘ Ergebnisse oder Deutungen mit den Ergebnissen der historischen Migrationsforschung in Kontakt treten.

Die historischen Interventionen

Das Auftauchen der kritischen Einwände von Seiten der Geschichtswissenschaft wundert nicht. Ein Zeitalter der Migrationen, das sich vom Gewesenen unterscheidet, kann sie nicht erkennen. Speziell der These, dass aktuelle Migrationsmuster von einer anderen, zuvor unbekanntem Qualität seien (vgl. Glick Schiller/Basch/Blanc 1992: 1; Pries 1996: 456), begegnen Historiker mit einer erwartbaren Strategie: Schlicht zusammengepresst lautet die historische These: „Transnationalism is not new, even though it often seems as if it were invented yesterday“ (Foner 1997: 355). Diese Fundamentalopposition weicht bei Foner und anderen einer differenzierteren Betrachtung, doch die historische Skepsis an den aktuellen Forschungen löst sich ebenso wenig auf, wie das unbefriedigende Gefühl an der historischen Argumentation. Daher lohnt es sich, diese Diskussionsfront und die Argumente der Geschichtswissenschaft zu betrachten. Und wenn es gelingt, einigen charakteristischen Prämissen näher zu kommen, dann kann aus den Erkenntnissen vermutlich mehr Gewinn als bisher gezogen werden.

Oftmals ist es eine Empirieflut, mit der sich die Geschichtswissenschaft gegen die Behauptungen des Neuen richtet. Diese Flut speist sich mehrheitlich aus historiografischen Studien, also aus einer Form der Geschichtsschreibung, die Vergangenes mit Tatsächlichkeitsanspruch darstellt. Dabei wurde die Geschichte aber manchmal mit dem Wissen um die Problematik des methodologischen Nationalismus neu gelesen, das heißt auch die Historiker gewannen durch die theoretische Diskussion neue Einsichten.²⁵ Nachdem das Wissen um die hohe Mobilität im Industrialisierungsprozess sich in der Migrationsforschung verbreitet hat, werden die Grenzen weiter verschoben. „Entgegen lange Zeit vorherrschenden Ansichten über die Immobilität vorindustrieller Gesellschaften hat die Historische Migrationsforschung auf das außerordentlich hohe Ausmaß und die reiche Vielfalt von Migrationsvorgängen im ‚alten Europa‘ aufmerksam gemacht“ (Oberpenning/Steidl 2001: 7).

Dabei drehen sich die historischen Gegenargumente um wenige Elemente: Migrationen des heutigen Ausmaßes seien in der Vergangenheit bekannt gewesen, der Rückkehrmythos ein konstanter Bestandteil migranter Geschichten, Begriffe für Pendel- oder Remigranten – zum Beispiel ‚ritornati‘ im italienischen

25 Vgl. die Kritik von Dirk Hoerder in diesem Kontext. Auch historiografische Studien weltweiter Migration hätten sich stark an einem ereignis- und politikgeschichtlichen Ansatz orientiert, das heißt die politische Problemdefinition vorschnell zu ihrer eigenen gemacht und im Ergebnis bis mindestens in die 1970er Jahre Migrationen als (nationale) Einzelphänomene betrachtet (zum Beispiel Hugenotten, Sklaven, chinesische Kaufleute etc.) (Hoerder 2002b: 142). Diese Kritik dient einerseits als Rechtfertigung für sein Anliegen, die Arbeit an einer Weltgeschichte der Migration voranzutreiben, wie er sie schließlich auch vorgelegt hat (Hoerder 2002a; ähnlich auch Bade 2004 [2001]: 41). Und die Kritik zeigt andererseits, dass auch in vermeintlich deskriptiven Arbeiten nationale Episteme die angeblich reine Sinneswahrnehmung rastern.

System, „pečalbari“ auf dem Balkan – habe es immer gegeben, eine Teilhabe in zwei ökonomischen Systemen und damit auch die Selbstverortung in zwei Referenzsystemen für Gleichheit und Ungleichheit seien bekannt und in ihrer Problematik untersucht worden. Rassismus habe es leider auch zu allen Zeiten gegeben, obgleich jede Zeit und Gesellschaft ihre je eigenen Fremden hervorgebracht habe. Die Rückkehr von Versagern und Erfolgreichen sei untersucht und die Bedeutung der Emigranten für ihr altes Heimatland sei der Politik schon früh bekannt gewesen. Neue Forschungen zum Thema seien zwar nicht nutzlos, allein Neues sei nicht zu erwarten (vgl. Foner 1997: 356ff.; vgl. Bade 1994b: 23).

Mit diesen pauschal dargestellten und resümierenden Behauptungen ist noch nichts gewonnen und nichts verloren. Ein selektives Detail soll die Struktur der Gedankengänge verständlich machen. Der Amerika-Historiker Günter Moltmann zeigte, dass die Migration von Deutschland in die Vereinigten Staaten von Amerika eine beachtliche Remigration hervorrief. Er kommt zu dem Schluss, dass es in Relation zu den jährlichen Auswanderungszahlen Remigrationsquoten zwischen mageren 4,7 Prozent im Jahr 1859 und satten 49,4 Prozent im Jahr 1875 gab (Moltmann 1980: 383). Charles Dickens' Beobachtungen während der Schiffsreise in die Alte Welt verdeutlichen, dass die Phänomene auch der Belletristik bekannt waren:

„We carried in the steerage nearly a hundred passengers: a little world of poverty. [...] Some of them had been in America but three days, some but three months, and some had gone out in the last voyage of that very ship in which they were now returning home. Others had sold their clothes to raise the passage-money, and had hardly rags to cover them; others had no food, and lived upon the charity of the rest. [...] They were coming back, even poorer than they went.“ (Dickens 1974 [1842]: 223f.)

Abgesehen von der beliebten, doch zugleich fragwürdigen Methode, wissenschaftliche Ergebnisse über Verweise aus der Belletristik zu legitimieren, lässt sich die Liste über wissenschaftliche Ergebnisse verlängern: Anno 1948 animierte das CIA italienischstämmige Bürger in den USA Briefe nach Italien zu schicken, um eine Wahlmehrheit der Kommunisten zu verhindern. Etwa 10 Millionen Briefe wurden durch die Aktivierung von Netzwerken versandt (Bade 2002: 301) und jeder einzelne wirft für heute die Frage auf, ob und wenn ja welchen qualitativen Unterschied es zu einer E-Mail gibt. Das Konzept der Transnationalität sei, so Gerber, letztendlich gut geeignet, um ein tieferes Verständnis von Migrationsprozessen an der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert zu gewinnen (2000: 32). Theoretisch gipfelt das Argument darin, dass gar kein Unterschied zwischen Assimilation und Transnationalität oder auch Multikulturalität festzustellen sei, da Assimilationstheorien und viele Historiker auf lange Zeitspannen blickten und so die Eingliederung betonten, hingegen transnationale Ansätze den Moment betonten und Differenzen entdeckten (vgl. Lucassen 1997).

Ganz so einfach ist es indes nicht. Sicherlich kann phänotypisch gezeigt werden, dass es bestimmte Migrationsmuster schon immer gegeben hat. Dabei übernimmt die Gegenseite aber sämtliche Schwächen der transnationalen Begrifflichkeit, ohne Klärungsversuche zu unternehmen. Die damaligen Migrationsmuster sind durch langjährige Pendelzeiten gekennzeichnet, sie sind temporär und sie sind sicher transatlantisch und transkulturell. Doch die Vokabel ‚transnational‘ schnappt ins Leere: Denn um den Nationalstaat und dessen Rahmungen zu überwinden, muss es ihn geben und in diesem Punkt unterscheiden sich die politischen Systeme des 19. Jahrhunderts, die den Prozess der Nationen- und Staatenbildung erst durchlaufen, massiv von den heutigen Nationalstaaten, die vor allem in Bezug auf Sozialstaatlichkeit beziehungsweise soziale Sicherungssysteme gänzlich anders strukturiert sind.²⁶ Anders formuliert führt erst die Nationalstaatenbildung dazu, dass Migrationsprozesse als problematische Störung des nationalgesellschaftlichen Lebens empfunden werden können (vgl. Wimmer 1999). Zuvor stellte sich Migration anders dar: „Die vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges dauernde, von ‚proletarischen Massenwanderungen‘ dominierte Epoche der europäischen Wanderungsgeschichte war in einem bis dahin nicht und seither nicht wieder erlebten Maße durch die Freiheit der Wanderung über Grenzen bestimmt“ (Bade 2002: 14f.).²⁷

Das 19. Jahrhundert kannte sogar Staaten mit einem unbeschränkten Einwanderungsrecht und ohne Interesse an Einwanderungskontrollen. Die heutigen restriktiven Immigrationskontrollen sind ein junges Produkt, das kausal mit der Nationenbildung korreliert. Sie unterscheiden sich radikal von der frühen Neuzeit, als Bevölkerungspolitik mit Auswanderungsverboten und Peuplierungsmaßnahmen verbunden war (vgl. Stichweh 2000 [1998]: 71). Solche Interventionen sind leider selten. Leider deshalb, weil just an dieser Stelle deutlich wird, dass Migration ein theoretisch spannendes Thema sein kann, wenn Migration in Bezug auf soziale Strukturen eingeführt wird und der Frage nachgegangen wird, wie Migranten auf die Strukturen der Gesellschaft reagieren und vice versa (vgl.

26 Bei Nichtberücksichtigung dieser Tatsache verpuffen pauschale Aussagen mit dem Vorwurf der ahistorischen Argumentation an die jeweils andere Adresse. Es hilft für die Diskussion nicht weiter, wenn der Historiker Gerber verkündet: „Those claims [gemeint sind Behauptungen, es könnten *neue* transnationale Migrationsmuster beobachtet werden, PG] are based on a poor grasp of the history of nineteenth and early twentieth century international migrations, which contained many transnational elements that are usually dealt with only superficially in contemporary transnational works“ (Gerber 2000: 36f.). Mit Bezug auf die weltweite Ausbreitung von Nationalstaaten und den Ausbau der sozialen Sicherungssysteme muss an dieser Stelle dem Historiker der Vorwurf der ahistorischen Argumentation gemacht werden.

27 Dieses Argument findet sich in ähnlicher Form in der ökonomischen Globalisierungsdiskussion wieder. Dort wird darauf verwiesen, dass die Weltwirtschaft zwischen 1871 und 1914 deutlich freier operieren konnte als heute. Angesichts dieser Erkenntnis hat sich auch dort die Diskussionsfront von quantitativen zu qualitativen Argumenten verlagert (vgl. Hirst/Thompson 1996; Dicken 1998).

Bommes 1999: 37).²⁸ Doch dieser Schritt wird bei der Übernahme der politischen Problemdefinition von Migration ebenso häufig übersehen wie bei der reisenden Transnationalitätsdebatte. Die zeitliche Translokation von Transnationalität vor die Zeit des Nationalstaates hat den Begriff ein weiteres Mal um seine Differenzqualität beraubt (ebenfalls kritisch dazu Bade 2004 [2001]: 33).

Allein auf der Basis nomineller oder zeitlicher Steigerungen bleibt das Adjektiv ‚neu‘ erstaunlich differenzlos. Auf der Basis von rein elementaren Strömen ist Migration für die Wissenschaft auch kein sonderlich interessantes Thema. Das ist daran zu erkennen, dass der körperliche Akt der Wanderung kaum wissenschaftliche Beachtung erfährt – spektakuläre Einschleusungen und dramatische Fluchterfahrungen bis hin zum Tod bilden eine tragische Ausnahme. Der Geschichtswissenschaft ergeht es hier kaum anders als der Geografie. Beide berücksichtigen die soziale Konstruktion von Zeit beziehungsweise Raum nicht immer, sodass eine stärkere Benennung von Zäsuren im Meer der Zeit sowie eine historische Beobachtung von Zeiteinteilungen, also eine Beobachtung von Geschichtsschreibung, selten ist. Aus den empirischen Verweisen ist dies jedenfalls nicht zu entnehmen.

Die Häufigkeit und die strukturelle Gleichsinnigkeit des Problems lassen vermuten, dass hinter ihm eine programmatisch-disziplinäre Verfassung steht. Vielleicht ist diese Verfassung in Bades bereits erwähnter Aussage, dass es sich bei Migration um eine *Conditio humana* handele, die zu allen Zeiten Gültigkeit habe, gleich wie Geburt, Fortpflanzung, Krankheit und Tod, enthalten (2002: 11). Die Aussage ist empirisch belastbar, sorgt in der tagespolitischen Diskussion für Abkühlung, lässt die Zeit fast unstrukturiert passieren und ist darüber hinaus selbst von einer beachtenswerten historischen Kontinuität. Denn Bade spitzt damit eine Aussage zu, die er vom Demografen Arthur E. Imhof entleiht:

„Eine Bevölkerung besteht schließlich aus lauter Menschen, Individuen, Einzelschicksalen“, pointierte A.E. Imhof aus der Sicht der Bevölkerungsgeschichte bzw. Historischen Demographie eine für den Historiker triviale und doch nicht selten zu wenig beachtete Einsicht, „und die jeder Bevölkerungsstudie zugrundeliegenden Hauptparameter: Geburt, Heirat und Tod, allenfalls noch Wanderungen, betreffen dermaßen elementare Ereignisse im menschlichen Leben, daß es wenig wundert, sehr bald auf Fragen zu stoßen, die alle ‚Wissenschaften vom Menschen‘ angehen.“ (Bade 2004 [1988]: 21)

Erneut können sich alle Disziplinen für zuständig erklären. Wichtiger ist nun, dass die Betonung eines historischen Kontinuums offensichtlich die Frage vernachlässigt, ob nicht doch Zäsuren und mithin Epochen benannt werden können. Wäre es an dieser Stelle nicht sinnvoll sich mit hochgradig spezialisierten Teilbe-

28 So wird verständlich, weshalb Ravenstein gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Begriffe ‚Migration‘ und ‚Mobilität‘ austauschbar benutzen konnte (vgl. Grigg 1977; vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 313). Die sozialen Strukturen diskriminierten in vielerlei Hinsicht nicht zwischen diesen beiden Wanderungsformen.

reichen der Nachbarwissenschaften auseinanderzusetzen und beispielsweise zu fragen, wie die veränderten Wirtschaftsstrukturen der Weltgesellschaft auch zu Distinktionsmerkmalen bei Migrationsströmen führen? Böte hier beispielsweise die Thematisierung von Übergängen, wie sie im Rahmen der Regulationstheorie oder allgemeiner in der Industriesoziologie vorgenommen werden, nicht Anhaltspunkte? Welche Stellung hat Arbeit im Migrationsprozess und wie kommen Migranten zur Arbeit? So könnte ersichtlich werden, dass der Hinweis auf historisch bekannte weitgespannte Händlernetze in einem anderen Freiheitskontext steht als die mit Industrierarbeit verbundene Lohnarbeit der ‚Gastarbeiter‘. Die Diskussion, die sich an die These vom institutionalisierten Lebenslauf anschließt, böte ebenso Kontaktflächen (Kohli 1985, 2003; Brose 2003) wie das Schlagwort des flexiblen Menschens (Sennett 2000). Im westlichen Kontext wäre die Frage interessant, wie der Aufbau der zentralen Staat-Bürger-Bindungen über Bildung, Beruf und Rente mit Migration und Integration im Zusammenhang steht, wie also auch der Aufbau des (Wohlfahrt-)Staates als Ergebnis des politischen Systems differente Migrationsmuster hervorbringt (vgl. Luhmann 1998a; Bommers 1999; Esping-Andersen 1999; Wimmer 1999; Stichweh 2000 [1998]; Wimmer/Glick Schiller 2002). Die Liste ließe sich verlängern und es zeigt sich, dass genau solche Versuche nur selten unternommen werden. Zwar relationiert Foner Identifikationsprozesse einmal zaghaft mit dem Prozess der Nationalstaatenbildung (1997: 365), doch wenn es um die abschließende Beantwortung der Frage geht, ob Transnationalität nun neu sei oder nicht, dann vergleicht sie Migrationen allein phänotypisch *untereinander*, ohne auf etwaige sozialstrukturelle Veränderungsprozesse zu rekurrieren (ebd.: 371).²⁹

Das Fehlen einer solchen Auseinandersetzung führt dazu, dass Begriffe wie ‚international‘ und ‚transnational‘ zu oft synonym verwendet werden. Ein Problem, dass selbst bei Bade trotz seiner vielfältigen kritischen Bemerkungen virulent ist (z. B. 1997; 2002: Kap. II).³⁰ Ein weiteres Indiz dafür, dass es sich um ein

29 Der von Foner vorgenommene Vergleich von Migrationen untereinander wird in ihrem kurzen Essay nicht weiter thematisiert. Der Vergleich scheint allerdings kein ihr eigener zu sein und wird in der Tendenz als Forschungsprogramm für die (sozial-)historische Migrationsforschung bei Bade expliziert. Kurz zusammengefasst fordert er bereits 1988, dass Wanderungsgeschehen und -verhalten zu untersuchen und diese in die Bevölkerungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte einzubetten seien (zuerst Bade 2004 [1988]: 20; erneut 2004 [2001]: 35f.). Während die ersten beiden Aufgabenfelder stark auf Typisierungen zielen, wird mit dem letzten der drei Aufgabenbereiche der Horizont zwar geweitet, doch mehr als eine Einbettung wird nicht erwartet oder gefordert. Damit verharrt die Geschichtswissenschaft unnötigerweise bei singulären Betrachtungen.

30 Die Liste der Beiträge bei denen ‚international‘ und ‚transnational‘ austauschbar verwendet werden, ist selbstverständlich verlängerbar, durchzieht Disziplinen, Konferenzen und Publikationen. Dieses dem Zeitgeist geschuldete Problem muss aber nicht zu einer schwarzen Liste führen. Auf Bade wird hier gezeigt, weil seine Ausführungen gelegentlich in *beide* Richtungen so unentschlossen bleiben und das Dilemma nur umso deutlicher vor Augen führen. Das bei ihm zu Tage tretende Di-

strukturelles Problem handeln muss. Dieser Zustand ist umso bedauerlicher, weil die historische Migrationsforschung nicht bloß reich an empirischem Detailwissen ist, sondern weil Historiker im Vergleich zu Geografen, Soziologen, Anthropologen und auch anderen Disziplinen mehrheitlich andere Quellen für ihre Studien verwenden. Gerade diese historische Quellenarbeit macht den interdisziplinären Austausch vielversprechend, weil hier eine vor dem Austausch stehende Spezialisierung stattfand.

Doch dieser Austausch wird auch verhindert, weil sich Teile der Geschichtswissenschaft aufgrund einer hoch fragwürdigen Distinktion von anderen Disziplinen abgrenzen – „the deepest canyon separates social scientists from historians“ (Lucassen/Lucassen 1997: 10). In der US-amerikanischen Debatte war die Kluft sogar noch tiefer als in der europäischen Debatte, sodass dort nur wenige interdisziplinäre Anregungen zu finden sind. Viele Migrationshistoriker akzeptierten dort überhaupt erst seit den 1990er Jahren, dass theoretische Anleihen gewinnträchtig sein könnten. Zuvor habe David Ward beispielsweise beharrlich darauf verwiesen, dass die von Immigranten kreierte ‚distinctive locational patterns‘ eine Theoriebildung nicht zuließen (Diner 2000). Der Canyon teilt die Migrationswelt in Partikularismus auf der einen Seite und Universalismus auf der anderen Seite. Dabei ist der Canyon das Artefakt von disziplinärem Distinktionsstreben und nicht so sehr Ergebnis theoretischer Reflexionen. In Europa oder Deutschland stehen Bades programmatische Artikel zur historischen Migrationsforschung sicher nicht für das gesamte Spektrum der historischen Forschung, sie enthalten allerdings die Grundstrukturen, um die Auseinandersetzungen zu verstehen (im Folgenden wird auf Bade 2004 [1988]; 2004 [2001], Bezug genommen).

Bade selbst erachtet das disziplinäre Spannungsverhältnis als unproduktiv und führt dies in Teilen auf gegenseitige Missverständnisse bei den spezifischen Forschungsinteressen und -methoden zurück. Es gilt somit zu bestimmen, welche Bedeutung die sozialhistorische Migrationsforschung im Konzert der Disziplinen haben könnte. Dabei grenzt er die sozialhistorische Migrationsforschung zunächst von der Ökonomie und der Soziologie ab. Der Soziologie könne man in ihrem Bemühen eine möglichst exakte, umfassende, räumlich und zeitlich übertragbare Theorie von Migration zu bilden, nicht folgen (Bade 2004 [1988]: 18). Soweit verwundert das nicht und es ist das gute Recht der Historiker, sich nicht an soziologischer Theoriebildung zu beteiligen. Allerdings schimmert hier ein Theorieverständnis durch, welches der Soziologie einen Universalismus unter-

lemma deutet aber auch darauf hin, dass er sich überhaupt mit der Frage beschäftigt und so die Schwierigkeiten thematisiert. Bade liefert zugleich inspirierend-irritierende Beispiele und setzt mittels begrifflichen Zeitsprüngen intellektuelle Kapazitäten frei, die aktuelle Debatten abkühlen lassen. So zum Beispiel, wenn er die deutschen Auswanderer im 19. Jahrhundert als „economic refugees“ [.] in the true senses of the phrase“ bezeichnet und damit explizit die Diskussion um ‚Scheinasylanten‘ und ‚Wirtschaftsflüchtlinge‘ konterkariert (Bade 1997: 6).

stellt, der dort theoretisch kaum mehr betrieben wird. Selbst Universaltheorien wurden in wissenschaftssoziologischen Studien als kontextabhängig dargestellt. Mit anderen Worten: Theorien sind Konstruktionsleistungen. Bade scheint jedoch anzunehmen, dass Theorien die Entscheidung zwischen richtig und falsch absolut und kontextunabhängig treffen können. Damit lässt er implizit auch Fortschritt zu: Heutige Theorien sind besser in der Lage über richtig|falsch zu befinden als alte überholte Theorien. Innerhalb dieses Rahmens lehnt er die Anstrengungen um eine soziologische (Universal-)Theorie ab und fordert von Historikern, sich weiterhin an einer Vielfalt von Interpretationsmustern zu orientieren. Mit Interpretationsmustern bezeichnet er die zeitgenössische (partikuläre) Beobachtung von Migration, die aus aktueller (fortgeschrittener) soziologischer Perspektive geradezu rückständig (falsch) erscheinen:

„[D]ie Auseinandersetzung mit historischen und in jenem Sinne in der Tat längst von der Forschung überholten Interpretationsmustern [ist] geradezu konstitutiv für Sozialhistorische Migrationsforschung; denn zu ihren Aufgaben zählt auch die Erschließung des zeitgenössischen Verständnisses historischen Wanderungsgeschehens, gleichgültig, ob und inwieweit dieses Verständnis – das selbst wanderungsbestimmende Kraft entfalten konnte („Wanderungsfieber“, „Zugvogelwut“) – aus der Sicht heutiger Forschung realitätsbezogen bzw. zutreffend erscheinen mag.“ (Bade 2004 [1988]: 18)

Die Ausführungen bleiben unbefriedigend, weil das formulierte Forschungsprogramm zweifelhafte Differenzen in Theorieprogramme einschreibt. Wird das Zitat aufgedrösel, dann wird offensichtlich davon ausgegangen, dass das ‚zeitgenössische Verständnis‘ dazu führte, dass Migranten zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich in der Gesellschaft vorkamen (also beobachtet und kommuniziert wurden). So wie jede Gesellschaft (Gesellschaft hier als Beobachtung zweiter Ordnung im Sinne von Kultur, Nation, Gemeinschaft etc.) ihre eigenen Fremden kannte und damit auch ihre eigene Normalität definierte, so wurde das Thema Migration unterschiedlich gefasst. Nichts anderes behauptet die Systemtheorie, wenn sie davon ausgeht, dass es bestimmte Differenzierungsformen, Strukturen und deren Konstellation zueinander sind, die Migration zu einem spezifischen Problem werden lassen. Diese zeitlichen und räumlichen Differenzen und Variationen sind es nun, die Historiker dazu zwingen, an der Untersuchung der Vielfalt festzuhalten und eine universalistische Soziologie auf Distanz zu halten. Theoretisches Wissen bleibt, ganz in der Fachtradition, weiterhin keine Zielbestimmung historischer Erkenntnis. Es ist bereits viel gewonnen, wenn Theorie als eine Möglichkeit in Betracht gezogen wird, um die eigenen Befunde zu ent- und verschlüsseln (vgl. Rösen 2002a, 2002b). Zwingend ist der Bruch zwischen historischer und theoriebildender Migrationsforschung keineswegs. Aber wenn davon ausgegangen wird, dass Migrationstheorien heute besser seien und mit heutigem Kenntnisstand auch Vergangenes problemlos verstanden werden könnte, dann entsteht der Bruch. Auf der einen Seite steht universale, die Realität abbil-

dende Theorie (Soziologie), und auf der anderen Seite betreiben Historikerinnen und Historiker die Rekonstruktion von eventuell ‚falschen‘, abgelaufenen Deutungsmustern.

Eine solche Sicht reicht für den empirischen Austausch meist aus, doch im Hinblick auf den interdisziplinären theoretischen Austausch sollte die Diskussion an den radikalen Konstruktivismus anschließen. Dieser zeigt deutlich, dass Soziales nicht hintergebar ist und eine Unterscheidung zwischen realer oder konstruierter Welt nicht so einfach zu haben ist. Die Existenz einer externen – in der Umwelt der Systeme liegenden – Welt kann weder geleugnet noch bestätigt werden, doch erkenntnistheoretisch betrachtet bleibt es irrelevant hier zu unterscheiden. Im Migrationskontext kann dieser Streit an dem extremen Fall des Todes bei Grenzübertritten verdeutlicht werden. Migranten, die beispielsweise bei der gefährlichen Passage in der Straße von Gibraltar ums Leben kommen, bedeuten für die Gesellschaft so lange nichts, bis sie nicht durch Kommunikation in der Gesellschaft auftauchen. Der körperliche Tod in der realen Welt ist für die Gesellschaft ein Umweltereignis, welches erst durch die Wahrnehmung und anschließende Kommunikation, gewissermaßen durch das Auftauchen der jetzt sichtbaren Wasserleiche, zu einem Ereignis wird. Solange das nicht passiert, also weder das Vermissten im Heimatkontext kommuniziert wird noch die Todesnachricht erscheint, „ist Migration sozial nicht geschehen“ (Bommes 1999: 27). In diesem Licht können folglich auch die zeitgenössischen Verständnisse von Migration nicht frontal als falsch oder einfach überholt betrachtet werden. Es sind Deutungsmuster, Beschreibungen oder Skripte, die, wie Bade selbst notiert, wanderungsbestimmende Kraft entfalten konnten. Ein Auseinanderklaffen zwischen Semantik und Strukturen ist aber kein Sonderfall der Geschichte, sondern alltäglich zu beobachten. Für die Geschichtswissenschaft bedeutet das, dass sie sich weiter an der Vielfalt orientieren kann oder auch nicht, doch es ist zweifelhaft und unnötig, diese Trennung restriktiv und exklusiv zu formulieren. Ganz im Gegenteil kann die Rede von so etwas wie Wanderungsfieber oder Zugvogelwut die aktuelle Debatte um Transnationalität bereichern, zumal der Streit zwischen Migranten und Sesshaften in unterschiedlichen Konstellationen ein Dauerthema ist.

Es grenzt an Ironie, dass diese Problematik bei Bade selbst zu Enttäuschungen führt. Ironisch deshalb, weil Bades Forschungsprogramm für die historische Migrationsforschung in letzter und strenger Konsequenz zwar ein klares Alleinstellungsmerkmal hervorbrächte, doch mit der gleichen Konsequenz zu den von ihm beklagten Mängeln und Defiziten führt – oder wie anders ist die folgende Bemerkung zu verstehen? „Eine modernen Forschungsansprüchen genügende Weltgeschichte der Wanderungen mit synthese-orientierten Leitaspekten und integral interpretierendem Zugriff blieb aber aus, während die Zahl von historiographischen Studien und Sammelbänden zu Einzelaspekten deutlich wuchs“ (Bade 2004 [2001]: 40). Als wesentliche Arbeiten, die dieses Defizit zu überwinden versuchen und modernen Forschungsansprüchen genügen, erkennt er nur de-

ren drei: das Werk von Dirk Hoerder (2002a), das von Leslie Page Moch (1992) und sein eigenes (Bade 2002).

Damit sind einige Schwierigkeiten im Kontakt mit der Geschichtswissenschaft benannt und auf die transnationale Frage bezogen worden. Erneut hat sich gezeigt, dass holistische Migrationskonzepte Forschungsinteressen bei allen Disziplinen erwecken und der laute Ruf nach Interdisziplinarität und Internationalität sich hier voll entfalten kann. Aber es wurde zu selten oder folgenlos über disziplinäre Verankerungen und die Bedingungen interdisziplinären Austauschs nachgedacht.

Kritikappeal und doch keine gute Lösung – strukturelle Bedenken

Wie bereits geschildert, wurden manche Migrationsmuster als neu bewertet und geschlussfolgert, dass neue Migrationstheorien nötig seien. Nicht selten wurden die Beschreibungen von Personen erstellt, die selbst migrante Erfahrungen besaßen oder es wurden Themen besetzt, die zuvor nur als Marginalien in den Sozialwissenschaften galten (vgl. z. B. Bhabha 2000; Appadurai 1998b; Zaimoglu 1999; Tuschick 2000; Korte/Sternberg 1997; Kureishi 1990). Dem Unbehagen mit kodiertem Wissen wurde Nachdruck verliehen, indem man an Neologismen nicht sparte. Begriffe wie ‚transnational‘, ‚plurilokal‘, ‚entterritorialisiert‘ legten wenig Wert auf Diskussionen mit etablierten Weltansichten. Sicherlich war diese Radikalität nötig, um der Gefahr zu entgehen, allzu schnell wieder in den sozialwissenschaftlichen Konsens eingebunden zu werden und dennoch ist die Diskontinuität zu bedauern. Mit Foucault gesprochen sammelten Forscherinnen und Forscher bis ins Unendliche etwas zusammen und trennten es, häuften die verschiedenen Ähnlichkeiten auf, zerstörten die evidentesten und verstreuten die Identitäten (1974 [1966]: 21). Aber kann es nicht sein, dass mit den Situationsbeschreibungen, in denen Migranten zu Protagonisten wurden, vor allem ein Lebensgefühl erfasst wurde, das für die Bewohner von Millionenstädten zur Normalität geworden war? „Contemporary US urban space of late capitalism is ‚decentered‘, ‚deconcentrated‘, and ‚polynucleated‘“ (Kearney 1995: 552) war dann zu lesen und kaum einer möchte da widersprechen.

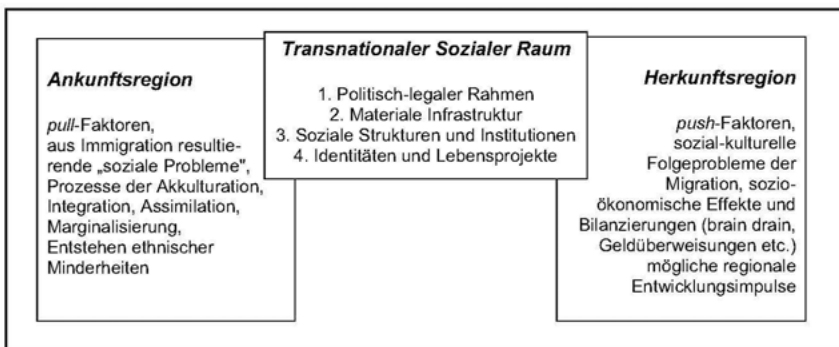
Nach der Verstörung wurden Konzepte mit einem deutlich umfassenderen Geltungsanspruch entwickelt. Migrationsforscher wendeten sich nicht mehr allein gegen nationale, räumlich begrenzte und holistische Gesellschafts- und Kulturkonzepte, sondern versuchten Alternativen zu entwerfen. Sie profitierten noch immer vom Kritikappeal, doch die Lösungen blieben unbefriedigend. Die theoretische Frage, wie eine Gesellschaft intern beschaffen ist, damit ‚Transnationalität‘ überhaupt zu einem bemerkenswerten und zugleich möglichem Phänomen werden kann, ist weitgehend unbefriedigend beantwortet worden.

Und so geht es zunächst um eine Kritik an den Konzepten, mit denen zukünftig Migrationsforschung betrieben werden soll. Inmitten der Konzeptvielfalt fallen zwei Kategorien ins Auge, die sich angesichts ihrer holistischen Konnotationen

nen eigentlich verbieten müssten: *Raum* und *Gemeinschaft*. Pries spricht von der Herausbildung transnationaler sozialer Räume, die sich zwischen der Ankunfts- und Herkunftsregion aufspannen würden und von neuen sozialen Wirklichkeiten in diesen Räumen. Die neuen sozialen Verflechtungszusammenhänge würden sowohl die Auswanderungsregion als auch die Ankunftsregion qualitativ transformieren (1996: 460). Bei Glick-Schiller, Basch und Blanc-Szanton ist von einer neuen Migrationspopulation die Rede, die Gast- und Heimatland in einem „single social field“ verbänden (1992: 1). Dabei beziehen sie und andere sich oftmals auf Kronzeugen mit Reputation, welche die Bedeutung von Raum betonen. Masseys (1999: 159) Feststellung von einem Gezeitenwechsel bezüglich Raumkonzeptionen wird ebenso regelmäßig erwähnt, wie Kearneys Rede von einer Neukonfiguration der Weltansichten auf Raum und Zeit (1995: 549) oder Albrows Behauptung, dass Globalität einen anderen Bezugsrahmen erzeuge und die Zeitproblematik durch die Raumproblematik ersetzt werde (1998a: 425). Bells Prognose, dass der Nationalstaat zu klein für die großen Probleme und zu groß für die kleinen Probleme werde (1987: 13f.), passt ebenso dazu wie Giddens These, dass der Ort unter Modernitätsbedingungen in immer höheren Maße phantasmagorisch werde, und dass Schauplätze von entfernten sozialen Einflüssen ebenso wie von Anwesendem strukturiert werden (1999 [1990]: 30).

Diese wechselseitigen Bestätigungen von semantisch und syntaktisch anspruchsvollen Texten sowie die wiederkehrenden Verweise auf Alltagserfahrungen haben zu Selbstläufern geführt, über deren strukturelle Aussagen nicht weiter zu rasonieren war. Ähnlich der Problematik von historisch-holistischen Definitionen zeigt sich, dass es vergleichsweise ungeschickt ist, wenn die Lebenswelt samt ihrer Beschreibung korrekturlos als begrifflicher Ausgangspunkt für die Theoriebildung verwendet wird. Auch in der Grafik von Pries ist dieses Problem zu erkennen.

Abbildung 2: Auf Transnationale Soziale Räume fokussierte Migrationsforschung (Pries 1996: 466)



Die Grafik löst zunächst die alte Spannung zwischen Alltagsverständnis und wissenschaftlichem Verständnis auf, indem sie Typologien entwirft. Diese Typologien gelten als zweite Ordnung der Welt, sollen nachzuvollziehen und zu überprüfen sein (vgl. Schütz 1971b; Hitzler/Honer 1997). Dieser Erkenntnisweg ist mancher Kritik zum Trotz in der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt. Entscheidend ist, was mit der Rede von transnationalen sozialen Räumen erfasst werden kann und was nicht. Zunächst ist anzuerkennen, dass weder Pries noch andere einen physisch-materiellen Raum mit deterministischen Zügen im Sinn haben. Dennoch geht mit der prominenten Stellung von Raum oder Feld mehr verloren, als die Metapher einträgt, weil sie zwei Kardinalprobleme mitbringt. Räume werden letztendlich *externalisiert* und *singularisiert*.

Gleichwohl Raum als sozial konstruiert gilt, bleibt er im Rahmen des Sozialkonstruktivismus ein der Gesellschaft *externer* Raum. Er bleibt extern, obwohl ihm keine Wirkungskraft mehr zugeschrieben wird und man sich von einem kruden Geodeterminismus erbost absetzt. Wenn es heißt, dass moderne Gesellschaften zunehmend unabhängig von räumlichen Grenzen operieren, oder dass sie Räume neu strukturieren, dann schwingt noch immer mit, dass es den einen Raum gibt und wir nur unterschiedlich auf ihn blicken, dass also die verschiedenen Raumperspektiven und Raumtheorien nur unterschiedliche Klärungsversuche eines einzigen existierenden Raumes sind (Hard 2003 [1977]: 24ff.; Miggelbrink 2002). Insgesamt bleiben diese Betrachtungen unentschlossen, weil sie nicht klar zwischen der Verwendung eines Begriffes (also einer semantischen Begriffsklärung) und dem Sachverhalt (also einer Strukturklärung) differenzieren. Es ist eine Sache zu klären, wie heute von Raum in der Gesellschaft gesprochen wird, aber es ist eine andere Sache zu untersuchen, welche Bedeutung Raum für den Strukturaufbau der Gesellschaft hat. Solange Raum diffus *externalisiert* wird, verliert die Diskussion ihre Anschlussfähigkeit. Sie ist, um Beispiele zu nennen, nicht mehr mit den Erkenntnissen des radikalen Konstruktivismus zu versöhnen, aber auch nicht mehr anschlussfähig an Klüters Raumabstraktionen (1986). Selbst zu Werlens handlungstheoretischem Entwurf werden die Verbindungen gekappt (1997; 1999).

Die angesprochene *Singularisierung* oder auch *Individualisierung* des Raumes fügt sich in dieses Bild, weil außerhalb der Gesellschaft nur ein Raum zugelassen wird. Die Ausgangsbeobachtung, dass verschiedene Akteure transnational agieren, setzt unterschiedliche (nationale) Räume in schematische Gegensätze zueinander. Statt Singularisierung könnte man auch von räumlichen Entitäten sprechen, denn der Plural bei transnationalen sozialen Räumen ergibt sich aus dem Plural der Nationen. Letztendlich wird ein einziger Raum eingeteilt. Die ‚emergente‘ Ordnung bei Pries ist analog dazu konzipiert. Die verschiedene Akteure bringen *nicht je verschiedene* Räume oder Felder hervor, sondern jeweils nur einen sozialen Raum, ‚a single social field‘ etc. Wenn es heißt, dass Sozialräume und flächenextensionale Räume auseinander fallen, dann gibt es eben immer noch den flächenextensionalen Raum. Der Plural bei Sozialräumen bezieht

sich lediglich auf die Tatsache, dass es mehrere Ziel- und Herkunftsregionen gibt. Für den Fall der Migration zwischen Kroatien und Deutschland ist aber nur *ein* transnationaler sozialer Raum vorgesehen (so es denn in diesem Fall auch Transmigranten gibt). Moderne Prozesse der Mobilität, zum Beispiel internationale Tourismusströme, global operierende Unternehmen oder auch Migrantennetzwerke werden als wichtige Stränge bezeichnet, entlang derer transnationale soziale Räume wachsen, sich verdichten (Pries 1996: 467) – und sich folglich als Einheiten herausbilden und abschließen.

Diese Raumkonzeption und die Bevorzugung der Raumdimension als Leitdifferenz für gesellschaftliche Entwicklung ist wenig plausibel, subsumiert andere wesentliche Differenzierungsformen der modernen Gesellschaft und hat fatale Folgen. Die Vorstellung von transnationalen sozialen Räumen erbt die Fallstricke eines methodologischen Nationalismus. Dazu kommt es, weil einzelne Raumabstraktionen, Raumkonstruktionen oder Regionalisierungen (die Wortwahl ist an dieser Stelle gleich, denn die Beobachtungen können potenziell mit all diesen Konzepten gefasst werden) vorschnell zu einem Behälterraum stilisiert werden, ohne dass ein Beobachter genannt werden würde. Ob es sich nun um die Raumabstraktion eines Individuums, um die politisch gewollte Ausweitung bestimmter Rechtsgarantien oder um transnational organisierte Kirchenbistümer handelt, bleibt unklar. Um die Grenzen des singulären transnationalen Raumes zu bestimmen – und nur wenn die Raumgrenzen zu bestimmen sind, ist es sinnvoll von ihnen zu sprechen –, müsste nun der Bezug auf eine Systemreferenz erfolgen. Es ist schwer vorzustellen, dass alle Systeme die gleichen Raumgrenzen haben. Die hohe Deckungsgleichheit unterschiedlicher Systeme, wie sie der Nationalstaat lange kannte, steht aber gerade zur Disposition, muss vielleicht gar als ein Sonderfall der Geschichte betrachtet werden. Wie kann aber die Grenzbestimmung des transnationalen Raumes versucht werden? Man könnte auf Machtprozesse verweisen, doch auch hier wird es schwierig, zumindest dann, wenn man nicht mit einem kontextlosen Machtbegriff operieren möchte. Wer aber sollte Migranten die Grenzen ihres Raumes vorschreiben? Dies, aber sofort ist der Kontext genannt, wird ansatzweise im Rahmen der politisch geregelten Staatsbürgerschaft getan. Doch selbst hier bröckelt die Machtdurchsetzung, weil zunehmend mehr Rechte auch ohne formale Staatsangehörigkeit gewährt werden. Die holistische Grenzbestimmung des transnationalen sozialen Raumes ist ebenso absurd wie die Suche nach sedimentgleichen Ablagerungen von politisch-legalen Rahmungen, materialen Infrastrukturen, sozialen Strukturen und Institutionen sowie Identitäten und Lebensprojekten *im* transnationalen sozialen Raum.

Insgesamt erfährt die Raumdifferenz zuviel Prominenz. So wie der Marxismus die Konfliktlinie in der Stellung im Produktionsprozess zu *der* zentralen sozialen Konfliktlinie ausbaut, versuchen transnationale Migrationsforscher die Konfliktlinie zwischen Mobilien und Sesshaften als Grundlage einer neuen Theo-

rie zu verwenden.³¹ Auf diesem Weg werden nicht die Raumabstraktionen pluralisiert, sondern altbekannte Containerräume beliebig vervielfältigt. Die Leitdifferenz Raum verfängt sich, wenn Forschungsthemen und -fragen zu entwickeln sind, also wenn an die Theorie die Minimalanforderung gestellt wird, weiteres Forschen anzuleiten und Fragen aus der Theorie heraus zu gewinnen. Ein Call for Papers der Ad-hoc-Gruppe ‚Biografien, Karrieren und Identitäten transnationaler Migranten‘ des 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie illustriert die Problematik:

„Für [...] ‚Expats‘ ist die Erfahrung der wechselnden und vorübergehenden Auslandsaufenthalte zu einem wesentlichen Teil ihres Lebens, wenn nicht zu ihrem Leben selbst geworden. Dabei handelt es sich sowohl um die neuen globalen Eliten, die Stars aller Genres und Professionen als auch die Mitarbeiter transnationaler Organisationen, der nationalen Regierungen ebenso wie der internationalen NGOs, der transnationalen Unternehmen ebenso wie der internationalen Entwicklungs- und Katastrophenhilfe. So unterschiedlich die Tätigkeiten von international mobilen Missionaren und Soldaten, Managern und Diplomaten, Geschäftleuten und Entwicklungshelfern, Wissenschaftlern, Journalisten und Entertainern auch sein mag, so teilen sie alle Erfahrungen der vorübergehenden und wechselnden Auslandsaufenthalte. [...] Die internationalen Karrieren und transnationale Migration dieser Menschen trägt ganz wesentlich zur Konstitution eines transnationalen Raumes und einer wie auch immer imaginierten Weltgesellschaft bei.“³²

Lässt sich *strukturelle* Beliebigkeit eindrücklicher als in diesen verschwurbelten Sätzen beobachten? Raum ist hier ein von *vielen* Migranten prallvoll gefüllter Container. Es kommen alle vor, die sich einmal über eine Grenze bewegt haben und wer kommt dann heute nicht vor? Um nicht doch noch jemand auszuschließen, wird eine ‚wie auch immer imaginierte Weltgesellschaft‘ gleich miteinbezogen. Das ist keine Aussage gegen stimulierende Vergleiche, denn es ist immer wieder spannend zu sehen, wie unterschiedlich zum Beispiel der Aspekt der Flexibilität bei hochbezahlten Managern im Gegensatz zu ‚Illegalen‘ bewertet wird (z. B. Valenzuela 2001). Doch hier stellt sich das Problem, dass erst mühsam definiert werden muss, was Soldaten und Missionare gemeinsam haben oder nicht. Der

31 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Rhetorik von einem oben und unten in der transnationalen Migrationsforschung (z. B. bei Smith/Guarnizo 1998), die primär an einer vertikal ungleich strukturierten Gesellschaft ansetzt und diese Differenz als Leitdifferenz verwendet. Die Perspektive von einfachen Migranten wird Globalisierungstreibern entgegengesetzt. Nichts gegen Forschungen die eindrücklich zeigen, unter welchen Bedingungen das ‚Bodenpersonal der Globalisierung‘ (Hess 2002) arbeiten muss. Nur ein Tor könnte bestreiten, dass es keine Ungleichheiten gibt, doch auch hier ist einzuwenden, dass die moderne Weltgesellschaft nicht allein ungleich strukturiert ist.

32 Der Aufruf folgte der Sitzung der genannten Ad-Hoc Gruppe auf dem Kongress in München vom 4.-8.10.2004 und warb für den Sammelband mit dem Arbeitstitel ‚Internationale Karrieren und transnationale Migration: Biografien, Lebensweisen und Identitäten‘.

von transnationalen Ansätzen unterbreitete Vorschlag bleibt strukturell schwach und kann mit dem opaken Begriff des Sozialraums keine weiterführende Forschungsprogrammatisierung entwerfen. Mit dem Raumbegriff kann der verworfene nationale Gesellschaftsbegriff nur metaphorisch, aber nicht strukturell ersetzt werden.

Die geografische Stimme im interdisziplinären Dialog

Die Vokabel ‚transnational‘ hat sich auch in der Geografie niedergeschlagen und im Jahr 2000 erstmals unter dem Stichwort ‚transnationalism‘ als autoritatives Wissen Eingang in das ‚Dictionary of Human Geography‘ (Mitchell, K. 2000) gefunden. Während die Soziologie sich mehrheitlich den sozialstrukturellen Folgen von Migration widmete, interessierten sich Geografen traditionell stärker für den ‚eigentlichen‘ Migrationsprozess im Sinne einer Wanderung. Eine fachspezifische, tiefenscharfe Bohrung in die Substanz der geografischen Migrationsforschungen soll dies nun zeigen. Die Bohrspitze, soviel ist sicher, wird auf Verwerfungen und Mängel in der Substanz stoßen. Wieso aber noch bohren, wenn der Bohrkern kaum neue Erkenntnisse für zukünftige Theoriebildung verspricht? Die Antwort liegt in der Paradoxie der Situation, denn der schwammige Bohrkern hat einen beachtlichen Erfolg. Wird er im Lichte der harten und klar formulierten Kritik betrachtet, so möchte man sich sofort abwenden. Aber so kritikresistent und theoretisch regressiv der Bohrkern auch ist, gemessen an Publikationen kann er als Erfolgsmodell betrachtet werden. Abermals verbietet es sich, die Probleme frontal anzugreifen und aus dem Erkennen von Mängeln den vorschnellen Schluss zu ziehen, den Kern für immer und ewig verwerfen zu wollen – er käme ganz gewiss wieder. Wenn die Wiederkehr so gewiss wie die Kritik an ihr ist, dann muss die Kritik umstellen und versuchen einen Wechsel von der Frage ‚Was-ist-falsch?‘ hin zur Frage ‚Wie-funktioniert-die-Logik?‘ zu vollziehen. Es gilt zu verstehen, weshalb die Mängel auftauchen, welchen Reiz sie besitzen und wie sie es schaffen, uns immer wieder aufs Neue in ihren Bann zu ziehen. Aus dem Bohrkern werden einige zentrale Stellen untersucht. Die Kategorie Raum, eine Zentralstelle für den Theorietransfer, wird zuerst untersucht. Danach folgen die Bereiche Wanderungsströme und Segregation.

Gewinnt Raum an Bedeutung? Und wenn ja auch die Geografie?

Die Konjunktur des Begriffes ‚Raum‘ samt seiner Derivate ist für die Geografie ein willkommener Selbstbestätigungseffekt, da sie fachkonstitutiv das Konzept Raum gegenüber anderen Konzepten wie beispielsweise Klasse oder Schicht bevorzugt. Und diese Präferenz vollzieht sich ungeachtet der Folgeprobleme, die zu den erwähnten strukturellen Defiziten in der Theorie führen. Die Konjunktur von Raumkategorien als charakteristisches Merkmal der transnationalen Diskussion erfüllt vorderhand jeden Geografen mit Stolz. Doch schnell macht der Stolz

einer Verwunderung Platz, weil erkannt werden muss, dass die Konjunktur keine Zuwendung zu geografischen Texten nach sich zieht und die Diskussion mehrheitlich ohne Geografen stattfindet.

Zum Phänomen ‚Raum ohne Geografen‘ kommt es, weil das Gros der theoretischen Fassungen des Themenkomplexes Raum sowohl in den Nachbardisziplinen als auch in der Geografie nicht so subtil und diffizil ist, als dass nicht binnen kurzer Zeit ein wissenschaftlich ertragreiches Reflexionspotenzial zu erreichen wäre. Es geht offensichtlich ohne Geografen. Ob zu Recht oder Unrecht, in ihrem Stolz sind sie verletzt und aus Sorge um die Stellung des Faches folgen Warnhinweise. Etwa dass in dem ‚Handbuch der Kulturwissenschaften‘ unter 96 Autoren kein einziger Geograf sei.³³ Die missliche Lage der deutschsprachigen Geografie samt ihrer Sorgen ist damit kurz beschrieben, das Faszinosum Raum aber noch nicht entschleiert. Es taucht als Schlagwort in dem erwähnten Handbuch auch auf und ohne um den Eintrag zu wissen, erschließt sich aus der Rezension durch Paraphrase des Löwschen Eintrags die Fatalität der Diskussion: „Der Raum bietet keine schützende Hülle mehr. In ‚hochmobilen Gesellschaften‘ konstruiere das Individuum eigene Räume aus unterschiedlichen Lokalitäten. Viele kennen das aus ihrem Alltag“ (Doering-Manteufel 2005: 16). Es sind die letzten sechs, vermutlich en passant geschriebenen Wörter, die einen mit Freud und Leid geografischer Forschungen konfrontieren. Löw thematisiert Fragen, die transnationalen Forschungen bekannt sind, ihr Eintrag scheint nicht nur die Zustimmung der Rezensentin zu finden, es wird sogar postuliert, dass das Gefühl vielen bekannt sei. Das ist sicher nicht nur die Wiederkehr des alten sozialwissenschaftlichen Problems, dass verstörende Ergebnisse von Laien nicht geglaubt werden und triviale Ergebnisse mit dem Hinweis des Bekannten allenfalls Kopfschütteln ob der akademischen Anstrengungen hervorrufen. Wenn das Reflexionspotenzial über Raum und sein Auftreten in der Gesellschaft auf dem aktuellen Niveau verharrt, dann geben die sechs Worte eine Antwort auf die Frage, warum es keine Geografen braucht, um solche Erkenntnisse zu formulieren – Laien könnten gleiches verfassen, berichteten sie aus ihrem Alltag. Es wird auch verständlich, warum transnationale Forschungen und die Rede von transnationalen Räumen so eingängig, faszinierend und somit erfolgreich sein können. Die Rede schließt fast nahtlos an Alltagserfahrungen an und kann sich bei zeitgenössischen Forschungen schon allein deshalb stets als taufrisch präsentieren, weil die Semantiken der Gesellschaftsbeschreibungen einem kontinuierlichen Wandel unterliegen. Die Anschlussmöglichkeiten von Alltagserfahrungen und das Gefühl schon automatisch um das Problem zu wissen, werden gewöhnlich kritikfrei akzeptiert, wie Hard schon in einem anderen Kontext erkannte:

33 Heiner Dürr auf der Tagung ‚Neue Kulturgeographie II: Sprache & Zeichen – Macht & Raum‘ vom 28.-29. Januar 2005 in Münster, Tagungsabstracts oder Dürr (2005).

„Heute wird dieser Pool [des common sense, der Alltags- und der Bildungssprache] nicht selten auch unter den Fahnen der Inter-, Multi- und Transdisziplinarität angezapft; wo immer die spezialistisch-disziplinären Kompetenzen schon verständigungshalber oder auch nur zum Zweck einer wirkungsvollen Anfangsrhetorik auf den gebildeten common sense hin verdünnt werden müssen, da steigt die Wahrscheinlichkeit des Räumelns [...]. Das gilt für Fälle von Ein-Mann-Interdisziplinarität oder von innerdisziplinärer (innerfachlicher) Interdisziplinarität. Auch Graduiertenkollegs dürften günstige Nährböden für dergleichen intellektuelle Regressionen sein.“ (Hard 2002 [1999]: 275f.)

Eine Kritik, die nicht in Bausch und Bogen auf alles zu übertragen ist, zumal innerhalb und außerhalb der Geografie ‚Raum‘ so verwendet wird, dass adäquat an sozialwissenschaftliche Theorien angeknüpft werden kann. Aber die Kritik zeigt überdeutlich, dass Raumbegriffe in unterschiedlichen Kontexten auftauchen und dort bestimmte Funktionen erfüllen (vgl. Hard 2003 [1977]). Vielfach wird Raum reduktionistisch verwendet und im Fall der transnationalen Diskussion scheint seine Funktion anscheinend darin zu liegen, als Einheitssemantik Sinn zu stiften. Raum und ähnliche moderne Einheitskonzepte (Subjekt, Vernunft, Nation, Volk, Gemeinschaft etc.) müssen folglich als semantische oder ideologische Konzepte *von der Theorie her* plausibel situiert und erklärt werden. Solange sich die Theorie auf solchen Einheitsbegriffen ausruht und ihren Begriffsapparat auf ihnen aufbaut, bleiben die Probleme des Reduktionismus bestehen und eine Unzahl von unhaltbaren Brüchen muss in den Texten verdeckt werden. Weil die Brüche mitunter schnell auffallen, bedarf es einer Verdeckungs- und Glättungsstrategie. Die Brüche und Klüfte schließen sich, wenn unter der Hand auf die Alltags-, Literatur- und Bildungssprache zurückgegriffen werde (Hard 2002 [1999]: 270). Dabei plausibilisiert sich der Rückgriff auf die Register der Alltagssprache oftmals von selbst. Man verwendet eine Sprache, die man im Forschungsprozess mit Sicherheit wieder finden wird. Man wird zudem feststellen, dass im Forschungsfeld Alltagswissen vorhanden ist, das im Großen und Ganzen jeden Tag funktioniert, weil hier eine Realität vorgefunden wird, die ihre eigene Selbstbeschreibung schon hervorgebracht hat und an diese glaubt. Sicher, nicht mit jedem Zitat aus der Literatur oder dem Alltag werden Brüche und Klüfte gekittet. Vorsicht ist aber spätestens dann geboten, wenn belletristische Figuren den wissenschaftlichen Artikel begleiten. Es ist ein plausibles und viele ansprechendes Verfahren, Begriffe wie ‚plurilokal‘, ‚transterritorial‘ und viele andere aufzugreifen, weil die Termini persönliches Unbehagen in modernen Zeiten aufgreifen. Gut und Böse werden im Modus der moralischen Kommunikation gegeneinander ausgespielt. Ein Kommunikationsmodus, bei dem stets die gesamte Person auf dem Prüfstand steht und die sozial präferierte Seite so klar und eindeutig ist. Ist das so? Es ist sogar sehr oft so: David Ley (2004) nutzt Tom Wolfes (1988) Börsenmakler Sherman McCoy aus ‚The Bonfire of the Vanities‘ als Leitfigur in einem Artikel, um auf die Praktiken von ‚transnational businessmen and cosmopolitan professionals‘ hinzuweisen. Dürschmidt hingegen blickt

nicht auf Spitzenverdiener, sondern auf einfache Globalisierungsakteure und verweist auf Hanif Kureishis ‚The Buddha of Suburbia‘, um zu illustrieren, dass die Belletristik uns ebenso viele Erkenntnisse über „extended milieux in a global environment“ lehrt wie die Wissenschaft (1997: 57). Es ist eine verlängerbare Liste, bei der vortreffliche Forschungsstimuli ebenso wie poröse und leicht angreifbare Aussagen zu finden sind.

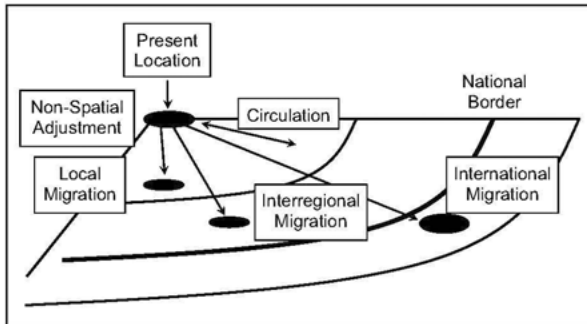
Schwerpunkte geografischer Migrationsforschungen

Eine hier mehrfach geäußerte These lautet, dass die interdisziplinäre Ausrichtung der Migrationsforschung eine disziplinäre Spezialisierung behindert und reisende Theorien Transitionen suggerieren, die nicht in jedem Fach nötig sind. Sollte eine Wende dennoch gefordert, eingeleitet oder postuliert werden, so drohen Regressionen, da das Unbehagen nicht eigendisziplinär begründet ist, sondern auf fremddisziplinären Schwierigkeiten beruht. Gewährleistet die Thematisierung von Identität und Transnationalität in der Geografie also den Anschluss an die allgemeine Diskussion oder ist diese Ergänzung überflüssig? Um dies besser einzuschätzen, bedarf es eines kleinen Rückblicks. Dieser Rückblick klammert Randbereiche aus und fügt einzelnen Themengebieten eventuell Unrecht zu. Er erkennt zwei wesentliche Forschungsgebiete. Wenn Geografen sich Migrationen und Migranten widmeten, dann untersuchten sie entweder Bevölkerungsbewegungen – Migration und Mobilität – und lehnten sich dabei stark an die Demografie an oder sie richteten den Blick auf die Folgen von Migration in Großstädten, schauten dort auf urbane Konflikte und auf Segregationsphänomene. Diese beiden Bereiche können als klassische Themen geografischer Migrationsforschungen gelten und dies nicht deshalb, weil ihre Protagonisten regelmäßig zitiert und ihre Begrifflichkeiten verwendet werden, sondern weil die hier aufgeworfenen Fragestellungen für das Fach konstitutiv sind und die Überwindung ihres paradigmatischen Zugriffs kaum möglich ist. Ohne Blickveränderungen können zwar noch Prozesse und Veränderungen innerhalb dieser Perspektive registriert werden, nicht aber neue, darüber hinausgehende Einsichten.

Der *erste klassische Forschungsschwerpunkt* geografischer Arbeiten blickt auf den eigentlichen Prozess und Akt der Wanderung. Da Wanderungen per Definition mit einem körperlichen Wechsel von einer politisch-administrativen Raumeinheit in eine andere verbunden sind, macht es sich die Geografie vergleichsweise einfach, ihr Forschungsinteresse zu begründen. Sie übernimmt letztendlich diese perspektivische Setzung und fragt nicht weiter nach einer disziplinären Forschungslegitimation. Raum und Körper werden so real imaginiert, dass die zugrunde liegenden Konstruktionen (der Welt, der Personen, des politisch segmentierten Raums) nicht weiter thematisiert werden. Folglich ähneln geografische Arbeiten in diesem Bereich einer Orientierungswissenschaft. Die Frage, ob es sich bei der Aufbereitung von Wanderungsdaten um Wissenschaft oder nicht handelt, wird dabei noch nicht einmal berührt. Vielleicht ist das auch

der versteckte Erfolg der Geografie. Vielleicht hat sie beim Vermessen und Ordnen der Welt so gute Arbeit geleistet, dass ihre Leistung nicht mehr als bemerkenswert gilt. Das Orientierungspotenzial geografischer Kartierungen und Typisierungen ist jedenfalls groß. Startpunkt *und* Ergebnis dieser Arbeiten sind Ordnungsgrafiken.

Abbildung 3: *Alternative Time-Space Mobility Patterns* (Malmberg 1997: 26)



Nun ist es leicht zu kritisieren, dass solche Grafiken eine undifferenzierte Reproduktion von politisch-administrativen Räumen beinhalten. Aber diese Kritik bleibt letztendlich im gleichen Beobachtungsrahmen. Normative Alternativbeurteilungen, die aus rigiden Grenzpolitiken eventuell resultierendes Elend anklagen, betonen eben nur die negativen Folgen dieser Ordnung, welche die Geografie mitgeschaffen hat. Sowohl Affirmation als auch Negation stehen gefährlich nah an ihrem Gegenstand. In dieser Nähe sind sie zu selten in der Lage hinreichend zu bestimmen, welche Grenzen genau überschritten werden und welche Bedeutung dies für wen hat. Die forschungsleitende Frage auf der territorialen Folie lautet, wer, warum, woher und wohin wanderte und welche räumlichen Differenzierungen als Grund und Folge dieser Wanderungen auszumachen sind. Um dies zu beantworten, versuchten Nachkriegsforschungen, inspiriert von nomothetischen und positivistischen Ideen, adäquate Konzepte und Modelle zu entwickeln. Produkte dieser Forschungsrichtung und nachfolgender Variationen sind Push-Pull-Konzepte, Gravitationsmodelle oder die Zeitgeografie von Hägerstrand. Der heutige Umgang mit ihnen ist paradox: „Although this model [the push-pull-model] has been strongly criticised, it has maintained its important position in geographical textbooks, for instance, due to its simplicity and internal logic“ (Malmberg 1997: 29).

Viel unentschlossener kann sich eine theoretische Diskussion kaum zeigen. Push-Pull-Konzepte können auf einer hohen Aggregatsebene internationale Migrationen noch recht schlüssig erklären, doch sie versagen bei vielen anderen Punkten und wurden zu Recht ausreichend und detailliert kritisiert. Gesetzmäßigkeiten im statistischen Sinn sind kaum von den Modellen zu erwarten und so

könnte man annehmen, dass sie als Thema in den Bereich Disziplingeschichte verschoben oder nur noch hochselektiv behandelt werden. Doch genau das geschieht nicht. Ausgerechnet aufgrund ihres simplen Charakters und ihrer internen Modellogik bleiben sie den Lehrbüchern erhalten und werden, um die Widersprüchlichkeit noch zu steigern, selbst bei Malmberg als geografischer Beitrag für die interdisziplinäre Migrationsforschung eingeführt, die folglich von außen als nicht besonders leistungsfähig wahrgenommen wird.³⁴ Allerdings ist die Theorieferne der Geografie hier ein Glücksfall. Denn abgesehen von den Hauptvertretern dieser Modelle entzogen sich viele Geografen mit einem gesunden Menschenverstand der Gefahr der Blickverengung. Wenn Migrationsauslöser nicht eindeutig auf die Vor- und Nachteile der Herkunfts- und potenziellen Zielregion reduziert wurden, dann lag in dieser Perspektive zudem ein großer Gewinn: Es wurde ermöglicht, dass Geografen parallel auf die Herkunfts- und Zielregionen blickten. So hatte man im Blick, dass viele *nicht* wanderten, dass der Kontext Migrationsentscheidungen deutlich beeinflusst und Pendelbewegungen häufig sind (vgl. Malmberg 1997: 48). Vorteilhaft war es auch, dass die Trennung zwischen Migration und Mobilität nicht zu scharf gezogen wurde. Die Mehrheit der geografischen Migrationsforscher arbeitete mit dem Inventar und in der Logik der quantitativen Sozialforschung, orientierte sich an der Demografie und ordnete sich folglich innerhalb der Geografie der Bevölkerungsgeografie unter.³⁵ Das Hauptaugenmerk ruhte auf der Beobachtung von *aggregierten* Bevölkerungszahlen in Relation zu der Bevölkerungsentwicklung regionaler Einheiten und fand sich in enger Nachbarschaft mit den beiden demografischen Forschungsgebieten Fertilität und Mortalität. Dieser Themendreiklang aus Fertilität, Migration und Mortalität hat zumindest in Großbritannien jüngst markante Veränderungen erfahren. Die zwei Themen Fertilität und Mortalität wanderten aus dem Bereich der Bevölkerungsgeografie ab und zur in Großbritannien prominenteren Gesundheitsgeografie hin – so sie denn dort ankamen und die Bearbeitung

34 So zum Beispiel bei Pries, der der Geografie gelegentlich die Aufgabe zuweist, sie habe sich um die Lagerrelation von Dingen und Sache zu kümmern, denn „[f]ür die Soziologie sind ausschließliche Betrachtungen der Lagerrelationen von bzw. zwischen naturgegebenen Dingen weitgehend uninteressant“ (1999: 443). Dies wird in einer Endnote eingeschränkt mit dem Verweis auf Bartels, dass auch in der Geografie kein voraussetzungsloser Blick auf die Dinge möglich sei. Dennoch ist diese Schließung des Faches Soziologie insofern merkwürdig, da hier mit disziplinpolitischen Argumenten operiert wird, die in der theoretischen Diskussion über Migrationen nicht weiter führen können und trotz aller Kritik an der Interdisziplinarität in der Migrationsforschung auch den interdisziplinären Austausch nicht weiter bringen. Erwähnt sei auch, dass Pries durch diese Politik ähnliche Probleme reproduziert, über die er sich bezüglich seiner eigenen Karriere beklagt hat (vgl. „Autobiographische Erfahrungen eines ‚Heimkehrers‘“ in: Pries 1999b: 389ff.).

35 Ausdruck dieser Positionierung ist die Platzierung der Lehrinheit ‚Migration und Mobilität‘ in den Lehrbüchern zur Bevölkerungsgeografie (Leib/Mertins 1986; Bähr 1997; Kuls/Kemper 2000). Eigenständige deutschsprachige Einführungen zur Migrationsgeografie gibt es nicht.

der Themen nicht ganz aufgegeben wurde (Boyle 2003a, 2003b). Migrationsthemen gewannen hingegen relativ an Bedeutung und man trug dieser Bedeutungsverschiebung programmatisch und strukturell Rechnung. Die ‚Institute of British Geographers – Population Geography Study Group‘ änderte 2004 den Titel ihrer Zeitschrift von ‚International Journal of Population Geography‘, zu ‚Population, Space and Place‘. Die Tilgung des Wortes Geografie aus dem Titel soll mehr Anschlussfähigkeit für an Bevölkerungsthemen interessierte Autorinnen und Autoren bieten. ‚Space and Place‘ soll zugleich anzeigen, dass weiterhin räumliche Variationen zu beachten sind. Die Entwicklung der Zeitschrift muss abgewartet werden, doch es wird deutlich, dass die Forderung nach Interdisziplinarität mit einer Aufhebung der disziplinären Binnendifferenzierung eingelöst wird. Zudem sollen verstärkt Arbeiten aus dem interpretativen Paradigma Einzug finden und der Bereich der ‚cultural studies‘ wird explizit als theoretisch interessantes Feld erwähnt (vgl. Boyle/Findlay/Newbold 2004) – ein im Vergleich zur deutschsprachigen Diskussion bemerkenswerter Hinweis. Jene, die um eine Einheit der Bevölkerungsgeografie bemüht waren, bedauern diesen Vorgang (Boyle 2003b: 773).

In dem Maß wie wirtschafts- und arbeitsmarktgeografische Forschungen mit aggregierten Migrationszahlen zurücktraten (vgl. Fassmann/Meusburger 1997), kam es zu einer stärkeren Berücksichtigung von individuellen Migranten und deren Migrationskarrieren auch bei geografischen Forschungen. Paradigmatisch für einen solchen Orientierungswechsel ist etwa der Artikel von King und Mai (2004). Der etablierte Russell King, Autor einer Länderkunde Italiens und einer Studie über die Wirtschaftsgeografie Italiens, trifft hier auf den jungen Nicola Mai, der qualitativ arbeitet und von Haus aus Soziologe ist. Der Artikel beinhaltet geografisches Orientierungswissen und erweitert diese Perspektive mit ausführlichen Interviewpassagen von albanischen Migranten in Italien. Die Hinwendung zu Individuen beinhaltet aber nicht allein einen Maßstabswechsel, sondern verändert unter der Hand auch die Thematik. Untersucht wird zunehmend die Mobilität von Hochqualifizierten (z. B. Salt 1992; Freund 1998a; Beaverstock 2002, 2004; Pethe 2006) oder von Studierenden (z. B. Budke 2003; King/Ruiz-Gelices 2003; Baláz/Williams 2004). Damit erweitert sich der Blick der Migrationsforschung, doch zugleich rücken Migrationsformen in ihren Blick, die sich in einem, nicht immer reflektierten Punkt krass von Arbeits- und Fluchtmigrationen unterscheiden: Arbeitsmigranten suchen Zugang zum Arbeitsmarkt und seinen Organisationen, sie wollen also in Unternehmen inkludiert werden, ebenso wie Flüchtlinge nach Rechtssicherheit suchen und in Rechtssysteme inkludiert werden wollen. Bei Hochqualifizierten, die sich überwiegend auf unternehmensinternen Arbeitsmärkten bewegen, und bei Studierenden, die mit Stipendien und Förderprogrammen ins Ausland gehen, ist die Situation genau umgekehrt: Die vorherige Inklusion, das heißt die formale Mitgliedschaft in Organisationen, ist die entscheidende Voraussetzung für ihre Mobilität und nicht die Suche nach ihr!

Vor dem Hintergrund dieser Schwerpunkte verspricht die transnationale Perspektive eine interessante Ergänzung, ohne dass man alles Gewesene verwerfen müsste. Ergänzt man aggregierte Migrationsziffern um individuelle Migrationskarrieren und berücksichtigt die soziale Konstruktion der Welt, können sich neue Erkenntnisse ergeben. Neben anderen ist die Arbeit von Alison Mountz (2003) ein gutes Beispiel für eine solche Ergänzung. Mountz beobachtete chinesische Flüchtlinge im Moment ihrer Aufnahme in die kanadische Administration. Mountz bleibt der geografischen Vorliebe für Bewegung treu und ergänzt sie um Fragen der Kategorisierung und Immobilisierung. Sie zeigt, dass die kanadischen Behörden den Begriff ‚Bootsflüchtlinge‘ auf die Mehrzahl der Chinesen anwendeten, obwohl die Mehrzahl gar nicht per Boot, sondern mit dem Flugzeug einreiste. Die Bundesbehörde für Staatsbürgerschaft und Immigration klassifizierte die Ankömmlinge entlang eines Spektrums der Erwünschtheit. Ihr Blick in die staatlichen Exekutiven zeigt, wie der Staat sich und seine Probleme selbst reproduziert. Für die Flüchtlinge ist die Kategorisierung folgenschwer, weil die Personen entsprechend der Kategorien ‚prozessiert‘ werden, also durch staatliche Integrations- oder Abschiebungsinstanzen laufen.

Neben dem Fokus auf körperliche Wanderungsprozesse schaut die geografische Migrationsforschung in ihrem *zweiten großen Themenfeld* auf die Migrationsfolgen in Städten. Vor allem das Phänomen der residenziellen Segregation wird behandelt. Vereinerleitend ist dabei die Annahme, dass soziale Machtpositionen und Ungleichheiten sich in den räumlichen Stadtstrukturen materiell niederschlagen und zu Segregationsprozessen führen. Segregation als Zustand wiederum verursacht selbst die Reproduktion von Ungleichheiten. Die Suche nach einem mechanischen ‚tipping point‘ ist mittlerweile deutlich differenzierteren Ansätzen gewichen, die Segregationsprozesse in den theoretischen Kontext von sozialer Ungleichheit, in die Strukturen von Immobilienmärkten oder in ähnliche Kontexte einbetten (vgl. von Freiling 1982; Piguët 1994; Freund 1998b; van Kempen/Özüekren 1998; Dangschat 2000; Massey/Fischer 2000). Bisweilen einseitige, weil nur die Desintegration betrachtende Blicke haben zu negativen und vielfach kulturalistisch stigmatisierenden Darstellungen bestimmter Stadtviertel geführt. Diese öffentliche Wahrnehmung fand auch Widerhall in alarmistischen Studien über deutsche Städte (z. T. bei Heitmeyer 1998). Davon unabhängig bleibt die Frage offen, wie deterministisch residenzielle Segregation zu betrachten ist und welche Probleme tatsächlich aus ihr herrühren. Pott (2001) hat dezidiert auf die theoretischen Probleme der Segregationsforschung hingewiesen. Die soziale Konstruktion des Raums werde nicht berücksichtigt, sodass konzeptionell in einem Containerraum geforscht werde. Die Nähe zur Alltagswelt bringt es mit sich, dass die alltagsweltlichen Kategorien über benachteiligende Stadträume wissenschaftlich reproduziert werden. Eine Erweiterung und Vertiefung bei deutlicher Kurskorrektur finden Segregationsfragen derzeit im Bereich der Bildungsforschung und der ungleichen Verteilung von Migranten und Nicht-Migranten in den Schulen des städtischen Bildungsraums. Verkürzt

wiedergegeben lautet dort die Frage, wie Organisationen des Bildungssystems über lokalisierbare Adressen oder Ethnizität Ungleichheiten bei der Auswahl der Schülerinnen und Schüler fortschreiben (vgl. z. B. Oberti 1999; Pott 2002; Schroeder 2002; Radtke 2004).

Die jüngere Ausrichtung auf das Themenfeld ‚migrant business‘ erscheint vor diesem Hintergrund wie ein Ausbruchversuch aus der theoretischen Falle, ohne dass das erste Thema befriedigend bearbeitet und abgeschlossen worden wäre. Immerhin kann mit dem Thema ‚migrant business‘ an länger bestehende Diskussionen im Ausland angeknüpft werden (vgl. Barrett/Jones/McEvoy 1996; Fallenbacher 2001; Kloosterman/Rath 2001; Pütz 2000, 2003a). Die nicht-deutschen Diskussionen sind schon allein deshalb weiter fortgeschritten, weil das Phänomen dort aus strukturellen Gründen länger zu beobachten ist. Es ist überaus auffallend und bedenkenswert, dass der *Startpunkt* dieser Arbeiten ein optisches Phänomen ist. Zwar behauptet niemand, dass hier wie oft üblich „die Hegemonie des Sehens [...] den Phänomencharakter räumlicher Sachverhalte zur einfachen, binären Logik von Anwesenheit und Abwesenheit“ reduziere (Stroh-mayer 1998: 105), doch die geografische Tradition ist unverkennbar. Beim Sichtbaren zu beginnen, ist an sich kein Frevel, doch das Primat des Optischen muss für weitere Forschungen erst überwunden werden. Mit anderen Worten: Die Aufmerksamkeitshascher vietnamesischer Gemüsehändler, türkisches Reisebüro, griechisches Lokal und ähnliche sind tendenziell unergiebig für theoretisch fruchtbare Arbeiten, wenn sie Start- und Zielpunkt bleiben und an keiner Stelle systematisch als theoretisches Problem eingeführt werden.³⁶

Mit distanzierterem Blick auf diese beiden wichtigsten Themengebiete geogra-fischer Migrationsforschungen fällt auf, dass sie fast ausnahmslos um das Thema Gleichheit|Ungleichheit gruppiert sind. Leider explizieren sie das viel zu selten. Grundsätzlich ist mit einem normativen Gleichheitspostulat ein niemals endendes Forschungsthema verbunden. Es ist zu erwarten, dass nicht bloß die Ungleichheiten fortbestehen, sondern auch Gleichheitsnormen und weil normatives Erwar-ten kontrafaktisches Erwar-ten ist, wird es nur selten durch alltägliche Normab-weichungen korrigiert. Weil der Nationalstaat und die Politik wesentlich an dem intranationalen Gleichheitsversprechen festhalten, halten auch Wanderungsfor-

36 Kann es sein, dass diese Herangehensweise für den Stand des Faches verantwortlich ist? Begriffssicherheit und Abstraktionsvermögen werden im soziologischen Studium deutlich stärker trainiert als in der Geografie. Während die Geografie ihren Gegenstand immer vor Augen zu haben glaubt, muss sich die Soziologie ihren Gegenstand viel stärker modellieren und sich des Konstruktionscharakters ihrer Theorien vergewissern. Um den Unterschied plastisch zu verdeutlichen: Thatcher konnte 1987 verkünden „there is no such thing as society“ und anschließend konnte über die politischen Implikationen gestritten werden. Die Soziologie musste sich stets mühen, ihren Gegenstand zu bestimmen. Ein Gedankenspiel – Thatcher sagt: „there is no such thing as space!“ Man kann es sich kaum vorstellen, dass dies zum geflügelten Wort einer ganzen Epoche hätte werden können. Raum ist doch sichtbar da!

scher es nicht immer für nötig, diesen Bezugshorizont zu legitimieren. Die Segregationsforscher müssen manchmal etwas mehr Worte dazu verlieren. Während die Ungleichheiten zwischen Nationen mit der Aura der Selbstverständlichkeit belegt sind, lehnen sich Segregationsforscher an die normativen Gleichheitspostulate innerhalb der Nation an. In dieser Logik leiten sie ihre Arbeiten mit Paraphrasen von politisch-normativen Forderungen ein, wie zum Beispiel das 14. ‚Amendment‘ zur US-amerikanischen ‚Bill of Rights‘, welches gleiche Rechte für alle Bürger garantiert und nach dem US-amerikanischen Bürgerkrieg ratifiziert wurde (Johnston/Poulsen/Forrest 2003). Eine Lücke zwischen den Forderungen nach Gleichheit und der aktuell ungleichen Situation ist leicht zu finden. Nolens volens territorialisiert die Wissenschaft dabei die Ungleichheitsschwelle. Die Rede von Ghettos, Slums, Favellas oder Banlieus als räumliche Indexierungen von Strukturen der sozialen Ungleichheit machen es ihnen einfach. Im Ergebnis arbeiten sie mit einer ähnlichen Ungleichheitsschwelle, wie Nationalstaaten es mit ihrem Gleichheitsanspruch nach innen tun. Ein Anspruch nach innen, der automatisch zur Institutionalisierung einer Ungleichheitsschwelle nach außen führt, die dann permanente Anreize zu grenzüberschreitender Migration schafft. Eine selbstgeschaffene Verlockung, welche die Politik zugleich eigenmächtig zu steuern versucht, indem sie die Zugehörigkeitsregeln asymmetrisch gestaltet. Sie lässt aktuell Staatsbürger leicht emigrieren, doch die Immigrationshürden liegen hoch. Die Paradoxie steigert sich, wenn erkannt wird, dass es die Asymmetrie des Staates im Umgang mit Staatsbürgern und Migranten ist, welche die Voraussetzungen für Ungleichheiten aufrechterhält. Weil nicht jeder Migrant die Staatsbürgerschaft erhält und weil der Staat selbst Inklusionshürden errichtet, sorgt der Staat dafür, dass den migranten Aufstiegserwartungen im Zielland kontinuierlich keine adäquaten Realisierungsmöglichkeiten gegenüberstehen (vgl. Stichweh 2000 [1998]: 77; Bommes 1999: 200). Diese überspitzt restriktive Formulierung verdeutlicht, dass transnationale Ansätze genau in diese Problematik hineinstoßen. Ohne das Kind stets beim Namen zu nennen, zeigen sie empirisch, dass manche Transmigranten die versperrten Aufstiegsbahnen durch ihre binationale Lebensführung zu umgehen versuchen.

Der Gleichheitsanspruch – und nicht so sehr der Gerechtigkeitsanspruch – führt stets eine ungleich strukturierte Gesellschaft mit ein, vernachlässigt funktionale Differenzierung und stößt bei Selbstbeschreibungen von Migranten regelmäßig auf Schwierigkeiten. Denn diese beziehen ihr Inklusionspotenzial wesentlich aus der Tatsache, dass sie bereit sind, die wohlfahrtsstaatlichen Inklusionsstandards zu unterlaufen (Bommes 1999: 203). Transmigranten stoßen auf Interesse, weil sie sich angeblich dauerhaft an zwei nationalen Gleichheitsstandards orientieren.³⁷

37 Buffoni (1997) thematisiert in ihren Armutsuntersuchungen genau diese Frage nach dem Bezugshorizont.

Changiert der Blick nun zwischen den Themen, die bisher behandelt wurden und den Fragen, die transnationale Forschungen aufwerfen, dann werden die Hürden für die deutschsprachige Geografie deutlich. Die Hinwendung zu alltäglichen Migrationserfahrungen ist eine Ergänzung der bestehenden Perspektiven, die selbst blinde Flecken hat, aber durch ihre am interpretativen Paradigma orientierten Forschungen zu interessanten Einblicken gelangen konnte (vgl. für deutschsprachige Beiträge Müller-Mahn 2000; Bauer 2003; Pott 2004).

Theorieimporte und Blickumstellungen – erste Antworten auf offene Fragen

An Kritik mangelte es bisher nicht. Doch nicht Tadel war das Ziel, sondern es galt die Perspektiven der unterschiedlichen Ansätze zu erkennen, um sodann Kritik in einem ursprünglichen Wortsinn zu betreiben. Das bedeutet, das Setzen von Differenzen zu benennen, dabei zu klären, was und was nicht durch diese Setzungen in den Blick gerät, um dann eventuell neue Differenzen vorzuschlagen. So verstandene Kritik geht über das Schema Affirmation[Negation hinaus. Die Analyse der aktuellen Stärken und Schwächen der transnationalen Migrationsforschung zwingt zur bündigen Bestimmung dessen, was nun im Rahmen dieser Arbeit, aber auch darüber hinaus auf der Agenda steht. Dabei sind die Konturen eines disziplinär-interdisziplinären Vorgehens ebenso zu umreißen, wie die Schwerpunktsetzung auf individuelle Migrationsbiografien zu begründen und die Notwendigkeit von systemtheoretischen Anleihen darzulegen ist.

Interdisziplinarität ist für die geografische Praxis kein Novum. Als Disziplin kennt sie sich vortrefflich mit Theorieimporten aus, weiß um die Aneignung von Theorien aus Nachbardisziplinen und deren Adaption für spezifische disziplinäre Problem- und Fragestellungen – freilich ohne diesen Prozess immer zu reflektieren. Das Ausmaß der Importe reicht von Theorien mittlerer Reichweite bis hin zum Import von Großtheorien, wie zum Beispiel bei Klüter (Importeur von Luhmanns Systemtheorie) und Werlen (Importeur von Handlungstheorien) (vgl. ausführlich Schmidt 2004). In der deutschsprachigen geografischen Migrationsforschung scheint das Handelsbilanzdefizit soweit fortgeschritten zu sein, dass theoretische Debatten nicht mehr von Geografen geführt werden (können), sondern von Soziologen in geografischen Zeitschriften ausgetragen werden (müssen), wie das Beispiel des Themenheftes ‚Migration‘ der Geographischen Revue im Jahr 2003 zeigt. Die Soziologen Esser, Bommes und Pries (Esser 2003; Bommes 2003b; Pries 2003) stellen die drei derzeit relevantesten Paradigmen der Migrationsforschung vor. Geografische Autoren, die sich mit den Migrationstheorien beschäftigen, sind kaum zu erkennen. Dies führt dazu, dass der Begriff ‚Transnationalität‘ zwar auftaucht, aber gelegentlich inhaltsleer und schwammig

bleibt.³⁸ Nicht selten wird eine bloß entterritorialisierte Sozialraumforschung fortgeschrieben. Die geografischen Abhandlungen zum Thema bleiben im Vergleich zur Tiefenschärfe von manchen soziologischen Beiträgen matt und repetitiv.³⁹ Alles in allem ein disziplinär-struktureller Reflexionsmangel, der sich dann in Arbeiten niederschlägt, die zwar empirisch brillant und detailreich sind (siehe besonders Müller-Mahn 2000, 2002), doch sich in ihren theoretischen Verweisen und Diskussionen bisweilen in dem Satz erschöpfen, dass „das de-lokalisierte Beziehungsgefüge der ägyptischen Migrantengruppe [...] sich insofern als ‚transnationaler sozialer Raum‘ im Sinne von Pries beschreiben [lässt]“ (Müller-Mahn 2000: 97). In der vorliegenden Arbeit vollziehen sich interdisziplinäre Anleihen aufgrund der Einsicht in die strukturellen Defizite der geografischen Migrationsforschung. Interdisziplinarität wird also nicht als Selbstzweck erachtet und auch die Binnendifferenzierung der Wissenschaft soll nicht einfach übersprungen werden. Es mag unstrittig sein, dass Zuschnitte wie ‚die Geografie‘ oder ‚deutsche Wissenschaft‘ nicht immer sinnvoll sind, doch allein beim Gegenstand zu beginnen, dürfte die Situation nicht verbessern. So gesehen spricht nichts dagegen, sich die benötigten Bausteine zusammensuchen, auch wenn dieser Weg problematisch wird, sobald Anschlussfähigkeit und Abnahmebereitschaft in *einer* Disziplin gesucht werden, denn hier stehen Gründe der Disziplinpolitik und -karriere dem eigenen Anspruch vielfach entgegen.⁴⁰

38 Ein Problem, dass auch bei dem Begriff ‚Transkulturalität‘ in geografischen Publikationen gelegentlich auftaucht. Der Titel ‚Ausländer in Deutschland. Probleme einer transkulturellen Gesellschaft aus geographischer Sicht‘ (Escher 2000) suggeriert Progressivität, doch in den meisten Arbeiten werden die Ergebnisse auf einer als klassisch zu bezeichnenden Folie interpretiert.

39 Bürkner erkennt zwar ein geografisches Defizit von Migrationskonzepten unterhalb der Makroebene, das eine Rezeption der Transnationalismusthese erschwere (2000: 303), doch bei dieser These bleibt es dann. Seiner ersten Kritik folgte eine ähnliche auf der Konferenz ‚Neue Kulturgeographie in Deutschland. Themen, Methoden, Perspektiven‘ im Januar 2004. Auch dort argumentierte er, dass die deutschsprachige Geografie die Ideen der transnationalen Migrationsforschung bisher nur im Ansatz ausgelotet habe. Seine mit Verve geäußerte Kritik wirft der transnationalen Migrationsforschung vor, sie sei teilweise Ertüchtigungshelfer für die Nomaden des Weltmarktes, wenn sie die Ökonomie weiter missachte und allein die kulturelle Expressivität untersuche. Bei all dem Schwung bleiben diese Argumente seltsam unspezifiziert und entlarfen die Schwächen transnationaler Migrationsforschung nicht (Bürkner 2004, 2005).

40 Diese Aussage leitet sich primär aus der Notwendigkeit von zunehmender Spezialisierung ab, bei der Grenzen selbstverständlich permeabel gehalten werden können. Die Aussage beinhaltet kein ‚Kuschen‘ vor der Macht wissenschaftlicher Binnendifferenzierung (vgl. dazu auch Agnew 1996: 1930; Johnston 1996). Hannerz’ Argument, dass Disziplinen mächtige Behüter ihrer Grenzen sind und sich nötige Änderungen nicht durchsetzen (Hannerz 1996: 1939), muss abgeschwächt werden. Statt undifferenziert auf ‚Macht‘ zu verweisen, erscheint es sinnvoller, die strukturellen Probleme (zum Beispiel der Beharrungs- oder Rückfallkräfte) zu beobachten. So sollten, entgegen Taylors undifferenziertem Argument, dass Soziologie,

Da migrationsgeografische Arbeiten bisher meist auf sehr hohen Aggregats-ebenen operierten, das heißt mit globalen Kennziffern internationaler Migrationsströme rechneten, soll hier der Blick *stärker auf individuelle Migrationsmuster* gerichtet werden. Der Blick auf die Erfahrungen von Migranten und deren Lebenswelt versteht sich als komplementäre Seite zu den quantitativen Untersuchungen. Dies ist kein unbekanntes Problem. Bereits bei Bartels (1968) sind die aus Einzelgesprächen gewonnenen Erkenntnisse aufschlussreicher als in Formeln aggregierte Migranten. Dennoch neigte er weiterhin dazu, Messen und Erklären als das Maß der Raumwissenschaft Geografie zu setzen. Die Hinwendung zu Alltagserfahrungen, Identitätsaushandlungen oder Lebenswelten ist vor diesem Hintergrund zu sehen und geht nicht ohne Weiteres mit Werlens ‚Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen‘ (1997) einher, beinhaltet also keine Entscheidung für dessen Handlungstheorie. Diese Positionsbestimmung ist zuletzt auch deshalb wichtig, weil Alltagsgeografien mit Tücken behaftet sind:

„Die ‚Alltagswenden‘ in akademischen Disziplinen aber setzten immer die Kritik an einer bereits etablierten Verwissenschaftlichung, an einem disziplinär erfahrenen wissenschaftlichen Objektivismus (oder auch an einer Hypertrophie der Theorie) voraus: also etwas, was in der Geographie (noch) gar nicht erreicht war. So kam es also zu der paradoxen Situation, daß die vielleicht alltagsweltlichste aller akademischen Disziplinen dem Alltagsboom der 70er Jahre fremd blieb, sich gerade dadurch aber auch wieder sehr treu war – als eine ‚konstitutionell verspätete Disziplin‘. (Hard 2003 [1985]: 238)

So das bestechende Argument von Hard, welches zwar über 20 Jahre alt ist, aber nur wenig an Aktualität eingebüßt hat. Im Kontext der Wendethematik ist hier keine generelle Hypertrophie der Theorie zu beobachten, sondern Einseitigkeit. Zumal es, wie von Hard gefordert und von Werlen und anderen weitergeführt wurde, in den 1980er und 1990er Jahren wenigstens im Ansatz zu der eingeklagten „hochgradigen Ethnomethodologisierung und Hermeneutisierung“ von Alltagsgeografien kam, da diese sonst „wissenschaftlich steril und unterhalb eines noch tolerierbaren intellektuellen Niveaus“ geblieben wären (Hard 2003 [1985]: 242).

Zuletzt zur Kurskorrektur, die sich an *systemtheoretische Aussagen* anlehnt. Diese Anleihen sollen die erkennbaren strukturellen Defizite der transnationalen Ansätze beheben. Die systemtheoretische Perspektive nimmt deutlichen Abstand von den normativen Fallstricken vieler anderer theoretischer Perspektiven, indem sie Abstand zu ihrem Gegenstand einbaut und als Beobachter zweiter Ordnung auftritt. Vielleicht macht es sich die Systemtheorie an manchen Stellen zu einfach, wenn sie allzu kühl und distanziert beobachtet. Für die Disziplin Geografie, bei der Anwendungsmöglichkeiten hoch oben auf der Agenda stehen, ist sie vielleicht auch ‚unpraktisch‘. Doch der Gewinn wiegt das auf. Mit ihrem Vokabular

Politologie und Volkswirtschaft nicht adäquat auf Veränderungen reagieren könnten (Taylor 1996: 1925), unorthodoxe Lösungen dennoch möglich sein.

wird es möglich, die Kategorien, die unter der Kritik des methodologischen Nationalismus einer zunehmenden Begründungspflicht ausgesetzt wurden, leichter zu ersetzen. Wer hier fehlendes soziales Engagement beklagt, beklagt zuvörderst fehlende Einmischung, ohne aber den Nachweis zu bringen, dass ein solches wissenschaftliches Auftreten direkt zu Verbesserungen führt. Soziales Engagement bleibt weiterhin ein ehrenhaftes persönliches Unternehmen, doch es sind Zweifel angebracht, ob soziales Engagement ein universitäres Ziel in einer funktional differenzierten Gesellschaft sein kann (vgl. Hard 2003 [1985]: 241).

Migration und Transnationalität in der Weltgesellschaft – eine systemtheoretische Fassung

Bis zu diesem Moment wurden die transnationalen Ansätze und Thesen im Wesentlichen auf ihr Gehalt und ihr Gewicht hin überprüft. Es konnte positiv festgehalten werden, dass die transnationale Debatte eingefahrene Problemstellungen in der Migrationsforschung hinterfragte und in der Folge Studien entstanden, die bisher unberücksichtigte und neue Migrationsverläufe thematisierten oder bekannte Muster begrifflich neu fassten. Den daraus gezogenen Schlüssen und Forderungen kann aber nicht gefolgt werden, weil den Aussagen der historisch lange Atem fehlt, weil sie leichtfertig generalisieren oder weil ihre metaphernreiche Sprache darauf verzichtet eine stringente Terminologie zu entwickeln, die eine theoretische Übertragung der Deutungen zuließe. Dieser Zwiespalt verlangt nach einem Ausweg. Gesucht wird eine Theorie, die eine allgemeine Sprache und Begrifflichkeit zur Verfügung stellt, um die zur Disposition stehenden Phänomene wissenschaftlich ertrag- und aufschlussreich beschreiben zu können. Die Entscheidung fiel im Wesentlichen zu Gunsten der Systemtheorie, wie sie von Niklas Luhmann maßgeblich formuliert wurde. Sie fiel damit zugleich auf eine Theorie, in der Migration keine tragende Rolle spielt. Diese Abwesenheit ist kein zu kritisierendes Manko, sondern verhindert die Überhöhung eigener Wissensbereiche und spekulative Theoriebildung. Die Abstinenz von Migrationsthemen bei Luhmann ist auch deshalb kein Nachteil, weil diese Lücke bereits von anderen erkannt wurde und durch verschiedene Arbeiten beständig geschlossen wird (z. B. Stichweh 2000 [1998]; Bommes 1999; Pott 2002).

Vor dem Einstieg muss jedoch das Terrain vorbereitet werden. Dabei ist zu klären, in welchem Kontext diese Zuwendung erfolgt und dies gilt im Hinblick auf die geografische wie auch die allgemeine sozialwissenschaftliche Migrationsforschung. Die Systemtheorie mag zwar eine prominente Stellung in den Sozialwissenschaften einnehmen, doch in der Migrationsforschung spielten sie und andere differenzierungstheoretische Angebote lange Zeit keine entscheidende Rolle. Vielmehr gediehen drei andere Theoriestränge: ‚a) der methodologisch-individualistische Ansatz des ‚rational choice‘, b) der auf die Analyse von Ungleichheitsproblemen zugeschnittene systemtheoretische Ansatz von Hoff-

mann-Nowotny [...] und c) der marxistische Ansatz des kapitalistischen Arbeitsmarktes“ (Bommes 1999: 21). In der Geografie ist die Rolle der Systemtheorie noch marginaler, da eine breite Rezeption der Luhmannschen Version bis heute kaum stattgefunden hat und sie in der geografischen Lehre und Forschung nur sporadisch erscheint.⁴¹ Erschwerend kommt der Charakter der Systemtheorie hinzu. Sie hat bisweilen totalisierende Züge und arbeitet beständig mit internen Verweisungsstrukturen. An einer Stelle unspektakulär auftauchende Begriffe werden zügig zu strategischen Kategorien ausgebaut und die Verwendung des einen Begriffes verlangt die Kenntnis vieler anderer. Dass zudem viele Begriffsverwendungen quer zur soziologischen oder geografischen Traditionen liegen, macht es nicht leichter. Allerdings fordert auch niemand überzeugend, dass man sie *kompromisslos* übernehmen müsse. Im Übrigen weist sie an vielen Stellen beachtenswerte Parallelen zu aktuellen geografischen Diskussionen auf. Wer also die Grundzüge von Dekonstruktion, Diskurstheorie, Poststrukturalismus oder Postkolonialismus kennt, also Differenz, Relationalität, Kommunikation oder Konstruktion als Grundkategorien verwendet, wird mehr Bekanntes entdecken als manche Abwehrhaltungen gegenüber der Systemtheorie vermuten lassen.⁴² Diese Ähnlichkeit zu betonen, erscheint auch deshalb wichtig, weil speziell die postkoloniale Literatur, in enger Korrespondenz mit poststrukturalistischen Positionen, entscheidende Impulse in die Transnationalismusdebatte einspeiste.

Theorie indes soll hier nicht zum Selbstzweck betrieben werden. Immer wird es um die empirische Relevanz gehen. Die Leistung der Systemtheorie wird sich daran messen müssen, welche alternativen Beschreibungen sie hervorbringt und ob diese vielleicht geschickter sind als eine undifferenzierte Rede von transnatio-

41 Die Arbeiten von Klüter enden bei der von Luhmann so benannten und wichtigen ‚autopoietischen Wende‘ in der Systemtheorie, die seit ca. 1980 immer deutlicher wurde (vgl. Reese-Schäfer 1996: 45-54). Eine grundlegende theoretische Verbindung der Geografie hin zur Systemtheorie, wie sie beispielsweise umgekehrt Werlen in Bezug zu Handlungstheorien beziehungsweise der Strukturierungstheorie Giddens unternommen hat, steht noch aus (vgl. Gren/Zierhofer 2003; Schmidt 2004). Es gibt jedoch einige empirische Arbeiten, die sich bei Luhmann bedienen (z. B. Beier 1995; Egner 2002). Mögliche ur-geografische Ängste, dass hier eine Auflösung des Faches in Gang komme, können mit Hinweis auf Luhmann selbst zerstreut werden, denn dieser ordnete sich an der Uni Bielefeld nur deshalb der Soziologie unter, weil er sich dort nicht auf einen bestimmten Themenbereich festlegen musste (vgl. Kneer/Nassehi 1993: 8) – dementsprechend universalistisch ist sie auch ausgelegt. Gelassenheit sollte sich auch einstellen, wenn man entgegen manchem Anschein bedenkt, dass sich auch die Soziologie niemals komplett abschloss, sondern immer parasitäre Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften pflegte (Urry 1996: 1978).

42 Dies soll aber weder eine Einleitung zu einem Theorievergleich werden noch soll hier behauptet werden, dass die Systemtheorie alles andere ersetze oder ich in der Lage wäre den Theorievergleich zu leisten. Vgl. zum Theorievergleich zwischen Systemtheorie und Dekonstruktion den Sammelband von Henk de Berg und Matthias Prangel (1995), der mehrheitlich aus einer systemtheoretischen Perspektive argumentiert.

nen sozialen Räumen. Der Umbau ist einerseits groß, weil eine Reihe von Pfaden und Denkfiguren verlassen werden müssen, zugleich erscheint er mühelos und leicht, weil die Systemtheorie einen ausgereiften und eleganten Begriffsvorrat anbietet. Die Fragestellung dieser Arbeit bleibt den klassischen Themen der Migrationsforschung erstaunlich treu, denn es werden weiterhin Themen beobachtet, die in die Rubriken Migrationsmuster, Integration und Assimilation, Identifikation und Hybridität, Migration und Raum fallen. Dass man, und manche tun dies auch, auch ganz andere Migrationsthemen aufgreifen kann, darf nicht verschwiegen werden.

Nun steht weder eine Exegese noch eine Zusammenfassung der Systemtheorie an. Vielmehr sollen im Folgenden die Erkenntnisinteressen dieser Arbeit mit drei dafür entscheidenden Clous der Systemtheorie in Zusammenhang gebracht werden. *Erstens* ist sie von Beginn an als eine Theorie der Weltgesellschaft konzipiert worden (vgl. Luhmann 1991 [1971]). Viele Grundzüge der Globalisierungsdiskussion hat sie bereits früh und in überraschender Klarheit ausformuliert. Dazu gehört auch, dass sie einen Gesellschaftsbegriff anbietet, der es zugleich erlaubt, Veränderungen an ihm selbst zu kontrollieren. Soziale Evolution – und damit indirekt auch Transnationalität – wird an zentraler Stelle mitberücksichtigt. *Zweitens* versteht sie sich als eine Theorie der Beobachtung, die in sich selbst wieder vorkommt. Sie ermöglicht es den Beobachter zu beobachten und weist der Wissenschaft damit einen bestimmbaren Platz zu. Wissenschaft wird damit weder allwissend noch besser als andere Bereiche der Gesellschaft, doch durch die stetige Forderung bei Beobachtungen die Systemreferenz anzugeben, verheddern sich systemtheoretische Formulierungen selten in unüberprüfbar (weil kontextlosen) und unklaren bis metaphysischen Aussagen. *Drittens* bedient die Systemtheorie sich den Erkenntnissen des radikalen/erkenntnistheoretischen/operativen Konstruktivismus. Damit genehmigt sie sich einen ungewöhnlichen und sich selbst bestätigenden Weg, der stark vom Vorgehen der empirischen Sozialforschung abweicht. Es werden also keine theoretischen Hypothesen aufgestellt, die dann mit empirischen (= wahren) Daten überprüft werden könnten. Stattdessen werden Dinge behauptet, die ein ausgesprochen hohes Maß an primärer Evidenz besitzen, sich aber einer Überprüfung nicht verschließen und nachfolgend für die weitere Theoriebildung genutzt werden können (Luhmann 1995b: FN 38). Minimalontologische Aussagen (wenn sie überhaupt als ontologische Aussagen zu verstehen sind) wie ‚Gesellschaft besteht aus Kommunikation‘ oder ‚es gibt Systeme‘ besagen also nur, dass es Forschungsgegenstände gibt, deren Merkmale es rechtfertigen in dieser Art und Weise von ihnen zu *sprechen* (vgl. Luhmann 1991 [1984]: 16).⁴³

43 Soweit eine erste Entscheidungsbegründung in der Sachdimension. Dahinter sind die Sozial- und Zeitdimensionen zu sehen. Sozial, weil Bommers als Vertreter der Systemtheorie in der Migrationsforschung durch Kopräsenz meine Promotionsphase am IMIS in Osnabrück entscheidend prägte und mich entsprechend konstruktiv kritisierte (ich mich folglich aber auch nicht der Kritik entziehen konnte). Sozial

Von diesen drei Aspekten aus wird zuerst die Theorie der Weltgesellschaft im Sinne eines Gegenentwurfes zu Globalisierungstheorien skizziert. Daran schließt sich eine Kurzbeschreibung der modernen Gesellschaft und ihrer Differenzierungsformen an, die erneut verdeutlicht, dass es sich bei der Gegenüberstellung von Transnationalität und Assimilation in Teilen um eine Scheinalternative handelt (vgl. Bommes 2002a). Nach einer ausführlichen Behandlung von Assimilation wird vorgeschlagen auf die Terminologie von Inklusion und Exklusion umzustellen. Transnationale Lebensläufe können so aufschlussreicher analysiert werden, als es mit den Kategorien von Assimilation und Integration alleine möglich ist. Besonderes Augenmerk wird auf die Idee der strukturellen Kopplung gelegt, die dafür sorgt, dass alle sozialen Teilbereiche in der Welt gehalten werden. Im Anschluss an die Strukturbeschreibungen erschließt sich die Bedeutung von Identität und Identifikation. Identität wird als kontingentes, den Strukturen stets nachgelagertes Phänomen verstanden. Trotz des starken Strukturbegriffes sind Identitäten nicht determiniert. Im Gegenteil, Identitätsbildung findet in einer Determinationslücke statt. Weil in transmigranten Selbstbeschreibungen fortwährend Sinnkombinationen gekreuzt werden, sind sie ein besonders aufschlussreicher Fall für Identitätsbildung.⁴⁴ Das Kapitel schließt mit beobachtungstheoretischen Aussagen und klärt die Frage was mit Raum als Sinndimension gemeint ist.

auch, weil die Anwesenheit von Hard im Fachbereich Geographie Spuren hinterließ, die von Wenzel immer wieder aktualisiert wurden – wie sonst ist es denkbar, mit Hards wertvollen aber eben auch ‚versteckt‘ publizierten Arbeiten in Kontakt zu kommen (2002; 2003)? Die Zeitdimension hat dazu geführt, die Unwahrscheinlichkeit der Zuwendung eines Geografen zur Systemtheorie in eine Wahrscheinlichkeit zu überführen – durch Insistieren. Diese beiden arabischen Anmerkungen sind somit der vorgreifende Rückgriff auf die Arbeiten von Kuhn (1976 [1962]) und Luhmann (1992) und deren Hinweise, dass es keine kontextunabhängigen Entscheidungen zwischen unterschiedlichen Geltungsansprüchen gibt und sodann auch darauf verzichtet werden sollte, der Gesellschaft das Bild von wissenschaftlichem Fortschritt vorzugaukeln. Soviel zur Begründung, fortan gilt die Überzeugungskraft der Systemtheorie und die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Frage, was man mit ihr in den Blick bekommt.

- 44 Ohne seine Forschungen *expressis verbis* in dieser Determinationslücke zu positionieren, forscht auch Pütz letztendlich in diesem Bereich. In seinen Arbeiten über migrantes Unternehmertum wird Transkulturalität zu einem Chiffre für Wahlfreiheit. Problematisch ist dabei jedoch, dass dieser Möglichkeitsraum leicht zur einseitigen Betonung von Handlungstheorien verleitet – „konkrete Handlungspraxis konkreter Subjekte“ (Pütz 2003b: 78), oder: „Die Zugehörigkeitsdiskurse entfalten große Handlungsrelevanz und erweisen sich über Ein- oder Ausschluss aus sozialen Beziehungen als wichtig für unternehmerischen Erfolg“ (ebd.: 79).

„Theorie der Weltgesellschaft“ statt „Globalisierung“?

Die moderne Gesellschaft hat die Form der Weltgesellschaft und kann nur noch als solche begriffen werden. Diese Setzung drückt ein weit verbreitetes Globalisierungsgefühl aus – „alles hängt mit allem zusammen, und das immer doller“ (Nassehi in: Boeckler 1999: 179f.). Doch die Gleichsetzung von moderner Gesellschaft mit der Form der Weltgesellschaft geht über das Alltagsgefühl weit hinaus und ist sowohl für Luhmanns Systemtheorie als auch für die hier geschriebene transnationale Migrationsforschung von strategischem Wert. Die These lautet, dass es bei der Weltgesellschaft um eine Sache in eigener Logik geht, und dass das Konzept ein wissenschaftliches Erklärungspotenzial *sui generis* bietet, welches es erlaubt, die Transformation von Grenzen in der gegenwärtigen Gesellschaft zu analysieren (Wobbe 2000). Das dazugehörige Leitmotiv lautet, dass die Theorie der Weltgesellschaft kein Präjudiz für bestimmte Grenzen vorsieht. Das wiederum heißt, dass der Nationalstaat nur als eine von vielen möglichen Formen zu verstehen ist. An dieser Stelle deutet sich ein radikaler Unterschied zur Globalisierungsdiskussion an. Die Theorie der Weltgesellschaft – ein scheinbar gigantisches Projekt – versteht sich als Alternative dazu. Es werden kategoriale Setzungen vollzogen, die plausibel erscheinen und für die weitere Theoriebildung genutzt werden können.

Zunächst korrespondiert das Bemühen, die moderne Gesellschaft (im Singular!) als Weltgesellschaft zu modellieren, mit dem Bemühen, Gesellschaft als das allumfassende soziale System zu betrachten.⁴⁵ Systeme werden hier nicht als holistische Summe einzelner Elemente betrachtet, sondern konstituieren sich aus *der Einheit der Differenz von System und Umwelt*. „Die Umwelt ist konstitutives Moment dieser Differenz, ist also für das System nicht weniger wichtig als das System selbst“ (Luhmann 1991 [1984]: 289). Gleichwohl Systeme nicht aus etwas Materiellem bestehen, so haben sie doch operative Einheiten mit denen sie ihren Fortbestand sichern können, das heißt ihre Autopoiesis betreiben. Die unauflösbaren Letzteinheiten aller sozialen Systeme sind nicht etwa Menschen, Familien, Gruppen oder ähnliches, sondern Kommunikationen. Die Systemtheorie stellt damit die Einheit des Sozialen von Handlung auf Kommunikation um. Kommunikation besteht aus dem Zusammenspiel von drei Selektionen: Mitteilung, Information und Verstehen. Erst wenn etwas *verstanden* wurde, und zwar als *Differenz von Mitteilung und Information*, kann von Kommunikation gesprochen werden. Eine Kommunikation kann als Handlung bewertet werden, weil eine verstehende Person einer mitteilenden Person diese Kommunikation als

45 Auch Talcott Parsons wollte Gesellschaft in dieser universellen Geltung verstanden wissen, „Gesellschaft sei, so heißt es in einem Aufsatz von 1961, das *Sozialsystem höchster Ordnung*, das ein Ordnungsniveau in der Weise etabliert, daß innerhalb eines Gesellschaftssystems *alle Strukturen und Prozesse*, an denen ein Analytiker sozialer Systeme interessiert sein könne, eine *relativ vollständige und stabile Entwicklung* finden“ (Stichweh 1995: 32).

Handlung zuschreibt. Die Komplexität der sozialen Systeme wird in eine Handlung reduziert. Wenn Kommunikation als unauflösbare Letzteinheit von Gesellschaft betrachtet wird, dann sind die Grenzen der Gesellschaft leicht und eindeutig zu bestimmen. Gesellschaft endet mit Kommunikation, also an der Grenze zur Nicht-Kommunikation. Die Grenze zwischen Kommunikation und Nicht-Kommunikation ist zudem die einzige Grenze, bei der die Grenze der Weltgesellschaft mit den Grenzen aller ihrer Teilsysteme zusammenfällt. Man erkennt nun auch, dass eigentlich jede Gesellschaft die Form der Weltgesellschaft hat. Die Teilsysteme (zum Beispiel Recht, Wissenschaft, System der Krankenbehandlung etc.) selbst sind gezwungen, sich innerhalb dieser Grenzen zu bestimmen und zu positionieren. Die Eindeutigkeit der gesamtgesellschaftlichen Außengrenze „ermöglicht die operative Schließung des Weltgesellschaftssystems und erzeugt eine durch die Umwelt nicht mehr determinierbare, interne Unbestimmtheit offener Kommunikationsmöglichkeiten“ (Luhmann 1998b: 151). Für alle anschlussfähige Kommunikation kann es daher nur ein einziges Gesellschaftssystem geben, sodass Weltgesellschaft und Gesellschaft notwendigerweise zusammenfallen. Wenn sich Weltgesellschaft als die Einheit der Differenz von System und Umwelt versteht, wobei die innere, markierte Seite die Gesellschaft ist und alles andere Umwelt, dann wird deutlich, dass aus dieser Umwelt nichts Unkonstruiertes ins System gelangen kann, oder plastischer: „Die ‚Außenwelt der Gesellschaft‘ zieht sich infolgedessen, wie Luhmann dichtet, ‚ins Schweigen zurück‘ – was eigentlich schon zuviel gesagt ist, weil man, wie Luhmann ebenfalls vermerkt, von einem ‚Schweigen‘ gemeinhin nur spricht, wenn auch kommuniziert werden könnte“ (Hard 2002 [1999]: 285). Bei dieser Spielart des Konstruktivismus kann Erkenntnis noch immer als Entdeckung der Wirklichkeit gelten. Doch Erkenntnis schreitet nicht im Sinne einer progressiven Enthüllung vorab existierender Objekte voran, sondern ‚erfindet‘ externe Daten und konstruiert Kausalitäten zwischen zwei oder mehr Beobachtungen (vgl. Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 100ff.; Luhmann 1992). Diese allgemeine Aussage wird speziell in der Wissenschaft um den Wahrheitsanspruch ergänzt. Erst wenn etwas kommuniziert wird, kann es *soziale* Relevanz entfalten. Umweltkompatible Kommunikation gleicht einem Schlüssel. Sie passt zur Umweltbeschreibung wie der Schlüssel ins Schloss, gibt aber noch kein positives Abbild des Schlosses. Der Bezug zum Raum liegt auf der Hand: Auch Raum und Räumliches kann in der Gesellschaft nicht unkonstruiert vorkommen, sondern taucht nur in Form von Kommunikation auf.⁴⁶

Bevor das Theoriegebäude gleichsam von innen heraus beschrieben wird, soll eine Reihe von Argumenten gegen diese Modellierung betrachtet werden. Es handelt sich um gewichtige Einwände, die allerdings allesamt in die Theorie der Weltgesellschaft einzubinden sind und die Theorie auf diesem Weg eher stärken

46 Nur zu Sicherheit: Raum kann im Gehirn in Form von Gedanken auftauchen, doch solange eine Person nicht kommuniziert oder es nicht verstanden wird, ist sozial nichts geschehen!

als schwächen (vgl. dazu insbesondere Stichweh 1995). Es heißt die Weltgesellschaft sei keine, weil in ihr offensichtlich keine Einheitlichkeit von Lebensbedingungen erreicht worden sei. Sie sei auch deshalb keine, weil das Ausmaß von weltweiten Interaktionen vergleichsweise gering sei. Und zudem sei doch die Unterschiedlichkeit von Kulturen und Nationen ebenso tagtäglich zu beobachten, wie der Fortbestand von territorialen Grenzen evident sei.

Zu den Argumenten im Einzelnen: Die Inhomogenität von Lebensbedingungen wird von der Theorie der Weltgesellschaft an keiner Stelle bestritten, sondern vielmehr benutzt, um ihre eigene Leistungsfähigkeit genau daran zu demonstrieren. So muss es ihr gelingen, die Unterschiede im System der Weltgesellschaft als interne Differenzierungen dieses sozialen Systems zu begreifen: „[...] beobachtbare Unterschiede [sind] als *strukturelle Effekte der Weltgesellschaft* selbst zu analysieren, und die wissenschaftliche Beobachtung der Weltgesellschaft wird sich darauf konzentrieren, *wie* dieses System mit historischen Konditionen und der ‚Gleichzeitigkeit des entwicklungsgeschichtlich Ungleichzeitigen‘ umgeht und diese Sonderlagen für den eigenen Strukturaufbau fruchtbar macht“ (Stichweh 1995: 34).

Die konkurrierende Deutungsmöglichkeit gründet latent in dem Gedanken, von Regionalgesellschaften auszugehen und dann Differenzen entlang dieser regionalen Kategorien zu begreifen, zu analysieren oder zu beschreiben – schlicht formuliert: Länderkunden anzufertigen. Diese bieten sicherlich Orientierungswissen und beschreiben „Dazulernquoten“ (Luhmann 1991 [1971]: 54) im Ausland, doch über eine Aufzählung, Auflistung und Beschreibung wird man schwer hinauskommen, weil man der regionalen Setzung zuviel Bedeutung beimisst. Die (letztendlich vergleichende) Länderkunde ist eine momentane Komplexitätsreduktion, die ihre Auswahl fortwährend rechtfertigen muss. Genau diese fortwährenden Schwierigkeiten sollten im Sinne des Konstruktivismus dazu anhalten eine andere, kompatiblere Modellierung zu wählen. Ebendiese Alternative rät, von der Weltgesellschaft und ihrer (funktionalen) Differenzierung auszugehen und dann erst die Probleme mit denen sich die einzelnen Regionen konfrontiert sehen zu betrachten (vgl. Luhmann 1998b: 163; Hard 1982). Ungleichheiten in der Weltgesellschaft primär über Regionaldifferenzen erklären zu wollen, wird zuletzt daran scheitern, dass Systemgrenzen kommunikativ bestimmt werden. Diese stimmen in der Außengrenze – zur Nicht-Kommunikation – allesamt überein, aber es ist unmöglich alle sozialen Systeme an einheitliche Raumgrenzen zu binden. „Regional differenzierbar in der Form von Staaten ist nur das politische System und mit ihm das Rechtssystem der modernen Gesellschaft“ (Luhmann 1998b: 166). Und selbst hier stellen sich erste Zweifel ein, weil sich auch das Rechtssystem vielfach vom nationalen Territorium entkoppelt – Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden ebenso weltweit verfolgt wie bestimmte Sexualdelikte von Deutschen im Ausland von der deutschen Staatsanwaltschaft verfolgt werden. Regionale Differenzierung als die grundlegende Differenzierung zu betrachten, verkennt also schlichtweg die Spezifika der Weltgesellschaft.

Das zweite auch in der Migrationsforschung aufkommende Argument gegen die Weltgesellschaft ist die Beobachtung, dass die Mehrheit der Menschen nicht an weltweiten Interaktionen teilnimmt. Für die transnationale Migrationsforschung gesprochen heißt dies, dass die Mehrheit der Migranten keine Nationalgrenzen überschreitende Interaktionen mehr vollzieht. Dieses eventuell wahre Argument hat seine Tücken, weil der empirische Verweis theoretische Möglichkeiten ausblendet. Zudem werden abermals bestimmte sozialräumliche Grenzen präjudiziert. Wenn ‚weltweit‘ gesagt wird, dann muss es noch andere Grenzen geben und die scheinen hier zwischen lokalen, regionalen und nationalen Ebenen gezogen zu werden. Von Ebenen ist hier deshalb auszugehen, weil die metrische Distanz in der Argumentation variiert – man denke nur an die Grenzstadt, bei der aus einem Flirt von der einen zur anderen Straßenseite eine internationale Interaktion werden kann. Deutlich wird also, dass sich die Adjektive nicht allein über Distanz definieren, sondern bestimmten anderen Differenzierungen nachgelagert sind. Den Grenzziehungen einiger weniger Systeme wird erneut ein Primat eingeräumt und deren Grenzqualität – lokal, regional, national, global – unbesehen in alle anderen Kontexte hineinprojiziert. Meist handelt es sich um eine politisch definierte Segmentierung der Welt, die hier fortgeführt und dabei nicht selten als gegeben untergeschoben wird. Die bereits zuvor zurückgewiesene regionale Differenzierung wandelt sich in eine politisch definierte Skalendifferenzierung, die bei einer Bestimmung was lokal, regional oder national sein könnte, dann in Teufels Küche geraten wird, sobald sie das politische Terrain oder mit dem politischen System gekoppelte Bereiche verlässt. Der Flirt oder die Liebe können hier noch einmal angeführt werden: Liebe als Kommunikationsform schert sich primär nicht um räumliche Grenzen. Diese können zwar zu Problemen führen, aber die Differenzierung lokal, regional, national (oder ähnliche) bietet nicht das nötige definitorische Abstraktionsniveau, um Liebesbeziehungen ertragreich wissenschaftlich zu untersuchen. Das Argument der räumlichen Limitierung von Interaktionen als Gegenargument zur Weltgesellschaft führt hier in eine Sackgasse mit vielen Fragezeichen. Auf zwei anderen Wegen kann es aufgelöst werden. *Erstens* mit der These des ‚Und-so-weiter‘. Dieser These geht es nicht so sehr um weltumspannende Kommunikation, sondern um den Verweis, dass sich aus *jeder* Kommunikation ein ‚Und-so-weiter‘ eröffnet, dass also die Möglichkeit weltweiter Verflechtung stets präsent ist. Hier wird die Aussage aufgegriffen, dass nur Kommunikation kommuniziert und dass Gesellschaft nur aus Kommunikation besteht. Dieser Gedankengang darf nicht mit seinem wichtigsten Nebeneffekt verwechselt werden: Zwar treten heute mehr Personen trotz räumlicher Entfernung in Kontakt zueinander und dies wird durch den Ausbau moderner Kommunikations- und Transportinfrastrukturen erleichtert, doch dieser Ausbau ist nicht das konstituierende Element der Weltgesellschaft, sondern der Effekt der ‚Und-so-weiter‘-These (vgl. Luhmann 1991 [1971]: 54). Hierzu gesellt sich *zweitens* die Dekontextualisierungsthese: „Die Dekontextualisierungsthese meint die Behauptung, daß die Verlängerung der ‚Und-so-weiter‘-Ketten

durch funktionale Spezifikationen und andere in der Interaktion präsente Abstraktionen – also beispielsweise die generalisierten Symbole der Kommunikationsmedien – ermöglicht wird, die die Interaktion aus diffusen Verflechtungen mit anderen Kontexten herauslösen“ (Stichweh 1995: 36).

Was in der Systemtheorie als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien beschrieben wird (zum Beispiel Recht, wissenschaftliche Wahrheit, Geld, Liebe oder Kunst), entspricht bei Giddens in etwa den „Entbettungsmechanismen“ (1999 [1990]: 33ff.). Symbolische Zeichen (zum Beispiel Geld) und die erheblich auf Vertrauen basierenden Expertensysteme (zum Beispiel Professionen) vereinfachen die Loslösung von Interaktionsbeziehungen aus ortsgebundenen Zusammenhängen und sorgen dafür, dass die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikationsannahme drastisch reduziert wird – wer Geld hat, wird nahezu überall an ökonomischen Transaktionen teilnehmen können. Diese Gleichheitsunterstellung, die sich auf der Seite von Individuen als Anspruchsindividualismus ausdrückt, findet sich ähnlich bei den anderen Funktionssystemen. Wer in der Lage ist, den Eigencode des Systems anzusprechen (beispielsweise Recht|Unrecht, Sieg|Niederlage, Mehrheit|Minderheit), möchte auch darüber inkludiert werden. Diese Strukturen lassen es verständlich und wahrscheinlich werden, dass mehr Menschen Migration in Betracht ziehen. Denn die *Unsicherheiten* und *Unwahrscheinlichkeiten* von erfolgreicher Kommunikation werden durch diese Strukturen drastisch reduziert (auf anderem Weg zum ähnlichen Ergebnis kommt auch Appadurai 1998b: 53).⁴⁷ Dies sind Prozesse der „raumzeitlichen Abstandsvergrößerung“ (Giddens 1999 [1990]), die im Kontext zu einer Transformation von räumlichen Indexierungen stehen:

„Es können jetzt Ereignisse füreinander gleichzeitig sein und sich in ihren Wirkungen wechselseitig durchdringen, obwohl sie voneinander durch enorme räumliche Distanzen getrennt sind. Also gehen aus räumlichen Differenzen nicht mehr selbstverständlich Zeitunterschiede hervor und deshalb vollzieht sich die interne Differenzierung von Funktionssystemen zunehmend nach Gesichtspunkten, die keinen territorialen Index tragen.“ (Stichweh 1995: 37)

Stichweh beobachtet eine Entkopplung der Zeit- und Raumdimension. Ein Argument, dass sich in Facetten auch in anderen Theorien findet. Der These, dass deshalb räumliche Indices zunehmend irrelevant werden, ist nicht vorbehaltlos zuzustimmen. Dies ist zudem empirisch zu entscheiden. Doch zu erkennen ist, dass regionale Differenzierungen als Ausgangspunkt für die Theoriebildung denkbar ungünstig sind. Auch die Ebenenbildung lokal/regional/national/global sollte keinen zu prominenten Platz haben. Bereits jetzt kann gesagt werden, dass eine

47 Die Betonung der negativen Seite („Un-“) bei dieser Formulierung ist nicht bloß rhetorisches Stilmittel (sie wäre zudem ein schlechtes Stilmittel). Vielmehr geht es darum zu verdeutlichen, dass erfolgreiche Kommunikation ein unwahrscheinlicher Vorgang ist, der durch bestimmte Strukturen wahrscheinlich wird.

inklusive Handhabung von Systemebenen geschickter ist: „Der klassische Vorschlag ist hier der von Niklas Luhmann, Interaktionssysteme, Organisationen und Gesellschaft zu unterscheiden (Luhmann 1991 [1975]), mit der Implikation, daß ein und dieselbe Interaktion gleichzeitig allen drei Systemebenen angehören kann“ (Stichweh 1995: 36).

Noch unbeantwortet blieb das Argument, dass Nationen, Kulturen und eben Grenzen bestehen, es nachgerade für Migranten zynisch klingen müsse, von einer Weltgesellschaft zu sprechen. Die aus Grenzen erwachsende Belastung für Migranten und andere wird an keiner Stelle bestritten. Das Entscheidende ist jedoch, dass die Theorie der Weltgesellschaft „kein eingebautes Präjudiz zugunsten des Verschwindens klassischer Grenzen beispielsweise des Nationalstaats“ aufweist (Stichweh 1995: 43). Sie nimmt sich selbst in die Pflicht, die Grenzbestimmungen und deren Folgen *innerhalb* der Weltgesellschaft zu verstehen.

Doch ehe die Differenzierungsformen der Weltgesellschaft beschrieben werden, soll eine kursorische Kontrastierung vorgenommen werden. Dabei soll gezeigt werden, in welche Schwierigkeiten alternative Theoriekonzepte hineinlaufen, wenn sie implizit von einer Summe von Gesellschaften sprechen. Als Alternative zur Theorie der Weltgesellschaft beziehungsweise als Alternative zur Klärung globaler Phänomene empfehlen sich insbesondere Theorien aus der Globalisierungsdiskussion. Dort fällt zunächst auf, dass ein Gesellschaftsbegriff auffällig oft gemieden und stattdessen auf die Rede von Weltsystemen, der Weltökonomie oder auch von transnationalen sozialen Räumen zurückgegriffen wird beziehungsweise der Gesellschaftsbegriff eindimensional mit Nationalgesellschaft gleichgesetzt wird (vgl. kritisch dazu Stichweh 1995: 31f.; Halfmann 2005).⁴⁸ Im Ergebnis verweist der Globalisierungsbegriff auf Intensivierungs- und häufig auch auf Homogenisierungsprozesse. Er ist dann allerdings regelmäßig verwundert, wenn er sich mit der Tatsache konfrontiert sieht, dass es von Grenzen weiterhin nur so wimmelt und tendiert dazu, sie als ein vorübergehendes Phäno-

48 Vor dem Hintergrund der Theorie der Weltgesellschaft (innerhalb derer tatsächlich von verschiedenen Gesellschaften *gesprochen* wird) ist es erstaunlich, wie oft sich die *Theoriebildung* von den vorgespochenen Grenzen verführen lässt und trotz anti-essenzialistischer Beteuerungen nicht an ihnen vorbeikommt. Eine Auswahl: „We are trying to account for a world whose societies, organized as nation-states, are structurally similar in many unexpected dimensions and change in unexpectedly similar ways“ (Meyer et al. 1997: 134). Der Eintrag ‚Society‘ von Lee (2000) im ‚Dictionary of Human Geography‘ vermeidet eine genaue Bestimmung. Er beginnt bezeichnenderweise mit Thatchers berühmten Worten ‚There is no such thing as society‘ und begibt sich stark in ein moralisch-ideologiekritisches Fahrwasser aus dem er nur in kleinen Buchten zu Ruhe kommt: „And yet human being is impossible outside some form of society [streicht man ‚some form‘ gibt es volle Übereinstimmung] – even non-human society [hier also die moralisch-ideologische Kritik]“ (ebd.: 764), die dann zur Aussage führt: „Society remains a contested concept“ (ebd.: 766); hier wieder als eine politische Argumentation, die auf die Art der Gesellschaft abzielt und doch nicht außerhalb ‚some form‘ von Gesellschaft stattfinden kann – sehr klar ist das nicht.

men zu betrachten. So etwa wenn Bourdieus Analyse der feinen Unterschiede (1987 [1979]) mit den Worten ‚noch immer gibt es...‘ statt genauer ‚gerade jetzt gibt es feine Unterschiede‘ zitiert wird. Giddens verwirft zum Beispiel explizit Parsons Gesellschaftsbegriff und schüttet das Kind mit dem Bade aus (1999 [1990]: 24f.). Dies geschieht fast zwangsläufig, weil Giddens den Begriff der modernen Gesellschaft mit Nationalstaaten gleichsetzt, aber zugleich nur ein geringes Interesse an Nationalstaaten hat. Lässt er die Nationalstaaten fallen, verschwindet auch schon der Gesellschaftsbegriff – sein Präjudiz ist auf das Verschwinden des Nationalstaates gerichtet. Aus der Perspektive der Theorie der Weltgesellschaft ist das Forschungsinteresse an der raumzeitlichen Abstandsvergrößerung hochinteressant, aber nicht zwingend an den Nationalstaat gebunden, sodass der Gesellschaftsbegriff deshalb nicht aufgegeben werden müsste. Der Schluss lautet also immer wieder: Kein Präjudiz für den Nationalstaat, sondern nur für Gesellschaft und die ist nicht mit einem Nationalstaat identisch.

Wenn Gesellschaften (im Plural) als Einheiten gesetzt werden, dann ist man wie etwa Urry beinahe gezwungen das globale System als ein emergentes System zu beschreiben (2003: Kap. 5) und gerät dann in die Not zu bestimmen, was eventuell der Unterschied zwischen nationalen und globalen Organisationen sein könnte und wird vermutlich die Unterschiedlichkeit ihrer Zwecke und ihrer räumlichen Ausdehnung als Differenzkriterien hervorheben, mehr aber nicht. Die gleichen strukturellen Probleme zeigen sich bei politik- und wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen, die als Reflexionstheorien von Politik und Wirtschaft die *dort* gezogenen segmentären Differenzierungen mitunter reproduzieren, also zwischen nationaler und internationaler Politik oder zwischen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft unterscheiden. Diese Ausschnitte und die Thematisierung der Ausschnitte sind für Politik und Wirtschaft wichtig, doch erneut handelt es sich um Differenzierungen in der Weltgesellschaft. Diese Trennung als Basis zu nehmen, führt zum gelegentlichen Erstaunen darüber, dass die Politik ihre Grenzen nicht so kontrollieren kann, wie sie es in ihrer Selbstbeschreibung gerne möchte (vgl. die Rede von Grenzkontrollen und das ‚Problem‘ der Illegalität) und dass die Trennung zwischen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft immer weniger erklärt.

Ähnliche Probleme sind auch mit einem Blick auf die in der transnationalen Migrationsforschung prominente Anthropologie zu erkennen. Dort wurde und wird – zum Teil als Gegenbewegung zum Homogenisierungsargument – auf die Heterogenität der Welt verwiesen, die *Verschiedenartigkeit* impliziert. Bei dieser Form der Differenz handelt es sich prinzipiell um das gleiche Beobachtungsfakt wie in Politik und Wirtschaft. Selbst wenn ein postontologischer Kulturbegriff verwendet wird, so wie es heute in der Anthropologie aber auch in der Kulturosoziologie oder in der ‚neuen‘ Kulturgeografie üblich ist, bringt es der Vergleich immer mit sich, dass sich Differenzen des Ähnlichen ergeben. Sicherlich ist es möglich auf (neue) Phänomene mit einem unmittelbaren Objektverhältnis zu reagieren, die Aufmerksamkeit also allein auf den Gegenstand zu len-

ken und dann mit Bewunderung, Erstaunen oder Erschrecken zu reagieren. Sobald der Vergleich eingeleitet wird, entstehen kulturelle Differenzen. Kulturen oder seit der Universalisierung des Nationalstaates Nationen sind hier dankbare Vorlagen, weil sie Eigennamen besitzen und man so über sie kommunizieren kann. Analog verhält es sich zur gut etablierten Diasporaforschung, die mit Eigennamen operieren kann (zum Beispiel die jüdische oder armenische Diaspora).

Die vergleichende Beobachtung im Modus Kultur ist stets eine dreiteilige Operation, die neben dem zu Vergleichenden den Beobachter einschließt beziehungsweise ohne ihn nicht zu denken ist. Der Beobachter muss also eine Ähnlichkeit (zum Beispiel Region, Nation etc.) des zu Vergleichenden sicherstellen, um dann die Verschiedenheit des nach Ähnlichkeit unterschiedenen zu sehen. Fortan überzieht die Semantik der Kultur alles mit dem Problem der Kontingenz, weil die Beobachtung immer auch anders möglich wäre (Luhmann 1995b: Kap. 2).

Die Theorie der Weltgesellschaft und damit auch die Weltgesellschaft rahmen im Folgenden die Migrationsgeschehen. Es ist in dieser Gesellschaft, in der sich Migrationen ereignen und als solche bemerkt und beschrieben werden. Um das Bemerkenswerte an Migrationen zu verstehen und dies wissenschaftlich beschreiben zu können, ist zunächst darzustellen, welche Differenzierungsformen es in der Weltgesellschaft gibt. Wenn anschließend auch der Wandel der Differenzierungsformen und die Kopplungen der Formen untereinander begriffen werden, dann sollte verständlich werden, wie transnationale Migrationsphänomene damit zusammenhängen.

Differenzierungsformen der Weltgesellschaft

Die Beschreibung der Differenzierungsformen erfolgt auf einem anhaltend abstrakten Niveau, ehe der Übergang zu migrationsspezifischen Fragestellungen gewagt wird. Wenn also Weltgesellschaft und Gesellschaft zusammenfallen und all das umfassen, was von jedem Punkt aus kommunikativ zu erreichen ist, dann liegt außerhalb von Gesellschaft nur ihre Umwelt. In dieser Umwelt kann es auch andere Gesellschaften geben, doch solange ihre Existenz nicht bekannt ist, entfalten sie keine soziale Relevanz. So gesehen hatte jede Gesellschaft die Form der Weltgesellschaft. Umgekehrt bedeutet das aus ‚unserer‘ Perspektive, dass tribale Gesellschaften im Amazonasbecken oder in Indonesien im Moment ihrer ‚Entdeckung‘ Teil ‚unserer‘ Weltgesellschaft werden und ‚wir‘ Teil ‚ihrer‘ Weltgesellschaft. Wir kommen gegenseitig in der Kommunikation vor und können uns wechselseitig an Kommunikation anschließen. Zur Umwelt der Gesellschaft gehören in der Systemtheorie auch die Menschen. Diese ungewöhnliche Definition darf nicht in das von Luhmann selbst mehrfach beklagte Missverständnis einer unmenschlichen Theorie führen (z. B. 1991 [1984]: 288). Der Mensch wird durch diese Setzung nicht unwichtiger oder gar irrelevant. Der Clou dieser Trennung besteht allein darin, zwischen sozialen und psychischen Systemen scharf zu

unterscheiden. Während soziale Systeme ihre Autopoiesis mit Kommunikationen als operative Letzteinheiten bestreiten, verkettet ein psychisches System – ein Bewusstsein – einzelne Gedanken. Sobald Gedanken das Bewusstsein verlassen und verstanden werden, handelt es sich nicht mehr um Gedanken, sondern um Kommunikationen. Weil der Verstehensprozess wenigstens zwei psychische Systeme verlangt, ist Kommunikation genuin sozial und soziale Systeme können als eine emergente Systemebene verstanden werden. Da sie kein Bewusstsein besitzen, sind soziale Systeme darauf angewiesen, dass psychische Systeme, also Personen, ihnen ihr Bewusstsein zur Verfügung stellen. Eine Entscheidung, die im Einzelfall bei einem Individuum liegt. Mit anderen Worten: Die beiden Systeme bedingen einander. So wie Kommunikation ohne Menschen zusammenbräche, brächen psychische Systeme ohne Kommunikation zusammen.⁴⁹ Diese Trennung beschneidet zugleich das theoretische Konzept eines intentionalen Handlungsbegriffs. Personen können die Kommunikation irritieren, doch der Glaube an die Möglichkeit einer intentionalen Durchgriffskausalität in der sozialen Welt wird angezweifelt.

Diese kommunikations- und systemtheoretische Fassung von Gesellschaft wird nun mit differenzierungstheoretischen Gedanken zusammengeführt. Weltgesellschaft wird als Umwelt für eine *interne* Differenzierung verstanden. Systeme schneiden und nehmen sich *und* ihre Umwelt selbst aus unbestimmt anderem heraus. Das Heraustrennen bedingt kein Objekt, sondern ist eine Operation, die eine System|Umweltdifferenz etabliert. Differenzierung, Ausdifferenzierung oder Systemdifferenzierung bezeichnen diesen Entstehungsprozess von eventuell stabilen System|Umweltdifferenzen als Teil sozialer Evolution, bei der Unwahrscheinlichkeiten in Wahrscheinlichkeiten überführt werden. Bewährt sich eine Differenzierungsform, so wird sie, als vielleicht kopierfähige Einmalersfindung, Bestand haben, ansonsten wird sie vermutlich in Vergessenheit geraten oder keine weitere Bedeutung erfahren. Die Systemtheorie verzichtet an dieser Stelle darauf nach Sinn und Zweck dieser Entwicklung zu fragen. Sie hat auch keine einfachen Antworten auf die Frage parat, wie mit den offensichtlichen Folgeproblemen der modernen Gesellschaft umzugehen ist (gemeint sind zum Beispiel die Umweltproblematik oder die krassen Ungleichheiten bei der Wohlstandsverteilung).

Wenn von sozialer Differenzierung die Rede ist, dann kennt die Systemtheorie die erstaunlich geringe Zahl von nur *vier* verschiedenen Formen. Diese Formen sind das Ergebnis von Evolution, bestehen aber nach wie vor gleichzeitig

49 Klösterliche Schweigegebäude (zum Beispiel bei den Kartäusern) oder Einzelhaft für Gefangene (vgl. die Häftlinge der RAF) sind deutliche Beispiele dafür, wie hart es für Personen sein kann oder muss, ohne Kommunikation auszukommen. Selbst innerhalb des hier angelegten umfassenden Kommunikationsbegriffs, der die bekannte Aussage ‚Man kann nicht nicht kommunizieren‘ einschließt, können diese Personen kaum mehr kommunizieren. Wer 24 Stunden in einer Zelle sitzt, dem fehlt ein Partner, der die Kommunikation verstehen könnte.

und in Wechselverhältnissen zueinander. Bei der *segmentären Differenzierung* schreitet Differenzierung unter dem Zeichen der Gleichheit voran, das heißt gesellschaftliche Teilsysteme werden in prinzipiell gleiche Teilsysteme kopiert. Der Ausfall eines dieser Teilsysteme hat keine schwerwiegende Bedeutung für die Gesellschaft. Familien, Stämme oder tribale Gesellschaften sind Ergebnisse dieser Differenzierung. Auch Nationalstaaten sind Formen segmentärer Differenzierung. Allerdings, und das ist wichtig, ist die nationale Segmentation selbst eine sekundäre und interne Differenzierung des primär funktional differenzierten politischen Systems. In dieser Logik würde der Wegfall *eines* Nationalstaates (das heißt eines Segments) die Welt nicht aus den Fugen geraten lassen, der Wegfall des Funktionssystems Politik wahrscheinlich schon. Bei der *zweiten Differenzierungsform zwischen Zentrum und Peripherie* werden Ungleichheiten zugelassen. Adelsgesellschaften oder städtische Gesellschaften basierten auf dieser Form, die „gleichsam im Zentrum zu Hause“ waren (Luhmann 1998b: 663), weil die Zentren stärker von den Peripherien als diese vom Zentrum abhängig waren. Die *dritte Form der Differenzierung bezeichnet stratifikatorische Differenzierung*. Entgegen dem soziologischen Usus sind damit nicht sozialstrukturell ungleiche Gesellschaften gemeint, sondern rangmäßige Ungleichheiten der Teilsysteme, wie sie etwa in ständischen Gesellschaften vorkamen. Dass es auch hier nicht um Dekomposition eines Ganzen in seine Teile geht, sondern um eine Ausdifferenzierung und Schließung wird mit Blick auf die Oberschicht deutlich, von der diese Prozesse ausgingen. Die Oberschicht muss sich von der Unterschicht, die um ihre Unterschichtstellung noch gar nicht weiß, distinguieren, sie als Umwelt des eigenen Systems begreifen. Die Entwicklung von Sondersemantiken, Endogamie, Verhaltensregeln oder Eigennamen lassen diese Entwicklung im Rückblick erkennbar werden (Luhmann 1998b: 678ff.). *Funktionale Differenzierung ist die vierte* und zugleich die in der modernen Gesellschaft primäre Differenzierungsform. Ihre Teilsysteme sind ungleich aber in dieser Ungleichheit wiederum gleich, sodass keines der Teilsysteme eine privilegierte Stellung in der Gesellschaft mehr beanspruchen kann. Vergleichbar mit den Prozessen der Arbeitsteilung wird argumentiert, dass die Funktionssysteme dann besonders erfolgreich sind, wenn sie die ihnen zufallende Funktion für sich monopolisieren können, also Alleinzuständigkeiten beanspruchen und durchsetzen können. Die Innenseite der Form erklärt sich dabei für ein Problem zuständig und seine Umwelt diesbezüglich für unfähig. So ist das Funktionssystem Recht nur für die Unterscheidung Recht|Unrecht zuständig, die Wirtschaft operiert mit dem Code Zahlen|Nicht-Zahlen, die Politik ist für die Herstellung von kollektiv bindenden Entscheidungen zuständig und springt auf den Code Macht|Opposition an. Viele Funktionssysteme benutzen binäre Codes. Binäre Codes zeichnen sich dadurch aus, dass der Übergang von der einen zu anderen Seite leicht und eindeutig erfolgen kann (zum Beispiel Zahlen|Nicht-Zahlen). Zudem kommen diese Codes nur in ihrem System vor, sodass es möglich wird, die Zugehörigkeit der Kommunikation mit praktisch ausreichender Genauigkeit zu unterscheiden. Dies ist möglich,

weil Kommunikationen das Unterscheidungsmerkmal bilden. Ob also etwas zur Ökonomie oder zur Politik gehört, wird nicht an Personen oder Organisationen abgelesen, sondern alleine an der Kommunikation. Systeme sind keine dinglichen Wesen, sondern es geht um die Frage, auf was die Kommunikation zuge-spitzt werden kann. Dies bedeutet zugleich, dass *eine* Kommunikation von *verschiedenen* Funktionssystemen als zu ihnen zugehörig gedeutet werden kann, aber jeweils unterschiedlich prozessiert wird. Im Wirtschaftssystem geht es zum Beispiel beim Thema Migration um Zahlen|Nicht-Zahlen oder um Billig|Teuer; das Rechtssystem wird Migranten primär im Schema Legal|Illegal betrachten und sonst schweigen; die Politik nimmt Migration wahr, wenn das Thema eine Mehrheiten-|Minderheitenbildung erlaubt; dem Erziehungssystem geht es um Erziehung|Nicht-Erziehung. Aus dieser Monopolisierungssicht heraus wird auch verständlich, warum die jeweils anderen Systeme samt deren Codes als Störung oder Irritation für das Operieren im eigenen System empfunden werden können, aber niemals direkt in das eigene System durchgreifen. Dem System der Krankenbehandlung ist es im Moment der Behandlung gleich, ob jemand illegal oder legal im Land ist und es wird als ungerechtfertigte Einmischung in den Berufsethos empfunden, wenn die Behandlung aufgrund des Rechtsstatus zu vollziehen oder zu unterlassen ist. Sicherlich gibt es strukturelle Kopplungen zwischen den Systemen, denn auch die Ärzte müssen bezahlt werden, doch erneut: Die Wirtschaft bezahlt Migranten, wenn sie Leistung bringen und nicht weil sie legal im Land sind. „Im Verhältnis der Funktionssysteme zueinander kann es Destruktion geben, je nachdem, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, nicht aber Instruktion“ (Luhmann 1998b: 753). Wenn die moderne Gesellschaft dem Primat funktionaler Differenzierung unterliegt, dann bedeutet dies nicht, dass die vorgenannten Differenzierungsformen verschwinden.

Alle psychischen und sozialen Systeme sind sinnhafte Systeme, sie verwenden und konstituieren Sinn als Medium zum Erzeugen ihrer eigenen Formen. Weder Gedanken noch Kommunikation können jedoch in sich selbst eingeschlossen werden. Sie verweisen vielmehr auf weitere Gedanken beziehungsweise Kommunikationen. So wie jeder Gedanke einen nächsten Gedanken hervorruft, provoziert jede Kommunikation eine weitere. „Sinn ist also das ständige Neuarrangieren der Unterscheidung von Aktualität und Möglichkeit, das fortlaufende Aktualisieren von Möglichkeiten“ (Kneer/Nassehi 1993: 75). Sinn fällt dabei die Aufgabe zu, die Komplexität der Welt zu reduzieren, ohne sie jedoch zu zerstören, denn die unfassbar hohe Weltkomplexität bleibt stets für weitere Operationen und Neuarrangements bestehen. Damit ist zugleich gesagt, dass die Grenzen der Systeme im Medium Sinn und niemals entlang räumlicher, natürlicher oder materieller Grenzen gezogen werden. Wenn Grenzen als räumliche, natürliche oder materielle Grenzen in der Kommunikation erscheinen, dann sind und bleiben sie Kommunikation. Die Differenz zwischen Aktuellem und Potenziellem wird entlang von drei *Sinndimensionen* artikuliert: Die Sachdimension entscheidet über die Frage, *was* der Fall ist, wobei die explizite Benennung des-

sen, was der Fall ist, die implizite Negation des Nicht-Falls in sich birgt. In der *Sozialdimension* wird darüber befunden, *wer* etwas thematisiert und der Sinn kondensiert sich entlang der differenten Perspektiven zwischen Ego und Alter. Die *Zeitdimension* gibt in der Gegenwart darüber Auskunft, *wann* etwas geschieht (vgl. Kneer/Nassehi 1993: 79; Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 170ff.; Luhmann 1998b: 44ff.). Eine *Raumdimension*, die zum Beispiel zwischen hier|dort, nah|fern oder oben|unten unterscheidet, ist bei Luhmann nicht vorgesehen.

In der beschriebenen Form sind die Theorie der Weltgesellschaft und auch die Grundzüge der Systemtheorie reichlich abstrakt geblieben. Wenn die Systemtheorie bei der Bearbeitung von migrationswissenschaftlichen Fragen helfen soll, dann empfiehlt es sich, sie auf klassische Themen der Migrationsforschung zu beziehen und zu fragen, wie sie die Problemstellungen des Integrations- und Assimilationsparadigmas reformuliert.

Integration und Assimilation – Standardthemen und Variationen

Grosso modo verläuft eine zentrale Konfliktlinie der theoretischen Migrationsforschung noch immer zwischen multikulturellen oder transnationalen Ansätzen auf der einen Seite und Assimilations- und Integrationstheorien auf der anderen. Bei dieser groben Gegenüberstellung handelt es sich in Teilen um Scheinalternativen (vgl. Bommes 2002a). Im Ergebnis stehen sich die Begriffe oppositionellen und pluralistischen Charakters (zum Beispiel Multikulturalität, Transkulturalität und Hybridität) den Vielfalt weitgehend unterdrückenden Begriffen auf der anderen Seite gegenüber (zum Beispiel Leitkultur, Integration, Anpassung und Grundwertekanon). Diese Rasterung verläuft auffallend parallel zur politischen Diskussion und drängt sich für packende Einstiege in Forschungsbeiträge fast penetrant auf. Wie bei vielen politischen Kommunikationen ist zudem zu erkennen, dass es sich um moralisch-normative Argumente handelt und das Schema gut|schlecht verwendet wird. In der Folge davon schwanken die Meinungen hin und her und rastet die wissenschaftlich-theoretische Diskussion ein. Das ist auch kaum anders zu erwarten, denn wer stets normativ-dezisionistisch beginnt, lässt sich von empirischen Abweichungen nur schwer irritieren. Die starke Bindung der normativen Positionen an die Person des Beobachters kann dazu führen, dass in der eigenen Studie genau die Migranten exponiert werden, die in das eigene Raster passen. Es scheint deshalb ungünstig, eine der beiden Seiten (verkürzt: Einheit oder Vielfalt) als Startpunkt zu wählen. Zumindest für die Theoriebildung ist dies hinderlich. Nachdem die angreifende Seite ihre Diskussion und Theorie an Differenzkategorien ausgerichtet hatte, dynamisierten Assimilationstheoretiker ihrerseits ihre Theorien, wurden von den Kritikern in Verlängerung der moralisch-normativen Kritik aber umfassend ignoriert. Offensichtlich hatte die Kritik an (staatlichen) Assimilationsprogrammen zur generellen Ablehnung von Assimilations- und Integrationstheorien geführt.

Der Kern des Konfliktes kann für die deutschsprachige Migrationsforschung am Beispiel der Assimilations- und Eingliederungstheorie von Hartmut Esser verdeutlicht werden. Angesichts der transnationalen Herausforderung hat er seine bereits 1980 erschienene Theorie mit Blick auf die Diskussion deutlich geschärft (2001; 2003; 2004). Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Es ist eine widersprüchliche Situation zu erkennen, denn seine modelltheoretische Grundstruktur verhindert *vordergründig* die Erfassung transnationaler Migrationsmuster, schärft *hintergründig* jedoch das Verständnis für Migrationsprozesse und lässt die Unterschiede von ‚klassischen‘ und ‚transnationalen‘ Migrationsverläufen deutlich hervortreten.

In seinem Hauptargument weist er auf die Alternativlosigkeit der *individuellen strukturellen Assimilation* als Modell der intergenerationalen Integration hin. Spitz formuliert erkennt Esser „keine (vernünftige) theoretische, empirische und auch wohl normative Alternative“ zu diesem Integrationsmodell (2003: 20), zumindest wenn man kein Interesse an der Marginalisierung von Migranten und am Entstehen von dauerhaften ethnischen Schichtungen habe. Viel umfassender als theoretisch, empirisch und normativ kann man sich für die Assimilationstheorie kaum stark machen. Diese pauschale Aussage muss im Rahmen seiner elaborierten Theorie gesehen werden. Zunächst übernimmt er David Lockwoods Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration. „Die Systemintegration bezieht sich auf die Integration des *Systems* einer Gesellschaft als Ganzheit, die Sozialintegration dagegen auf die Integration der *Akteure* (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) ‚in‘ das System hinein“ (Esser 2001: 98). Nota bene, der hier verwendete Systembegriff spricht in der alteuropäischen Tradition von einem Ganzen und seinen Teilen. Damit unterscheidet er sich dezidiert von dem Systembegriff Luhmanns, der Systeme immer als die Einheit der Differenz von System und Umwelt betrachtet. Lockwoods und Essers Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration macht auf den Unterschied zwischen Systemen, Individuen und ihrem Verhältnis untereinander aufmerksam – auf mehr jedoch nicht (Luhmann 1998b: 618f.).

Zurück zur wichtigen Sozialintegration bei Esser, die er in *kognitive, strukturelle, soziale* und *identifikative* Assimilationsvarianten gliedert. *Kognitive* Assimilation bezieht sich etwa auf die Sprachbeherrschung, auf die Fähigkeit Normen zu erkennen und situativ adäquat zu handeln. Die *strukturelle* Assimilation bezieht sich auf die Platzierung von Individuen in der Gesellschaft und wird beispielsweise über Indikatoren wie berufliche Position, Niveau der formalen Bildung oder Indizes der räumlichen Segregation gemessen. An dieser Stelle wird deutlich, dass der Verweis auf die Marginalisierungsgefahr in der Tradition der soziologischen Ungleichheitsforschung steht und Esser vorrangig vertikal ungleich strukturierte Nationalgesellschaften vor Augen hat (vgl. Bommes 2002a: 231). Die *soziale* Assimilation stellt auf die Beziehungen und Freundschaften ab und wird meist mit der Variable Sozialkontakt abgefragt. Die *identifikative* Assimilation thematisiert die Selbstbeschreibungen von Migranten. Die verwendeten

Indikatoren sind aufgrund der Pluralisierung der Lebenswelten bisweilen fragwürdig und stehen bei Konferenzen oftmals im Zentrum der Kritik.

Drei weitere Aspekte seines Theoriegebäudes sind wichtig, um zu erkennen, wie er zu der spitzen Aussage und schroffen Ablehnung kommen konnte. *Erstens* werden die Assimilationsdimensionen gestuft und es wird angenommen, dass die Verwirklichung einer Assimilationsstufe die Voraussetzung zur Realisierung der nächsten sei (Esser 1980: 229f.), gleichwohl diese enge Kopplung besonders in Bezug auf die identifikative Assimilation später gelockert wurde. Zu dieser Stufenkopplung kommt *zweitens* ein starker Territorialismus der einzelnen Stufen (vgl. Pott 2001; Bommes 2002a: 231). Ein Territorialismus, der im nationalstaatlich geordneten Zeitalter forschungspraktisch vielleicht kein großes Problem darstellte, nun aber in dem Maß zu hinterfragen ist, wie die Funktionssysteme Recht, Wirtschaft, Krankenbehandlung etc. auf nationale Indexierungen verzichten und Eigenständigkeit beweisen. Essers territoriale Bindung der Assimilationsstufen an ein entweder ‚hier‘ oder ‚dort‘ wird im zentralen Bereich der Bildung deutlich: Das Erziehungs- oder Bildungssystem bietet Möglichkeiten zur kognitiven Assimilationen (Sprache, Sozialkompetenz etc.), zugleich übernimmt es eine Selektionsfunktion und steuert über Zeugnisse die Zugänge zu weiteren (Aus-)Bildungsmöglichkeiten. Es ist also für soziale Platzierungen mitverantwortlich. Die Zentralstellung wird kaum jemand bestreiten, auch dann nicht, wenn Zweifel an dem meritokratischen Prinzip aufkommen. Faktisch ist der Bildungsbereich zudem dominant nationalstaatlich verfasst, sodass Assimilation nun zwingend erforderlich werde (immer vorausgesetzt Marginalisierungsprozesse sollen vermieden werden). Wer hier Erfolg haben möchte, müsse sich assimilieren, so Esser. In dieser Wendung ist das Assimilationsgebot nicht zu bestreiten, auch wenn die eindimensionale migrante Bringschuld vielleicht Unbehagen auslöst. Allerdings liegt der Gegensinn bereits auf der Zunge, denn es könnte genauso gut gefragt werden, ob nicht der nationalstaatlich organisierte Bildungsbereich per se Marginalisierung fördert, ob das Schulsystem nicht übereifrig selektiert und ob Teile des Bildungssystems nicht auch anders strukturiert werden könnten, um die Teilnahmekancen von Migranten zu erhöhen. Die normative Forderung könnte also ebenso an das Bildungssystem gerichtet werden und die Bringschuld den Einrichtungen des Bildungssystems zugeschrieben werden (was ja auch getan wird). All dies verknüpft sich mit einem *dritten* Punkt. Esser differenziert zwischen den beiden Extremen Assimilation und Segmentation, mit der entscheidenden Folge, „daß die Handlungen, die unter den nicht-assimilativen, segmentativen Handlungen subsumiert werden, also etwa die Selektion und Durchführung einer ethnisch markierten Handlung, konzeptionell als Gegensatz zu den assimilativen, i. e. integrierenden, Handlungen aufgefaßt werden“ (Pott 2002: 49).

Die enge Stufung und die territoriale Verbindung suggerieren, dass Handlungen die an einem Ort assimilativ sind, an einem anderen Ort segmentativ sein müssen. Folglich müssten zum Beispiel Anpassungsleistungen oder Investitionen

an der dalmatinischen Küste engführend als die Assimilation in Deutschland behindern konzeptionalisiert werden. Da die daraus angeblich resultierenden Marginalisierungen kaum zu begrüßen sind, sind die segmentativen Handlungen am Zielort negativ zu bewerten. Dies ist die Verlängerung einer Logik, bei der *bestimmte* – meistens politisch-administrative – Raumabstraktionen als (Container-)Räume aufgefasst und in ein dichotomes Wechselverhältnis gesetzt werden. Assimilation findet dann *entweder hier oder dort* statt. Die komplexen Wechselverhältnisse von An- und Abwesenheit können so aber nicht gefasst und die Probleme des ‚methodologischen Nationalismus/Territorialismus‘ nicht überwunden werden. Dies drückt sich auch in den drei Segmentationsvarianten räumliche Segregation, kulturelle Segmentation und zuletzt der Institutionalisierung einer ethnischen Gemeinde aus. Im Ergebnis dieser Überlegungen und der hier prominent gestellten Aspekte heißt es bei Esser:

„Die Mehrfachintegration [verstanden als assimilative Sozialintegration in die Herkunftsgesellschaft/ethnische Gemeinde *und* in die Aufnahmegesellschaft in Essers Diktion, bzw. als plurilokale Lebensführung in der transnationalen Diktion] ist aber ein faktisch kaum wahrscheinlicher Fall. Sie erfordert ein Ausmass an Lernaktivitäten und vor allem Lerngelegenheiten, das den meisten Menschen verschlossen ist, und das erst recht bei den üblichen (Arbeits-)Migranten. Die Sozialintegration *in* die Aufnahmegesellschaft ist also, wie man dann sofort sieht, eigentlich *nur* in der Form der *Assimilation* möglich.“ (Esser 2001: 99)

In diesem Zitat springt er auf die bereits angedeutete Rückseite seiner schroffen Ablehnung. Die eingangs betonte theoretische, empirische und normative Alternativlosigkeit von Assimilation, also die Alternative ‚Mehrfachintegration‘, wird nicht mehr ausgeschlossen, sondern lediglich als *unwahrscheinlich* eingestuft. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf Lerngelegenheiten, die den meisten Migranten indes verschlossen seien. Es ist dieser Wink, der dazu anhält, weiter über die Alternativen nachzudenken. Folgt man ihm, dann kann das Phänomen zunächst als *unwahrscheinlich* eingestuft und die Beantwortung der Frage, wann das Unwahrscheinliche eintritt, auf den empirischen Teil verschoben werden. Weiter zur Debatte stehen die normative und die theoretische Dimension und sie sind, wie zu zeigen sein wird, enger miteinander verbunden als man vermuten möchte. Die Debatte dreht sich weiterhin um die Begriffe Integration und Assimilation. Es sind die zentralsten und schwierigsten Termini der Migrationsforschung und selbst bei dem Versuch, sie durch Derivate zu ersetzen, wird ihre Kernbedeutung stets mitgeschleppt.

Zunächst zum Begriff Assimilation, der, nicht zuletzt aufgrund der multikulturellen Angriffe, in seinem Geltungsanspruch eingeschränkt wurde. Eine wissenschaftliche Verwendung sollte fein zwischen intransitiver und transitiver Wortbedeutung trennen.

„In the general and abstract sense, the core meaning is increasing similarity or likeness. Not identity, but similarity. To assimilate means to *become* similar (when the word is used intransitively) or to *make* similar or *treat* as similar (when it is used transitively). Assimilation is thus the process of becoming similar, or of making similar or treating as similar. [...] Assimilation is not a theory; it is simply a concept. But it is a concept we can ill do without.“ (Brubaker 2001: 534f.)

Es ist sicherlich die transitive Verwendung im Zusammenhang mit organischen Metaphern gewesen, bei der etwas in einen bestimmten Endzustand konvertiert werden sollte und damit kollektive Übelkeit auf der multikulturellen Seite auslöste. Im abstrakteren, auf den Prozess abzielenden Wortsinn, sind Prozesse der *Anähnlichung* aber zweifelsfrei zu beobachten und Assimilation bedeutet dann „nicht die Angleichung an eine nationale Kultur oder Sprache, sondern [zum Beispiel] den Erwerb sozialer Teilnahmekompetenz – nicht zuletzt durch den Erwerb der Verkehrssprache“ (Bommes 2002a: 237). Jetzt kann verdeutlicht werden, weshalb es in der öffentlichen Diskussion permanent zu massiven Unverständnissen kommt. Die eine Seite, Einheimische in der Mehrheit, verwendet den Begriff transitiv und wartet beharrlich auf den Tag an dem sich Identität einstellt, was aus zwei Gründen aber nicht passieren wird. Erstens bringt es die Beobachtung im Modus Kultur mit sich, dass nach Differenzen des Ähnlichen gesucht wird. Zweitens ist Identität unmöglich, weil sinnhafte Systeme Differenz konstitutiv benötigen, sodass der Tag der Identität zwangsläufig ein Sankt Nimmerleinstag ist. Die andere Seite, mehrheitlich Migranten, verwendet Assimilation intransitiv und wird nicht müde die eigenen Anpassungsleistungen zu betonen.

Wenn behauptet wird, dass Assimilation dazu tendiere die komplexen Wechselwirkungs- und Rückkopplungsprozesse in der kulturellen Evolution zu übersehen und sie zu einem asymmetrischen, teleologischen Vorgang zwischen zwei überzeitlichen Wesenheiten zu reduzieren (Bronfen/Marius 1997b: 19), dann tritt hier nicht eine Differenz zwischen guten und schlechten Schreibern, zwischen A- und B-Kritik hervor, sondern es wird problematisiert, dass ein wissenschaftlicher Begriff nicht gleichsinnig in die Funktionssysteme Politik, Wirtschaft, Religion etc. hineinläuft. Vielleicht etwas vereinfacht, bequem und fast naiv heißt es bei Esser: „Der Begriff [Assimilation] hat mit einem politischen Konzept der ethnischen oder kulturellen Homogenisierung nichts zu tun, gerade so, wie ein Index der sozioökonomischen Ungleichheit ja die Ungleichheit nicht selber schafft“ (2001: 99).

Akzeptiert man, dass mit Assimilation etwas Alltägliches und Universelles bezeichnet wird, etwas also, dass auch als *Anähnlichung* verstanden werden kann, dann bleibt noch immer offen, an was oder wen die *Anähnlichung* stattzufinden habe. Aktuelle oder potenzielle Ähnlichkeit (wohin soll ich mich bewegen?) muss erkannt werden. Esser geht hier unisono mit anderen Verteidigern von Assimilationskonzepten davon aus, „dass es in der Tat doch weiter gewisse institutionelle und kulturelle *Kerne* gebe“ (2003: 6) und sich Assimilation zum

Teil an diesen ‚Kernen‘ ausrichten könne. Er bleibt jedoch in seinen Ausführungen unbestimmt. In Verlängerung seiner territorialen Verkopplung scheint er weiterhin von flächenhaft abgrenzbaren und erkennbaren Systemen auszugehen. Dass dieses Argument problematisch sein könnte, ist bereits an seinen eigenen sprachlichen Windungen zu erkennen (zum Beispiel Wörter wie ‚gewisse‘, Verwendung von Konjunktivformen und Anführungszeichen). Im Ergebnis führt Esser einen sowohl für seine eigene Theorie als auch einen allgemein sozialontologisch unhaltbaren Essenzialismus ein und dies an einer Stelle wo mehr Präzision erforderlich wäre. So ist es unmöglich, die Kerne dauerhaft und beobachtungsunabhängig zu definieren. Auch Esser versucht es wohlwissentlich nicht. Essers „gewisse institutionelle und kulturelle Kerne“ sind zu ungenau, zu unstrukturiert, als dass Individuen sich daran anpassen könnten. Gefordert ist also ein genauere Strukturbegriff.

Die Systemtheorie entfaltet diesen Strukturbegriff als Erwartungsstruktur. Zur Verdeutlichung: Wenn Ego auf Alter trifft und ihn wahrnimmt, dann wird dieser zu Ego Alter. Alter wahrzunehmen, bezieht sich sofort auf Ego selbst. Dem Problem der doppelten Kontingenz begegnen Ego und Alter mit Erfahrung und Verstand. Sie erahnen, was sie in dieser Interaktion zu tun haben, weil es meistens Minimalstrukturen gibt, welche die weitere Kommunikation vorsteuern. Auf der Straße wird Ego den ihm eventuell unbekanntem Alter passieren lassen. Zückt Alter eine Waffe wird Ego eventuell sein Geld zücken. Kurzum, feine Kennzeichnungen beziehungsweise erste Kommunikationen sorgen für Anschlusskommunikation. Die Ego-Alter-Figuration macht zudem deutlich, dass die Struktur nicht nur aus Erwartungen besteht, sondern es sich stets um Erwartungen *von* Erwartungen handelt. Ego *unterstellt* Alter Erwartungen und richtet seine Handlungen daran aus – erwartungsgemäß oder irritierend. Strukturen stabilisieren Situationen, weil sie Selektionen beeinflussen. Sie können sich durch Performanz, Routinen oder Regelmäßigkeiten verfestigen, sind aber prinzipiell offen für Lernprozesse. Wenn Ego partizipieren will, dann empfiehlt sich eine situationsspezifische Anpassung an die Erwartungsstrukturen. Strukturen sind also keine Substanz, sondern kommunikativ beziehungsweise sozial hergestellte Strukturen (vgl. Luhmann 1991 [1984]: 182ff.). Assimilation, ohnehin nicht viel mehr als Anähnlichung bedeutend, kann nun im Einklang mit den Ausführungen zu Erwartungsstrukturen auch als *komplementäre Kommunikation* verstanden werden, denn Erwartungsstrukturen sind prinzipiell kontingent. Allerdings wird das Kontingenzproblem durch die Verfestigung von Erwartungen in den Funktionssystemen der Gesellschaft weitgehend ausgeblendet, weil sich die Codes der Funktionssysteme als unhintergebar präsentieren. Weil die Funktionssysteme zudem nicht auf bestimmte Individuen angewiesen sind, ist die Frage der komplementären Kommunikation auch weitgehend vorentschieden und die Anähnlichungsleistung ist seitens der Individuen zu erbringen. Diese empirische Verfestigungsbeobachtung – wir diskutieren nur selten über die Frage, ob es

richtig ist, den Tankstellenpächter für das abgezapfte Benzin zu bezahlen –, darf indes nicht über das grundsätzliche Komplementaritätsargument hinwegtäuschen.

Vor dem Hintergrund des Gesagten wird nun weiter verständlich, weshalb die Schwierigkeiten mit dem Integrationsbegriff – dem zweiten großen Begriff der Migrationsforschung – größer werden. Lange Zeit konnte die Migrationsforschung den Integrationsbegriff hinreichend präzise benutzen, weil sie den Nationalstaat als das umfassende soziale System begriff und die Integration seiner Mitglieder (samt Migranten) an ihm bestimmte – typischerweise in der Ungleichheitsdiskussion. Der Integrationsbegriff war auch deshalb vergleichsweise treffend, weil durch Integrationsprozesse in den Nationalstaat hinein zugleich eine Reduktion von Freiheitsgraden erfolgte. Nun ist die Kopplung von Recht und Politik in Form des Nationalstaates zwar zu einer ubiquitären Form geworden, doch viele andere Funktionssysteme treten zunehmend aus dem nationalen Kontext heraus oder sind nur noch lose mit ihm verbunden. Die Theorie der Weltgesellschaft und ihr polykontexturaler Gesellschaftsentwurf lassen den Nationalstaat als einzigen Integrationshorizont zunehmend dubioser werden. Es stellt sich die Frage, ob nicht besser auf die Beobachtung von Inklusion in Funktionssysteme umgestellt werden sollte. Die Inklusion in nationale Rechtssysteme ist dann eine Inklusionssituation neben anderen. Das Wegfallen von eindeutigen ‚Kernen‘ beziehungsweise das Zerbröseln der nationalen Klammer wird schließlich auch in der öffentlichen Semantik mit einiger Verstörung registriert. So ist in der Öffentlichkeit praktisch kein Konsens mehr darüber herzustellen, was denn zum Beispiel Deutsch sein beinhalten könnte. Bereits die Versuche der Konsensfindung sehen sich heftigen Gegenkritiken ausgesetzt, bevor inhaltliche Diskussionen über nationale Literatur- und Bildungskanons überhaupt begonnen haben. Weite Bereiche der Lebensführung (Religion, Sexualität, Partnerschaft etc.) werden von den Funktionsbereichen bereits der Privatsphäre überlassen und eventuelle Eingriffe in diese Sphäre werden mit Empörung wahrgenommen.

Jetzt wird deutlich, weshalb Normativität und Theorie zu eng miteinander verbunden sind: Es muss immer erst eine Einheit für den Integrationsbegriff bestimmt werden, ehe Integration untersucht werden kann und diese Einheitsbestimmung kann nur normativ sein. Sie bleibt auch dann normativ, wenn nicht der Nationalstaat als Integrationsrahmen übernommen wird, sondern, wie in der Segregationsforschung üblich, Städte als Bezugsrahmen ausgewählt werden. Als Reflexionstheorien politischen Handelns mögen diese Forschungen wichtig sein, doch wenn sie die politischen Setzungen als ersten Baustein für die Theoriebildung verwenden, dann machen sie sich zum Angriffsziel der heute üblichen radikalisierten Kritiken. Dieses Problem ist der Migrationsforschung keineswegs verschlossen geblieben, doch statt sich der radikalen Kritik zu stellen, behalf man sich eingangs jeder Studie mit ausführlichen Bestimmungen, was nun unter Integration zu verstehen sei und welche Relevanzsysteme zu gelten haben. Mit hohem argumentativen Aufwand pendelte die Diskussion zwischen politischen Definitionen und migranten Relevanzsystemen (ein Beispiel für viele: Božić 2000).

Wenn die wissenschaftlichen Bemühungen zur Schärfung des Integrationsbegriffes parallel zur öffentlichen Aushandlung von Integration verlaufen, dann bringt sich die Wissenschaft selbst um die Möglichkeit von interessanten Einblicken in das Thema. Versteht man hingegen *Integration als Reduktion von Freiheitsgraden*, dann können verschiedene Diskussionsbereiche erhellt werden. Ein so verstandener Integrationsbegriff ist per se weder positiv noch negativ zu verstehen, sondern changiert auf einer stets auszuhandelnden Werteskala. Er entfaltet seine ganze Kraft erst mit bestimmten Wertepostulaten in der modernen Gesellschaft. Kombiniert man ihn also mit dem Recht auf Gleichheit und dem persönlichen Recht auf freie Entfaltung, dann erkennt man, dass es zunächst nur um potenzielle Partizipationsmöglichkeiten geht, nicht aber um die tatsächliche Teilnahme. Eine professorale Liebe zum Elfenbeinturm wird in der Integrationsdebatte daher auch selten erwähnt, weil man hier eine Entfaltung vermutet, obwohl der Professor sonst fast nicht an Kommunikation teilnimmt. In der öffentlichen Diskussion empört also nicht die Frage der Integration, sondern die Frage, ob das Recht auf freie Entfaltung nicht systematisch versperrt wird. Oder sie entzündet sich an der Frage, ob bestimmten Gruppen den sozialen Sicherungssystemen besonders oft zu Last fallen. Die Wissenschaft kann als Beobachter Erkenntnisse zur Verfügung stellen, kann also belegen, ob die Rechte verletzt werden oder nicht. Sie kann also fragen, ob die sozial bestimmten Werte eingehalten werden oder nicht. Dabei hat sie keine privilegierte Stellung, wenn es um das Vorschreiben bestimmter Werte und Normen für andere geht. Sie gerät aber gelegentlich ins Kreuzfeuer der Kritik, wenn sie mit implizit universalen Normvorstellungen Forschung betreibt. Die Werte in der modernen Gesellschaft etablieren sich über die Funktionssysteme und diese haben Resistenzen gegenüber abweichenden Vorstellungen eingerichtet. Allein ihr Code zählt, um Anschluss herzustellen. In der Öffentlichkeit wird also vor allem um das Recht der freien Entfaltung gestritten. Und dies zunächst entlang der Frage, was als privat und was als öffentlich gilt. Dabei werden sowohl die Privatsphäre als auch die öffentliche Sphäre in der Öffentlichkeit ausgehandelt. Fällt etwas in den öffentlichen Bereich, dann ist mehrheitlich die Politik gefragt. Ein Beispiel aus der Migrationsdiskussion: Während in den USA Migranten mit zwei oder mehr Jobs als (wirtschaftlich) integriert gelten und es in ihren *privaten* Entscheidungsbereich fällt, ob sie die Jobs annehmen oder nicht, erregt eine solche Situation in Deutschland Unmut in der *Öffentlichkeit* und fordert die Politik zur Gesetzgebung heraus, da die Migrantin oder der Migrant nicht als integriert gelten, sondern Verdacht auf Ausbeutung besteht, oder genauer das Recht auf freie Entfaltung zur Diskussion steht. Aber dies geschieht letztendlich alles im politisch-verfassungsrechtlichen Rahmen. Nun mag man zu Recht einwenden, dass Integrationsfragen auch als Anpassungsfragen diskutiert werden, dass also darüber gestritten wird, ob ein Kopftuch getragen werden darf oder nicht, doch die individuellen Folgen in einer Gesellschaft, die sich Freiheit und Gleichheit auf die Fahnen schreibt, haben ihre Eindeutigkeit verloren. Die fortschreitende funktionale Differenzierung lässt die

normative Komponente des Integrationsbegriffes immer deutlicher zu Tage treten:

„Ein normativer, Integration fordernder oder doch gutheißen Begriff muß jedoch in Gesellschaften, die komplexer werden, auf zunehmenden Widerstand stoßen. Wenn man ihn beibehält, sieht man sich zu paradoxen oder tautologischen, selbstimplikativen Formulierungen gezwungen. Die Kommunikation des Gebots (und wie anders sollte es Realität werden?) wird mehr ‚Neins‘ als ‚Jas‘ auslösen, so daß die Hoffnung auf Integration schließlich zu einer Ablehnung der Gesellschaft führt in der man lebt. Und dann?“ (Luhmann 1998b: 603)

Ist damit nicht ein Teil des Dilemmas um die öffentliche Integrations- oder besser Anpassungsdebatte angesprochen? Eine Debatte, die ständig neue und doch nur situative Begriffsdefinitionen von Integration hervorbringt, aber diese nie durchsetzen kann? Und obwohl er, mal in Worten, mal in Taten, abgelehnt wird, funktioniert Gesellschaft weiterhin. Daher sollte Integration allein als eine Reduktion von Freiheitsgraden verstanden werden. Eventuelle migrante Probleme sind damit nicht aus der Welt, denn ganz allgemein ist zu beobachten, dass nicht alle Menschen sich entfalten können, dass ihre Wahlmöglichkeiten eingeschränkt sind und sie fortwährend vom Ausschluss bedroht sind.

Inklusion|Exklusion, Lebenslauf und strukturelle Kopplungen

Aufgrund der Schwierigkeiten mit dem Integrationsbegriff empfiehlt es sich ihn an den Rand der Betrachtung zu drängen. Stattdessen wird auf das Begriffspaar Inklusion|Exklusion umgestellt. Lockwoods namentliche Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration schimmert hier wieder durch. Der Prozess der Systemintegration wurde bereits durch die Vorstellung der gesellschaftlichen Differenzierungsformen geschärft. Inklusion|Exklusion zielt nun darauf ab, den Begriff der Sozialintegration neu zu justieren. Inklusion bezeichnet zunächst nicht viel mehr als die Fähigkeit oder Chance von Individuen, an der je spezifischen Kommunikation von sozialen Systemen teilzunehmen, von ihnen also inkludiert zu werden. Inklusion|Exklusion ist demnach eine allgemeine Form, mit der innerhalb aller gesellschaftlichen Differenzierungen die Inanspruchnahme von Individuen erfasst werden kann. Die Innenseite der Form, also die Inklusion, welche die Berücksichtigung von Individuen bezeichnet, ist ohne die Exklusionsmöglichkeit allerdings nicht vorzustellen. Die Inklusionssituation geht mit einer Platzzuweisung einher, in dessen Rahmen Personen erwartungskomplementär handeln können (Luhmann 1998b: 621). Körper werden im Moment der Inklusion zu Personen. Personen sind dann als kommunikative Strukturen zu verstehen, die Quelle und Ziel von Kommunikationen sein können. Sie werden zu Adressaten für die Weiterführung von Kommunikation. Sie können angesprochen werden und Eigenschaften, Kommunikationen sowie Handlungen können

ihnen zugerechnet werden. Im Anschluss an das Primat der funktionalen Differenzierung muss darauf hingewiesen werden, dass speziell die Inklusion in die Funktionssysteme bedeutsam ist und die Inklusionsregelung den Funktionssystemen weitestgehend selbst überlassen wird. In Bezug auf Nationalgesellschaften kann nun konterkariert werden, dass es eben nicht die Nationalgesellschaften sind, die Arbeitsplätze vergeben, Kranke behandeln, Kinder erziehen, Geld verleihen oder religiösen Sinn stiften, sondern die Funktionssysteme der Weltgesellschaft.

Während es in stratifizierten Gesellschaften möglich war, die soziale Differenzierung direkt an standesgemäß gekleideten Personen abzulesen, ist dies in der modernen Gesellschaft nicht mehr problemlos möglich. Unterschiede werden daher *gerade* in der modernen Gesellschaft zu ‚feinen Unterschieden‘ (Bourdieu 1987 [1979]). Die Polykontextualität der modernen Gesellschaft bringt es mit sich, dass Personen nicht mehr direkt und konkret platziert werden können. Zugleich bedeutet dies aber auch, dass die Funktionssysteme unter Legitimationsdruck geraten, wenn sie Personen exkludieren, die eigentlich die Kommunikationsfähigkeit zur Teilnahme mitbringen. Dieser Wandel der Inklusionsmechanismen erfährt mit der Semantik von Freiheit und Gleichheit das entsprechende Korrelat der sozialen Selbstbeschreibung. Mit Gleichheit wird das Fehlen von vorentscheidenden Diskriminierungen bezeichnet und mit Freiheit darauf hingewiesen, dass zur Anbahnung von sozialen Kontakten individuelle Entscheidungen nötig sind. Persönlichkeitsbildung findet also in einer Determinationslücke statt. Diese Veränderungen lassen sich in den Selbstbeschreibungen der Systeme ablesen. Die Monopolisierung der Funktionssysteme für eine Aufgabe führt dazu, dass Individuen im Angesicht dieser Aufgabe gleich sind und von einem Inklusionsuniversalismus gesprochen werden kann. Erst durch diesen Wandel werden Abweichungen von den Selbstbeschreibungen als Probleme in der Gesellschaft thematisiert und Freiheit und Gleichheit überhaupt zu einem einklagbaren Phänomen. Die Diskriminierung von Frauen, Rassismus gegenüber Farbigen, Geldzahlungen in der Politik, Rechtsbeugung im Gericht, Lügen in der Wissenschaft usw. werden zu Phänomenen, die von den Selbstbeschreibungen der Systeme nicht erfasst werden (zum Beispiel Recht: Recht|Unrecht; Politik: Regierung|Opposition; Wirtschaft: Zahlen|Nicht-Zahlen; Wissenschaft: Wahrheit|Unwahrheit etc.). Sollte die Entscheidung über Inklusion|Exklusion dennoch darauf aufbauen, macht sich Empörung breit und die Vorwürfe lauten auf Diskriminierung, Rassismus, Korruption, Vetternwirtschaft, Betrug usw. Es ist also wichtig zu sehen, dass mit der Rede von einem Inklusionsuniversalismus an keiner Stelle eine ideale Welt postuliert wird. Es ist eine Binsenweisheit, dass davon Abweichungen existieren. Besonders die phänomenologische Literatur ist zu Recht voll davon. Es ist noch nicht einmal gesagt, dass die Gesellschaft eine bessere wäre, wenn die idealen Selbstbeschreibungen realisiert werden, denn quantitativ-expansive Inklusionen sind bisweilen nur um den Preis der Qualitätsminderung zu haben (vgl. Schimank 2005). Es ist auch nicht gesagt, dass alle inkludiert

werden können. Dies vor allem deshalb nicht, weil es Organisationen sind, die letztendlich und meistens hierfür zuständig sind. Organisationen selbst basieren auf formalen Mitgliedschaften und die Plätze in Organisationen sind begrenzt.

Der Inklusionsuniversalismus wird begleitet von einem individuellen Exklusionspartikularismus. Dies macht auf die Gefahren von individuellen Exklusionsverkettungen aufmerksam. Wer als Migrant zum Beispiel kein anerkanntes Abschlusszeugnis hat, wird Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Wer kein Einkommen hat, wird eventuell kein Bankkonto führen können, wird keine Wohnung finden und vielleicht auch keine stabilen Intimbeziehungen mehr haben etc. Damit werden keine Automatismen, sondern nur mögliche Problemverkettungen beschrieben. Ersichtlich wird, dass die Exklusion viel stärker integriert als die Inklusion, weil Personen in ihren Selektionsmöglichkeiten eingeschränkt werden und am Ende der Exklusionskette kaum mehr freie Entscheidungen treffen können (Luhmann 1998b: 631). Im Extremfall geht das so weit, dass Individuen von bestimmten sozialen Systemen nicht mehr als Personen betrachtet werden, also gar nicht mehr als der Kommunikation zugängliche Artefakte, sondern nur noch als Körper beschrieben werden, wie es etwa bei Außenbeschreibungen von Slums oder Favelas zu registrieren ist.

Inklusion setzt also stets Adressierbarkeit voraus. Um von den Funktionssystemen partiell in Anspruch genommen zu werden, müssen die Personen als geeignet erkannt werden. Dies geschieht zunehmend durch die Beobachtung der Biografie oder genauer durch eine Temporalisierung von Person im Sinne einer Karriere. Die Gründe hierfür sind Vereinfachung und Handhabbarkeit. Weil die Karriere an Bedeutung zur Realisierung von Inklusionschancen gewinnt, werden bereits die ersten biografischen Etappen relevant. Dies ist beispielsweise an den Anstrengungen für den eigenen Nachwuchs zu erkennen. Gekämpft wird um einen guten Kindergarten, der im Extremfall die Hinführung zu einem Studienplatz an einer Eliteuniversität verspricht. Die Karrierestationen bilden in der Zukunft die Vergangenheit, an der sich die Gegenwart orientieren wird, um über die weitere Karriere (Inklusion) zu entscheiden. Konzeptionalisiert man Personen als kommunikatives Artefakt, an deren Körper, Namen oder Aussehen die soziale Position nicht mehr problemlos abzulesen ist, dann wird verständlich, warum es ein archetypisches Moment der Moderne ist, dass eine Person nicht genau weiß, wer sie eigentlich ist, sich permanent zusammenhalten und ihre Identität stets aufs Neue testen, bestätigen oder verwerfen muss (vgl. Hall in: Chen 2000 [1992]: 16).

Wenn die Funktionssysteme die Inklusion regeln, also auch Migranten stets nur situativ teilkliedert werden, dann lässt sich die Beobachtung von transnationalen Migrationsbiografien in diese Theorie einschreiben. Speziell die Zunahme transnationaler Beobachtungen verweist auf zwei empirisch entscheidbare Fragen. *Erstens* wird ein räumliches Auseinanderfallen von Inklusionssituationen behauptet. Im Anschluss an Verbreitungsmedien und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien schließen sich assimilative Handlungen an einem Ort

nicht kategorisch mit assimilativen Handlungen an einem anderen Ort aus, die Unterscheidung hier|dort muss für jede Situation einzeln bewertet werden. Die Raumdimension wird unter Umständen sogar wichtiger, um die eigene Lebenswelt beschreiben zu können. Diese erste Frage kann getestet werden, verfängt sich aber unter Umständen in quantitativen Argumenten und tendiert dazu, die Gründe für das Auseinanderfallen etwas zu vernachlässigen. Damit rückt die *zweite* Frage in den Blickpunkt des Interesses: Die Rekonstruktion von Migrationsbiografien sollte Rückschlüsse auf die Strukturentwicklungen von sozialen Systemen ermöglichen, zumal die Migrationsverläufe erheblich davon abhängen (Bommes 2002a: 229). Die von den Transnationalisten aufgeworfene Frage lautet letztendlich, ob die Strukturentwicklungen so verlaufen, dass die Inklusionsmechanismen immer weniger von nationalen Vorgaben und territorialen Kopplungen abhängen.

Daran schließt sich zuletzt die Frage der strukturellen Kopplung von Funktionssystemen an, die hier kurz skizziert werden soll und im empirischen Teil stets fallbezogen aufgegriffen wird. Während oben die Autopoiesis und Autonomie der Systeme in den Vordergrund gestellt wurden und die Exklusionsverkettenungen nur vage ihren Zusammenhang andeuteten, verweist der Begriff der strukturellen Kopplung explizit darauf, dass faktisch alle Funktionssysteme miteinander verbunden sind und so in der Gesellschaft gehalten werden (Luhmann 1998b: 779). Strukturelle Kopplung nimmt in den Blick, dass zum Beispiel Politik und Wirtschaft über Steuern und Abgaben gekoppelt sind, Recht und Politik über die Verfassung, Recht und Wirtschaft über Vertrag und Eigentum, Wissenschaft und Erziehung über Universitäten, Politik und Wissenschaft über Expertenwissen sowie Erziehung und Wirtschaft (als Beschäftigungssystem) über Zeugnisse und Zertifikate (vgl. Luhmann 1998b: 781ff.). Diese Kopplungen sind keineswegs genuiner Gegenstand der Arbeit, rücken aber indirekt immer wieder in das Blickfeld. Ein Beispiel zur Illustration: Migranten aus der zweiten Generation ist der Zugang zu deutschen Universitäten gelegentlich ebenso versperrt wie Deutschen. Die Bildungsorganisation Universität nimmt bestimmte Personen nicht auf, weil die Abiturnote nicht den fachinternen Numerus clausus erreicht oder weil das Fachabitur prinzipiell nicht zu einem Studium an der Universität berechtigt. Aus welchen Gründen auch immer der Abschluss zustande kam, die auswählende Organisation orientiert sich primär am Zeugnis, sodass die weitere Bildungskarriere stark eingeschränkt wird. Die kroatische Universität, konkret die Universität Zagrebs, kennt andere Eingangsregelungen. So gibt es im entsprechenden Fach vielleicht keinen Numerus clausus und auch Fachabiturienten werden meist zum Studium zugelassen. Diese unterschiedlichen Eingangshürden ermöglichen die Fortsetzung von Bildungskarrieren, die in Deutschland verschlossen sind. Es sind diese Inklusionsöffnungen, die zum Beispiel Vertreter aus der zweiten Generation zum Umzug nach Kroatien anregen. Zu erkennen ist die Abhängigkeit von hochselektiven und hochspezialisierten Kommunikationschancen, die zur Migration animieren. Die volkswirtschaftlich weiter angespannte

Lage Kroatiens, die ihren Ausdruck auch in hohen Arbeitslosenquoten findet, ist für sie nur von bedingtem Interesse – mit den Transferleistungen der Eltern profitieren sie sogar von dem Wohlstandsgefälle. Die Wanderung an sich ist Ausdruck an einem zunächst systemspezifischen Anpassungsinteresse an die Organisation Universität. Keine Aussage wird dabei gemacht, ob zum Beispiel auch die Bereitschaft besteht, kroatische Medien zu konsumieren, sich in das ökonomische oder gesundheitliche System zu inkludieren. Speziell auf die Möglichkeit sich zum Beispiel nicht in das Gesundheitssystem zu inkludieren, sondern weiterhin vom deutschen System inkludiert zu werden, weist die transnationale Perspektive hin. Umgekehrt nimmt die Universität keinen Einfluss auf außeruniversitäre Verhaltensweisen von ihren Studierenden, es käme einem Skandal oder einer selbst gewählten wissenschaftlichen Disqualifizierung gleich, wenn sie ihren Studierenden Vorschriften bezüglich ihrer Intimbeziehungen machen würde, religiöse Vorschriften oder ähnliches erließe.

Das Zurückweisen holistischer Gesellschaftsbegriffe führt umgekehrt vor Augen, dass Migration als der Versuch verstanden werden kann, durch räumliche Mobilität Inklusionschancen in sozialen Systemen (meist Funktionssysteme) an bestimmten geografischen Orten zu erhöhen und zu realisieren. Die Theorie hält zur Beobachtung der Strukturentwicklungen an und damit verbunden zur Beobachtung von Migrationsbiografien. Strukturen werden stets als situations- und damit inklusionsspezifische Erwartungsstrukturen verstanden. Mit diesem starken Strukturbegriff soll nun eine explizite Hinwendung zur Frage der Identität, oder besser der Identifikation erfolgen.

Identitäten, Identifikation und Hybridität

Man könnte nun in der angelegten Spur bleiben und dann streng argumentieren, dass es sich bei Identifikationsprozessen stets um wechselseitige Adressierungen handelt. Dazu würde auch gehören, die Kontingenz solcher Prozesse in der sozialen Determinationslücke zu beschreiben. Das ist alles wichtig und wird bei der Analyse auch so betrachtet, doch weil ein großer Teil der Migrationsforschung davon leicht abweichende Wege begangen hat, soll auch hier ein Schlenker eingebaut werden.

Es bedarf keiner ausführlichen Lektüre von Migrationsforschungen, um zu erkennen, dass Migration und Identität seit Beginn der Forschungen zusammengehören. Migration und Identität werden bei den unterschiedlichsten Anlässen parallelisiert. Alfred Grossers Festvortrag anlässlich der Eröffnung des DFG-Graduiertenkollegs am IMIS im Jahr 1996 zeigt dies exemplarisch: „Ich lebe mit Fragen, mit denen hoffentlich jeder von Ihnen lebt. Sie lauten: Wer bin ich? Wer sind wir? Wer, was ist eigentlich das ‚Wir‘? Wer sagt, was die anderen sind? Wer sind die, die sagen, was ich sei? Oder – schon ein Bibelzitat: Wer sagt Ihr, daß ich sei?“ (Grosser 1996: 11). Eine zarte Liaison, die in der Transnationalismusforschung zu einer verehrten Beziehung heranreife: „Transnationalism and

identity are concepts that inherently call for juxtaposition. This is so because [...] many peoples' transnational networks are grounded upon the perception that they share some form of common identity, often based upon a place of origin and the cultural and linguistic traits associated with it" (Vertovec 2001: 573).

Forschungsprogramme aus Festreden und Gemeinplätzen abzuleiten, ist aber ein gefährliches Unterfangen, sodass *erstens* geklärt werden muss, warum sich auch diese Arbeit mit Fragen von Identität, Identifikation und Hybridität beschäftigt und *zweitens*, welche Erkenntnisse davon zu erwarten sind. Ohne große Mühen könnte die *erste Frage* disziplinpolitisch beantwortet werden und sich vor allem über einen zeitlich schmalen Ausschnitt plausibilisieren. Die erste geographische Euphorie über den ‚cultural turn‘ mag abklingen, doch noch immer scheint das Mitschwimmen in diesem Teilstrom möglich.⁵⁰ Eine solche erste Begründung sichert zwar die Anschlussfähigkeit (Diskussionsforen) und Abnahmebereitschaft (Rezeption und Karriere) der Arbeit, litte aber fortan unter diesem Konjunkturcharakter und müsste sich stets anhören, dass die theoretischen Implikationen des ‚cultural turns‘ so neu nicht seien und in einem anderen Strom bereits durch die Disziplinen geschossen wären.⁵¹ Die *zweite Frage* könnte mit Blick auf aktuelle Stichworte zur Gesellschaftsdiagnose beantwortet werden. Gesellschaftsdiagnostik im Kontext von Identität läuft allerdings immer Gefahr, dass sie sich zu sehr auf die Selbstbeschreibungssemantiken von migranten Personen stützt und verlässt. Zwar winkt hier ein Gewinn an Kritikfähigkeit, doch dieser ist oft nur eine Täuschung, der sich aus der Verstärkung von zuvor ungehörten Minderheitenstimmen speist. Die eigene und eigentliche Kritikfähigkeit, also die Fähigkeit anders zu unterscheiden als gewöhnlich unterschieden wird, wird allein durch die Zuwendung zu bestimmten Sprechern nicht garantiert.

Diese beiden Antworten führen offensichtlich nicht weiter, denn noch immer steht eine Antwort auf die Frage aus, was wissenschaftlich von der Thematisierung von Identität zu erwarten ist und wie sich das Themenfeld zu den oben skizzierten Strukturbedingungen der Weltgesellschaft verhält. Zunächst kann hier ganz einfach angenommen werden, dass Identitäten als Indikatoren des Wandels anzusehen sind (vgl. Hall 2000 [1992]: 181; Boeckler/Lindner 2000: 105). Die prinzipielle Möglichkeit des Wandels verweist zwar bereits auf den Konstruktionscharakter von Identität, doch noch verharrt dieser Gedanke in dem konzeptionellen Rahmen von Migration als Wechsel von einer Gesellschaft in eine andere. So lässt zum Beispiel Esser (1980) in seiner Eingliederungstheorie eine

50 „In the present conjuncture, many human geographers have become swept up by currents loosely referred to as poststructuralist, deconstructive, or postmodern; currents which braid in innumerable ways with others within critical human geography such as Marxism, feminism, and postcolonialism“ (Doel 1999: 1). Identitäten zu dekonstruieren gehört zum festen Repertoire dieser Richtung.

51 Vgl. zum Beispiel die Phänomenologie in den 1970er Jahren, die sich ihrerseits auf noch frühere Arbeiten bezog (Schütz 1971).

Gradierung bei der identifikativ-emotionalen Assimilation zu, doch die findet eben auf einer Gleitschiene von der einen zur anderen Gesellschaft statt.

Der hier verwendete Identitätsbegriff schließt an die sogenannten Dezentrierungen des Subjektes an und wird vor allem als Gegenkonzept zum soziologischen Rollenbegriff verstanden (vgl. Stäheli 2000: 50). Die Dezentrierung des Subjektes rückt sowohl differenztheoretische Überlegungen als auch die Frage der Beobachtungsposition in den Mittelpunkt. Und erst wenn dies voll entwickelt ist, kann einleuchtend beschrieben werden, vor welchen Schwierigkeiten Migranten stehen, wenn sie sich selbst beschreiben und adressabel machen wollen. In einer ersten Annäherung soll festgehalten werden, dass Identität eine Beschreibungsform von Personen ist: „Identität‘ steht in unserem Verhältnis für das Bedürfnis, gegenüber biographisch wie aktuell heterogenen Lebensverhältnissen und Verhaltenszumutungen die Kontinuität der je eigenen Lebensgeschichte sowie eine sinnhafte Integrierbarkeit der aktuellen Lebenspraxis zu behaupten“ (Bommes/Scherr 1991: 295). Von Personen, das sei in Erinnerung gerufen, ist in der Systemtheorie die Rede, weil der Kommunikationsprozess in der Lage ist, externe Referenzen zu ‚personifizieren‘ (Luhmann 1998b: 106). Sozialer Wandel kann sodann über die semantischen Veränderungen individueller Selbstbeschreibungen erschlossen werden. Andersherum können die Selbstbeschreibungen und die individuellen Motive aber nicht gesellschaftliche Differenzierung ursächlich erklären. Diese Wendungen machen Individuen nicht unter der Hand unwichtiger. Sie sind es, die die Kommunikation irritieren können, aber ihre Motive können eben nicht eindeutig auf soziale Differenzierung einwirken.

Identität, Identifikation und Beobachtung

Identität ist kontingent und bildet sich komplementär zu Erwartungsstrukturen. Wenn dies so akzeptiert wird, dann kann eine historische Revue verdeutlichen, dass die unterschiedlichen theoretischen Fassungen von Identität nicht allein theoretische Novitäten sind, sondern zu einem erheblichen Teil als Reaktion auf sich verändernde Differenzierungsformen zu verstehen sind. Der Begriff Individuum und seine Beschränkung auf den Menschen datiert auf das 17. und 18. Jahrhundert. In-Dividualität – Un-Teilbarkeit – bedeutete zunächst, dass eine Person *dieselben* Personenmerkmale in *verschiedene* Situationen hineinträgt und somit eine Berechenbarkeit garantiert. Zweifelsohne wird es eine Individualität von psychischen Systemen immer gegeben haben. Ein Gehirn, einen Körper gab es immer nur einmal. Doch erst in der Neuzeit wird Individualität so institutionalisiert, dass Individuumsein nicht nur erlaubt, sondern gefordert wird. Aus der wörtlichen Bedeutung von Individuum im Sinne von Unteilbarkeit wird die moderne Bedeutung von Einzigartigkeit (Luhmann 1998b: 1016f.). Überraschend hierbei ist, „daß diese Individualisierung auf die Ebene der wechselseitigen Wahrnehmung durchschlägt und hier gegen alle Evidenz durchgehalten werden muß“, denn *gleich* sind Individuen nun einmal nicht (ebd.: 1018).

Bemerkenswert ist also die erfolgreiche Rede von menschlicher Gleichheit und Freiheit, welche die Umstellung von der stratifikatorischen auf die funktionale Differenzierung begleitet. Und zwar auch dann, wenn Freiheit und Gleichheit in der Empirie nicht so zu finden sind, wie die Rede es vorgaukelt. Weil aber die Gesellschaft keine festen Plätze mehr zuweisen kann und Ungleichheiten nicht mehr vorgeschrieben sind, muss „die Ungleichheit jetzt durch Manipulation von Unterscheidungssymbolen erarbeitet werden und setzt deshalb laufend reaktivierte Aufmerksamkeit voraus“ (ebd.). Die stratifikatorische Leitdifferenz oben/unten wird bei Personen mit der Differenz innen/außen ersetzt. Da die Forderung nach einzigartiger Individualität jedoch psychisch Unmögliches verlangt, kommt es zu einem Kopieren von Individualitätsmustern. Der Entstehungskontext von moderner Identität ist also der Übergang von einer Ständegesellschaft zu einer modernen Gesellschaft und die „merkwürdige Figur des Subjektes scheint diese Kluft zwischen dem ‚nicht mehr‘ und dem ‚was nun?‘ zu überbrücken“ (ebd.: 1024). Auch die psychosemiotische Argumentation weist darauf hin, dass imaginäre Phantasmen (zum Beispiel die imaginäre Gemeinschaft Nation) die paradoxe Funktion haben, eine notwendige Lücke in der symbolischen Ordnung zu schließen, indem sie diese artikulieren (Bronfen/Marius 1997b: 2).

Beachtenswert sind die Parallelen von Individualität und Nationalität bezüglich sich wandelnder Differenzierungsformen. Individualität gewinnt als Selbstbeschreibungsförm an Bedeutung, sobald die stratifikatorisch-ständische Differenzierung sich auflöst. Die Standeszugehörigkeit verliert rapide an Bedeutung und verschafft immer seltener Seinsgewissheit. Analog zum Hineingeborensein in einen Stand konnte lange Zeit die Zugehörigkeit zu einer Nation verstanden werden. Zwar ist nationale Differenzierung als eine segmentäre und sekundäre Differenzierung des politischen Systems zu verstehen und nicht wie die ständische Differenzierung als eine stratifikatorische und primäre Leitdifferenz, doch sowohl die Stände als auch die nationale Zugehörigkeit gewährten vielfach eine nicht weiter zu hinterfragende Seinsgewissheit. Nichts anderes ist gemeint, wenn Anderson auf die formale Universalität von Nationalität als soziokulturelles Konzept hinweist: „in the modern world everyone can, should will ‚have‘ a nationality, as he or she ‚has‘ a gender“ (2003 [1983]: 5). Die Mitgliedschaft qua Geburt in Stand oder Nation föhrt zu *semantischen* Schwierigkeiten, wenn eine Person verschiedenen Ständen oder Nationen angehören sollte, doch die Doppelzugehörigkeit zu natürlich imaginierten Einheiten verstört eben nur die Semantik, weil Stände, Nationen und alle anderen sozialen Systeme aus Kommunikation und nicht aus Körpern bestehen. Bei den durch Mehrfachmitgliedschaften ausgelösten Irritationen kann es sich also nicht um essenzielle Probleme eines Körpers handeln. Die Mehrfachzugehörigkeiten zerstören auch nicht die Differenzierungsform an sich. Die Irritationen, die Personen auslösen, wenn sie sich beispielsweise als bosnische Franken oder als Deutschkroaten bezeichnen, mögen in Interaktionen problematisch sein, doch für die Inklusion in die meisten Funk-

tionssysteme sind sie es nicht (mehr). Ein Deutschkroate kann, die entsprechende Währung vorausgesetzt, am Marktgeschehen teilnehmen – alles andere würde Empörung über Diskriminierung auslösen. Die mehrfache Mitgliedschaft wird erst zu einem strukturellen Problem, wenn mit einer nationalen Staatsbürgerschaft bestimmte Rechtsansprüche gekoppelt sind oder die nationale Staatsbürgerschaft bestimmte Bekenntnisse abverlangt. Doch genau dies fällt zunehmend auseinander und der Zusammenhang kann nur noch rhetorisch beschworen werden. Die mit einer bestimmten Staatsbürgerschaft verbundenen Rechtsansprüche reduzieren sich vermehrt auf das Recht der politischen Mitbestimmung. Oder anders formuliert: Staatsbürgerschaft reduziert sich zu einer formalen Mitgliedschaftskategorie, die den Zugang zu einem Segment des politischen Systems regelt. Zugegeben, eine Beschreibung mit Hang zum Schönfärben, doch die Richtung wird immer wieder deutlich.⁵²

Was hier mit Verve behauptet wurde und sich so nett zu fügen weiß, ist von anderen ausgearbeitet worden. Hall (2000 [1992]) etwa erkennt vereinfachend drei Subjekt- beziehungsweise Identitätskonzeptionen: das Subjekt der Aufklärung, das soziologische Subjekt und das Subjekt der Postmoderne. Zwar verzichtet er auf eine gesellschaftstheoretische Einbettung seiner Gliederung, doch im Kontext der obigen Ausführungen sollten die Gebundenheiten der Konzeptionen deutlich sein. Das Subjekt der Aufklärung kann als ein vollkommen zentriertes und einheitliches Subjekt mit einem essenziellen Zentrum des Ich, das zugleich die Identität einer Person war, umschrieben werden. Es war mit den Fähigkeiten der Vernunft, des Bewusstseins und der Handlungsfähigkeit gerüstet und stand dem Objekt gegenüber. Die Soziologie und hier besonders die symbolischen Interaktionisten modifizierten dieses Konzept durch interaktive Konzeptionen, bei denen Identität dazu diente, die Struktur mit dem Subjekt zu verbinden (ebd.: 181f.). Ebenso behandelte die klassische Theorie und Soziologie des Fremden (zum Beispiel bei Simmel und Park) stets ein intaktes Subjekt (vgl. Lossau 2002: 54). Mit der Umstellung auf den Rollenbegriff trug die Theorie somit der wachsenden Komplexität Rechnung, bewertete die Fragmentierung des Subjekts durch unterschiedliche Rollenanforderungen aber als einen unerwünschten Nebeneffekt von Rollendifferenzierung (Stäheli 2000: 49).

Die große Idee der (postmodernen) Subjektdezentrierung, die heute weite Teile der Diskussion bestimmt, ist laut Hall auf fünf Diskussionsbereiche zurückzuführen: Die *marxistische Diskussion* in den 1960er Jahren um den Strukturalisten Louis Althusser, die in letzter Konsequenz alle Vorstellungen individuellen Handelns verdränge, die *Freud'sche Thematisierung des Unbewussten*, die *linguistische Dezentrierung* im Anschluss an de Saussure, die *Dezentrierung von Foucault* sowie die *feministische Kritik* (Hall 2000 [1992]: 193ff.). Sie alle dekonstruieren die Annahme eines autonom handelnden und selbstidentischen Subjektes. Wie bereits angedeutet darf die wissenschaftliche Reflexion über Theorie-

52 Vgl. dazu die Arbeiten von Hagedorn (2001b; 2001a).

geschichte nicht zu dem Trugschluss führen, es handele sich allein um einen wissenschaftlich-konzeptionellen Wandel. Besonders der bei Luhmann aufgezeigte Wandel von sozialer Differenzierung macht deutlich, dass sich die Anforderungen an das Subjekt geändert haben. Dies ist ein wichtiger Wegweiser, der verständlich werden lässt, was es mit der Rede von einer Krise des Subjektes auf sich haben könnte. Eine Krise, die systemtheoretisch auf die globale Ausbreitung funktionaler Differenzierung zurückzuführen ist und als Krise kenntlich wird, weil die Selbstbeschreibungen sich angestrengt auf diese Differenzierungsform umstellen müssen. Aber die Idee der Krise selbst muss hier in Teilen verworfen werden, weil die Rede von einer Krise die Vorstellung einer vorübergehenden Situation impliziert. Öl-, Finanz- oder Ehekrise sind Krisen im Sinne des Wortes, also Entscheidungsmomente an Wende- und Höhepunkten von gefährlichen Entwicklungen, die aber alle enden werden. Die Krise des Subjektes und damit ist doch wohl meist die Problematik gemeint, dass man in der Moderne nie so genau weiß, wer man eigentlich ist, ist also maximal eine halbe Krise, weil Personen sich mit diesem Zustand dauerhaft abgeben müssen.

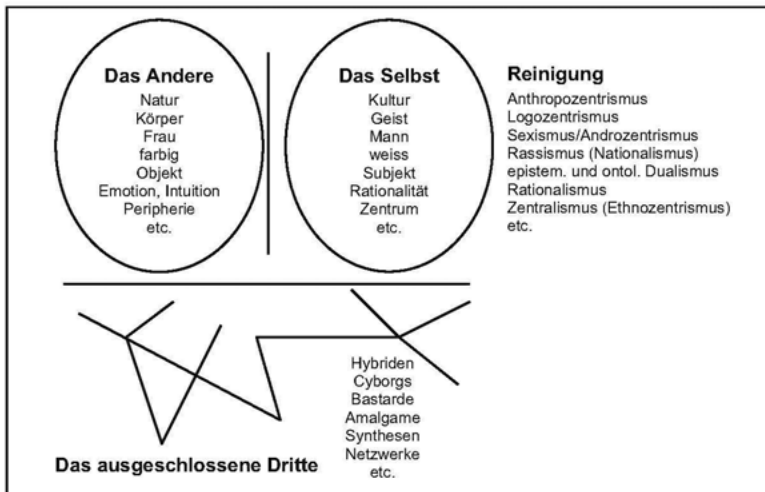
Mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung ist verbunden, dass Individuen nur noch teilinkludiert werden, dass ihre Leistungen also nur selektiv von den Funktionssystemen in Anspruch genommen oder adressiert werden. Die Funktionsgrenzen sind stets an der Kommunikation abzulesen, sodass die Grenzen nun ‚durch das Subjekt‘ selbst hindurch laufen. Die postmoderne Diktion spricht dann von einem Subjekt, das als ein Bündel von mehreren, sich eventuell auch widersprechenden, Identitäten verstanden werden sollte. Ein hybrides, verknötetes und temporäres Subjekt, das sich in einem permanenten Prozess der Differenzierung und der Identifizierung befindet (vgl. Hall 2000 [1992]: 183; Lossau 2002: 53). Das Subjekt gilt nunmehr als ein relationales, das sich aus dem Zusammenspiel mit stets wechselnden sozialen Situationen ergibt und definiert. Kontexte und Identitäten stehen in einem nicht endenden Wechselverhältnis zueinander, sodass Identitäten als Effekte sozialer Kontexte gelten können, die sie zugleich mit erzeugen. Feste Bezugspunkte über die Personen individuiert werden könnten, sind nicht mehr auszumachen. Plastisch wird das mit der Rede von ‚Bastelbiografien‘ oder ‚jeder Mensch ist sein eigenes Planungsbüro‘ gefasst. All diese Fassungen schließen nie aus, dass Teilnehmer in der Kommunikation identifiziert und sogar angesprochen werden. Aber dieser Prozess wird selbst erklärungsbedürftig und muss als solcher untersucht werden. Die Frage lautet demnach, wie der Selbstbeschreibungsmodus so erfolgreich sein kann, dass es gelingt Einheiten (Personen, Subjekte etc.) zu imaginieren, zu kommunizieren und zu adressieren.⁵³ Eine Identität zu ‚haben‘ oder jemand zu ‚sein‘ ist das kommunika-

53 Um ontologisierenden Fehlinterpretationen vorzubeugen: „Objekte‘ [oder Personen sind] für das System immer Referenzen, also nie in der Außenwelt gegebene Dinge, sondern strukturelle Einheiten der Autopoiesis des Systems, das heißt Bedingungen der Fortsetzung von Kommunikation“ (Luhmann 1998: 99).

tive Artefakt dieser Operation und wird so zu einem sozialen Belang. Differenzierungsprozesse und Semantiken sind zwei Seiten derselben Medaille.

Hall (1997) verweist, wenn es um das Zustandekommen und Funktionieren von Semantiken geht, auf den ‚linguistic turn‘ und seine Spielarten. Ganz ähnlich greift Zierhofer (1999) auf die Sprachpragmatik sowie auf die Arbeiten von Bruno Latour und Donna Haraway zurück, um zu einer allgemeinen Form relationalen Denkens zu gelangen. Diese und andere Argumentationsstränge sind im Detail sehr different und haben unterschiedliche Erkenntnisinteressen, doch hier sollen die Gemeinsamkeiten interessieren. Es geht, und damit gerät man wieder in die Nähe von Luhmann, um fundamentale beobachtungstheoretische Aussagen, die nun lose mit Hilfe des nachstehenden Schaubilds erläutert werden sollen.

Abbildung 4: Phallogozentrismus – Herrschaftsform der Moderne (Zierhofer 1999: 7)



Luhmann (2002: Kap. II, 6) bezieht sich bei seinen beobachtungstheoretischen Ausführungen auf Spencer Browns Terminologie in dessen Buch ‚Laws of Form‘. Danach unterscheidet er zunächst zwischen einem Beobachter und der Operation Beobachten. Sobald die Beobachtungsoperationen über bloße Einzelereignisse hinausgehen und Sequenzen bilden, kann sich der Beobachter als stabiles System etablieren. Die Beobachtungsoperation kann formal über den Unterschied von *Unterscheiden* und *Bezeichnen* definiert werden: „We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction“ (Spencer Brown in: Nassehi 1995: 49). Beobachten kann somit als das Verwenden einer Unterscheidung (distinction) zur Bezeichnung (indication) verstanden werden. Nachdem ein Beobachter eine Unterscheidung getroffen hat, kann er im nächsten Moment die *eine*, aber nie-

mals zugleich die andere Seite der Unterscheidung bezeichnen. Mit Blick auf das Schaubild kann der Beobachter also entweder das ‚Andere‘ oder das ‚Selbst‘ benennen. Das Ergebnis von Beobachtungen sind Beschreibungen, Schilderungen, Nennungen und so weiter sowie die Stabilisierung des Beobachters als System. Ohne Unterscheidung wird niemand etwas bezeichnen können. Weil eine Unterscheidung die Welt entlang *einer* Dimension in *zwei* Teile zerfallen lässt, kann diese erste Beobachtung auch als monokontexturale Beobachtung verstanden werden. Jetzt ist zu erkennen, dass die Unterscheidung, also die Differenz, die Welt zusammenhält. Gewöhnlich reicht es aus, die Innenseite der Beobachtungsform zu nennen, um den Sinn zu vermitteln. Die Außenseite kann ohnehin nie komplett bezeichnet werden, weil hier unvorstellbar viele andere Bezeichnungen ruhen. Wenn etwas als kalt, als Frau, als Kroatier oder als schön bezeichnet wird, dann ist es im Auge des Beobachters eben dies – von was er es trennt, kann in diesem Moment nur spekuliert werden. Der Beobachter hat in der Sinndimensionen diese eine Aktualität gegenüber der unglaublichen Anzahl von alternativen Möglichkeiten selektiert. Ob es damit von warm, Mann, Nicht-Kroatier oder hässlich unterschieden wird, kann aus der Bezeichnung selbst nicht erschlossen werden, sondern von außen nur interpretativ und auf den Kontext bezogen errahnt werden. Zwar kann die Außenseite dieser asymmetrischen Form durch Kreuzen erreicht werden, doch das ist bereits eine andere Operation. Im Moment der Bezeichnung ist *immer* nur die eine Seite gegenwärtig. Die Form der Asymmetrie ist bedenkenswert: „Es geht auch nicht ohne die Einheit der beiden Seiten, das heißt ohne *eine* Unterscheidung [...]. Wenn man beide Seiten benutzen würde, wäre die Unterscheidung selbst sabotiert, es wäre kein Unterschied mehr vorhanden“ (Luhmann 2002: 144).

Diese Zweiseitenform bindet die Beobachtungstheorie an die allgemeine Systemtheorie zurück, bei der das System stets aus der Einheit der Differenz von System und Umwelt begriffen wird. Die sogenannte Beobachtung erster Ordnung lässt immer eine monokontexturale Welt entstehen. Diese Welt ist zweiwertig, weil entweder der positive oder der negative Wert vorliegt – „eine dritte Möglichkeit ist ausgeschlossen – *tertium non datur*“ (Kneer/Nassehi 1993: 102). Im Schaubild wird dies als das ausgeschlossene Dritte bezeichnet. Der Beobachter unterscheidet mit seiner Bezeichnung eine prinzipiell unentschiedene Welt. Dieser Autoontologisierungprozess zeigt an, dass die Form nicht das Resultat der Welt an sich ist, sondern die Welt aus der formgebenden Beobachtung resultiert (Nassehi 1995: 51). Die Beobachtung erzeugt die Form und die Einheit der Welt. Nicht weil sie einen ontologischen Status hat, sondern weil sie neben der separierenden Grenze auch die beiden separierten Seiten enthält.

Jede Beobachtung besitzt einen blinden Fleck. Denn die gewählte erste Unterscheidung ist nicht in der Lage, sich selbst mit der gewählten Unterscheidung zu beobachten und nachfolgend zu bezeichnen. Erst eine Beobachtung *zweiter* Ordnung kann *die Form* der ersten Unterscheidung bezeichnen. Eine Beobachtung zweiter Ordnung ist kein Privileg von wenigen. Sie ist aber die

Beobachtungsposition, welche die Systemtheorie als Position für wissenschaftliches Beobachten vorschlägt. Es wird beobachtet, *wie* in der Gesellschaft unterschiedlich beobachtet wird (Kneer/Nassehi 1993: 147). Was genau ist jedoch mit dem blinden Fleck gemeint? Ein Beispiel: Eine erste Beobachtung wählt die Bezeichnung ‚Mann‘. In einer zweiten, tendenziell spekulativ bleibenden Beobachtung kann, aus dem Kontext heraus, vermutet werden, dass ‚Mann‘ gewählt wurde, um von ‚Frau‘ zu unterscheiden. Die Innenseite ‚Mann‘ könnte aber auch von ‚Kind‘, ‚Tier‘ oder ‚Junggeselle‘ unterscheiden. Sollte mit der Nennung ‚Mann‘ auf der Innenseite jedoch eine Unterscheidung zu ‚Frau‘ getroffen worden sein, dann ist der Beobachter weder mit ‚Mann‘ noch mit ‚Frau‘ in der Lage seine Beobachtungsform zu benennen. Die Beobachtung ist blind, wenn es um die eigene Form geht. Denn weder mit ‚Mann‘ noch mit ‚Frau‘ kann die erste Beobachtung bezeichnen, dass die Unterscheidung aufgrund von ‚Geschlecht‘ getroffen wurde. Sie ist unfähig die im Schaubild separierende senkrechte Linie zwischen dem Selbst und dem Anderen zu bezeichnen. Die Aussage, dass die Unterscheidung ‚Geschlecht‘ verwendet wurde, ist bereits eine neue Beobachtung – eine Beobachtung *zweiter* Ordnung, die selbst wiederum an einen blinden Fleck gebunden ist. Aus dieser Zweiseitenform kann man nicht ausbrechen. Auch der Hinweis auf die wohlbekannten Vexierbilder hilft nicht. Wenn man nur schnell genug hin- und herschaut, so könnte man meinen, sei man in der Lage beide Seiten gleichzeitig zu erkennen. Das Argument entkräftet sich bereits sprachlich selbst, denn hin- und her-schauen sind *zwei* Beobachtungen. Die Gleichzeitigkeit ist ein Effekt der Geschwindigkeit, die nicht um *zwei* aufeinander folgende Operationen umhinkommt.

Ein weiterer Aspekt sei zur Klärung nachgeschoben. Die Aussage, dass eine Unterscheidung immer gezogen werden müsse, niemals aber schon in der Welt sei, widerspricht nicht der Erkenntnis, dass manche Bezeichnungen geschickter sind als andere. Folglich kann sich auch Identität stabilisieren, wenn Sinndimensionen häufig und gleichsinnig wiederholt werden. *Nota bene*: Identität im puristischen Sinn kann es nicht geben, denn wenigstens in der Zeitdimension ist Differenz nötig. In Bezug auf Personen noch einmal Luhmann: „In Anlehnung an Begriffe von Spencer Brown ließe sich auch sagen, daß die Wiederverwendung solcher Referenzen Personen (bzw. Dinge) *kondensiert*, nämlich als identische fixiert, und sie zugleich *konfirmiert*, nämlich mit neuen Sinnbezügen aus andersartigen Mitteilungen anreichert. Geschieht das, so entwickelt sich eine entsprechende Semantik. Personen haben Namen“ (Luhmann 1998b: 107).

Die Stichworte Kondensierung und Konfirmierung erlauben es den ‚Post‘-Theorien, die Identitäten zu dekonstruieren. Sie können eventuell zeigen, dass in der Zweiseitenform mit dichotom organisierten Begriffspaaren gearbeitet wird und dass eine Seite eventuell dominant ist. Sie können demonstrieren und bei Bedarf dekonstruieren, dass und wie es zu Bedeutungsaufladung mit weiteren Begriffen gekommen ist. Die Psychosemiotik vermeldet etwa, dass das Selbst dem Anderen Eigenschaften zuschreibt, die es für sich nicht akzeptiert oder gänzlich

negiert. Weil die Trennungen niemals zu fixieren sind und weitere Attribute kommuniziert werden müssen, verweist das Schaubild auf verschiedene Reinigungsprozesse. Wer Identität fixieren und die Welt einfach erklären will, der wird bemüht sein, stets dieselben Unterscheidungen zu verwenden. Der Rassismus etwa will die Welt erklären, indem er die Menschen in Rassen einteilt und auf dieser Beobachtung alle weiteren Erklärungen aufbaut. Starrsinn oder kreative Perspektivenwechsel lassen somit Rückschlüsse auf die kognitive Kapazität der Beobachter zu.

Auf kulturelle Erklärungsmuster bezogen, bedeutet dies Folgendes: Bereits die Beobachtungen erster Ordnung sind von der Perspektive abhängig, wobei die Zahl sinnvoller Alternativbeschreibungen im Alltag begrenzt ist. Wird jedoch Kultur als Beschreibungsform hinzugezogen und das Ereignis ein zweites Mal im Modus Kultur beobachtet, dann steigert sich die Kontingenz ins Unermessliche, obwohl doch nur nach einer Einheit gesucht wird. Kultur als eine Beobachtungsform zu verstehen, schließt zunächst keine Aussage über die Bedeutung oder Nicht-Bedeutung dieser Beobachtungsform mit ein, sondern hilft nur ihren Konstruktionscharakter zu verstehen. Sozial relevant wird die Beobachtungsform und somit Kultur, wenn sich an ihr weitere Strukturen entwickeln, die Beobachtung also Grundlage weiterer Entwicklungen wird.

Ergänzt man das Schaubild um die Kategorien ‚Balkan‘ für das Andere und ‚Europa‘ für das Selbst, so kann die Relevanz von kulturellen Beobachtungsformen im Kontext dieser Arbeit verdeutlicht werden. Die Suche nach Abhandlungen, die sich der Frage annehmen, was *den* Balkan oder Südosteuropa ausmacht, dauert nicht lange (z. B. Hatschikjan 1999). Abseits der müßigen Frage, ob denn der Balkan Teil Europas sei oder nicht, wird versucht, die erste räumliche Differenzierung mit weiteren Eigenschaften zu füllen, um die erste Differenzierung zu plausibilisieren. Es beginnt nun die Suche nach mehr Differenz im Rahmen der räumlichen Beobachtung. In jüngeren Schriften notieren Suchende klagend-ritualistisch, dass der Balkan allzu häufig mit pejorativen Eigenschaften beschrieben werde – Pulverfass, Krisenregion, Hinterhof Europas und dergleichen mehr (ebd.: 1). Doch diese Kritik bleibt solange in sich selbst gefangen, wie sie dieser Region weiterhin einen Charakter zusprechen will. Man merke: Die Problematik des Multikulturalismus zeigt hier zwar keine pejorativ-rassistische Fratze, doch eine ‚Gutmenschrhetorik‘ befreit noch lange nicht von Theorieproblemen. Im Bestreben nichts zu werten, diskriminieren die Aussagen nichts mehr und werden nichtssagend: „Was auf Europa und Osteuropa zutrifft, gilt auch für die osteuropäischen Teilregionen: Kennzeichnend ist nicht der geschlossene Raum [!], sondern der offene Charakter, der wechselseitige Bezug, der fließende Übergang“ (ebd.: 7). Kontingenz kann kaum besser illustriert werden. Die Liste mit positiven, negativen oder neutralen Attributen kann ins Unendliche verlängert werden. Nur irrelevant scheinen die Beschreibungen nicht zu werden. Die beobachtenden Systeme sorgen hier für Objekte. Als strukturelle Einheiten der Beobachtung können sie im Fortgang der Kommunikation ‚identisch‘ bleiben,

können kondensiert und konfirmiert werden. Und so führt Kommunikation zu neuer Kommunikation und die Idee, einem Raum, einer Kultur oder gleich zusammen einem Kulturraum bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben, liefert Erklärungsmuster. Erklärungsmuster, die zwar kontingent sind, doch so unendlich verführerisch, selbsterklärend und galant, dass die Welt mithilfe solcher kulturalistischen Muster auch in direkter oder indirekter Anschlusskommunikation so gedeutet wird.

Anlässlich der Ermordung von Zoran Djindjic kommentiert die prominente Autorin Slavenka Drakulić: „Denn Djindjic war nicht nur ein Politiker, der unter den Bedingungen des Balkans arbeiten musste. Er war vielmehr selbst zu einem balkanischen Politiker geworden. Und er besaß zwei dunkle Geheimnisse [...] Auch dieser Tod offenbart, dass Serbien noch immer zum Wilden Osten gehört“ (2003b: 13).⁵⁴ Was geschieht hier? Djindjic musste unter den Bedingungen des Balkans arbeiten. Man kann nun hermeneutisch interpretieren, von was sie den Balkan, die Innenseite ihrer Bezeichnung, trennt. Vermutlich ist es der Westen mit anderen Politikern (Aufrichtigen? Ohne dunkle Geheimnisse?). Einzementiert im Kulturraum Balkan musste auch Djindjic zu einem balkanischen Politiker werden. Meier hob einst hervor, dass Djindjic eine westliche Schule hinter sich habe und rational denke (2001: 53), doch jetzt ist von „dunklen Geheimnissen“ die Rede – am Ende haben die Schluchten des Balkans noch alle gefressen! Und noch etwas: Djindjic scheint nicht nur tot zu sein, weil er auf dem Balkan Politiker war und das auf dem Balkan eben so ist, sondern Serbien, der Wilde Osten oder der Balkan zeigen damit auch, dass sie so sind wie sie sind. Der Feuilletonartikel von Drakulić zeigt, wie sehr kulturelle Deutungen alles Soziale mit dem Schleier der Kontingenz überziehen, weil sie alles was sie beobachten ein zweites Mal beobachten, es damit gleichsam ein zweites Mal geschieht. Zuvor werden Ähnlichkeiten sichergestellt, um dann doch wieder die Differenzen des Ähnlichen zu suchen. Ist es aber nicht abseits der kausalen Deutung für Djindjic egal, ob er ein balkanischer Politiker war oder nicht. Er ist, soviel ist doch sicher, ermordet worden, ob balkanisch oder nicht (gleichwohl diese Egalität nicht auf ihn übertragen werden kann, weil niemand außer ihm weiß, ob er in seinen letzten Minuten nicht vielleicht doch die ‚balkanische Erklärung‘ verwendet hat). Für die Theoriebildung jenseits des Feuilletons scheint es besser zu sein, wenn strukturell zwischen tot|lebendig unterschieden wird und die Differenzierung tot-weil-balkanisch|lebendig-wenn-doch-nur-westlich der stets mit Kontingenz überzogenen Beschreibungsebene zugerechnet und überlassen wird, die selbst aber wieder beobachtet werden kann.

54 Drakulićs kulturalistische Deutungsversuche sind verwunderlich, da sie kurz zuvor die Verwandlung Jugoslawiens zum Paria Europas beklagte (2003a: 15).

Hybridität und die Schwierigkeit der transmigranten (Selbst-)Beschreibung

Bisher wurde nur der Begriff Monokontextualität erwähnt und auf die Beobachtung erster Ordnung bezogen. Mit Kontextur ist die mit einer Unterscheidung aufgespannte Welt gemeint, in der nur gestritten werden kann, ob der positive oder der negative Wert zutrifft. Die Beobachtung zweiter Ordnung kann die beobachtungsleitende Unterscheidung der ersten Beobachtung bezeichnen. So gelangt man zu einer polykontexturalen Welt. Damit ist gemeint, dass es eine Vielzahl von Unterscheidungen gibt, es also „eine Vielzahl von unterschiedlichen Kontexturen gibt, die von keinem archimedischen Beobachtungspunkt ineinander überführt werden können“ (Kneer/Nassehi 1993: 103). Damit nicht identisch, aber doch verwandt, ist die Denkfigur der Hybridität aus der postkolonialen Theoriediskussion.⁵⁵ Auch sie argumentiert, dass eine Beobachtung in einer prinzipiell relationalen Welt etwas trennt, was nicht zwingend so getrennt werden müsste, dass die Unterscheidung also von einem Beobachter abhängt. Diese erste Unterscheidung und die nachfolgenden Sinnkondensationen und -konfirmationen führen zur Ausblendung von alternativen Repräsentationsmöglichkeiten. Die kognitive Kapazität verfällt in Routinen und blendet alle Relationen zwischen dem Selbst und dem Anderen aus. Im Schaubild wird dies ‚das ausgeschlossene Dritte‘ genannt. Die Praktiken, die zu dieser Ausblendung führen, können, je nach Kontext und Absicht, etwa als rassistisch oder ethnozentristisch bezeichnet werden. Es wird deutlich, dass mit Hybridität *keine* Vermischung von Kulturen gemeint ist. Eine solche Vermischungsposition trüge Züge eines kulturellen Essenzialismus in sich, müsste Substanzen stillschweigend voraussetzen und würde sich nur schlecht mit den konstruktivistischen Grundpositionen in diesem Theoriebereich vertragen.⁵⁶ Aber man muss akzeptieren, dass jede Herstellung von Identität etwas ausschließt. Und dieser Ausschluss sollte auch nicht im Zeichen politischer Korrektheit trivialisiert werden.

Sowohl für die Systemtheorie als auch für postkoloniale Positionen um Hybridität ergibt sich daraus ein weites Tätigkeitsfeld. Sie können auf die Kontingenz der Setzungen aufmerksam machen und vielleicht verhindern, dass unglücklich gewählte Beobachtungsraster zur einschränkenden Norm werden. Dass Migranten in diesem Zusammenhang im Zentrum des Interesses stehen, ist kein Zufall, denn Migration bedeutet Entrückung und eine Veränderung von Perspektiven. Bhabha betont daher die Zuverlässigkeit der migranten Doppelperspektive

55 Zu Karriere von Hybridität im Kontext von Theorie, Kultur und Rasse siehe Young (1995), zum dazu vergleichbaren Konzept des dritten Raumes in der Geografie vgl. speziell Soja (1996) und Pile (1994). Allgemeiner siehe die Abhandlungen von Bhabha (1990; 2000).

56 Dessen ungeachtet finden aber Hybridität und ähnliche Begriffe im Sinne einer Vermischung, Kreolisierung, Mestizierung etc. durchaus Verwendung (z. B. bei Burke 2000) auch wenn die rassistischen Wurzeln nicht mehr aktualisiert werden.

(2000: 7) und arbeitet mit den Leitbegriffen ‚ambivalence‘, ‚mimicry‘ und eben ‚hybridity‘ um kulturelle Deutungsmuster zu hinterfragen.⁵⁷ Wissenschaft kann Exklusionen nicht verhindern, aber sie kann Dritte aufklären, indem sie auf die Limitationen von bestimmten Beobachtungen hinweist, unter anderem in Bezug auf die Rede von Kulturen.

„Kulturelle Hybridität [...] behauptet [...] *Nicht-Identität* und wendet sich damit entschieden gegen Vorstellungen autochthoner und homogener Kulturen, die als gegeneinander abgegrenzte Symbolsysteme an einen stabilen, flächenextensionalen Raum gebunden sind. Hybridität löst allerdings nicht auf, sondern verschiebt die Achse der Differenzierung von einer Innen/Außen-Differenz in Richtung Vielfalt interner Differenzen.“ (unter Bezug auf Hall, Boeckler 1999: 182)

Es wird also nicht die Faktizität von bestimmten Ordnungen verkannt und die bestehenden Ordnungen sollten auch nicht als falsche abgewertet werden, doch die Denkfigur Hybridität ist kritisch, weil sie den Beobachter der ersten Ordnung auf seinen blinden Fleck hinweisen kann. Während die postkolonialen Theorien sich insbesondere für Sinnzusammenbrüche interessieren (Boeckler 1999: 182), hardert die Systemtheorie mit einer solchen Position. Sie ist Sinnzusammenbrüchen zwar nicht grundsätzlich abgeneigt, aber ein Scheitern von Sinnprozessen kennt sie eigentlich nicht. Sollte eine Beobachtung tatsächlich einmal als sinnlos eingestuft werden, dann ist dies bereits wieder eine Beobachtung, die im Schema sinnvoll|sinnlos beobachtet und so kommunikative Anschlussfähigkeit gewährleistet. Sinn ist ein differenzloser Begriff im systemtheoretischen Programm. Das Scheitern von Sinnprozessen wird in der systemtheoretischen Diktion mit Irritation von Kommunikation, mit kreativem Kreuzen von Sinnkombinationen oder mit kommunikativen Anschlussmöglichkeiten gefasst. Gemeinsam ist beiden Theorieprogrammen, dass Grenzen nicht mehr als vorab existierende (Kultur-)grenzen begriffen werden, sondern als kritische Momente der Entstehung von (kultureller) Differenz verstanden werden.

„Wenn wir das Kulturelle nicht als die *Quelle* des Konfliktes – im Sinne *differenter* Kulturen –, sondern als *Ergebnis* diskriminatorischer Praktiken – im Sinne einer Produktion kultureller Differenzierung als Zeichen von Autorität – auffassen, verändern sich sein Stellenwert und seine Erkenntnisregeln. Hybridität interveniert in die Ausübung von Autorität, nicht nur, um aufzuzeigen, daß deren Identität eine Unmöglichkeit ist, sondern auch als Repräsentantin ihrer nicht mehr vorhersehbaren Präsenz.“ (Bhabha 2000 [1985]: 169)

Die Systemtheorie verhält sich diesbezüglich etwas vorsichtiger und würde nicht sofort proklamieren, in die Ausübung von Autorität intervenieren zu wollen. Sie

⁵⁷ Das ist ein Themenfeld mit einer langen Tradition in der Migrationsforschung; Vgl. z. B. Park (1928).

weist sich stattdessen selbst eine distanzierte Beobachterrolle zu, doch die Unterschiede sind relativ gering. Bezieht man dies nun wieder auf Personen, so wird stets davon ausgegangen, dass Personen in der modernen Gesellschaft immer nur partiell in Anspruch genommen werden und deshalb die Schwierigkeiten bei der Präsentation einer einheitlichen Lebensgeschichte zunehmen und eben zur *Eigenleistung* des Individuums werden (Kneer/Nassehi 1993: 160). Je weiter sich die Inklusionssituationen von nationalen Rahmen entfernen, desto schwieriger werden Beschreibungen mit den modernen Einheitskonzepten Nation, Identität oder Kultur.

Trotz der aufgezeigten und leicht geglätteten Parallelen zwischen hybriden Denkfiguren und Beobachtungstheorie, bleibt ein Problem in der Hybriditätsliteratur bestehen, dass aus der Außenperspektive eigentlich unnötig erscheint. Die Beobachtung des Hybriden, so ist zu vernehmen, leide unter dem Problem einer alltagsweltlichen Rückbindung, da die Beobachtung „immer nur vom Standpunkt des Betrachters, nicht aber aus der Sicht des Akteurs hybride ist“ (Boeckler 1999: 182). Hybridisierung, „is always and everywhere an observation of the researcher, an attribution of meaning to a world that bears no witness to that meaning [...] hybridity only exists as a social phenomenon when it is identified as such by those involved in social interaction. This implies that where people do not so identify, the fact of cultural mixture is without social significance“ (Friedman 1999: 248f.).

An dieser Stelle entstehen Unklarheiten. Die Unklarheiten entstehen, weil nicht ausreichend zwischen dem Konzept von Hybridität und dem was Hybridität bezeichnet unterschieden wird. Und weil das nicht geschieht, entsteht bei Boeckler die merkwürdige Trennung zwischen Betrachter und Akteur und bei Friedman wird Hybridität nur als zweite Beobachtung verstanden, die mehrheitlich dem Forscher zugebilligt wird. Kann Boecklers Akteur wirklich nicht erkennen, dass er ‚hybride‘ ist? Unterliegt die Bezeichnung ‚ich bin hybrid‘ einer anderen Logik als ‚ich bin Serbe‘? Der Blick richtet sie daher zunächst auf die Logik der Aussagen. Dabei wird vorgeschlagen, Boecklers Hybridität abstrakter als Polykontextualität zu begreifen. Wenn hingegen die Klassifizierung von etwas als hybride zur Debatte steht, so soll dies als ein Streit um soziale Anerkennung verstanden werden.

Zur Logik: Keine Beobachtung kann Letztgültigkeit beanspruchen, weil jeder Beobachtung eine Unterscheidung vorangeht, die ein anderer Beobachter so vielleicht nicht wählen würde. Nun können alternative Beobachtungen vollzogen werden und es stellt sich die Frage, welche Beobachtung adäquater ist. Die besondere Bedeutung der zweiten Beobachtung liegt in der Möglichkeit zu erkennen, *wie* beobachtet wird. Die Aussage ‚Ich bin eine hybride Person‘ ist aber als erste Beobachtung monokontextual und es ist sofort einsichtig, dass jede Person sich selbst beobachten und so beschreiben kann. Die Beschreibung besitzt wie jede andere Aussage einen blinden Fleck, ist aber für sich betrachtet ein Einheitskonzept, mit der eine Person ihre Identität zu präsentieren versucht und sich

damit von einer anderen – nicht-hybriden Person – unterscheiden möchte, oder von einer anderen Person von außen unterschieden wird. Hybridität existiert genauso wenig in der Welt wie Kultur oder Nation. Hybridität kann als Bezeichnung keine Sonderrolle beanspruchen. Diese Wendung scheint Friedman entgegen zu sein. Boeckler hingegen eröffnet selbst ein Bild von Hybridität, das abstrakter als Polykontextualität gefasst werden könnte und von ihm in diesem Sinn Verwendung findet: „Nicht das ‚kaleidoscopic picture of‘ steht im Mittelpunkt von Hybridität, sondern die Kritik am ‚organic whole‘, am Denken in fixierten Ganzheiten mit eindeutigen Identitäten“ (Boeckler 2005: 42).

Noch weitgehender heißt es an anderer Stelle: „Recognizing the *in-between* and the *interstices* means going beyond [!] dualism, binary [!] thinking and Aristotelian logic. Methodologically this is the hallmark of post-structuralism and deconstruction; it represents an epistemological shift outside the boxes of Cartesian epistemology“ (Nederveen Pieterse 2001: 238). Da mir aber gedankenexperimentell keine Möglichkeit einfällt, binäres Denken (Beobachten) zu überwinden, erscheint es abermals sinnvoller zwischen Mono- und Polykontextualität zu unterscheiden. So kann Boecklers Aussage, dass die Beobachtung immer nur vom Standpunkt des Betrachters, nicht aber aus der Sicht des Akteurs hybride ist, als Spannungsverhältnis zwischen erster und zweiter, zwischen mono- und polykontexturaler Beobachtung gefasst werden.

Das zu erkennen, ist auch in der Alltagswelt möglich, doch kommt jetzt das Problem der sozialen Wertschätzung hinzu.⁵⁸ Ein Beispiel: Eine Person soll national sortiert werden. Sie wird der Nation_A zugeordnet. Mehr kann die erste Beobachtung nicht leisten. Sie kann nicht sagen, welcher Nation die Person nicht angehört, doch der tradierte Sinn lässt vermuten, dass die Person nur der Nation_A angehört. Emigranten/Immigranten sind in einer so beobachteten Welt ein Übergangspänomen. Zumindest im intergenerationalen Verlauf wird der Übergang von der einen in die andere Kategorie erwartet. Für Transmigranten trifft genau das nicht mehr zu. Ihre persönliche Lebenswelt durchkreuzt fortwährend diese Kategorien. Die nationale Beobachtungsform kann nicht mehr eindeutig unterscheiden. Die zu beschreibende Person lässt sich nicht eindeutig in Nation_A fügen, weil sie stets auch in der Nation_B arbeitet, lebt oder liebt und folglich *beide* Werte annehmen kann. Eine zweite Beobachtung kann den Grund erkennen und darauf hinweisen, dass die Unterscheidung im Schema Nation ungeeignet ist, um die Eindeutigkeiten herzustellen. Wer nun partout an der Einteilung der Welt in Nationen festhalten will, der wird geneigt sein, die Person nicht als rein, sondern als hybrid zu beschreiben. Die extrapersonalen Differenzen der ersten Beobachtung werden nun in intrapersonale Differenzen verschoben. Wenn,

58 Dass diese Wertschätzung selbst wieder als ein soziales Resultat gesehen werden muss, wird mit Blick auf die Wertschätzung von Hermaphroditen deutlich. Geertz zeigt in einer Zusammenschau, wie unterschiedlich Nordamerikaner, Navahos und Pokots mit dieser, die ‚natürliche‘ Ordnung störenden, Zwitterkategorie umgehen und wie sie sich vor der entsprechenden Person verhalten (1987: 271ff.).

und das wäre ein zu erwartendes Ergebnis von Meinungsumfragen, hybride Identitäten pejorativ konnotiert werden, dann sinkt die Bereitschaft sich so zu bezeichnen. Die Frage der Hybridität wird zur Frage der Anerkennung. Deutlich wird, dass Migranten deren identifikative Bezugspunkte kontinuierlich in zwei nationalstaatlich voneinander getrennten Kontexten liegen, auf der Folie des ‚entweder-oder‘ nicht zu verorten sind. Die dichotome Kategorisierungspraxis wird gestört und die Thematisierung von transmigranten Identitäten dreht sich um die Frage, wieviel Platz zwischen den Kategorien gelassen wird und wieviel Platz für Irritationen zur Verfügung steht (vgl. Goeke 2004). Hier findet die Diskussion Anschluss an Überlegungen zu diskriminatorisch-rassistischen Praktiken und die Frage, was mit den Anderen und den Relationen zu Anderen geschieht:

„Während die Verdrängung ihr Objekt ins Unbewußte verbannt, es vergißt und versucht, das Vergessen zu vergessen, muß die Diskriminierung die Repräsentation des Objektes beständig ins Bewußtsein holen, wodurch sie die entscheidende Anerkennung der von ihnen verkörperten Differenz zementiert und sie für die Wahrnehmung, auf der ihre Effektivität basiert, revitalisiert... Sie muß sich von der Präsenz genau der Differenz nähern, die zugleich ihr Objekt ist.“ (Paul Abbot zitiert in: Bhabha 2000 [1992]: 117)

Die Relation zum Diskriminierten muss also ausgeblendet werden, um den Anderen als Ganzen entstehen zu lassen. Migranten, die sich im namenlosen Dazwischen befinden, haben eventuell Schwierigkeiten aus dem Namenlosen eine Narration mit gesellschaftlicher Durchschlagskraft zu entwickeln. Und sie haben vielleicht auch Schwierigkeiten bei der Darstellung ihrer Lebensgeschichten. Nicht, weil sie dazu kognitiv nicht in der Lage wären, sondern weil sie mit den erwarteten Skripten oder Schemata brechen.

Raum als Sinndimension

Die Platzierung des Themas ‚Raum‘ an einer so unprominenten Stelle in einer geografischen Arbeit mag verwunden, doch sie folgt eben nicht der Wissenschaftspolitik, sondern der Theorie. Bisher wurde vor allem dann über Raum gesprochen, wenn er in anderen Arbeiten prominent war, also zum Beispiel im Konzept der transnationalen sozialen Räume oder bei der Würdigung bisheriger geografischer Migrationsforschungen. Die den Raumkonzepten zuteilkommende Wertschätzung war gering, weil in den betreffenden Arbeiten die Raumkonzepte zu oft ad hoc, atheoretisch oder essayistisch eingeführt wurden, oder weil sich die Raumkonzepte nur schlecht mit systemtheoretischen Prämissen vertragen. Der harschen Kritik zum Trotz muss hier dennoch nicht bei Null begonnen werden. Es besteht die Möglichkeit, sich beispielsweise an den Ausführungen von Klüter (1986, 1999), Stichweh (1998), Hard (1986; 2002 [1999]), Pott (2002;

2005) oder Gren/Zierhofer (2003) zu orientieren und Raum konsequent über die Theorie einzuführen. Wie schon in den bisherigen Kapiteln soll auf eine allzu exegetisch repetitive Diskussion von Raumkonzepten verzichtet werden. Stattdessen soll nur das für das Theorieverständnis und das Erkenntnisinteresse Nötige thematisiert werden.⁵⁹

In der Luhmannschen Systemtheorie wird den Begriffen Raum, Region oder Stadt keine theoriestrategische Aufmerksamkeit geschenkt und obendrein fehlt eine klare Begründung, weshalb Raum zum Beispiel nicht als Sinndimension vorgesehen ist (Stichweh 1998: 341ff.). Stattdessen erkennt Stichweh bei Luhmann zwei Thematisierungen von Raum. *Erstens* einen der Umwelt der Gesellschaft zugerechneten Raum, der für die Gesellschaft nicht grenzbestimmend sein kann, weil soziale Grenzen im Medium Sinn und innerhalb der Gesellschaft gezogen werden. Aus der Umwelt der Gesellschaft kann nichts Unkonstruiertes in sie hineindringen, gleichwohl es umweltkompatible Kommunikation geben kann. Raum als Sinndimension auszuweisen, widerspräche dieser Annahme nicht. *Zweitens* ist aber bei Stichweh zu lesen, dass Raum ein Medium der Wahrnehmung und der sozialen Kommunikation sei, das in den Leitunterscheidungen von Objekten und Stellen und von Nähe und Ferne gründe und als ein solches Medium in der Moderne auf unbestreitbare Weise an *formprägender* Kraft verliere (ebd.: 346). Das Wahrnehmungsargument ist eine verlockende Begründung. Die Sichtbarkeit oder Materialität von Raum verleitet zu dieser dinglichen Argumentation. Ähnlich äußerte sich Werlen in einem Interview: „Und der Bezug zum Räumlichen, das kann nur die Körperlichkeit sein.“ (Werlen in: Schmidt 2004: 80). Solche Fassungen mögen ihre Berechtigung in anderen Theorien haben, doch sie passen nur schlecht zu Luhmanns Konstruktivismus, denn plötzlich, so bemerkt Hard, gibt es einen unkonstruierten Raum mit formprägender Kraft für die Gesellschaft (Hard 2002 [1999]: 283ff.). Es verwundert daher nicht, dass Stichweh sein Argument mit geodeterministischen Logiken untermauert (zum Beispiel die Entfernung von Städten zum Meer, soziokulturelle Entwicklung der Kontinente in Abhängigkeit von ihrer geomorphologischen Grundstruktur etc.). Der Sozialtheoretiker aber, der einen natürlichen Raum in der Theorie vorsieht, wird zum Schamanen, der glaubt Ausflüge in diese Welt unternehmen zu können, um der Gesellschaft nach der Rückkehr von dieser Reise berichten zu können, bemerkt Hard (ebd.: 286).

Die schlüssigere Fassung von Raum liegt denn auch in der Bestimmung von Raum als Sinndimension. Luhmann kennt als Dimensionen jedes Sinngeschehens allerdings nur die drei unter Kombinationszwang stehenden Sach-, Sozial- und Zeitdimensionen. Diese könnten zwar getrennt analysiert werden, erschienen in jedem real gemeinten Sinn aber selbdrift (Luhmann 1991 [1984]: 127). Unter

59 Ausführliche und konzentrierte Diskussionen wurde an anderer Stelle schon vollzogen (vgl. speziell für angelsächsische Konzeptionen Glückler 1999; für die deutschsprachige Diskussion vgl. Werlen 1997; Werlen 1999; oder mit der nötigen Ironie und verblüffenden Zeitlosigkeit Hard 2003 [1977]).

Dimensionen werden allgemein die Freiheitsgrade eines Systems verstanden, so dass eine Raumdimension zunächst sehr pragmatisch hinzugefügt werden kann. Auch Hard (2002 [1999]) zeigt in Auseinandersetzung mit Stichweh und Luhmann und im Anschluss an Klüter, dass das Fehlen einer Raumdimension nicht tragisch ist. Entscheidend ist folgendes: In einer Gesellschaftstheorie, die Gesellschaft als aus Kommunikationen bestehend begreift, kann Raum nur als Kommunikat vorkommen. In jedem anderen Fall bliebe er sozial irrelevant. Mit Bezug auf die Implikationen des radikalen Konstruktivismus kann hier nicht geklärt werden, *was* Raum *ist*. Es kann daher nur beobachtet werden, *wie* und *welche* Systeme beobachten und *wann* sie aus der Vielfalt möglicher Beobachtungsformen räumliche Formen auswählen.

Mit der pragmatischen Hinzufügung von Raum als einer Sinndimension ist empirisch allerdings noch nicht viel entschieden! Es stellt sich nun die Frage, ob sich jedes Sinngeschehen immer auch in der Raumdimension äußert, also ein selbviert von Sinndimensionen behauptet werden kann. Von einer räumlichen Sinndimension wäre zu sprechen, wenn in der Kommunikation eine Orts-, Bewegungs- oder Körperangabe gemacht wird. Wenn also zwischen hier|dort, zwischen beweglich|stabil oder zwischen materieller Einheit|Umwelt unterschieden wird. In diesen Fällen entsteht Raum als eine unhintergehbare Dimension, denn die Unterscheidung und nachfolgend die Benennung der einen Seite lässt immer Raum entstehen. So ist etwa ein Gegenstand in seiner Ausdehnung nur in einem Raum zu begreifen und man kann auch argumentieren, dass jede Kommunikation eine Person und damit einen Körper und damit einen Raum entstehen lässt, weil zwischen einem mitteilendem und einem verstehendem Subjekt unterschieden werden muss. Aber der Streit um ein selbdrittes oder selbviertes Auftreten der Sinndimension muss nicht endgültig geklärt werden. Es dürfte klar sein, dass die Raumdimension allein nicht ausreicht, um das komplizierte Wechselverhältnis von Inklusion und Exklusion zu regeln (vgl. Gren/Zierhofer 2003). Boeckler hat aufgrund ähnlicher Überlegungen daher die Perspektive der Entterritorialisierung eingeführt, die „in erster Linie eine methodologische Haltung jenseits des dominanten nationalstaatlichen ‚caging‘ sozialwissenschaftlichen Denkens“ einnimmt und „auf der Folie prinzipieller Relationalität ganz allgemein nach Prozessen sozialräumlicher Ab- und Ausgrenzung“ fragt (1999: 180f.).

Wenn Raum als ein kommunikatives Sinngeschehen konzeptionalisiert wird, dann gilt es zu fragen, welche Bedeutung die Raumdimension für die Strukturentwicklung in der Gesellschaft hat. Die Frage nach der Relevanz von räumlicher Kommunikation kann und muss empirisch entschieden werden. Auch die bisher pauschale Rede von ‚Raumstellen‘ kann jetzt präzisiert werden. Wenn Migranten solche aufsuchen, um ihre Inklusionschancen zu erhöhen, dann handelt es sich um umweltkompatible Kommunikation. In der Kommunikation wird vermittelt, dass es an diesem einen Ort gute Möglichkeiten für soziale Mobilität gibt und als Teil des Strukturvollzugs wäre es zu begreifen, wenn Personen tatsächlich migrieren, weil ihre körperliche Anwesenheit erforderlich ist.

Auch bei personalen Identitätskonstruktionen gilt Raum als eine mögliche, aber nicht zwingend notwendige Differenzierungsform (Pott 2002: 111). Dass Pott die Kontingenz der Raumdimension bei der Identitätsbildung betont, verwundert nicht. Diese Argumentationsfigur passt in das Bild der Determinationslücke, in der die individuelle Identitätsarbeit geleistet werden muss. Sie passt auch zu der empirischen Erkenntnis, dass Identitäten in Relation zu bestimmten Plätzen ausgehandelt werden (vgl. Dwyer 1999). Ob die Kontingenz der Raumdimension auch in Bezug auf den Strukturaufbau der sozialen Systeme und hier insbesondere der Funktionssysteme so gilt, ist eine leicht differente Frage, zumal bei den Funktionssystemen stets die Sachdimension als primär herausgestellt wird. Die Sachdimension macht die Funktionssysteme robust gegen alternative Deutungen. Die Wirtschaft ist zum Beispiel nur die Wirtschaft, wenn das Problem der doppelten Knappheit durch Zahlungen behandelt wird. So gesehen ist die Sachdimension für die Funktionssysteme keine Kontingenzfrage. Doch ohne Angabe, wann, wo und von wem die doppelte Knappheit behandelt wird, also Zahlung und Lieferung erfolgen, wird das Ereignis kaum erfolgen. Bei anderen sozialen Systemen gilt entsprechendes und so gilt: „Wir richten den Blick [...] auf die *soziale* Welt und fragen, welche räumlichen Kodierungen der Wirklichkeit *dort* vorgenommen werden, wie diese Raumabstraktionen funktionieren und was sie für welche sozialen Systeme und gesellschaftliche Praxen leisten“ (Hard 1986: 79).

Im Kontext von Migration fällt auf, dass sich Migrationskarrieren entscheidend um die Leitdifferenzen hier|dort oder nah|fern strukturieren und dass der Nationalstaat politische Mitbestimmungsrechte über territoriale Definitionen zu regeln versucht. Dass Raum als natürlich und sich dem Sozialen entziehend beschrieben wird, suggeriert eine Unausweichlichkeit. Flüsse, Bergkämme oder Meeresküsten als Grenzlinien zu verwenden, stützt dieses Bild. Der Nationalstaat macht sich diese Natürlichkeit gerne zu Eigen. Die nationalen Selbstbeschreibungen lieben Natürlichkeit und entwickeln mit ihr eine Metanarration, bei der individuelle Schicksale mit Ursprung, Gegenwart und Zukunft der Nation verbunden werden. Erfundene Traditionen⁶⁰ und Gründungsmythen, welche die Fiktion vom reinen und ursprünglichen Volk erzählen, spielen eine entscheidende Rolle (vgl. Hall 2000 [1992]: 202ff.). Beispiele dafür gibt es zuhauf: So war der Bau der transkontinentalen Eisenbahnlinie im Kontext der US-amerikanischen Expansion im 19. Jahrhundert von nationalen Debatten begleitet, die sich mit der Materialität der Schienen und der Bewegung verbanden (Verstraete 2002). Gleich welches Beispiel man anführt, ohne einen Namen sind solche Prozesse kaum vorzustellen: „Es gibt keine Staaten ohne Namen; und wenn ein neuer Staat (durch Teilung eines alten oder durch Zusammenschlüsse) gebildet wird, ist die Namensgebung der erste, kommunikativ existenznotwendige Akt. Oft kann man sich an Nationennamen halten, oft an Bezeichnungen, die mit der Staatsgründung

60 Vgl. aufschluss- und detailreich dazu Hobsbawm und Ranger (1983).

zusammenhängen. Oder die staatsgründende Gruppierung verleiht dem Staat ihren Namen. Ein Name muß sein“ (Luhmann 1998a: 346). Eigennamen haben den unschlagbaren Vorteil, dass sich die Kommunikation an ihnen orientieren kann und dass sich um den Namen herum Identität kondensieren und konfirmieren kann. Ein Name, ein Territorium, ein Volk und die Präsentation dieser Einheit bilden die Keimzelle einer Nation.⁶¹ Die scheinbar in die Unendlichkeit zurückreichende Raumstabilität von Nationen führt bei Migranten dazu, dass sie sich als Individuen auf den Weg machen und als Völker ankommen.

So gesehen eröffnet sich ein großes Betätigungsfeld für die Geografie, ohne dass hier auch nur ein Bruchteil davon skizziert worden wäre. Hard schlägt etwa vor, die sozialen Raumsemantiken im Kontext der Systemtypen Interaktion, Organisation und Gesellschaft sowie im Kontext der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien wie zum Beispiel Macht, Liebe oder Geld zu beobachten (2002 [1999]: 288). Nicht alles kann in dieser Arbeit umgesetzt werden, doch die Argumentationsrichtung und die Analysemöglichkeiten dürften klar sein.

Ausblick

Damit enden die grundlegenden theoretischen Ausführungen. Die entscheidende Frage ist nun, ob die Begriffe und Konzepte sich einigermaßen zwanglos in der Empirie wiederfinden lassen, ob sie geeignete Interpretations- und Analyseschemata für transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen liefern, ob mit ihnen Sachverhalte zu erhellen sind und ob die Theorie überhaupt zu guten Fragen anleitet. Es ist nur allzu leicht und allzu oft geschehen, dass die theoretische Diskussion sich in Definitionen und Spitzfindigkeiten verlor, um dann bei der empirischen Arbeit auch wirklich verloren zu sein.⁶²

61 Nur zur Sicherheit: Eine solche Betrachtung sympathisiert in keiner Weise mit der Idee Regionalbewusstsein zu erforschen. Was es Wichtiges gegen diesen Versuch zur Erforschung von Regionalbewusstsein zu sagen gibt, steht bei Hard (2002 [1987]).

62 Über die Leichtigkeit des Definierens und die Mühen die Definitionen durchzuhalten, ohne Weichspülungen, Regressionen oder Trivialisierungen zu vollziehen, vergleiche auch die ‚semantischen Übungen‘ bei Hard (2003 [1977]).

Migrationen zwischen Jugoslawien und Deutschland – Transnationalität avant la lettre?

Das folgende Kapitel nähert sich der Empirie an und gesucht wird nach Transnationalität *avant la lettre*. Gefolgt wird dabei dem Hinweis der Historiker, dass transnationale Migrationen nicht so neu seien, wie behauptet werde. Wenn dem so ist, aber es gibt auch Contraargumente, dann ist es ein vielversprechender Versuch, in bestehenden Wissensbeständen nach Transnationalität zu suchen. Und weil das Erkenntnisinteresse auf transnationale Strukturen zielt, werden Integrationsprozesse in Deutschland nicht ausdrücklich erwähnt, gelegnet werden sie aber keineswegs. Das Kapitel versteht sich auch als eine Aufarbeitung des Forschungsstandes und versucht den historisch-empirischen Rahmen aufzuspannen, innerhalb dessen Migrationsentscheidungen getroffen wurden und werden und innerhalb dessen sich die hier untersuchten Biografien entfalteten. Wenn möglich wurden die Studien *pro domo* gelesen und es wurde extrahiert, was zur Beantwortung der Forschungsfrage dient. Ein Vorgehen, das umgekehrt den Verzicht auf Haarspalterei und messerscharfe Kritik bedeutet. Es wäre ohnehin ein leichtes, aber eben auch billiges Spiel, auf der Folie dessen, was heute über den methodologischen Nationalismus bekannt ist, Kritik zu üben. Kritik wird ergo nur exemplarisch als Warnung geübt, die nicht die Leistung der kritisierten Autorinnen und Autoren schmälern soll. Zumal bei aller Kritik zu beachten ist, dass wohl nur wenige Forscher so engstirnig waren, dass sie der Rigidität der Theorien blind gefolgt wären. Dies wird besonders in der Geografie deutlich, wo es immer strenge Theorieprogramme gab, die durch detaillierte empirische Arbeiten torpediert wurden – kurzum: Nur wenige folgten den theoretischen Vorgaben so konsequent, dass sie nicht sahen, was außerhalb ihrer Kategorien lag. Zudem gab es schon immer andere, heterodoxe Lesarten, die sich nicht auf die Nation als soziale Einheit bezogen (zum Beispiel Positionen die einem methodologischen Individualismus folgten), aber folglich auch nicht den Weg in den Hauptstrom sozialwissenschaftlichen Denkens fanden (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 303).

Angesichts der schmalen Literaturlage muss die Gliederung sich in Teilen dem unterwerfen, was sie beständig hinterfragt und kritisiert. Konkret meint dies eine Anbiederung an eine politik- und ereignisorientierte Migrationsforschung. Auch wenn es also gute Gründe für die Annahme gibt, dass diese Gliederung für Migranten nicht von höchster Priorität ist, dass also die Beobachtungen der Politik und des Rechts, die auf klar definierte Raum-, Körper- und Zeitgrenzen angewiesen sind und Personen anhand dieser Grenzen kategorisieren, nicht von alleiniger und entscheidender Bedeutung sind. Aber – und da beißt sich die Katze in den Schwanz – es bleiben diese beiden Systeme, die Mobilität vielfach als Migration beobachten.

Nach grundsätzlichen Bemerkungen zur Literaturlage, einschließlich der belletristischen Produktionen und sehr kritischen Anmerkungen zu Zahlendiskussionen, beginnt die eigentliche Schilderung daher wohl oder übel mit *erstens* der Flucht und Nachkriegsordnung, wendet sich *zweitens* der aktiven Anwerbung von ‚Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern‘ zu, verfolgt *drittens* die Zeit nach dem Anwerbestopp und insbesondere die Familienzusammenführungen, betrachtet *viertens* den Zerfall der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien und die Verwendung der Kategorie ‚Balkan‘, ehe sie *fünftens* aktuelle Migrationen thematisiert und *sechstens* den für diese Studie wichtigen Lebenskontext Nürnberg schildert. Weil die Kongruenz von politischen und rechtlichen Kategorien einerseits und den Motivstrukturen von migranten Personen andererseits nicht automatisch gegeben ist, weil konkret Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls arbeiten wollten, weil andere das ‚Gastarbeiterprogramm‘ nutzten, um sich dem Zugriff der sozialistischen Diktatur zu entziehen, und weil zuletzt viele Flüchtlinge in den 1990er Jahren nur aufgrund von in Deutschland lebenden Familienangehörigen bleiben durften, müssen die Kategorien an ihren Grenzen beobachtet und geprüft werden. Dies wird dazu führen, dass die vorgestellte Gliederung durch Vor- und Rückgriffe, Querverweise und Arabesken durchbrochen wird, sich gleichsam hinterfragt und sich bisweilen ad absurdum führt.

Literaturschwerpunkte zur deutsch-(post-)jugoslawischen Migration

Migrantinnen und Migranten aus den Republiken des ehemaligen Jugoslawien bilden zusammengenommen, nach denjenigen aus der Türkei, die zweitgrößte Migrantengruppe in Deutschland. Doch die hohen Zahlen schlagen sich nicht auf die Anzahl der Studien über sie nieder – dies gilt im internationalen und im deutschen Publikationskontext gleichermaßen. Eine Literaturstudie kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Migrantin sein, heißt es dort, werde in Deutschland mit türkisch sein gleichgesetzt und auch in den 1990er Jahren seien *Frauen aus der Türkei* diejenigen geblieben, um die sich die Debatte hauptsächlich drehte (Huth-Hildebrandt 2002: 55). Das Argument wird mit einer Häufigkeitszählung ge-

stützt. Für die 1990er Jahre ordnet Huth-Hildebrandt dem Themenbereich Frauen und Migration 101 Titel über Frauen aus der Türkei zu¹; über Italienerinnen jedoch nur vier, über Jugoslawinnen, Spanierinnen und Asiatinnen jeweils nur zwei und über Griechinnen nur einen einzigen (ebd.: 55f.). Diese numerische Differenz impliziert ein stark eingeschränktes Themenspektrum und einen explorativen Charakter der Forschungen. Auch im allgemeinen geografischen Kontext oder im jugoslawischen geografischen Kontext ist nicht viel mehr zu finden: In der ‚Geographica Jugoslavica‘ findet sich zum Beispiel zwischen 1978 und 1990 überhaupt nur ein Artikel, der sich mit Migration beschäftigt und hier wird allein Slowenien betrachtet (Gosar 1986). Wenn Jugoslawien als geografischer Forschungsgegenstand erscheint, dann bilden Migrationsthemen nur einen Faktor neben vielen anderen länderkundlichen Aspekten. Die zu findenden Arbeiten, darunter viele geodemografische Arbeiten, beschreiben Migrationen in ihren quantitativen Ausmaßen. Sie bleiben mehrheitlich unkritisch, weil sie statistische Kategorien wörtlich übernehmen und häufig von der Existenz ethnischer Gruppen schlichtweg ausgehen. Sie werden bedenklich, wenn sie ein Vokabular verwenden, das die beschriebene Bevölkerungsgruppe vermutlich nicht zur Selbstbeschreibung wählen würde, oder wenn sie mittels metaphorischer Redefinitionen Bevölkerungsentwicklungen mit Anleihen aus der naturwissenschaftlichen und kriegerischen Kommunikation erfassen wollen: Ein Klassiker ist die „explodierende Bevölkerung“/„demographic explosion“ (z. B. Gosar 1996, 1997; Conversi 2000). Und noch vulgärer ist es, vom „Krebsgeschwür Kosovo“ (Meier 1999: 48) zu schreiben – dort zwar ohne wissenschaftlichen Anspruch, aber ohne Ironie oder Anführungszeichen.

Schwenkt der Blick zurück auf die Migrationsforschung, dann kann die Abwesenheit von umfang- oder detailreichen Monografien auch in anderen Zielländern der jugoslawischen Migration so beobachtet werden.² Merkwürdig ist zuletzt, dass auch in Jugoslawien und den Nachfolgestaaten das Thema wenig Aufmerksamkeit findet. Zwar muss hier die große Einschränkung meiner sprachlichen Fähigkeiten erwähnt werden, das heißt ich bin nicht in der Lage umfassende serbische/kroatische/bosnische Texte zu lesen, doch diese Einschränkung wird durch eine bemerkenswerte Offenheit und internationale Publikationstätigkeit der südosteuropäischen Wissenschaftler in Teilen wettgemacht. Außerdem ist die Lücke auch anhand der bibliografischen Angaben der in den Landesspra-

-
- 1 Der Literaturumfang zu türkischen Migranten ist beeindruckend und weit differenziert. Es geht um kollektive und individuelle Identitäten (z. B. Schultz/Sackmann 2001; Jurgens 2001; Bauer 2003), um gesundheitliche Identitäten (z. B. Merbach et al. 2003), um räumliche Differenzen bei Migrationsentscheidungen (z. B. Bartels 1968), um transstaatliche Räume zwischen der Türkei und Deutschland (z. B. Faist 2000), um besondere sozialrechtliche Probleme (z. B. Hänlein 2000), um ihren wirtschaftlichen Erfolg (z. B. Pütz 2003a), um Fragen des Islam (z. B. Trautner 2000; Schiffauer 2004), um nur einige sehr selektiv zu nennen.
 - 2 Für Australien siehe Markovic und Manderson (2000).

chen arbeitenden Autoren zu erkennen (vgl. Božić 2000, 2003; Čapo Žmegač 2003a, 2003b, 2005b).

Einschneidend wirkte die kriegerische Auflösung Jugoslawiens in den 1990er Jahren. Sie machte einer breiteren Öffentlichkeit in Deutschland überhaupt erst bewusst, dass die Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus einem Mehrnationenstaat kamen und die Bezeichnung ‚Jugoslawen‘ eine Reduktion auf die Kategorie ihres Reisepasses darstellte. Vielerorts hinken die Statistiken dieser Auflösung hinterher und verwenden weiterhin die administrativ-statistische Einheit ‚Jugoslawien/Jugoslawen‘. Dies ist im Einzelfall zu rechtfertigen, weil die Passsituationen noch unklar sind und Eindeutigkeiten kaum herzustellen sind. Dass die Kategorie ohne weitere Differenzierung auch bei aktuellen Studien im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend benutzt wird, ist hingegen unverständlich. Daran ändert auch der Hinweis nichts, dass man die Kategorie verwenden musste, weil sonst die Gruppengröße für statistische Tests zu klein geworden wäre (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2004). Jenseits der Kategorienprobleme hat die Zäsur zu thematischen Verlagerungen geführt. Einem wechselseitigen Steigerungsverhältnis gleich wurde die Region zigfach in (geopolitischen) Büchern über Nationalität, Ethnizität und Identität thematisiert und nicht zuletzt darüber mit Konflikt und Krise assoziiert (z. B. Dahlman/Ó Tuathail 2005). Praktisch bedeuteten die 1990er Jahre für Deutschland ein sogenanntes Flüchtlingsproblem, das tagespolitisch und aktuell gelöst werden sollte. Für die Wissenschaft bedeutete dies einen Anstieg von politisch-rechtlichen Abhandlungen oder die Angst vor einem ‚Konfliktimport‘ kam auf die Agenda (z. B. Brieden 1996).³ Dass viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen, weil sie hier auf Beziehungen zu Verwandten und Bekannten zurückgreifen konnten, war kein Geheimnis. Untersucht wurde es dennoch selten. Im Ergebnis wurden jugoslawische Arbeitsmigranten zur wissenschaftlichen Terra incognita. Dies gilt, wie bereits angedeutet, auch für Forschungen in den Nachfolgerepubliken Jugoslawiens. Gerade weil die ‚Gastarbeiter‘ so eng mit den politischen Entwicklungen verweben waren (über finanzielle Unterstützungen; Haustausche, welche ethnisch homogene Landstriche hervorbrachten und – wenn auch selten – über Waffendienste), erhielten sie aus Opportunitäts- und Repressionsgründen wenig wissenschaftliche Beachtung. Erstaunlich ist, wie schnell sich die neue politische Segmentierung der Weltgesellschaft in die wissenschaftlichen Programme einschrieb und aus

3 Speziell die Flüchtlingsproblematik erfuhr große Aufmerksamkeit. Im Mittelpunkt standen dabei selten individuelle Flüchtlinge, sondern die politische Behandlung der Flüchtlingsproblematik. Angesichts der politischen Umbruchssituation und der für Europa zu dieser Zeit ungewöhnlichen Flüchtlingsdramatik ist dies verständlich. Die Literatur ist umfangreich, aber für die hier interessierenden Migrationsbiografien nicht von unmittelbarem Interesse (eine Selektion: Jambrešić Kirin/Povrzanović 1996; Buckley 2000; The Independent International Commission on Kosovo 2000; van Selm 2000; Anderson 2001; Barutcsiki/Suhrke 2001; de Andrade/Delaney 2001; Pupavac 2002; Colic-Peisker 2003; Human Rights Watch 2003; Blitz 2005; Čapo Žmegač 2005a; Philpott 2005; Goeke 2007a).

Prozessen der Binnenmigration plötzlich internationale Wanderungen machte. Im Ergebnis scheint die Dominanz der politischen Kommunikation dazu geführt zu haben, dass die Wanderungen nur noch mit politischen Faktoren erklärt werden und andere Einflüsse, wie ökonomische Entwicklungen, persönliche Präferenzen, soziale Netzwerke oder biografische Dependenz un beachtet blieben.

Produktionen der Belletristik: Alternative Deutungen des Kunstsystems

So wie Studien über Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien rar sind, ist eine ungleiche Verteilung bei der Belletristik zu erkennen. Belletristik im Zusammenhang mit der deutsch-serbisch-kroatisch-bosnischen Migration ist weitgehend unbekannt und kommt im Kontrast zu den bisweilen harten und verschreckenden Tönen von Deuschtürken (z. B. Zaimoglu 1999) bedächtig, traurig und sehr fragil daher. Die zwei bekanntesten Autorinnen Marica Bodrožić (2002; 2005) und Jagoda Marinić (2001) erheben ihre Stimmen wesentlich leiser als andere und verweisen nur unter der Oberfläche – wenn überhaupt – auf postmigrante Diskussionen (siehe auch Tuschick 2000; Zeh/Finck/Terš 2004).

Es ist eine These, sie ist gewagt und sie bedarf weiterer Untersuchungen, aber könnte es nicht sein, dass die Omnipräsenz von Migrationsforschungen *über* Türken, samt der massenmedialen Berichterstattung *über* sie, ein voyeuristisches Set an Fremdbeschreibungen produzierte, das sie zu subalternen Objekten degradierte und dass gerade dadurch Deuschtürken ein so kräftiges Motiv für alternative Selbstbeschreibungen entwickelten? Die Forschungen über sie müssen nicht einmal schlecht gewesen sein. Ganz im Gegenteil gibt es eine Reihe brillanter deutschsprachiger Forschungen über Türken. Aber es dürfte vielleicht ausreichen, dass die Diskussion über sie zu Reduktionen neigte und sie selbst nicht zu Wort kamen, es also tatsächlich Forschungen *über* sie waren. Wenn also ein Übermaß an Fremdbeschreibungen das Motiv zum Verfassen von Selbstbeschreibungen bietet, dann wird zum Teil verständlich, weshalb Migranten aus Jugoslawien und deren Nachkommen eben nicht so oft zur Feder griffen. Es gab und gibt schlichtweg zu wenige Forschungen und zu wenig öffentliche Meinung über sie, als dass eine Widerrede auf großes Interesse stieße. Sehr wohl auf Interesse stößt es, wenn man sich in die Deutungsdebatte über den Balkan einmischt. Junge Bosnier treten im Sammelband ‚Ein Hund läuft durch die Republik‘ (Zeh/Finck/Terš 2004) auffallend häufig in einen fiktiven Dialog mit der vermeintlichen deutschen Mehrheitsmeinung über die ‚balkanischen Kriegsereignisse‘, erwähnen das Thema migrante Bosnier in Deutschland hingegen nur am Rande, obwohl sie fast alle eine zeitlang in Deutschland lebten.

Während Jugoslawen tendenziell ‚unauffällig‘ blieben, kam es bei Deuschtürken zu einem vielfach induzierten wechselseitigen Steigerungsverhältnis, in dem politische, wissenschaftliche, rechtliche, religiöse oder eben auch künstlerische

sche Kommunikation sich gegenseitig beobachteten und aus vielen Gründen die Aufmerksamkeit am Thema bis heute nicht verlieren. Diese grundsätzliche Feststellung kann am Wechselverhältnis von wissenschaftlichen und belletristischen Produktionen über und von Deutschtürken exemplarisch verdeutlicht werden. Die deutsch-türkische Expressivkultur generiert aktuell erneute Aufmerksamkeit und plausibilisiert so Forschungsdesiderate über sie (z. B. Schneider 2001; Jurgens 2001). Die Bedeutung von Eigennamen für die Weiterführung von Kommunikation wird offensichtlich. Und es zeigt sich, dass Begriffe wie ‚Türken‘, ‚Deutschtürken‘ oder ‚Ausländer‘ nicht generell schlecht sind, sondern situativ sehr bewusst und strategisch eingesetzt werden können. Während Wissenschaft also gelegentlich in der Lage ist, neue Themen zu provozieren, lohnt es sich, einen Schritt Abstand zu nehmen und zu fragen, warum die Sozialwissenschaften und nicht die ohnehin schon zuständigen Reflexionswissenschaften des Kultur- und Kunstbetriebes, sich zunehmend zur Belletristik und anderen Kunstformen hinwenden. Wo liegt der Reiz für sie? Sicherlich wollen sie im Gespräch bleiben, doch entscheidender dürfte ein anderes Argument sein: Roman, Erzählung, Anekdote, Gedicht oder ähnliche Literaturgattungen können dem Funktionssystem der Kunst zugeordnet werden. Während die Wissenschaft in ihren Texten Wahrheit verkünden möchte, können künstlerische Texte vermutlich in der Funktion vereint werden, dass sie der Gesellschaft eine Möglichkeit bieten wollen, die Welt in der Welt erscheinen zu lassen. Und sie tun dies im Schema Fiktion|Realität, weil sie als künstlerische Texte bestrebt sind, ausgeschlossene Möglichkeiten zu reaktivieren, andere Deutungen der Welt in die Welt zu setzen, Sinnkombinationen aufzubrechen und die Regeln des Alltags zu perforieren. Das ist gewiss verkürzt, aber für diese Zwecke ausreichend instruktiv. Künstlerische Texte sind, weil sie kreative Arbeit verlangen, interessant. Nun wird vielleicht auch die poststrukturalistische Affiliation zu diesen Textformen verständlich. Sie beide lieben den Moment des Scheiterns von Sinnkombinationen, dekonstruieren diese und streben nach alternativen Deutungen. Dieses Vorgehen hat in beiden Bereichen Zustimmung erfahren. Wird aber der Supercode der beiden Bereiche verletzt, so kann es zu Verwirrungen kommen. Wissenschaft muss, um als solche zu gelten, innerhalb ihres Supercodes wahr|unwahr bleiben. Von künstlerischer Belletristik hingegen erwartet niemand Wahrheit, sondern Alternativdeutungen. Akzeptiert man diese Grenzen, dann kann es für die Wissenschaft wieder richtig interessant werden. Denn es ist davon auszugehen, dass traurige, tragische, groteske, banale oder erfrischende Semantiken und Migrationsbeschreibungen in der Belletristik nicht zufällig gewählt werden, sondern in Relation zu bestimmten sozialen Strukturen stehen. Diese Relationen aufzuzeigen, wäre ein spannendes, aber bisher nur selten unternommenes Unterfangen für die Sozialwissenschaften.

Zahlendiskussionen und falsche Spuren

Internationalität, zwischenstaatliche Regelwerke und Meldepflichten suggerieren, dass Migrationen in Umfang und Dynamik von Nationalstaaten erfasst werden. Weil ‚harte Fakten‘ in der wissenschaftlichen Verwertungspraxis oftmals opportuner sind als ‚weiche Erzählungen‘ (vgl. Kriz 2000), haben sich viele Analysen der nationalen Zahlenwerke bedient. Die Suggestivkraft der Fakten, gepaart mit einer unhinterfragten Akzeptanz der meist nationalstatistischen Erhebungslogik, führt indes häufig ins wissenschaftliche Abseits. Dabei entzündet sich die Skepsis gegenüber Zahlen hier nicht am Schisma zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Ohnehin werden die meisten Zahlen deskriptiv verwendet. Die Kritik entfaltet sich an der unkritischen Übernahme der Daten aus den Volkszählungen, die in Jugoslawien regelmäßig durchgeführt wurden (1948, 1951, 1961, 1971, 1981 und 1991). Angesichts der geografischen Nähe zur Demografie sind solche Daten ein willkommenes Geschenk für weitere Forschungen (vgl. z. B. die Bibliografie bei Roux 1995; oder den Tabellenband von Nejašmić 1995b). Zweifellos erlauben die Zahlenkolonnen Rückschlüsse auf die Selektivität bei Migrationsprozessen in Hinblick auf soziale, edukative oder regionale Dimensionen. Aber es darf nicht vergessen werden, dass die Erhebungen eine Verlängerung der national-politischen Logik sind, die sich vor allem Eindeutigkeiten wünscht. Und wenn sich jemand nicht eindeutig zurechnen lässt, wird er zu einem politischen Problem, weil er die *politische* Welteinteilung in Nationen durchkreuzt.

In diesem Zusammenhang ist die jugoslawische Erfassung der abwesenden ‚Gastarbeiter‘ interessant. Der jugoslawische Zensus hatte eine ‚Hilfskonstruktion des Glaubens‘ (vgl. Mehan/Wood 1976: 31) entwickelt, mit der er versuchte, das Durchkreuzen der nationalen Weltordnung zu ordnen. Für Arbeitsmigrantinnen und -migranten sowie für deren Familienangehörige gab es eine besondere Kategorie, die die Personen als ‚privremeno zapošljavanje u inostranstvu‘/‘privremenog boravka u inozemstvu‘ (*vorübergehend* im Ausland beschäftigt/sich aufhaltend) bezeichnete. Die Faktizität kann nicht bestritten werden – Jugoslawen lebten und leben (temporär) im Ausland. Wie und vor allem wann wird aber entschieden, ob jemand *vorübergehend* im Ausland lebte, lebt oder leben wird? Die Kategorie verbindet auf eine eigentümliche Art und Weise die Aktualität im Moment der Zählung mit zukünftiger Possibilität, weil sich das Wort ‚vorübergehend‘ weder eindeutig auf die Vergangenheit noch auf die Gegenwart beziehen lässt, sondern die Zukunft mit einbindet, die im Moment der entscheidenden Erhebung aber *niemals* entscheidbar ist. Was machten die Zensoren? „Comme, en pratique, il est impossible de distinguer l’emploi temporaire à l’étranger de l’absence définitive, les recenseurs yougoslaves ont eu la tendance, pour des raisons idéologiques, à classer l’essentiel de l’émigration dans la première catégorie, avec d’ailleurs des variations locales d’interprétation qui rendent hasardeurs les comparaisons intercommunales“ (Roux 1995: 42).

Die Klassifizierung wurde bis zur letzten Volkszählung Jugoslawiens im Jahr 1991 beibehalten und ist ein Paradebeispiel nationaler Selbstbeschreibungen, deren typisches Merkmal die Vermischung von Sein und Sollen ist und hier zum Ausdruck bringt, dass (E)migranten Teil *und* Zukunft des Nationalstaates sind und ihre Abwesenheit als ephemere Erscheinung in der nationalen Historie gilt. Die *gleichsinnige* Weiterverwertung dieser Daten in der Wissenschaft ist Harakiri – wissenschaftlicher Selbstmord durch stupide Reproduktion.

Unabhängig von den ideologischen Überprägungen muss zudem akzeptiert werden, dass Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien nicht die ersten wären, die ‚falsche Spuren‘ in der Statistik hinterließen (vgl. allgemein Bade 2004 [2001]: 30f.). Denn ganz grundsätzlich und ohne Schuldzuweisung muss auch die Validität und Reliabilität von noch so nüchternen Zahlen in Frage gestellt werden: Nicht jede migrante Person gibt detailliert Auskunft, Daten werden nur lückenhaft erhoben oder gar nicht abgefragt.⁴ Dies wäre alles nicht tragisch, wenn nicht zahlengläubige Wissenschaftler ihre Kernthesen um die Zahlen strukturieren würden und sich dabei zu absurden Analysen verstiegen. So berichtet Simeunovic, dass nach Auskunft des statistischen Amtes in Baden-Württemberg 1986 Jugoslawen an der vierten Stelle der Rückkehrer standen und danach die Remigrationszahlen sanken. Die Zahlen im Detail: 1991: 1.384 Remigranten; 1992: 222; 1993: 57; 1994: 0; 1995: 0. Es gab „niemanden, der von der Arbeit aus dem Ausland [nach Serbien/Jugoslawien] zurückgekehrt ist“ (Simeunovic 1997: 292). Zunächst der Hinweis auf einen formalen Fehler: Simeunovic springt von der baden-württembergischen Quelle ab 1991 zu Daten des serbischen/jugoslawischen Arbeitsministeriums, ohne dem Quellenwechsel besondere Beachtung zu schenken. Zweitens ist die Nullserie sehr unwahrscheinlich, denn den Zahlen zum Trotz weiß ich aus Nürnberg, dass 1994 und 1995 Personen remigrierten. Reliabel ist die statistische Spurenerfassung also keineswegs.

Ob falsche Spuren oder Hilfskonstruktionen, manche Arbeiten übernehmen die Normativität ohne besondere Not. Die Emotionalität des Themas Migration scheint dann die wissenschaftliche Analyse zu leiten. Trotz aller Sorgfalt und Qualität der Forschungsarbeit zum Beispiel von Nejašmić fällt auf, dass migrante Personen wie selbstverständlich dem Besitz des einen oder anderen Landes zugerechnet werden: „An der Auswanderung beteiligten sich Personen unterschiedlicher ethnischer Herkunft, doch bestand der größte Teil, nämlich 860.000 Personen, aus Kroaten und Serben oder – um mit J. Lakatoš zu sprechen – aus ‚unserem Volk kroatischen und serbischen Namens‘“ (Nejašmić 1995a: 351). Der

4 Zweifel sind auch dann angebracht, wenn die Statistiken ‚korrekt‘ und gemäß den Vorgaben erfassen. Unterschiedliche Meldepflichten führen selbst innerhalb der EU dazu, dass die Niederlande beispielsweise im Jahr 1994 6.300 Fortzüge nach Deutschland registrierten, in Deutschland hingegen 11.600 Migranten aus den Niederlanden gezählt wurden! (Mammey 2001: 35; vgl. auch Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration 2004: Kap. 9.3 Datensituation in Deutschland: Migrations- und Integrationspolitik „im Blindflug“).

Geodemograf geizt auch nicht mit pathetischen Zahlenspielen. Im Laufe von 43 Jahren habe Kroatien, trotz geschlossener Grenzen, bis in die frühen 1960er Jahre pro Stunde durchschnittlich einen Einwohner verloren, da dieser dauerhaft emigrierte, so die Rechnung. Einem rinnenden Stundenglas gleicht das Bild. Während die kroatischen Bürger dramatisch forttrieseln, wird die ebenfalls erwähnte positive Wanderungsbilanz nicht im Stundentakt verrechnet (Nejašmić 1995a: 349). Andere Zahlenakrobaten betonen, dass mehr Kroaten im Ausland als in Kroatien leben, müssen dazu aber die *dritte* (Migranten-)Generation noch hinzurechnen (vgl. Crkvencic 1997: 276). Bizarre Zahlenakrobatik auch aus dem Grenzbereich von Länderkunde, Wissenschaft und Politagitiation. Dort werden kroatische Migranten zu Opfern des (serbischen) Kommunismus stilisiert. In der Tradition des nicht nur den Deutschen vorbehaltenen staatsbürgerschaftlichen *ius sanguinis* verdoppelt sich hier die Zahl der Kroaten:

„Seit den 60er Jahren unterstützten die kommunistischen Machthaber die Auswanderung der Kroaten, um die Arbeitslosigkeit abzubauen und die kroatische Bevölkerung in der ganzen Welt zu zerstreuen. Nach Schätzungen einiger Demographen, die sich auf noch nicht veröffentlichte Untersuchungen und unzuverlässige Quellen stützen, leben etwa 2,5 Millionen Kroaten im Ausland. Wenn man ihre Nachkommen aus mehreren Generationen dazurechnet, darf man darauf schließen, daß außerhalb der kroatischen Staatsgrenzen so viele Kroaten leben wie innerhalb ihres Heimatstaates.“ (Baletić 1994: 38)

Normative Überfrachtung und die Produktion von Artefakten sind keineswegs auf Studien aus einer jugoslawischen Perspektive beschränkt. In einer Umfrage des Deutschen Jugendinstituts werden jugoslawische Jugendliche in die Position eines deutschen Staatsbürgers in Uniform platziert, um sodann ihre soldatische Loyalität mit der Frage zu prüfen, wie sie sich im Kriegsfall Deutschland vs. Jugoslawien verhalten würden (Mihelić 1984: 181). Damit lässt sich vielleicht etwas über Entscheidungen durch Nötigung lernen, nicht aber über migrante Lebenswelten. Die selektiven Hinweise auf irrige Spuren und auf Schindluderzahlenspiele hatten nicht das Ziel denunziatorische Wissenschaft zu betreiben. Aber die Drastik sollte die Problematik grundsätzlich verdeutlichen und für weitere Forschungen sensibilisieren.

Zweiter Weltkrieg, Nachkriegsordnung und Flüchtlinge

Nach den Vorbemerkungen dient der Zweite Weltkrieg samt seinem Umfeld nun als Einstieg in die Relektüre. Um sicher zu gehen: Er dient als *Einstieg* und nur Leichtgläubige könnten annehmen, es hätte vorher keine Migrationen gegeben. Ganz im Gegenteil. Länderkunden weisen beharrlich darauf hin, dass die Region

Südosteuropa ohne Migrationsbewegungen nicht darzustellen sei (vgl. Hatschikjan/Troebst 1999). Und regionale Migrationsstudien überhöhen ihr Thema, indem sie die Komplexität der balkanischen Wanderungen geradezu beschwören (z. B. Gaber 1997: 223). Allerdings fehlt diesen historischen Länderkunden ein Gesellschaftsbegriff, der es erlauben würde, die Migrationen *und* ihre Veränderungen zu systematisieren, sodass die fade, weil pauschale Erkenntnis bleibt, dass auch dort schon immer viel gewandert wurde. Solche pauschalen Behauptungen münden dann in allzu einfache Thesen: Die antiken Perserkriege, die Türkenabwehr und die jüngere Frontstellung im Kalten Krieg hätten dazu geführt, dass sich in Teilregionen „eine typische Grenzermentalität heraus[bildete], die sich in der mit Stolz vorgetragenen Ansicht ausdrückte, Vorposten der abendländischen Christenheit („antemurale christianitatis“) zu sein“ (Hösch 1999: 31). Andernorts ist nicht weniger grobschlächtig zu lesen, dass „Migrationen und Verpflanzungen“ (Hatschikjan 1999: 20) kennzeichnend für die Region und somit für Jugoslawien seien. In dieser Logik wundert es nicht, dass sich in den 1960er Jahren ein „zunehmend breiter Strom von Arbeitsmigranten [ergoß]“ (Sundhaussen 1999: 142).

Abseits dieser trivial-pauschalen Aussagen ist eine wichtige Entwicklung in der Region zu beobachten. Im 19. und vollends im 20. Jahrhundert entwickelte sich Südosteuropa und damit auch Jugoslawien von einer Einwanderungsregion zu einer Region mit einem deutlichen Auswanderungsüberschuss. Südosteuropa schloss sich damit den Orientierungen der europäischen Auswanderungsbewegung nach Übersee an. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg wurde die Zahl der jugoslawischen Migranten und ihrer Kinder auf rund 1,5 Millionen geschätzt, von denen die meisten aus Kroatien und Slowenien kamen und bevorzugt in die USA migrierten. Es hatten sich sogar Gebiete (vor allem die Save-Banschaft (Savska banovina) und die Küstenbanschaft (Primorska banovina)) mit einer deutlichen Auswanderertradition gebildet, „in denen es praktisch keinen Haushalt mehr gab, aus dem nicht schon jemand nach Übersee ausgewandert war“ (Nejašmić 1995a: 347; vgl. Baučić 1973: 56). In den 1920er Jahren traten Frankreich, Belgien, die Niederlande und später Deutschland als wichtige Zielländer hervor und ersetzten die überseeischen Ziele (vgl. Sundhaussen 1999: 143; Baučić 1973; Nejašmić 1995a). In Deutschland lebten 1925 14.067 Jugoslawen, 1935 17.258 und im Kriegsjahr 1939 58.240. Während des Zweiten Weltkriegs stieg die Zahl aufgrund nationalsozialistischer Arbeitsprogramme weiter an (Lehmann 1987).

Bei diesen Migrationen war oft zu sehen, dass sie nicht zwingend eine Loslösung von der Herkunftsregion bedingten: „Die ‚pečalba‘, [d. h.] die Emigration eines oder mehrerer Familienmitglieder – üblicherweise waren es Männer – ins In- oder Ausland implizierte sehr starke Verbindungen zu der Ursprungsgemeinde. Die Aufrechterhaltung dieser Verbindungen spiegelt sich im Saisoncharakter von Migrationsbewegungen wider: die ‚pečalbari‘ kehrten je nach Entfernung periodisch an ihren Heimatort zurück“ (Morokvašić 1987: 59). Morokvašić ordnet

dieses Vorkriegsphänomen jedoch nicht weiter ein, sondern benutzt es metaphorisch, um auf Parallelen zur späteren ‚Gastarbeitermigration‘ hinzuweisen.⁵

Die Auswanderertradition erfuhr durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges eine scharfe Zäsur. Aus primär ökonomisch motivierten Wanderungen wurden politisch bedingte Wanderungen. Nach Kriegsende war die Wiederherstellung von Staatlichkeit für Flüchtlinge, Vertriebene, Soldaten und Migranten bedeutsam. Die Staatsgründungen⁶ der Bundesrepublik Deutschland und der Föderativen Republik Jugoslawien⁷ (dem sogenannten ‚Zweiten Jugoslawien‘, einem Nationalitätenstaat mit 6 Ländern und 2 autonomen Provinzen) veränderten die politischen Vorzeichen in *beiden* Ländern und die Voraussetzungen für bestimmte Personen in *beiden* Ländern. Blickt man nur auf Jugoslawen, so können vier migrante Gruppen erkannt werden: *Erstens* die in Kriegsgefangenschaft geratenen Jugoslawen, die nun befreit wurden; *Zweitens* die Zwangsarbeiter, die in den allermeisten Fällen wieder repatriiert wurden; *Drittens* in Jugoslawien lebende ‚ausländische‘ Zivilpersonen, die meistens nach Italien oder Österreich flohen und *viertens* die Gruppe von Tschetniks um General Draža Mihajlović sowie andere ‚Kollaborateure‘, die ebenfalls meist emigrierten. Genaue Zahlen dieser politisch motivierten Migrationen sind unbekannt. 1945 begaben sich weltweit etwa 41.000 Jugoslawen auf Wanderschaft, im Mai 1946 galten bereits rund 125.000 Jugoslawen als ‚neue‘ Migranten. 23.500 von ihnen wurden in Australien, 17.200 in den USA, 10.000 in Argentinien, 9.800 in Kanada, 9.800 in Großbritannien, 2.000 in Frankreich und 2.000 in Venezuela registriert. Deutschland meldete weitere 23.000 Jugoslawen und Österreich rund 12.500 Migranten (Vernant 1953: 99ff.).⁸ Will man wissen, was der neue jugoslawische Staat von ihnen dachte, so sind die Äußerungen und Drohungen eines jugoslawischen Regierungsrepräsentanten an die Adresse der ‚Flüchtlinge‘ im Mai 1946 aufschlussreich: „[I]l soutint avec vigueur que la majorité des Yougoslaves qui avaient re-

-
- 5 Stärkeren Bezug zu einem Gesellschaftsbegriff hat ihr Hinweis auf das System der Großfamilie. Erlichs Untersuchung von 1939 zitierend, berichtet sie vom System der ‚Zadruga‘. Diese Großfamilie lebt in einer Hausgemeinschaft und kennt eine Kernfamilie im Mittelpunkt. Individuen hatten in dieser säkularen Gemeinschaft keine besondere Bedeutung, sondern gehörten zur Sippe. Erst die Einführung der Geldwirtschaft sorgte für eine starke Desintegration (Morokvašić 1987: 45).
 - 6 Bei beiden Staaten lässt sich über das genaue Gründungsdatum streiten. Wichtig ist, dass sich nach 1945 beide Staaten um die Wiederherstellung ihrer Souveränität und um eine Eingliederung in die internationale politische Ordnung bemühten.
 - 7 Zum Eigennamen: 1945 hieß es zunächst Demokratisches Föderatives Jugoslawien (Demokratska Federativna Jugoslavija), 1946 dann Föderative Volksrepublik Jugoslawien (Federativna Narodna Republika Jugoslavija) und von 1963 bis 1992 Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien (Socijalistička Federativna Republika Jugoslavija/SFRJ).
 - 8 Nejašmić (1995a: 348) notiert für die Zeit von 1940 bis 1948 allein 250.000 Emigranten aus Kroatien, rechnet dabei aber auch Italiener, Deutsche, Tschechen, Ungarn und Polen hinzu, die das Land verließen. Belošević und Stanisavljević (1995: 277) notieren 5-10.000 Menschen aus Jugoslawien in Deutschland.

fusé d'être rapatriés étaient des gens qui ,d'une manière ou de l'autre, avaient collaboré avec l'agresseur, des traîtres à leur pays et par là même des traîtres à la cause des Nations Unies“ (Vernant 1953: 100). Auch drohte man ihnen mit dem Entzug der Staatsbürgerschaft, falls sie nicht binnen zwei Monaten zurückkehren würden. Allerdings kamen weder die Migranten zurück, sie wurden folglich meist als Emigranten bezeichnet, noch wurden ihnen allen die Pässe entzogen. Die Drohkulisse jedoch, also der Passentzug, war gesetzt und sollte auch noch später die Arbeitsmigranten begleiten und gefügig halten.

Als Indiz für die damaligen Aktivitäten der jugoslawischen Staatsbürger im Ausland kann beispielsweise die Etablierung der serbisch-orthodoxen Kirchengemeinden in Deutschland betrachtet werden. 1946 wurde die erste in München gegründet, bis 1969 (dem Jahr des Anwerbeabkommens mit Jugoslawien) folgten weitere Gründungen in Hannover, Düsseldorf und Osnabrück. Heute gehören die serbisch-orthodoxen Gemeinden (im Status eines Vereins) zur Diözese ‚Mitteleuropa‘ (Patriarchat Serbien), die seit 1978 ihren Sitz in Hildesheim-Himmelsthür hat (vgl. Henkel 2001: 74f.; Kallis 1999: 88ff.). Auch die kroatischen Migranten begannen mit der Gründung von Selbstorganisationen und feierten 1948 ihre erste Kroatische Mission in München. Über mögliche transnationale Aktivitäten ist nichts zu erfahren, sodass an dieser Stelle nur festgehalten werden kann, dass Migranten, die im Rahmen der Anwerbeverfahren nach Deutschland kamen, migrante Organisationen vorfanden. Dies galt für Deutschland, aber selbstverständlich auch für andere Länder. Wie sich die neuen Migranten in diese Strukturen fügten, ist eine weitgehend unbeantwortete Frage.⁹

Migration und staatliche Anwerbeabkommen

Bis in die 1960er Jahre wurde die Emigration von Seiten des Staates Jugoslawien nicht gutgeheißen. Emigranten galten geradezu als Verräter am Sozialismus (Haberl/Bach 1977: 155). Diese Verdammung hatte allerdings nicht nur politisch-ideologische Gründe: Nach dem Tod von rund zwei Millionen Menschen im Zweiten Weltkrieg und aufgrund der Zerstörungen, drängte der Wiederaufbau. Und genau der war mit einer Emigrationspolitik kaum zu vereinbaren. Ganz im Gegenteil hatte man in den Nachkriegsjahren sogar versucht, Emigranten wieder ins Land zu holen und nahm an, dass es genug Arbeit für alle gäbe. Spätestens mit der großen Wirtschaftsreform 1965 musste man sich von dieser Annahme jedoch verabschieden und registrieren, dass die Reform zur Freisetzung von Beschäftigten führte, dass die Land-Stadt-Migration zum Erliegen kam und dass ausgerechnet jetzt geburtenstarke Jahrgänge den Zugang zum Arbeitsmarkt such-

9 Vgl. zu genau dieser Frage die Studie über kroatische Immigranten in Wien, in der die Kontakte zwischen burgenländischen Kroaten und Arbeitsmigranten aus Kroatien (Jugoslawien) untersucht wurden (Božić 2000).

ten (vgl. Baletić 1982: 744f.). Vor diesem Hintergrund und angesichts des wachsenden Bedarfs an Arbeitskräften im Ausland wurde die Emigration zunehmend akzeptiert und ab 1964 halfen staatliche Behörden bei der Organisation der Migration mit. Parallel mit der Zunahme von diplomatischen Beziehungen traten bilaterale Anwerbeabkommen in Kraft. Österreich machte 1964 den Anfang. Es folgten Frankreich (1966), Schweden (1967), Luxemburg (1969), sowie Australien, Belgien und die Niederlande (1970). Zu nennen ist auch die Schweiz, die allerdings keinen speziellen Vertrag mit Jugoslawien abschloss, sondern die Anwerbung den Arbeitgeberverbänden überließ (zur europäischen Migration von Jugoslawen vgl. Goeke 2007b). Die Migration wurde anfangs amtlich betrieben. Staatliche Behörden vermittelten geschätzten 50 Prozent der Migranten eine Stelle. Die andere Hälfte griff auf persönliche Beziehungen zurück oder migrierte nahezu vollkommen selbstständig (vgl. Malačić 1996: 233). Auch die Bundesrepublik Deutschland und Jugoslawien schlossen einen Vertrag. Nach der Aufnahme von diplomatischen Beziehungen im Jahr 1968 wurde er ausgehandelt und trat Anfang 1969 in Kraft. Mit der Aufhebung des Visazwangs 1969 wurde dann eine weitgehende Freizügigkeit erreicht (Baučić 1973: 56; Morokvašić 1987: 60f.).

Während in den Nachkriegsjahren mehrheitlich politische Motivationen die Migrationsentscheidungen beeinflusst hatten, wurden diese scheinbar durch ökonomische Gründe ersetzt. Scheinbar deshalb, weil politische Unterdrückung weiterhin bedeutsam war, die bilateralen Verträge jetzt aber die Möglichkeit zur ‚wirtschaftlichen‘ Emigration eröffneten. Klammert man die Problematik aus, dass ein sozialistisches Land an der Arbeitsmigration in kapitalistische Länder teilnahm (Haberl 1978: 22ff.)¹⁰, dann unterschied sich die Lage nicht sonderlich von anderen Mittelmeerländern. Auch Jugoslawien war ein Land der europäischen Peripherie mit den dazugehörigen Kennzeichen (späte Industrialisierung, Arbeitskräfteüberschuss etc.) und erhoffte sich von der Emigration wenigstens eine Linderung der dringlichsten Probleme. Für Migranten verband sich mit der Arbeitsmigration die Hoffnung, während des Arbeitsaufenthaltes ausreichend Geld zu verdienen, um Familienmitglieder in Jugoslawien finanziell unterstützen zu können und nach einer Rückkehr den Lebensunterhalt mit dem Ersparten abzusichern. Die als vorübergehend geplante Migration brachte es mit sich, dass nur so viel nach Deutschland mitgenommen wurde, wie man unbedingt brauchte – oder umgekehrt formuliert: Kinder und Ehepartner blieben oftmals in Jugoslawien, sodass bilokale Haushalte keine Seltenheit in den Anfangsjahren der Migration waren. Es überrascht nicht, dass Eltern sehr schnell von Entfremdungserfahrungen berichteten, wenn ihre Kinder bei den Großeltern aufwuchsen (Morokvašić 1987: 108f., 161).

10 Dass Jugoslawien das einzige offizielle sozialistische Emigrationsland war, ist ein zutreffender Hinweis, verblendet aber die Tatsache, dass auch aus Ländern wie Polen, Ungarn, Bulgarien oder der Tschechoslowakei zwischen 1948 und 1989 etwa 5 Prozent der Bevölkerung emigrierte (vgl. Grečić 1993: 139).

Diese grobe Zusammenfassung der Ausgangslage, die vornehmlich den ökonomischen Aspekt betrachtet, ist in genau dieser Rohheit eine wichtige Leitunterscheidung. Sie ist aber ‚falsch‘, weil sie zu viele andere Narrationen ausklammert. Emanzipationsdrang und Abenteuerlust wurden zum Beispiel nicht erwähnt. Sie ist ‚richtig‘, weil die Ökonomie und ökonomischer Erfolg den Maßstab setzten, der Abweichungen erkennbar werden lässt. Ob freiwillig oder nicht, die politische ‚Arbeitsmigrantin‘ misst sich am oder distanziiert sich von diesem Maßstab ebenso wie der junge Mann, der es nach nur wenigen Wochen vor lauter Heimweh kaum mehr aushält. Der Maßstab ist ein Maßstab, darf aber nicht implizieren, es wäre allein um den Mammon gegangen. Auch Jugoslawien erhoffte sich von den Migranten positive Auswirkungen für die Volkswirtschaft und schielte auf die ökonomischen Effekte. Tatsächlich zeichneten sich Jugoslawiens Migranten im Jahr 1972 für 84 Prozent der gesamten Devisentransfers verantwortlich. Die hohen Rücküberweisungen flossen aber offensichtlich nicht in Investitionen, sondern mehrheitlich in den privaten Konsum (Haberl/Bach 1977: 159).¹¹

Die Globalzahlen bezüglich der Emigration schwanken in den einzelnen Studien: Morokvašić notiert für 1972, dass auf 100 Arbeiter in Jugoslawien rund 23,5 Arbeiter im Ausland kommen (1987: 62). Glaubt man Baučić, so arbeiteten 1972 19 Prozent der jugoslawischen Arbeitskräfte im Ausland (1973: 56). Baletić sieht den Spitzenwert im Jahr 1973, als über 10 Prozent der heimischen Erwerbspersonen im Ausland beschäftigt waren (1982: 746). Trotz der numerischen Unterschiede, hoch war der Migrantenanteil allemal.

Wer von wo wohin wanderte

Entgegen dem häufig zu hörenden Volksglauben, dass es die Ärmsten der Armen seien, die in den Zeiten größter Not ihre Heimat verließen, zeigt sich bei der Migration aus Jugoslawien, wie auch aus anderen Ländern, dass diese pauschale Behauptung keinen Rückhalt in den Zahlenkolonnen der Wanderungsstatistik findet. Die Volkszählungen von 1971, 1981 und 1991 zeigen, dass es bei den Migrationsprozessen tendenziell zu einer positiven Selektion kam. Besonders auffällig ist dieses Selektionsmuster bei den Indikatoren, die auf eine Mittelschicht verweisen (mittlere Bildungsabschlüsse und Berufe). Oder anders formuliert: Personen aus niedrigeren aber auch aus den höheren Schichten migrierten selten,

11 Zwei Anmerkungen dazu: 1) Der Anteil dürfte heute deutlich geringer ausfallen, allerdings sind mir keine aktuellen Studien dazu bekannt. 2) ‚Privater Konsum‘ wird in diesem Zusammenhang häufig negativ konnotiert – das helfe dem Land nicht weiter. Dazu zwei weitere Kommentare a) wer nimmt sich das Recht heraus, Migranten vorzuschreiben, für was sie ihr Geld auszugeben haben und b) ‚privater Konsum‘ heißt hier auch, dass es bei Menschen ankommt, die es gebrauchen können und gezielt ausgeben.

Personen aus der Mittelschicht hingegen wanderten besonders oft aus (Malačić 1996: 238; Baučić 1973: 59; Velikonja 1974: 589; Nejašmić 1994).¹²

Positive Selektion bedeutet umgekehrt, dass sich die sozialstrukturellen Daten der Zurückgebliebenen verschlechterten. So stieg in Kroatien die Analphabetenrate unter den Industriebeschäftigten von 4,5 Prozent im Jahr 1961 auf 6,8 Prozent im Jahr 1970 und dies nicht aufgrund eines Anstiegs der absoluten Zahlen, sondern aufgrund einer residualen Anreicherung (Baučić 1973: 64). Nur Haberl und Bach (1977: 158) zitieren dem Muster der positiven Selektion *prima facie* widersprechende Zahlen. Werden die beobachteten Zeiträume näher betrachtet, so löst sich der Widerspruch aber auf und es kommt zu einer interessanten Erkenntnis. Offensichtlich war zu Beginn der Arbeitsmigration der staatliche Einfluss so hoch, dass es den Behörden gelang, speziell Arbeiter aus den unterentwickelten Regionen mit einem niedrigeren Qualifikationsniveau zu vermitteln, sich ihrer gewissermaßen zu entledigen. Bundesdeutsche Wirtschaftsinteressen an höher Qualifizierten und die Verselbständigung des Migrationsregimes (Stichwort: Netzwerkbildung und darüber vermittelte Migration) beschränkten den Einfluss von Staatshandeln jedoch zügig und so blieb die staatliche gewollte Abwanderung von durchschnittlich schlechter qualifizierten Migranten eine kurze Episode.¹³

Neben dieser sozialen Selektivität prägte sich eine deutliche regionale Differenzierung aus. Für Regionen mit einer besonders hohen Auswanderungsrate notierte die jugoslawische Statistik einen Emigrantenanteil von über 18 Prozent. Bei den Emigrationsschwerpunkten handelte es sich meist um agrarische Gebiete. Sie lagen in Westherzegowina, Westbosnien und der Posavina (Bosnien-Herzegowina), im südlichen Dalmatien, in Zagrebs Umland und im nordöstlichen Slawonien (Kroatien), im westlichen und südwestlichen Mazedonien sowie in den östlichen Landesteilen von Serbien und der östlichen Vojvodina.

Diese interne Differenzierung zeigt einen auffallend hohen Emigrantenanteil in Kroatien und so stellt sich die Frage, ob Kroaten *per se* wanderungsfreudiger als die anderen jugoslawischen Nationen gewesen sind. Sicherlich führten Netzwerkeffekte zu einer Verstärkung der einmal begonnenen Migration. Entscheidender ist aber ein statistischer Effekt: Jugoslawien kannte eine ausgeprägte Binnenmigration von Süd nach Nord. Zwischen 1971 und 1981 wanderten über 415.000 Menschen von einer jugoslawischen Republik in eine andere. Dies geschah teilweise entlang von ethnisch-nationalen Kriterien: Kroaten aus Bosnien-Herzegowina wanderten zum Beispiel nach Kroatien. Parallel dazu oder diese Motivation überlagend wurde in Richtung des ökonomischen Wohlstands in den Norden Jugoslawiens gewandert (Simeunovic 1997: 284). Die meisten Migra-

12 Positive Selektion ist zuletzt auch wieder bei den Kriegsflüchtlingen von Bosnien-Herzegowina nach Serbien festgestellt worden. Zudem verlief die Flucht auf vor 1991 etablierten Pfaden (Lukić/Nikitovic 2004).

13 Vgl. auch die Indikatoren, die eine zunehmende Erhöhung der Qualifikationsniveaus unter kroatischen Migranten anzeigen (Nejašmić 1994: 151).

tionsdistanzen waren kürzer als die Öffentlichkeit gelegentlich befürchtet. Sowohl die Binnenmobilität als auch die Emigration sind dabei als Elemente einer Etappenmigration zu verstehen (siehe auch Gosar 1992). Alle Republiken kannten also Bevölkerungsbewegungen, doch erst nördlich von Kroatien (und genauer Slowenien) wurden sie zu Migrationen, weil Staatsgrenzen zu queren waren. Diese Emigrationsquote wurde aber von Süden beständig ausgeglichen. Ein Faktum, das Kroaten und Slowenen immer ärgerlicher machte, weil sie gewahrt wurden, mit wem sie in einem Staat lebten. Für das Bild der skizzierten Etappenwanderung spricht das Nebenergebnis einer quantitativen Studie von 1973. Befragt wurden Migrantenfamilien, in denen wenigstens ein Elternteil im Ausland und wenigstens ein Kind in Kroatien lebten. Dabei zeigte sich, dass 57 Prozent dieser Migrantenfamilien zuvor innerhalb Jugoslawiens umgezogen waren, ehe sie von Kroatien ins Ausland migrierten (Katunarić 1978: 96; vgl. auch Baučić 1973; Nejašmić 1995b, 1996; Belošević/Stanisavljević 1995). Wichtig ist auch zu erwähnen, dass knapp die Hälfte der jugoslawischen ‚Gastarbeiterpopulation‘ Frauen waren, die Migrantengruppe damit deutlich femininer war als die Gruppen aus Spanien, Italien, Portugal oder aus der Türkei. Das gelegentlich vorhandene Bild vom jungen männlichen ‚Gastarbeiter‘ ist also nicht mehr so einfach zu halten (vgl. Stölting 1980: 32; Morokvašić 1987).

Ab 1972 endete die Anwerbepaxis sukzessive. In den Zielländern kam es zu Anwerbestopps und Jugoslawien selbst verabschiedete 1973 das Gesetz zum Schutz der im Ausland beschäftigten Arbeitskräfte, das die Vermittlung von Erwerbspersonen auf Arbeitslose und ausgewählte Berufsgruppen beschränkte. Damit endete insbesondere im Norden die staatliche Vermittlung und die Auswanderungsregionen verlagerten sich nach Süden, von wo besonders Kosovaren mit dem bevorzugten Ziel Schweiz migrierten. Das Ergebnis der kurzen Anwerbungszeit ist beeindruckend und in der nachstehenden Tabelle dokumentiert.

Tabelle 1: Anzahl jugoslawischer Arbeitsmigranten, 1973 (Baučić 1973: 62)

Zielland	Anzahl	in Prozent aller Migranten
Deutschland	469.000	50,1
Österreich	197.000	19,9
Frankreich	54.000	5,5
Schweiz	28.000	2,8
Schweden	25.000	2,5
Beneluxstaaten	14.000	1,4
andere europäische Staaten	16.000	1,6
Überseestaaten	160.000	16,2
Die Zahlen sind von Ende 1973 und orientieren sich an den jugoslawischen Statistiken. In den Zielländern liegen die Zahlen im Durchschnitt um circa 15 % höher, sind aber untereinander nicht zu vergleichen.		

Wirtschaftliche Disparitäten und des Migranten Schuld

Wirtschaftliche Disparitäten sind zwar kein ausreichender Grund für Migrationsentscheidungen, doch ein Streiflicht auf die wirtschaftliche Lage Jugoslawiens erhellt einige Grundstrukturen, die sich bis heute durchpausen. Zeit seines Bestehens gelang es Jugoslawien nicht, die ökonomischen Disparitäten nachhaltig zu verringern. Der von Norden nach Süden steil abfallenden ökonomischen Leistung stand zudem eine Machtasymmetrie entgegen, die auf Serbien beziehungsweise Belgrad hin ausgerichtet war. Diese Asymmetrien ließen eine kohärente Politik immer schwerer werden, denn die unterschiedlichen Wirtschaftslagen in den Republiken hätten eigentlich differente Entscheidungen in Bezug auf die Steuer-, Finanz- und Wirtschaftspolitik erfordert. Die politischen Repressalien konterkarierten die ökonomischen Leistungen und ließen den Zerfall fast unausweichlich werden. Unmittelbar besser ging es den unabhängigen Staaten nicht, weil sie in unterschiedlichem Ausmaß kriegs- und transformationsbedingte Einbußen hinnehmen mussten. An der wirtschaftlichen Rangfolge hat sich bis heute wenig geändert. So ist die Wirtschaftsleistung in Slowenien pro Kopf deutlich höher als in Kroatien, Mazedonien, Serbien-Montenegro und schließlich Bosnien-Herzegowina (Büschendorf 1999; Meier 2001). Selbst im Jahr 2005 ist in Bosnien-Herzegowina keine wirtschaftliche Erholung zu erkennen. Nicht zuletzt weil auch das politische Chaos dort offensichtlich ist. Die Menschenrechtsorganisation ‚Freedom House‘ stufte das Land im Dezember 2004 nach einer Bewertung der politischen Freiheit nur als ‚partly free‘ ein und ordnete es damit einer Ländergruppe zu, in der sich auch Marokko, Nigeria, Indonesien oder Bolivien befinden (Cohen 2005). Damit wird verständlich, weshalb es aus der Wohnsitzperspektive Deutschland attraktiver ist, einen Teil seiner Lebenszeit in Kroatien zu verbringen, als ähnliches in Bosnien-Herzegowina zu tun. Transnationalität, die über das bekannte Maß an Geldüberweisungen hinausgeht, wird in Bezug zu den weiter entwickelten Staaten wie beispielsweise Kroatien wahrscheinlicher und in seltenen Fällen vielleicht sogar zu einem Motor wirtschaftlicher Entwicklung. Der vage letzte Halbsatz deutet darauf hin, dass Migranten von allen Staaten vielfältig in Anspruch genommen werden. Die mit ihnen verbundenen Hoffnungen in Bezug auf Investitionen und Überweisungen sind hoch, ja fast unerreichbar. Doch außer bittenden Appellen gab und gibt es kaum einen Zugriff auf die Migranten. Und wenn den Forderungen nicht entsprochen wird, dann wird die Bitte schnell zur Klage und aus dem Wohlwollen werden Abneigungen, Verschmähungen und Schuldzuweisungen. Migrante Personen rutschen so in widersprüchliche Figurationen. Den einen gilt ihre Mut und Tatkraft als Ausweis, dass es jeder schaffen kann und sie werden zu Ikonen der weltweiten Mobilität, deren Entscheidungen als rationales Handeln bestaunt werden. Andere jedoch verfemen sie als Drückeberger und erklären ihr Verhalten zum Grund für den Misserfolg des Landes. In etwas mildereren Worten heißt es dann: „The persistence of outmigration from the same regions, directed either abroad or to major urban centers,

consisting of young adults; mostly men, deprives the regions of the demographic base for an economic betterment“ (Alica Wertheimer-Baletić in: Velikonja 1974: 589). Diese in unterschiedlichen Tönen und Kontexten vorgetragene Klage wird für Migrationsentscheidungen relevant. Es wird im Einzelfall darauf einzugehen sein, wie diese einengenden Forderungen Personen die Lust an einem Aufenthalt im ‚Heimatland‘ vergällen, wie Personen sich dagegen wehren müssen oder wie sie sich davon befreien können. Vorgreifend kann bereits gesagt werden, dass die Migranten, die aus der zweiten Generation stammen und (temporär) migrierten, sich unter Anstrengungen von diesen Erwartungen freischwammen und sie weitgehend zu ignorieren versuchen.

Anwerbestopp und die Familie als System

Der offizielle deutsche Anwerbestopp im Jahr 1973 führte bekanntlich nicht dazu, dass die Wanderungen stoppten. 1973 war lediglich das Jahr in dem der Anteil ausländischer *Arbeiterinnen* und *Arbeiter* in Deutschland so hoch wie nie zuvor und seitdem nicht mehr war (Münz/Seifert/Ulrich 1997: 39). Nach der vergleichsweise leicht zu steuernden staatlichen Anwerbepraxis kam es im Rahmen der Familienzusammenführung zu beachtlichen ‚ungesteuerten‘ Migrationsbewegungen. Es muss nicht interessieren, wie sich das Zusammenspiel von nationalem (Zuwanderungs-)Recht, europäischem Gemeinschaftsrecht und völkerrechtlichen Abkommen en détail vollzieht. Aber es muss zur Kenntnis genommen werden, dass es das Recht selbst ist, und es wird in seinen Entscheidungen bezüglich Familie und Migration zunehmend selbstreferenziell, welches die Prominenz der modernen Kernfamilie bei Migrationsentscheidungen erheblich stärkt und den familiären Zusammenhalt fördert.¹⁴

Was aber hat es mit der migranten Familie auf sich? Es ist kaum vorzustellen, dass es Not, Armut und die Angst in der Fremde allein sind, welche für die enge Familienbande sorgen. Und mit Moral allein ist sie wahrscheinlich auch nicht zusammenzuhalten. Ehe auf die spärliche Literatur zum deutsch-jugoslawischen Fall eingegangen wird, sollte die Familie als soziales System verstanden werden. Denn wenn ihre Differenzierungsform, die Bedeutung von Intimbeziehungen, Liebe und Interaktionen sowie die Reziprozität von Leistungen in ihr erfasst sind, wird ihre Besonderheit im Migrationsprozess und die Bedeutung von Raum und Distanz für Familien deutlich.

Familie ist ein altes Wort, doch seine aktuelle Bedeutung ist jung. Als soziales System hat die Familie im Zuge gesellschaftlicher Entwicklungen ganz unterschiedliche Funktionen besessen. Grundsätzlich handelt es sich bei Familien um eine segmentäre Differenzierungsform, das heißt eine Form, bei der etwas in

14 Zu neueren Entwicklungen der Rechtsschreibung im Kontext Familie, Migration und EU siehe Walter (2004; 2006).

gleiche Teilsysteme gegliedert wird. In segmentär differenzierten Gesellschaften waren Familien oder Stämme die Differenzierungsgrundformen. In stratifizierten Gesellschaften waren Familien in den Schichten eingeschlossen und die Zugehörigkeit zu einer Familie bestimmte die Position in der Gesellschaft. Damals wie heute gilt, dass Familie eine Differenzierungsform der Gesellschaft ist, sich die Gesellschaft aber umgekehrt nicht aus Familien zusammensetzt (Luhmann 1998: 634f.). Heute ist diese Feststellung evidenter, weil in der funktional differenzierten Gesellschaft kein Funktionssystem mehr aufgrund von Familien geordnet werden kann. Dies bedeutet auch, dass die Familie ihre Funktion als eine generelle Inklusionsinstanz in der Gesellschaft verloren hat. Sicher helfen Verbindungen in der Mischpoke bei der Vermittlung von Arbeitsplätzen, aber das wird nicht immer goutiert. Die Wahrscheinlichkeit über die Familie in viele oder gar alle Funktionssysteme inkludiert zu werden ist gering. Bemerkenswert ist nun, dass die Familie, im Gegensatz zur partiellen Inklusion der Funktionssysteme, Personen weiterhin als *Ganzes* inkludiert. Alles „was die Teilnehmer betrifft – alle Handlungen und Erfahrungen, auch diejenigen außerhalb der Familie – sind potentiell für die Kommunikation in der Familie relevant“ (Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 56). Wenn *alles* für *alle* in der Familie relevant wird, wenn also Geheimnisse nur eingeschränkt geduldet werden (zum Beispiel Tagebuch, Briefe, E-Mails), dann entstehen Intimbeziehungen. Man könnte noch genauer zwischen den sozialen Systemen Mann-Frau und Eltern-Kind unterscheiden, doch wichtiger ist, dass in der Familie Alters Welt für Egos Welt in toto relevant ist. Die Möglichkeit zur Herausbildung solch intensiver Intimbeziehungen oder zwischenmenschlicher Interpenetration setzt allerdings funktionale Differenzierung voraus. Nur weil qua funktionaler Differenzierung das erfolgssichere Kommunizieren mit fremden Personen ermöglicht wird, also eine Steigerung von unpersönlichen Kontakten praktikabel ist, besteht für Individuen überhaupt die Möglichkeit, einige wenige Sozialbeziehungen zu intensivieren und sie zu Intimbeziehungen werden zu lassen.

Die Kommunikation innerhalb der Familie wird durch das Medium Liebe gekennzeichnet, gleichwohl nicht die gesamte familiäre Kommunikation von Liebe markiert wird und eine direkte Kopplung zwischen dem Medium Liebe und dem System der Familie fehlt. Die Liebe wird durch ein hohes Maß an reziproken Interaktionen ergänzt und verdrängt monetäre Marktmechanismen. Reziprozität leitet Interaktionen sowohl bei Kooperationen als auch bei Streitigkeiten an und bestimmt Normen für Tausch und Rache: „Je dichter und näher die Beziehung gelebt wird, etwa im Hause, desto unspezifischer wird das Verhältnis von Gabe und Erwidern, desto wichtiger wird eine immer übrig bleibende Verpflichtung, desto unangemessener Summierung und Verrechnung“ (Luhmann 1998: 653). Ein Resümee dieser Einsichten macht das System Familie bereits gut verständlich und führt direkt zu den Besonderheiten von migranten Familien hin. Die zwischenmenschliche Interpenetration und die hohe Dichte von Interaktionen nähren das Gefühl von Geborgenheit und Schutz. Nicht Kostenkalküle, sondern

die unverrechenbare Reziprozität umklammert familiäre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Intimbeziehungen und wechselseitige Interpenetration bei Entscheidungen lassen die Einheit von Familie entstehen. Das umfassende Interesse an der Person kann auch als Integration verstanden werden, weil es oftmals mit einer Reduktion von Freiheitsgraden einhergeht. Führen steigende Scheidungsraten, häusliche Gewalt, Hörigkeiten und andere Übel dieses Idealbild nicht ad absurdum? Keineswegs, denn wenn dies geschieht, dann gilt die Familie bereits als kaputte Familie.

Da Migration zu räumlicher Distanz führt, wird es für die Familie schwieriger ihre Grenzen zu kontrollieren. Das Problem schleicht sich auf verschlungenen Wegen in die Familie ein. Die Leistungen, bei täglicher Interaktion schier unbestimmbar, werden diskret und summierbar, sodass sich einstige Reziprozität gleichsam nach hinten aufrollt. Aus dem undefinierbaren familiären Geben und Nehmen wird wieder ein Anfang der Gabe. Und nach dem Anfang hofft man auf die Erwidmung, rechnet mit ihr, wartet zu lange und wird ob einer kleinen Enttäuschung dazu neigen, die nächste Gabe zu verrechnen und zu reduzieren. In den migranten Erzählungen schimmert nicht mehr Reziprozität, sondern Normativität durch. Wenn Normativität die Vorherrschaft gewinnt, dann steht die Familie bereits zur Verhandlung. Denn „[n]ormative Erwartungen sind ja kontrafaktische Erwartungen, sind Erwartungen, die etwaigen Enttäuschungen nicht angepaßt, sondern aufrecht erhalten werden“ (Luhmann 1998: 638) – der Zwang ist in der Welt. Auch das Wohlstandsgefälle innerhalb der Familien, das sich zumindest bei ökonomisch erfolgreichen Migrationen einstellt, zerstört die Symmetrien. Der familiäre Wunsch *alle an allem* teilhaben zu lassen wird schwieriger. Im Horizont einer möglichen Remigration kann dies als vorübergehende asymmetrische Phase hingenommen werden. Bei zunehmender Bleibeorientierung im Zielland neigt die Familie dazu, sich nach Zäsuren aufzulösen. Der Tod der Eltern führt beispielsweise zu noch selteneren Besuchen und somit zu noch selteneren Interaktionen.

Während die Reziprozität zu verschwinden droht und Interaktionen numerisch schrumpfen, erodiert auch das Gebot, dass die Welt der anderen bei eigenen Entscheidungen relevant sein sollte. Das, je nach Perspektive, Schöne oder Fiese daran ist, dass sich die Möglichkeit des Kommunikationsentzuges leicht bietet, ohne dass es als Ge- oder Verbot kommuniziert und erstritten werden müsste. Es können Entscheidungen getroffen werden, ohne anderen davon überhaupt zu berichten. Ebenso muss erkannt werden, dass die Abgleichung der Erlebenshorizonte mühsamer wird, dass das Eindringen in Alters Lebenswelt trotz gutem Willen schwieriger wird und so die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Welthorizontes schwindet. So wird verständlich, weshalb Migranten die Distanz auch als Befreiung empfinden. Ein Abgleichen von Wissensbeständen wird zuletzt auch deshalb problematischer, weil die Eltern über Wissen verfügen, das zwar nicht falsch, aber in Deutschland oft ungeeignet ist. Weisheit, diese wunderbare Mi-

schung zwischen Wissen und Nicht-Wissen schwindet, weil viele Wissensbestände irrelevant werden.

Obwohl es so leicht und logisch erscheint, das Ende der Liebe über Distanz zu erklären und dem extrasozialen metrischen Raum die Schuld zuzuweisen, zerbricht die Familie nicht direkt an der Distanz. Aber die Distanz kommt einem Kommunikationsentzug gleich.¹⁵ Und sich der Kommunikation zu entziehen, bedeutet das Ende der Inklusion und das Ende der Familie. Wenn Grenzen in der Kommunikation und nicht im Raum gezogen werden, dann wird ersichtlich, weshalb neue Kommunikationsmittel einen Unterschied zum alten Auswandererbrief darstellen können. Neue, elektronische Medien erlauben eine Horizontabgleichung in Echtzeit. Zu erkennen ist auch, dass die bereits erwähnte Migrationsform ‚pečalba‘ vor über hundert Jahren, bei der üblicherweise Männer migrierten und in engem Kontakt mit der Familie und der Heimatgemeinde blieben, zwar oberflächlich viel mit heutigen transnationalen Migrationen gemeinsam hat, aber bei einem tiefenscharfen Blick gravierende Unterschiede festzustellen sind. Damals war die Großfamilie – gelegentlich als Zadruga¹⁶ beschrieben – in eine stratifizierte Gesellschaft eingelassen. Das bedeutete ganz praktisch, dass es die familiären Intimbeziehungen schlichtweg nicht in dem Ausmaß gab, wie sie heute erwartet werden. Das lange Fortbleiben eines Familienmitgliedes stellte die Sozialform Familie nicht in Frage. Zweifelsfrei sind technische Restriktionen zu beachten, doch das Kernargument bleibt: Die Familie war damals nicht allein der Ort für Intimbeziehungen, sondern auch der Ort wirtschaftlicher Reproduktion. Das verändert die Ansprüche an und von jedem einzelnen. Wenn empirische Studien darauf verweisen, dass Kinder aus ländlichen Regionen Jugoslawiens weniger unter dem Fortzug ihrer Eltern litten als Stadtkinder (Katunarić 1978: 89), dann ist daran zu erkennen, dass die Sozialstrukturen im ländlichen Raum ein hohes Beharrungsvermögen hatten. Die Fixierung auf die Kernfamilie war nicht gegeben, sodass der elterliche Wegzug nicht die dramatische Bedeutung besaß, die wir ihm heute beimessen. Der ohnehin stattfindende Bedeutungsverlust der Großfamilie wurde im Migrationsprozess beschleunigt, weil die Aufnahmeländer bei der Familienzusammenführung nur an Kernfamilien dachten (Stölting 1980: 33; Pusić 1983a: 34).¹⁷ Zu Beginn der Migrationsbewegungen nach Deutschland

15 Die wenigen Möglichkeiten von familieninternen Raumgrenzen sind leicht zu erkennen und als Sonderfälle zu begreifen. Kinder können sich in ihre Zimmer zurückziehen und so ihren Eltern zu verstehen geben, dass es sie nichts angeht.

16 Mehr Details über die Zadruga und ihre Stellung in der Gesellschaft finden sich in der Ethnografie von Halpern und Kerewsky Halpern (1972), im Sammelband von Byrnes (1976) oder bei Todorova (1989), die den Begriff ob seiner ideologischen Vergangenheit kritisiert.

17 Oftmals gleichen Berichte über Migrantenfamilien modernen Verlusterzählungen. Der kulturalistische Beigeschmack in Bezug auf Migration, Ehe und Familie ist nicht zufällig, denn auch der Gesetzgeber begründet seine Entscheidungen im Modus Kultur. So verbot Frankreich die Polygamie und beschrieb diesen Akt in der

und zu einer Zeit als Remigration noch eine übliche Option für die Mehrheit war, zeigten Migrantenfamilien aus Jugoslawien im Vergleich zu anderen ‚Gastarbeitern‘ überdurchschnittlich hohe transnationale Strukturen. Nur rund 23 Prozent der jugoslawischen Familien waren in den 1970er Jahren vollständig in Deutschland, rund 75 Prozent der in Migrantenfamilien vorhandenen Kinder lebten in der Heimat und wurden dort von nahen Familienangehörigen erzogen (Pusić 1983b: 42). Auch war ein hoher Anteil an alleinlebenden (und allein migrierten!) Frauen zu verzeichnen. Sollte es der Fall gewesen sein, dass Ehepartnerinnen oder -partner zurückgelassen wurden, dann war eine hohe Scheidungsquote (ca. 10 Prozent aller Ehepaare) zu verzeichnen (vgl. Stölting 1980: 33; Pusić 1983b: 42). Männer hatten sich offensichtlich, und wahrscheinlich notgedrungen häufiger, damit arrangiert, dauerhaft allein in Deutschland zu leben, während ihre Familien in Jugoslawien blieben. Belletristisch ist die Lebensform tragisch-traurig von Marica Bodrožić beschrieben worden:

„Mein Onkel Joseph ist ein einsamer Mann. Seine Frau Maša lebt mit den Kindern in Slavonien und läßt nur von sich hören, wenn sie Geld braucht. Dann piepst und säuselt sie in die Telefonröhre und schickt Küsse via Expressbrief. [...] Andjela, die jüngste Tochter des Onkels kam eines Tages nach Deutschland [...] und wollte sich davon überzeugen, ob das Zimmer wirklich so klein war, wie er es in seinem Kummer oft beschrieben hatte, einem Kummer, den man seitens der Familie für hochgegriffene Schauspielerlei hielt. Mein Onkel warf sie raus und klagte die Sonne, den Himmel und das Meer für die Strafen an, die man ihm auferlegt hatte. Er beschloß, nie wieder an seine slavonische Madame zu denken.“ (Bodrožić 2002: 24ff.)

Bildungsentscheidungen in der Familie

Auf einem abstrakten Niveau zu zeigen, dass im sozialen System Familie Kommunikationsfrequenzen und -formen nicht aber nationale Grenzen das Hauptproblem darstellen, ist eine Betrachtungsweise, die in Ermangelung von Literatur nicht weiter ausgeführt werden konnte. Im engen Zusammenhang mit der Familie und als Indikator der abstrakten Ausführungen stehen Bildungsentscheidungen für die Kinder. Dabei ist zu notieren, dass in den 1970er Jahren bis zu 75 Prozent der Kinder von jugoslawischen Arbeitsmigranten nicht in Deutschland, sondern in Jugoslawien lebten und dort zu Schule gingen. Warum entschieden Arbeitsmigranten mehrheitlich, ihre Kinder in die Obhut nur eines Ehepartners oder in die von nahen Verwandten zu geben?

Die erste naive Antwort lautet, dass die Arbeitsmigranten eine zügige und friktionslose Rückkehr anstrebten und ihre Kinder mit den Mühen der Migration nicht belasten wollten. Zudem wurde das jugoslawische Schulsystem im Vergleich zu anderen Anwerbeländern qualitativ höher eingestuft, sodass das Ver-

Semantik des aufgeklärten Westens und der Menschenrechte. Der latente, aber doch eigentliche Effekt ist die massive Einschränkung des Familiennachzugs.

trauen in eine gute Ausbildung gegeben war. In Relation zu Deutschland hieß es, dass die Kinder in Jugoslawien blieben, „weil die schulische Entwicklung der Kinder in der Bundesrepublik nicht erfolgsversprechend organisiert werden“ konnte (Pusić 1983b: 42). Es war auch hilfreich, dass Jugoslawien eine Reintegrationspolitik betrieb und versuchte, die durch die Migration hervorgerufenen Friktionen gering zu halten (vgl. Baletić 1982).

Gleichzeitig begann Jugoslawien mit dem Aufbau eines Schulnetzes in Deutschland, welches dem jugoslawischen so ähnlich war, dass im Falle einer Migration kein Schulsystemwechsel erforderlich war, sondern der Schulwechsel im Idealfall einem ‚einfachen‘ Wechsel glich. Die Extension jugoslawischer Standards nach Deutschland hatte allerdings den entscheidenden Nachteil, dass der Übergang von der jugoslawischen Schule in eine deutsche migrationsähnliche Umstellungen erforderte. Denn in der jugoslawischen ‚Achtjahresschule‘ entschied man sich erst nach acht Jahren, ob man aufs Gymnasium, eine Fachmittelschule oder eine Berufsschule gehen wollte. So ein Übergang war und ist in Deutschland aber nicht vorgesehen. Schüler wurden mit dem Abschluss der Achtjahresschule als Hauptschüler eingestuft, sodass eine Eingliederung in das dreigliedrige deutsche Schulsystem mit 15 Jahren trotz Sonderregelungen tückisch war (vgl. Haberl/Bach 1977: 172; Džambo/Haberl 1982: 42). Diese Achtjahresschulen gab es in größeren Städten bis in die frühen 1990er Jahre hinein, ehe der Zerfall Jugoslawiens, ein zurückgehendes Interesse seitens der Migranten und die erwähnten strukturellen Probleme dieser Schulform ein Ende setzten.

In Städten ohne jugoslawische Schulen oder für Kinder und Jugendliche, die nicht auf eine solche gingen, gab es das Angebot des muttersprachlichen Zusatzunterrichts¹⁸, dessen Hauptziel die Sprachvermittlung und darüber vermittelt eine erfolgreiche Reintegration war und noch ist. Neben dem Sprachunterricht wurde Wert auf Heimatkunde gelegt. Die zwölf thematischen Einheiten des Unterrichts, denen in Deutschland gefolgt wurde, vermitteln einen Eindruck:

1. Mein Heimatland Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien
2. Sozialistische Republik und Sozialistische Autonome Provinzen
3. Meine Heimatrepublik/Provinz
4. Genosse Tito – ein Kämpfer im Krieg und Frieden
5. Tag der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien
6. Tag der Kinderfreude
7. Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien heute
8. Frau und Mann in jugoslawischer Gesellschaft
9. Kulturreichtum der Völker und Völkerschaften der SFRJ (die wichtigsten Kunstwerke und kulturgeschichtliche Denkmäler)
10. Leben und Arbeiten der Werktätigen in jugoslawischen Arbeitskollektiven

18 Die Unterrichtsbezeichnung variiert. Strittig ist zudem, ob tatsächliche eine ‚Muttersprache‘ gelehrt wird oder nicht viel mehr eine Nationalsprache inklusive der formalen Register (vgl. Maas 2005).

11. Die Sommerferien in meinem Heimatland
12. Mein Leben im Aufnahmenland (Bedekovic 1983: 47)

Vermutlich war dieser Unterricht ‚jugoslawischer‘ als der Unterricht in Jugoslawien. Denn in Jugoslawien besaßen die Republiken seit 1959 das Recht zur Unterrichtsgestaltung, das lediglich von einem Lehrplan auf Bundesebene gerahmt wurde (vgl. Haberl/Bach 1977: 176). Im Ausland wäre eine republikanische Gliederung unpraktikabel gewesen, sodass der ‚Auslandslehrplan‘ auf Bundesebene entwickelt wurde. Die oben zitierten Themen mögen in ihrer Formulierung antiquiert und angestaubt erscheinen, doch interessanter sind die dahinter stehenden Interessen: Es ging darum, dass die Kinder und Jugendlichen durch den Unterricht ihre nationale Identität bewahren und eine *Reintegration* in das Gesellschafts- und Bildungssystem Jugoslawiens erleichtert werden sollte. Und *Integration* meint vor allem eine Einschränkung von Freiheitsgraden, denn es ging um eine feste Einbindung der Migranten in genau einem nationalen Kontext. Wie erfolgreich das war, lässt sich aus der Literatur heraus nicht beantworten. Individuelle Biografien sind den Daten erst recht nicht zu entnehmen, weil es meist um Durchschnittswerte in der Tradition der soziologischen Ungleichheitsforschung ging. Bereits 1975 wurde registriert, dass die Bildungsabschlüsse der ‚Gastarbeiterkinder‘ in Deutschland allgemein unterdurchschnittlich waren, trotz der immer wieder festzustellenden hohen Bildungsaspirationen (Stölting 1980: 6; Mihelić 1984: 34). Wenig erfreulicher ist die Antwort auf die Frage nach der Sprachkompetenz der Kinder und Jugendlichen. Stojanovic (1983) bemerkte, dass die Zweisprachigkeit der jugoslawischen Kinder in der BRD nicht gut ausgeprägt war und machte dafür in Teilen die Sonderstellung des Sprachunterrichts verantwortlich. Früher wie heute zeichnet sich der Sprachunterricht dadurch aus, dass die ‚Ausländerkinder‘ am Nachmittag zum Extradienst in die Schule kommen müssen und sich mit den dort erworbenen Sprachkenntnissen vielleicht ein Lob von Eltern und Großeltern erhaschen können. Im Zeugnis gibt es eine kleine Würdigung. Ansonsten können sie innerlich über Gratifikationsaufschub und Randpositionen im deutschen Multikulturalismus sinnieren.

Die zweite wichtige Forschungsfrage, die im Spannungsfeld von Familie, Bi-lokalität und Bildung gestellt wurde, zielte auf mögliche Schäden und Probleme bei Kindern und Jugendlichen. Im Ergebnis sind keine einheitlichen Resultate zu erkennen (vgl. Anić/Pavlinić-Wolf 1986). Ob es nun besser ist, mit den Eltern zu migrieren oder bei Verwandten zu bleiben, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Einmal weisen „besonders die ‚Großelternkinder‘ persönliche und schulische Schädigungen auf“ (Stölting 1980: 33). Ein anderes Mal wird der Schluss gezogen, dass die Remigration von bereits in Deutschland beschulten Kindern mit „größten Schwierigkeiten“ verbunden sei, da ihnen die „Werte“ der elterlichen Heimat unbekannt seien (Baučić in: Stölting 1980: 34). Den Studien gemein ist jedoch die Auffassung, dass Migration und Schule ein Problem ist, wobei Migration als die störende Variable betrachtet wird.

Der Zerfall Jugoslawiens und die Bedeutung für Migranten

Der Prozess der Familienzusammenführung war gegen Ende der 1980er Jahre weit vorangeschritten und auch sonst war etwas Ruhe in die Migrationsbewegungen eingekehrt. Der Integrationsprozess in Deutschland und anderen Zielländern hätte in der Erfolgsspur bleiben können und auch viele Rückkehrpläne waren realistisch. Doch das kriegerische Auseinanderbrechen Jugoslawiens durchkreuzte vielfach die Pläne. Der Zerfall zwang praktisch jeden sich neu zu positionieren und die Lebensplanung neu zu justieren. Mal war die Zwangsauflösung eines Bankkontos, mal die Zerstörung des Eigenheims, mal der Tod von Verwandten der Auslöser für diese Neupositionierung. Ein anderes Mal waren es Migranten selbst, die aktiv Einfluss auf die Kriege nahmen. Der Zerfall Jugoslawiens und die Kriegsverläufe wurden bereits umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet (dazu z. B. Ramet 1996; Silber/Little 1996; Meier 1999). Sie müssen hier nicht ausführlich wiederholt werden, zumal ohnehin nicht jedes Kriegsereignis für jeden relevant gewesen ist. Die großen Züge des Zerfalls und insbesondere die Reaktionen im Westen sind aber sehr wohl von Belang. Deshalb sollen nun *erstens* die wichtigsten Zerfallsgründe in Erinnerung gerufen werden. Daran schließt *zweitens* eine Beschreibung des Kriegsverlaufs und der Flüchtlingsthematik an. Weil der Balkan in diesen Zeitraum nicht zufällig wieder als Sinnbild des Zerfalls herhalten musste, wird *drittens* der Versuch unternommen, das Verhältnis zwischen dem Balkan und seiner Umwelt im Rahmen einer Alter-Ego-Dynamik zu begreifen. Dieses einfache Erklärungsmodell hilft nicht nur zu verstehen, weshalb sich des Balkans pejorativer Beigeschmack wieder entfaltete, sondern es vermittelt auch Einsichten in migrante Identitätskonstruktionen. Der *vierte* Teil gibt Antwort auf das westliche Überraschungsmoment in der Frage ‚Wer waren die Jugoslawen?‘.

Jugoslawiens Ende

Die Auflösung der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien hatte ihre Gründe in verschiedenen politischen, ökonomischen, rechtlichen, religiösen, erzieherischen und anderen sozialen Entscheidungen und Entwicklungen. Rückblickend fällt es leicht zu erkennen, dass es dem zweiten Jugoslawien in seiner kurzen Geschichte nicht gelang, eine Reihe von Entwicklungen so zu beeinflussen, dass es als Staat hätte überleben können. Es war hervorgegangen aus der Partisanenbewegung im Zweiten Weltkrieg, die sich um den charismatischen Führer Tito scharte und den Machtanspruch darauf zurückführte, dass es ihr gelungen war, sich gegen die deutschen Besatzer und die Ustascha sowie gegen die Tschetniks durchzusetzen. Und dies ohne Hilfe der russischen oder US-amerikanischen Armeen. Der heroische Gründungsmythos vermochte die traumatischen Ereignisse während und nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings nicht zu verdecken.

Zu tief hatten sich die Geschehnisse in die Erinnerungen eingeschrieben, als dass der Mythos und die jugoslawische Einheit sie hätten ausradieren können. Einen Diskussionsraum, um die Kämpfe zwischen Partisanen, Tschetniks und den Anhängern der Ustascha zu thematisieren, gab es aber nicht. Eventuelle Gräueltaten wurden einseitig betrachtet. Und mit der Unterdrückung einer Vergangenheitsbewältigung bildete sich sogleich der geistige Nährboden für den Fortbestand von ethnischen Vorurteilen. Aufkommende nationalistische Bewegungen stellten regelmäßig eine Bedrohung der jugoslawischen Einheit dar und wurden, wie zum Beispiel der ‚Kroatische Frühling‘ 1971, mit harter Hand zum Schweigen gebracht. All diese Entwicklungen zeigten wiederholt, dass entgegen Titos damaligen Behauptungen die nationale Frage gelöst zu haben, sich Konflikte immer wieder entlang nationaler Grenzen artikulierten (vgl. Jakir 2001: 318). Erst 1978 kam Tito auf die Frage nach seinem größten politischen Misserfolg zu dem treffenden Schluss, dass er beim Versuch, „die Völker Jugoslawiens zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammenzubringen“, kein Glück hatte (Meier 1999: 11). In kleinen und großen Krisen zeigte sich, dass die Ideen des Jugoslawismus nur von „einer schmalen Intellektuellenschicht“ vertreten wurden und niemals in den Dörfern und deren Erzählungen ankamen (Jakir 2001: 315). Das bedeutet nicht, dass anderswo die nationalen Bewegungen keine intellektuell-elitäre Erfindung gewesen und nicht von ‚oben‘ nach ‚unten‘ durchgedrückt worden wären, doch anderswo kamen sie an und hatten Bestand.¹⁹

Zu den nationalen Ressentiments, die politisch oder in sozialen Bewegungen leicht zu verwerten waren, kamen staatsrechtliche Schwächen. Speziell die Verfassung von 1974 war so konstruiert, dass sie in den entscheidenden Situationen, konkret bei nicht vorhandenem Interesse an einer Einheit, dieselbige nicht garantieren konnte. Den einzelnen Republiken gewährte sie umfassende Vetorechte, von denen diese zuletzt regelmäßig Gebrauch machten und Jugoslawien handlungsunfähig werden ließen. Im Zerfallsprozess schaukelten sich die Staaten gegenseitig hoch. Die wirtschaftlichen Disparitäten, die von einem steilen Wohlstandsgefälle von Nordwest nach Südost gezeichnet waren, stellten jede zukünftige Einheit fundamental in Frage, weil selbst hohe Investitionsprogramme in den vorangegangenen Dekaden die Disparitäten kaum verringern konnten. Disparitäten, die durch asymmetrische auf Serbien zulaufende Machtbeziehungen konterkariert wurden. Die tiefgreifende ökonomische Krise der 1980er Jahre, mit steigenden Arbeitslosenzahlen, Hyperinflation und sinkenden Realeinkommen, beschleunigte die Skepsis. Slowenien und Serbien brachen beispielsweise einen

19 Für das ‚Nicht-Ankommen‘ der jugoslawischen Identität im Falle derjenigen, die sich zum Islam bekannten siehe auch Babuna (2004) oder Sorabji (1995). Auch in den postjugoslawischen Nationalstaaten reicht die Macht des Zentrums nicht immer in die Peripherie: Zagrebs Macht endet in der ländlichen Krajina, wenn es darum geht, die Rückkehr der serbischen Bevölkerung in die Gebiete zu sichern – ohne die Zustimmung der Lokalbevölkerung ist dort kein Staat zu machen (vgl. Swartz 2003).

Wirtschaftsstreit vom Zaun und erhoben gegenseitig Zölle auf ihre Importe. Keine gute Ausgangsposition zu just dem Zeitpunkt, als die sozialistischen Diktaturen Osteuropas von einem Demokratisierungsschub erfasst wurden und zusammenbrachen. Ihr Wegfall brachte Jugoslawien zugleich um die Sonderstellung als blockfreier Staat. Denn Blockfreiheit – als dritter Wert – stiftet nur in einer bipolaren Welt Sinn.

Während also alte Identitätsmatrices wegbrachen, wurden andere Trennlinien reaktualisiert. Diese wurden historisch, linguistisch, religiös, ethnisch, national, geografisch oder kulturell legitimiert. Ein Konflikt, den nationalistische Politiker für sich zu nutzen wussten (vgl. Vladisavljevic 2004). Aber auch im Ausland lebende Staatsbürger beeinflussten den Zerfall.²⁰ Die Reaktualisierung von Trennlinien und die Kommunikation über Nation, Religion, Kultur oder Heimat lieferten dann die Skripte zum Töten und Morden, deren ganze Tragik darin bestand, dass sich nicht bloß Menschen entzweiten, die sich hassten, sondern auch die, die sich einst liebten.

Krieg, Flüchtlinge und Migration

Die territoriale Gliederung in die Republiken Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro und Mazedonien sowie – historisch variierend – in die beiden autonomen Provinzen Kosovo und Vojvodina, war nur selten mit anderen wichtigen Grenzen innerhalb des Staates kongruent. Die Feststellung, dass zusätzlich *wenigstens* nationale, linguistische und religiöse Trennungen zu beachten sind, darf nicht mit den Kriegsgründen verwechselt werden, macht aber auf Schwierigkeiten im Neuordnungsprozess aufmerksam. Die letzte Volkszählung aus dem Jahr 1991 verdient daher große Beachtung. Sie vermittelt einen Eindruck von den internen Größenverhältnissen und den Verteilungen der einzelnen Gruppen in den Republiken.

20 Die Forschungen über den Einfluss von im Ausland lebenden Bürgern Jugoslawiens auf den Zerfall sind disparat und kommen nicht über den Charakter von Fallstudien hinaus; für Kroaten in den USA siehe Djuric (2003).

Tabelle 2: Die ‚nationale‘ Bevölkerungsstruktur Jugoslawiens, 1991 (Roux 1995: 36, 40)

Die ‚nationale‘ Bevölkerungsstruktur Jugoslawiens nach Republiken und Provinzen, 1991										
	Bevölkerung (in Tsd.)		Bosnien- Herzegowina	Montenegro	Kroatien	Mazedonien	Slowenien	Serbien	Kosovo	Vojvodina
Insgesamt (in Tsd.)	23.528		4.365	615	4.784	2.034	1.963	5.809	1.965	2.014
		in %	in %	in %	in %	in %	in %	in %	in %	in %
Nationen										
Serben	8.527	36,2	31,4	9,3	12,2	2,2	2,4	87,3	10,0	57,3
Kroaten	4.637	19,7	17,3	1,0	77,9		2,7			3,7
Muslime	2.353	10,0	43,7	14,6	1,0	2,1	1,4	3,0	2,9	
Slowenen	1.760	7,5					87,6			
Mazedonier	1.372	5,8				64,6				
Montenegriner	539	2,3		61,8				1,3	1,0	2,1
Nationalitäten										
Albaner	2.178	9,3		6,6		21,1		1,3	82,2	
Ungarn	379	1,6								16,9
Roma	210	0,9				2,7		1,2	2,2	1,2
Türken	110	0,5				4,8				
Slowaken	730	3,1								3,2
Rumänen	430	1,8								1,9
Jugoslawen	710	3,0	5,5	4,2	2,2			2,5		8,4

Die leichten Differenzen in den Summen ergeben sich aus der Vorläufigkeit der Ergebnisse. Die eigentliche Einteilung in Nationen und Nationalitäten entspricht den Vorgaben des staatlichen jugoslawischen Zensus, innerhalb derer man sich selbst bezeichnen konnte.

In den freien Wahlen 1990 setzten sich national gesinnte Parteien, zum Teil mit Unabhängigkeitsansprüchen, durch. Am 25.6.1991 verkündeten Slowenien und Kroatien ihre Unabhängigkeit. Milošević befahl seinen Panzergenerälen in die slowenische Hauptstadt Ljubljana einzurücken, um Sloweniens Unabhängigkeit zu beenden. Dies misslang jedoch. Slowenien konnte glimpflich aus Jugoslawien ausscheiden und sich zum stabilen Land entwickeln. Nicht zuletzt deshalb, weil die Minderheitensituation in Slowenien eindeutiger als in Kroatien war und Kroatien als Puffer zu Serbien wirkte. In Kroatien begann der erste Erbfolgekrieg. Der Westen, hier besonders die Europäische Gemeinschaft (EG) und ihre Einzelstaaten sowie die UNO, spielten während des Zerfalls keine geschickte Rolle. Man stritt über die Frage, wie das international anerkannte Recht auf Selbstbestimmung der Völker im konkreten Fall angewandt werden sollte: Galt es die Integrität Jugoslawiens anzuerkennen und die Konflikte nachfolgend als interne Konflikte eines souveränen Staates zu betrachten, in die man sich nicht einmischen dürfe *oder* war die Auflösung bereits soweit vorangeschritten, dass die sechs Teilrepubliken als selbstständige Völkerrechtssubjekte zu betrachten waren und eventuell militärisch Beistand zu leisten wäre. Deutschland tendierte bekanntlich zu der letzten Position und drängte die EG 1991 zur Anerkennung der Teilrepubliken. Doch Einigkeit darüber herrschte nicht. Ja noch heute findet sich vor allem in angelsächsischen und französischen Diskussionen der Allgmeinplatz, dass Deutschlands verfrühte Anerkennung Sloweniens und Kroatiens an

der Katastrophe mitschuldig sei.²¹ Auch andere Positionen waren uneinheitlich. So lockte die EG mit der Möglichkeit des Beitritts, deutete aber zugleich an, dass dies angesichts der ökonomischen Lage der südlichen Republiken derzeit nicht möglich sei – kaum vorstellbar, dass angesichts der bekannten Fissuren die Sezession nicht zur Versuchung des Nordens werden sollte.²²

Der EG war die eigene Zerrissenheit in dieser Frage bewusst, aber man wollte das eigene Schicksal nicht an diese Frage binden. Stellvertretend für viele steht die Beschreibung Roland Dumas' bezüglich Mitterands Hauptmotiv: „Der Zusammenbruch Jugoslawiens ist ein Drama, der der Gemeinschaft wäre eine Katastrophe“ (Dumas in: Hatschikjan 2001: 19). Mit der Politik des Abwartens versuchte die EG das Re-entry der Kriterien mit denen sie den Balkan beurteilte zu vermeiden. Dies hätte zu der paradoxen Erkenntnis ihrer eigenen Fragmentierung geführt. Mit anderen Worten: Die EG als Einheit hat die Balkanisierung, das heißt die Zersplitterung beklagt und sich mit diesem Kriterium vom südosteuropäischen ‚Pulverfass‘ abzugrenzen versucht. Das Re-entry der Kritikform (Einheit|Zersplitterung) in die Form (EG|Balkan) hätte die eigene Zersplitterung verdeutlicht.²³ Im Sinne der Einheitserhaltung der EG tat man besser daran, sich nicht zu entscheiden. Jugoslawien schlitterte ungebremst in die schwersten Kriege, die Europa nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte und die EG suchte tendenziell Rettung in traditionellen Vorstellungen von ethnisch homogenen Nationalstaaten.

Während Slowenien relativ friedlich aus Jugoslawien ausschied und gemeinsam mit Kroatien am 15.1.1992 von den EU-Mitgliedsländern völkerrechtlich anerkannt wurde, kam es in Kroatien zum Krieg, der über 10.000 Tote fordern sollte. Die große Minderheit der Serben fürchtete um ihre Sicherheit. Deshalb und aufgrund nationalistischer Bewegungen erklärten die in der kroatischen Krajina lebenden Serben ihre Unabhängigkeit. In der ersten Phase bis Januar 1992 kam es dort, im Grenzsaum zu Bosnien-Herzegowina, ebenso wie im östlichen Slawonien, an der Grenze zu Serbien, zu umfangreichen Vertreibungen von 300.000 dort lebenden Kroaten. Aus den übrigen Landesteilen Kroatiens flohen

21 Diese Argumentation vergisst, dass auch die Briten kriegsentscheidendes Gerät an Slowenien lieferten (vgl. Zgaga/Barnett 2000).

22 Vgl. vollkommen konträr zu dieser Meinung (die zumindest in der Tendenz mehrheitlich geteilt wird), aber nicht minder interessant die Interpretation von Conversi (2000). Conversi argumentiert, dass der Zerfall nicht im Sinne einer Exit-Strategie der Republiken gelesen werden sollte, sondern die Sezession vom Zentrum, das heißt von Belgrad aus betrieben wurde. Vier Gründe sprächen für die Sichtweise: 1) Serbien attackierte den existierenden Staat; 2) Die Argumentation basierte nicht auf der Verfassung; 3) Ethnische Identität und Einheit der Serben wurden zuerst betont und 4) es wurde eine organische und homogene serbische Identität postuliert.

23 Die Angst vor solchen Re-entries erklärt auch die Sorge der Sekretärin des Europäischen Rates Catherine Lalumière. Den formal guten Minderheitenschutz in Slowenien wertete sie als zu umfassend und befürchtete, dass hier ein Präzedenzfall für andere Minderheiten in Europa geschaffen werde (vgl. Gosar 1996: 199f.). Wie auch immer es die Staaten machen, es der EG/EU Recht zu machen, ist nicht einfach.

200.000 Serben. Serben und Kroaten blieben aber mehrheitlich innerhalb der ehemaligen jugoslawischen Grenzen. Die nationale Selektion und Sortierung bei der Flucht und bei der Wahl des Ziellandes wurde als ‚ethnische Privilegierung‘ bezeichnet, obwohl sich das privilegierende Moment nur im Vergleich zu anderen Flüchtlingen und deren Aufnahme erschließt, aber mit dem positiven Beiklang keineswegs die Fluchtumstände gemeint sind (vgl. Brubaker 1998; Čapo Žmegač 2005a). Lediglich 80.000 Personen flüchteten ins ‚nicht-jugoslawische‘ Ausland. Die meisten davon zu Verwandten und Bekannten, die im Rahmen der jugoslawischen Arbeitsmigration zuvor migriert waren. Obgleich von diesen Flüchtlingen ein großer Teil wieder nach Kroatien zurückkehrte, beschleunigte sich die Familienzusammenführung von transnationalen Familien aus dem Kontext der Arbeitsmigration (vgl. die Hinweise dazu bei Crisp 1999; Janjic 1997; Markovic/Manderson 2000; Mihok 2001).

Im Jahr 1992 beruhigte sich die Entwicklung in der ‚Serbischen Republik Krajina‘, doch ihr ökonomischer Zustand war verheerend. Ihr Überleben hing vom entfernten Serbien ab, das der Republik aber überdrüssig wurde. Erst 1995 gelang den Kroaten die Rückeroberung der Territorien. Diesmal flohen zwischen 150.000 und 200.000 Serben mehrheitlich nach Serbien. Bis 2003 kehrten von den insgesamt 350.000 aus Kroatien geflohenen Serben weniger als 100.000 zurück. Die Umsetzung des Rechts auf Rückkehr ist schwierig, weil lokale und nationale Regelungen in Kroatien große Hürden aufbauen und die Ressentiments gegenüber Serben groß sind. Der Anteil der serbischen Bevölkerung Kroatiens fiel von 12,2 Prozent 1991 auf 4,5 Prozent im Jahr 2001. Weil es sich dabei meist um Ältere handelt, selten aber um Familien mit Kindern, ist zu erwarten, dass der Anteil in den nächsten beiden Dekaden weiter abnehmen wird und die serbische Bevölkerung in Kroatien verschwinden wird.

In Bosnien-Herzegowina hatte sich die Lage seit Anfang des Jahres 1992 zugespitzt. Nicht zuletzt durch westliche Signale bestärkt, fand am 1.3.1992 ein Referendum über die Unabhängigkeit statt, in dem bosnische Muslime und Kroaten mehrheitlich für die Unabhängigkeit stimmten, hingegen die Serben die Abstimmung boykottieren. Am 6.4.1992 wurde die Republik Bosnien-Herzegowina von den USA und den EU-Mitgliedstaaten anerkannt. Daraufhin versuchten bosnische Serben und ein Jahr später auch bosnische Kroaten große Landesteile unter ihre Kontrolle zu bringen, um sie entweder an Serbien oder Kroatien anzubinden. Die jeweiligen Minderheiten in den Gebieten wurden vertrieben. Von 1992 bis 1995 starben nach Angaben der ‚International Helsinki Federation for Human Rights‘ (IHF) über 160.000 Menschen im Krieg. Etwa 2,5 Millionen Menschen mussten flüchten. Davon blieben 600.000 Flüchtlinge innerhalb Bosnien-Herzegowinas, weitere 600.000 im Staatsgebiet des ehemaligen Jugoslawiens und 1,3 Millionen Menschen flohen über die Grenzen des ehemaligen Jugoslawiens hinaus. Zwar waren es die Nachbarländer, die den Großteil der Fluchtfolgen zu tragen hatten, doch zum ersten Mal kam es im westlichen Aus-

land zu einem spürbaren Anstieg der Flüchtlingszahlen vom Balkan und das Thema wurde zu einem europäischen Politikum.

Bei den Friedensverhandlungen und auf der politischen Agenda in den Zieländern hatte die Rückkehr der Flüchtlinge eine hohe Priorität. Im September 2004 konnte der UNHCR jedoch lediglich die Rückkehr von insgesamt einer Million Menschen verkünden. 1,5 Millionen Menschen konnten oder wollten also bis dahin nicht zurückkehren. Außerhalb der ex-jugoslawischen Grenzen verfolgte insbesondere Deutschland eine rigorose Rückkehrpolitik. Nachdem es zuvor die meisten Flüchtlinge aufgenommen hatte, wurden ab 1997 die Flüchtlinge zur Ausreise gedrängt und auch in Regionen abgeschoben, in denen die entsprechende Person in der Minderheit war. Nichtsdestotrotz lebten 2003 nach UNHCR-Angaben noch 39.688 Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina in Deutschland. Ein großer Teil von ihnen durfte allerdings nur aufgrund schwerer Traumata in Deutschland bleiben. Weil die Rückkehrquoten in anderen Ländern deutlich unterhalb der deutschen Quote lagen, hat sich der exzeptionell hohe Beitrag Deutschlands zur Notlinderung dem Durchschnittswert angenähert. Zudem ist bemerkenswert, dass diejenigen, die in Deutschland Schutz fanden, nicht vollständig nach Bosnien-Herzegowina zurückkehrten, sondern sich andere Ziele suchten – wenigstens 20.000 von ihnen zogen zum Beispiel in die USA, wo 2003 61.834 bosnische Flüchtlinge lebten. Erneut kam es zu einer positiven Selektion.

Während der Krieg in Bosnien-Herzegowina mit einem Friedensabkommen beendet wurde, dräute der nächste Konflikt weiter südlich. Bereits am 28.3.1989 hatte Serbien den autonomen Status der Provinz Kosovo, gemeinsam mit dem der Vojvodina, aufgehoben. Seitdem verschlechterte sich die soziale Lage für die Kosovo-Albaner und die Berichte über Menschenrechtsverletzungen häuften sich. Dennoch verhielt sich die internationale Gemeinschaft bis 1998 ausgesprochen passiv. Weder wurden die wenigen diplomatischen Vorstöße mit Nachdruck betrieben, noch fanden die friedlichen Protestbewegungen im Kosovo nennenswerte internationale Unterstützung. Für die Zuspitzung der Krise wie auch für den späteren Integrationsverlauf ist es bedeutend, dass den Kosovo-Albanern die Zugänge zu zentralen Einrichtungen zunehmend verwehrt wurden. Das serbische Regime schuf ein Apartheidsystem, welches die Kosovo-Albaner von Modernisierungsprozessen ausschloss. Als Reaktion darauf begannen die Kosovo-Albaner mit dem Aufbau von umfassenden Parallelstrukturen, doch die durch das serbische Regime bedingten Exklusionsfolgen konnten sie nicht kompensieren. So sanken die Teilnahmezahlen der Kosovo-Albaner in Schulen und Universitäten binnen weniger Jahre um bis zu 50 Prozent. Ein anderer Indikator für diese Verschlechterungen ist die steigende Zahl der Asylanträge von Menschen aus Jugoslawien zwischen 1995 und 1997: Allein in den EU-Mitgliedstaaten wurden wenigstens 114.430 Asylanträge von ‚Jugoslawen‘ registriert – Schätzungen zufolge dürften 90 Prozent davon Kosovo-Albaner gewesen sein. Im Kosovo selbst kam es zur Militarisierung des Konfliktes und die Befreiungsarmee ‚Ushtria Çlirimtare e Kosovës‘ (UÇK) intensivierte ihre Aktivitäten. Das Geld dafür und

im Extremfall auch die Soldaten kam von Exilanten in Deutschland, der Schweiz, Großbritannien, Belgien, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern. Während die UÇK mit ihrem Guerillakrieg die internationale Einmischung provozierte, reagierten zunächst nur die serbischen Kräfte schnell und brutal. Nach Angaben der ‚Independent International Commission on Kosovo‘ (2000) wurden in der Zeit von Februar 1998 bis September 1998 etwa 1.000 Zivilisten ermordet und 400.000 der knapp zwei Millionen Bewohner des Kosovos aus ihren Häusern vertrieben. Die Hälfte dieser Personen blieb im Kosovo und konnte nach dem Holbrooke-Milošević-Abkommen im Oktober 1998 zurückkehren, gleichwohl Serben und UÇK offen von einer Frühlingsoffensive sprachen. Eine Entspannung fand nicht statt und weil auch die internationalen Beobachter im Kosovo daran nichts ändern konnten, entschied sich die NATO zum militärischen Eingreifen. Während der NATO-Luftschläge vom 24.3. bis zum 19.6.1999 starben etwa 10.000 Menschen. Die meisten von ihnen waren Kosovo-Albaner, die von der jugoslawischen Armee getötet wurden. Etwa 900.000 Zivilisten flohen aus dem Kosovo, weitere 600.000 Flüchtlinge blieben innerhalb des Kosovos. Diese Vertreibungen gingen mit Vergewaltigungen, Folterungen, Plünderungen und Erpressungen einher. Die NATO-Luftschläge haben, in Anbetracht der Systematik der serbischen Politik, den Terror nicht provoziert, aber den Rahmen zur Ausübung geschaffen.

Weil das Flüchtlingsproblem im Wesentlichen als ein politisches Gestaltungsproblem gesehen wurde, reflektierten insbesondere Politologen und Rechtswissenschaftler das Thema. Dabei erfuhren der europäische Einigungsprozess und die Frage der Lastenverteilung besondere Aufmerksamkeit (vgl. van Selm 2000). Diesem politischen Streit über die Lasten der Flüchtlingsaufnahme stand ein bemerkenswertes zivilgesellschaftliches Engagement in Europa gegenüber. In vielen Staaten erklärten sich Bürgerinnen und Bürger zur Aufnahme von Flüchtlingen in ihren Privatwohnungen bereit (vgl. Goeke 2007a). Die Verbindung zwischen Flüchtlingen und Arbeitsmigranten ist allerdings selten thematisiert worden (z. B. Grdešić 1994).

Der Westen und der Balkan – ein Projekt und kein Ort

Bisher kamen die Erklärungs- und Beschreibungsversuche ohne Rückgriff auf besondere balkanische Elemente aus und sie sollten auch in dieser Spur fortfahren. Eine wichtige Frage ist noch zu klären. Wie kam es, dass der Balkan zum *Ort* besonderen Grauens stilisiert wurde? Dass man den Nationalismus dort als böse und blutrünstig erachtete, hingegen Nationalismus im Westen eine Selbstverständlichkeit war? Besonders im Verlauf der 1990er Jahre ist leicht zu erkennen, dass die Konnotationen um den Begriff Balkan negativer wurden. Die metaphorische Rede einer Balkanisierung als Synonym für territoriale Zersplitterungen und Konflikte war da schon über hundert Jahre alt und hatte bereits eine globale Karriere hinter sich. Im Kontext der US-amerikanischen Einwanderungsdis-

kussion hat der Begriff Balkanisierung einen festen Platz sowohl bei der wissenschaftlichen Problembeschreibung als auch bei der massenmedialen und politischen Kommentierung eingenommen (Ellis/Wright 1998). Kam die Metapher nun lediglich wieder zu ihrem Ursprung zurück?

Der Balkan wurde und wird oftmals mit Begriffen konnotiert, die Europa in seiner zivilisatorischen Entwicklung hinter sich gelassen zu haben glaubt. Direkt ist diese Entwicklung in den Kommentaren der Massenmedien, in wissenschaftlichen Abhandlungen, Meinungsumfragen, politischen Statements oder ähnlichem abzulesen. Indirekt wird das pejorative Moment des Balkans in den Bemühungen der Beschriebenen deutlich, wenn sie ihrer Heimat beinahe trotzig beistehen und Gegenargumente anführen – so zum Beispiel Todorovas Buchwidmung: „Meinen Eltern, von denen ich lernte, den Balkan zu lieben, ohne stolz oder beschämt sein zu müssen“ (Todorova 1999: 5). Spätestens seit Edward Saids Buch ‚Orientalism‘ (1978) ist man für die Konstruktionspraktiken von Regionen sensibilisiert. Auch die Rede vom Balkan wurde mehrfach in brillanter und famoser Weise dekonstruiert. Material dazu gibt es reichlich, denn nahezu alle westlichen Geistesgrößen hatten sich abschätzend über den Balkan ausgelassen (vgl. Bakić-Hayden/Hayden 1992; Bakić-Hayden 1995; Todorova 1999; Allcock/Young 2000). Die Geografie hat sich, als Dienstleistung für die Gesellschaft, um wissenschaftliche Abgrenzungskriterien für die Region bemüht – immer mit dem Ziel, eine Einheit von Land, Natur und Staat aufzuzeigen. So habe zum Beispiel der Berliner Geograf August Zeune 1808 den Begriff Balkanhalbeiland (Balkanhalbinsel) eingeführt, weil er annahm, dass der Balkan einen durchgängigen Gebirgszug vom Schwarzen Meer bis Istrien darstelle und sich – analog zur Namensgebung der Pyrenäenhalbinsel – physisch-geografisch als nördliche Abgrenzung der Halbinsel eigne (Redepenning 2002: 11).

Während die Länderkunde heute innerhalb der Geografie mehrheitlich als Negativfolie dient, feiert sie an anderen Orten fröhlichen Urstand und verkürzt die Komplexität der sozialen Systeme in die Region hinein. In der Balkanchronik von Weithmann (2000) wird die Topografie als Erklärung für die politische Zersplitterung verwendet. Kartomanie und Chiromantie nennt Schultz dies treffend (2000: 15f.). Weithmanns Ansicht ist dann auch weit von Zeunes Regionalisierungsbemühungen im 19. Jahrhundert entfernt und der heute üblichen und pejorativen Begriffsverwendung viel näher (vgl. Redepenning 2002: 12). Die Begriffsverschlechterungen lassen die Bemühungen wachsen, genau dort nicht zu sein, wo das Böse vermutet wird. In der Folge entstehen Achsen des ‚Othering‘ (Hall 1997). Jeder versucht, nicht Teil des Balkans zu sein und gleichzeitig darüber zu bestimmen, wer dazu gehört:

„Wo ist der Balkan? Die Kroaten meinen, seine Grenze verlaufe an der Save, die Slowenen glauben, er beginne an der Sotla, während die Österreicher behaupten, die Grenze zum Balkan bilde der Wiener Südbahnhof. Wir aus dem Süden sehen die Einteilung anders, wir glauben, daß dieser Grenzstein sich genau in jedem einzelnen unserer Dörfer

befindet, aber der Wiener Südbahnhof ist auf jeden Fall für uns alle der erste Punkt, von dem aus wir ehrfürchtig durch das uns seit je ferne und unzugängliche Europa der Pracht und der Kultur aufbrechen.“ (Stojić 2000: 26)

Nicht der nuancierte und spitzfindige Disput, ob es sich beim Balkanismus um eine Variation des Orientalismus handelt oder nicht, steht hier im Vordergrund, sondern Mile Stojićs ironische Brechung eines besonderen Sujets: Der Balkan als eine Region des Übergangs, des Transits, des Noch und des Schons. Der Grenzstein in jedem Dorf ist ein immer wiederkehrendes Thema und kann in schier unendlichen Variationen aktualisiert werden. So zum Beispiel, wenn der kroatische Ministerpräsident Iвица Račan anlässlich der Verhandlungen über die EU-Mitgliedschaft betont, dass sein Land kulturell und geografisch im Herzen Europas liege und sich damit gegen die in Brüssel geläufige Verortung Kroatiens auf dem *Westbalkan* wehrt (vgl. Küppers 2003). Ähnliches ist im Verhältnis zwischen Belgrad und Serbien auszumachen. Volcic (2005) rekonstruiert aufschlussreich, wie junge Belgrader Intellektuelle eine urbane Identität konstruieren und dabei den ländlichen Teilen Serbiens den Stempel des Rückstands aufdrücken. Und dieses Problem kann auf die Relation Serbien-Ausland transponiert werden. Drakulić beschreibt die Situation für Serbien: „Wir nehmen den Widerspruch nicht wahr, der darin liegt mit Italien und Österreich leben zu wollen, aber nicht mit Bosnien oder Mazedonien. Wie sollte das aber möglich sein?“ (Drakulić 2003). Stets tritt eine Asymmetrie hervor, weil man sich wenigstens an den letzten Zipfel Europas definiert, aber immer weit weg von angeblichen Nicht-Europäern. Eine Umfrage unter Migrantenjugendlichen in Stockholm spiegelt diese Asymmetrie wider und zeigt die Relevanz für migrante Identitäten auf: Türkische Jugendliche fühlen sich den jugoslawischen Jugendlichen näher als die jugoslawischen den türkischen (Lange 1989: 193). Ob die Trennungen über die Differenz Land|Stadt, Westkirche|Ostkirche, Christen|Nicht-Christen, europäische Muslime|arabische Muslime oder andere hergestellt werden, ist fast unerheblich – immer wird vermittelt: ‚Wir-noch-die-schon-nicht-mehr‘.

Die verschiedenen Konstruktionsweisen des Balkans in ihren Genealogien spielen in dieser Arbeit eine nachgeordnete Rolle. Auch muss nicht gezeigt werden, wie die Dekonstruktionen der Konstruktionen konstruiert sind. Ob zum Beispiel die Struktur von Stereotypen aufgezeigt wird, ob Derridas Weg der Dekonstruktion gegangen wird oder ob die Psychoanalytik bemüht wird. Verblüffend ist, dass am Ende, trotz allen Geschicks, die eine Frage offen bleibt: Wie konnte es kommen, dass das einstige sozialistische Vorzeigeland, welches enger an Westeuropa gebunden war als vielleicht die Deutsche Demokratische Republik, welches als Symbol der kulturellen Zugehörigkeit beim Grand Prix Eurovision de la Chanson mitmachte, ihn 1989 mit Riva sogar für sich entschied und ein Jahr später in Zagreb austrug, wie also dieses Land (und hier ganz beson-

ders Serbien²⁴) zum Paria Europas werden konnte. Die Behauptung, dass der Westen seine negativen Seiten auf den Balkan projiziere oder die Betonung, dass hier jedes Ereignis ein zweites Mal im Modus Kultur gelesen und Kultur dabei erst geschaffen werde, bleiben beide unbefriedigend. Denn so treffend diese Erkenntnisse sind, sie vermögen nicht den Wandlungsprozess erschöpfend zu erhellen, sondern steigern sich in eine Wertung von gut und böse hinein. Der ‚böse‘ deutungsmächtige Westen konstruiert den ‚bösen‘, aber doch eigentlich ‚guten‘, Balkan. Beide sind dann so, wie sie sind. Trotz geschliffener Worte drängt sich damit stets eine Deutung auf, die sich nur schlecht mit konstruktivistischen Grundpositionen verträgt: Immer scheint es, als ob die alten Balkanbilder *aufgrund* der Kriegsereignisse wieder an die Oberfläche gespült und nun noch pejorativer wurden. Mit dieser Deutung torpediert man die Behauptung von der Konstruktion und Erfindung des Balkans als Europas Anderes, weil man eingestehen müsste, dass es die Ereignisse selbst waren, die zur Reaktualisierung zwangen. Todorova, die die Geschichte des Balkans als Europas bequemes Vorurteil beschrieben hat, versucht einen solchen Weg zu gehen, bei der Vorurteile, Stereotypen oder Schemata nur als ‚falsche‘ Deutungen der Realität verstanden werden. Ein Vorgehen, das zwar rührig ist, aber ohne Ontologie nicht auskommt: „Der Balkan hat eine konkrete historische Existenz. Wenn man für den Orient mit dem berühmten Bonmot von Derrida spielen kann: ‚il n’y a pas hors de texte‘, kann die Frage, ob er existiert, für den Balkan gar nicht richtig gestellt werden; die passende Frage ist, ‚qu’est-ce qu’il y a hors de texte?‘“ (Todorova 1999: 29). Warum dieses Kippen zwischen post-ontologischer Konstruktion einerseits und dem Glauben an eine erfassbare Realität andererseits? Aus einer beobachtungstheoretischen Perspektive ist es nicht entscheidend, ob es den Balkan nun gibt oder nicht. In dem Moment, in dem ein Beobachter vom Balkan spricht, existiert der Balkan und es interessiert, welche Strukturen sich an diese Beobachtung anschließen. Wenn Todorova also Derrida umdeutet, weil sie für eine „starke Ontologie“ des Balkans plädiert (ebd.: 261), dann ist das noch immer keine unmittelbare Aussage über eine Realität. Auch ihre Argumentationskette, es gebe den Balkan, weil sich dort so viel Ähnliches ereigne oder weil so viele darüber sprechen, ist kein Argument für den Balkan als erfassbare Realität, sondern nur ein Argument dafür, dass Kommunikation stattgefunden hat, die eine gewisse Konvergenz zum Begriff Balkan hat. Wenn der Balkan sozial relevant wird, dann nur durch Kommunikation. Kommunikation ist aber nicht Balkan, sondern Kommunikation.

Todorovas Engagement für den Balkan in allen Ehren, doch der Dynamik des Auseinanderdriftens ist so nicht beizukommen. Es erscheint sinnvoller, sich auf die Frage zu konzentrieren, wer überhaupt den Balkan kommuniziert. Das heißt die Systemreferenz (Selbst-/Fremdreferenz) ist zu präzisieren. Und es ist zu

24 Vgl. dazu Drakulić (2003) oder die Diskussionen, die der Autor Peter Handke (2002) mit seinen Stellungnahmen für Serbien auslöste.

schauen, welches System *wie* beobachtet. Sobald ein Beobachter benannt wird, bekommt man auch eine Antwort auf die Frage, wer mit der Beobachtung was gewinnt und für wen die Beobachtung wichtig ist. Dabei muss die Systemreferenz nicht einmal im Einzelnen namentlich benannt werden, das wäre ohnehin sehr kompliziert. Es wird im Folgenden ausreichen, die klassische Alter-Ego-Differenz zu verwenden, um die Identifikationsprozesse ebenso wie das Auseinanderdriften von Wahrnehmungen und Beschreibungen zu verstehen. Die Dynamik ist vergleichsweise simpel, aber dadurch nicht weniger tragisch (vgl. Luhmann 1995).

Es mutet also geschickt an, von einem Beziehungssystem zwischen dem Westen und dem Balkan auszugehen. Dank der Eigennamen ist eine Kommunikation über den anderen möglich, gleichwohl die Namen nicht immer trennscharf sind und bei manchen Systemen die Zuordnung schwerfallen wird – grosso modo ist dies aber zu vertreten. Zunächst ereignen sich keine sonderlich bemerkenswerten Dinge. Der Westen mag hochmütig auf den Balkan hinabschauen, er mag dort den Orient vermuten und all seine Stereotype pflegen. Doch die Beziehung bleibt bei aller Asymmetrie stabil und einander wohlwollend, die balkanischen Bilder über den Westen sind ja nicht weniger schematisch-stereotyp. Mit den ersten Schießereien entfaltet sich die verhängnisvolle Dynamik. Der Beobachter Ego (hier pauschal alle Beobachter, die sich dem Westen zurechnen) und der Handelnde Alter (ebenso pauschal alle Handelnden des Balkans) werden die Komplexität der sozialen Systeme unterschiedlich aufeinander beziehen und reduzieren. Handelnde beschreiben ihr Handeln als situativ angepasstes Handeln (selbst die Erkenntnis unangemessen gehandelt zu haben, ist eine Erkenntnis, die auf der Beobachtung der Situation beziehungsweise Umwelt beruht). Bevor man handelt, beobachtet man die Umwelt und überlegt, wie nun zu reagieren sei (man kann das auch ‚agieren‘ nennen, doch es bleibt ein der Beobachtung nachfolgender Schritt). Auch im Extremfall Krieg wird Alter sich auf die Umwelt berufen. Sicher, er wird sich auch selbst beobachten, wird für sich Fragen des Anfangens und Weitermachens zu klären versuchen, wird fragen, wer starrköpfig war und wird vielleicht Dummheiten eingestehen, aber letztendlich gilt ihm sein Handeln als ein *an der Situation ausgerichtetes* Handeln. Je nach Integrationsgrad wird er sich und man ihm unterschiedliche Freiheitsgrade zugestehen. Die Theorie sieht hier keinen Determinismus vor. Während Alter aber seine Umwelt beobachtet, beobachtet Ego bei Alter, wie dieser handelt. Ego wird den Handlungskontext – auf den sich Alter vehement beruft! – dabei vernachlässigen und dazu tendieren nach *stabilen Persönlichkeitsmerkmalen bei Alter* zu suchen, die er Alter attribuieren wird. Wenn sich diese Kommunikation bestätigt und kondensiert, dann wird Alter als der blutige, kriegslüsterne und unzivilisierte Balkan entstehen. Die Komplexität der sozialen Systeme wurde in die Personen hinein reduziert, weil nur so eine Rückbindung an einen Adressaten möglich ist.

Zusammengefasst: Während Alter meint, gemäß der Situation zu handeln, meint Ego bei der Person Persönlichkeit zu erkennen. Während Alter sich auf

Kontext, Unmöglichkeit, Zwang und ähnliche Externalitäten beruft, wird Ego Kultur, Religion und anderes als das Innere Alters beschreiben. Der Prozess der unterschiedlichen Rück- und Zurechnungen ist in vollem Gang und kann in seiner Differenz bereits zum Konflikt führen. Wohlgemerkt: Es werden keine Zwangsläufigkeiten beschrieben. Empathie lässt die Möglichkeit zu, sich in Alters Situation zu versetzen und gedankenexperimentell nach der eigenen Reaktion zu fragen. Aber das geschieht nur selten und so kam es wie es mehrheitlich kam und jeden Tag erneut in Alter-Ego-Beziehungen kommt (vgl. weit entfernt dazu Fuchs 2004: 106ff.; Luhmann 1994 [1982]: 41ff.).

Die oben ausgeführten grundsätzlichen Bemerkungen über Konstruktionsweisen und Produktionsleistungen von Differenzen beginnen erst jetzt zu greifen, quasi nachdem die Dynamik des Auseinanderdriftens und die differenten Attributionsleistungen verstanden worden sind. Eine so verstandene Entzweigungsdynamik will auch ohne voreilige neuerliche Schuldzuweisungen auskommen. Denn schiebe man die Schuld an dem schlechten Image des Balkans dem Westen zu, der hier ein Feindbild, ein Anti-Europa oder ein negatives Anderes konstruiere, dann würde man sich erneut zum Richter über Gut und Böse ernennen und erneut essenzielle Charakteristika im Westen ausmachen und sie ihm attribuieren. Die geschilderte Dynamik hilft nur zu verstehen, wie sich die Kluft zwischen dem Westen und dem Balkan ‚plötzlich‘ so dramatisch weiten konnte. Dass Charakteristika leichter vermittelt werden können, wenn sich der Blick nach hinten wendet, wenn nach historischen Grenzen und Gründen gesucht, wenn die Natur bemüht und wenn Eigenschaften territorialisiert werden, das alles muss dann als je besondere Taktik innerhalb der Alter-Ego-Differenz gesehen werden.

Die Kategorie ‚Jugoslawe‘ und das Überraschungsmoment der Frage ‚Wer waren die Jugoslawen?‘

Nachdem der Entzweigungsprozess verdeutlicht und im Wesentlichen auf gebundene Beobachterpositionen und Attributionsleistungen zurückgeführt wurde, ist noch zu klären, wie die Treffsicherheit der Kategorie ‚Jugoslawe/Jugoslawin‘ verschwand. Ein Verschwinden, das häufig mit dem ‚plötzlichen‘ Aufkommen nationalistischer Bewegungen in Jugoslawien selbst erklärt wurde. So plötzlich wie es schien, war das jedoch nicht. Der Staat Jugoslawien verstand sich von Anfang an als ein Mehr-Nationenstaat (nicht aber als Nationalstaat) und hegte die Hoffnung, dass sich die Nationalismen seiner Völker über die Zeit hinweg verlören und in einer supranationalen Identität der Südslawen mit den Werten eines sozialistischen Internationalismus aufgingen. Im Artikel 1 der Verfassung von 1974 wurde Jugoslawien explizit als eine „Gemeinschaft von gleichberechtigten Nationen und Nationalitäten“ konzipiert und in Artikel 3 wurden die sechs jugoslawischen Republiken als Staaten definiert (vgl. Jakir 2001: 315). Die Bezeichnung Jugoslawien war zunächst weder Ersatz für andere Bezeichnungen noch wollte sie etwas verdrängen. Als identifikativer Bezugspunkt wurde die

Kategorie ‚Jugoslawe‘ erst im *dritten* Nachkriegszensus von 1961 eingeführt und war offiziell für national ungebundene Personen gedacht, als Restkategorie für diejenigen, die in keine andere nationale Kategorie fielen (Sekulic/Massey/Hodson 1994: 84). Der Anteil an Personen, die sich dieser Kategorie zuordneten, lag 1961 bei 1,7 Prozent, 1971 bei 1,3 Prozent, 1981 bei 5,4 Prozent und 1991 bei 3 Prozent (Sekulic/Massey/Hodson 1994: 85; Roux 1995: 40). Am Ende seiner Geschichte befanden sich diese Personen in einer merkwürdigen Situation – als (nationale?) Jugoslawen ohne (nationales?) Jugoslawien: „Ils [les Yougoslaves] n’ont ni leur république ni, par conséquent, leur souveraineté. Sans souveraineté, ils constituent évidemment une minorité nationale. Mais puisqu’ils n’ont pas d’autre Etat que la Yougoslavie, ils sont, en fait, une nation. En tant que nation, ils ont le droit de faire sécession. Cela signifie que les Yougoslaves pourraient, en principe, se séparer de la Yougoslavie“ (Branko Horvat in: Roux 1995: 41).

Vier Gründe können für den moderaten Anstieg der Kategorie ‚Jugoslawe/Jugoslawien‘ bis 1981 ausgemacht werden. Erstens bot die Kategorie für Jüngere die Möglichkeit sich aus den Bindungen ihrer Heimatgemeinden symbolisch zu lösen. Zweitens ist die Attraktivität des charismatischen Führers Tito zu nennen, der mit der jugoslawischen Idee den Widerstand gegen Deutsche, Ustascha und Tschetniks führte und auch der Sowjetunion entsagte. Drittens bot sich im Status Jugoslawe für Minderheiten ein Ausweg aus der Minderheitensituation: Moslems in Bosnien-Herzegowina nutzten dies beispielsweise, um sich nicht den Kroaten oder den Serben zuordnen zu müssen. Viertens bot die Kategorie eine Matrix für Kinder aus sogenannten Mischehen²⁵ (Sekulic/Massey/Hodson 1994; Steindorff 2000). All diese Gründe für die jugoslawische Einheit zu optieren, passten in das Bild von Fortschritt und wurden im Westen so interpretiert und goutiert. Die Verwunderung, die zum Ausdruck kam als in Deutschland lebende Migranten sich ‚auf einmal wieder‘ einer nationalen Identität zuordneten und nationale Symbole zu Schau stellten, ist somit nur zu erklären, indem einerseits die alternativen Selbstidentifikationen nicht zur Kenntnis genommen wurden und andererseits *nur* die jugoslawische Identität als eine an die nationale Segmentierung der Welt anschlussfähige Identität akzeptiert wurde. Das zeigt wiederum die begrenzte kognitive Kapazität beobachtender Systeme. Auch diese Arbeit hat mit der verfestigten Kategorie ihre Mühen. Sie sucht Anschluss an Migrationsarbei-

25 Wie schwer es fällt, die Bedeutung von sogenannten Mischehen für das nationale Zusammenwachsen zu bestimmen, zeigen die Berechnungen von Botev (1994). Er verzweifelt geradezu an den Selbstangaben und den vieldeutigen ethnischen Kategorien: „Neither the Macedonians nor the Ethnic Moslems articulated a clear ethnic identity until the early twentieth century (some might argue that the same is true for the Montenigrins).“ Und das Ärgernis nimmt kein Ende: „Even in recent years, there have been cases where close relatives identify with different nationalities. For example, of five brothers living in Macedonia, two identify as Macedonians, two as Bulgarians, and one identifies alternatively as Serbian or Yugoslav“ (Botev 1994: 467). Insgesamt kann er für den Zeitraum von 1962 bis 1989 keinen klaren Trend zu einem numerischen Anstieg von Mischehen ausmachen.

ten über Jugoslawen, findet diese, kann sie sofort und leicht kritisieren, weiß um die aktuell ungleichen Entwicklungen und spricht die Migranten dennoch oftmals mit der pauschalen Kategorie an.

Transnationale Strukturen in der Gegenwart

Die Beschreibung der deutsch-jugoslawischen Migrationen lässt erahnen, dass es immer einen regen Austausch gegeben hat. Eine exakte Rekonstruktion transnationaler Bewegungen ist nur begrenzt möglich gewesen, weil die bisherigen Forschungsarbeiten mehrheitlich etwas Anderes im Blick hatten und sich arbeitsteilig entweder auf die Integration in Deutschland konzentrierten oder die Emigrationseffekte in Jugoslawien beziehungsweise in den Nachfolgestaaten untersuchten. Zuletzt soll nun nach aktuellen transnationalen Strukturen gesucht werden. Die These dazu lautet, dass es durch die voranschreitende funktionale Differenzierung zu einer weiteren Entkopplung der Funktionssysteme von nationalen Rahmungen kommt und dies nachfolgend zu Veränderungen von Migrationskarrieren führt. Anekdotische Evidenz dafür ist leicht zu finden: Saudi-arabische Organisationen sind in Bosnien-Herzegowina aktiv und haben seit dem Kriegsende 1995 den Bau von 100 Moscheen und Gemeindehäusern finanziert (Rathfelder 2003). Und Jugendliche in Kroatien zeigen ein hohes Interesse an Migration (Dilić 2002). Aber bietet die Literatur mehr Systematik? Der Nachweis muss nicht über eine quantitative Steigerung von Migrationsbewegungen erfolgen, denn die These lautet nur, dass mit der Entkopplung ein höheres Maß an Freiheitsgraden einhergeht, sich also mehr Kombinationsmöglichkeiten eröffnen.

Numerische Indizien zur Re- und Transmigration

Die Geschichte der ‚Gastarbeitermigration‘ drehte sich in der deutschen und der jugoslawischen Diskussion sowie unter den Migranten selbst von Anfang an um die Idee der Rückkehr. Die Betonung des ‚Gastarbeiterstatus‘ läuft zwar der reflexartigen politischen Korrektheit entgegen, doch ohne diesen Status wird die Mentalitätsgeschichte nicht verständlich. Sicherlich trifft die Kritik am Gastbegriff zu, doch wenn sie den Schwarzen Peter allzu einseitig der deutschen Seite zuschiebt, verkennt sie die Logik.²⁶ Und selbstredend ist es verdienstvoll darauf hinzuweisen und vollkommen unbestritten, dass die Arbeitsmigranten mehrheit-

26 Das ganze Dilemma des Begriffes war bereits 1972 offensichtlich und zeigte sich bei einem Preisausschreiben des WDR. Gesucht wurde nach alternativen Bezeichnungen, da die Rede vom Gastarbeiter zwar im Vergleich zum nationalsozialistischen Fremdarbeiter schon als Fortschritt galt, die Menschen aber noch immer in eine dependente Position verwies. Skurile Vorschläge des Wettbewerbs waren zum Beispiel ‚Eurobrüder‘ oder ‚Zeitkollege Süd‘ (Klee in: Pagenstecher 1996: 151).

lich die Stationen eines typischen Einwanderungsprozesses durchlebten und zu Einwanderern geworden sind. Remigration ist für die Mehrheit längst zur Schimäre geworden. Für die einen hat der Glaube an die Remigration eine persönlichkeitsstabilisierende Wirkung, andere beschleicht das Gefühl der Beklemmung, weil sie permanent mit den unterschiedlichsten normativen Erwartungen konfrontiert werden (vgl. Pagenstecher 1996). Das Interesse an einer Remigration sank mit der Zeit. Während zu Beginn der Migration Umfragen zufolge über 80 Prozent eine Remigration anstrebten (Seferagić 1977: 364), liegt der Anteil heute bei unter 30 Prozent (gefragt werden allerdings auch die hier Geborenen). Die mit einer Remigration verbundenen Schwierigkeiten wurden schon früh erkannt:

„In present [1972] conditions Yugoslav emigrant workers find it difficult to re-adapt themselves to Yugoslav economic life and thus tend to delay their return home; emigrant workers from Yugoslavia invest only a small proportion of their savings, which they keep chiefly in banks in the country of employment; the investment of savings in Yugoslavia goes chiefly into home-building projects, although the location and type of project is often uneconomical; investment in projects and equipment can only help to raise the standard of living (house, motor-car, household, equipment) but will not lead to giving up foreign employment. In fact, higher standards of living require higher earnings, meaning that even those people who emigrated because they could not find employment at home even at minimum wages, will return only when they can earn enough in Yugoslavia to maintain the higher standards they have achieved by means of their earnings from foreign employment.“ (Baučić in: Seferagić 1977: 366f.)

Interessant ist, dass der Erfolg selbst die Rückkehr erschwert. Doch diese Dynamik interessierte die politische Klasse in Erwartung eines ökonomischen Nutzens wenig und die Wissenschaft sekundierte: „The number and the structure of returnees, their reintegration into economic life of Yugoslavia is not adequate to the plans and needs of the country“ (Seferagić 1977: 369). Lässt man das einseitige politische Nutzenkalkül außen vor, dann fällt auf, dass Migranten intensiv in den privaten Hausbau investierten. Die Zahl der Zweitwohnsitze in Jugoslawien korreliert jedenfalls hoch mit den Emigrationsraten der statistischen Bezirke (vgl. Gosar 1989: 167). Die erwarteten umfangreichen Segnungen blieben auch aus, weil inadäquate Investitionsprogramme, unterentwickelte Beratungsdienste, ein Mangel an politischer Unterstützung auf lokaler Ebene, Unzulänglichkeiten des Rechtssystems sowie die restriktiven Zollbestimmungen Interessierte abschreckten. Warum Migranten überhaupt einem Land nutzen müssen, ist dabei nie erklärt worden. Das Versagen an der Norm führt dann dazu, dass selbst kleine Erfolge nicht mehr bemerkt werden (vgl. King 1978: 178; Malačić 1996).²⁷

27 Bis heute ruhen große Hoffnungen in den Finanztransfers von Emigranten, die von der wissenschaftlichen Politikberatung unterstützt werden, zum Beispiel: „It is im-

Eine Auftragsstudie des deutschen Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung lässt schemenhaft erkennen, wer rückkehrwillig ist (Venema/Grimm 2002a). Im Detail bleibt die Studie unbefriedigend, weil sie zum Beispiel die Kategorie ‚Jugoslawien‘ beibehält und so potenzielle Remigrationsziele zusammenfasst, *deren Differenzen kaum krasser sein könnten* (zum Beispiel Slowenien vs. Kosovo!). Die nachstehende Tabelle bringt zum Ausdruck, dass 2001 28,5 Prozent der ‚Jugoslawen‘ an einer Rückkehr interessiert waren. Die Rückkehrinteressierten schauen insbesondere auf die Pläne der Familie. Weitere wichtige Entscheidungsvariablen sind finanzielle und berufliche Faktoren sowie Sicherheitsaspekte.

Tabelle 3: Voraussetzungen für eine Rückkehr (Venema/Grimm 2002b: 163)

„Unter welchen Voraussetzungen würden Sie in Ihr Heimatland zurückkehren?“	1995 (N=373=37% aller Befragten; Filter: Interessiert an einer Rückkehr oder unentschlossen)	2001 (N=286=28,5% aller Befragten; Filter: Interessiert an einer Rückkehr oder unentschlossen)
Wenn die Familie mit zurückgeht	20,3	34,4
Wenn die Kinder erwachsen sind	4,7	11,2
Wenn ich bzw. die Kinder die Ausbildung in Deutschland abgeschlossen haben	6,6	10,4
Wenn ich bzw. die Kinder dort einen Arbeitsplatz finden würden	10,9	11,9
Wenn ich genug Geld gespart habe	27,5	39,0
Wenn ich mich selbstständig machen könnte	11,0	10,9
Wenn Rückkehrhilfen gegeben werden	14,6	24,3
Wenn die politischen Verhältnisse im Heimatland es erlauben	69,0	52,0
Wenn ich dadurch mein Aufenthaltsrecht nicht verlieren würde	10,2	14,8
Wenn ich Rentner/-in bin	16,6	17,1
Sonstige Gründe	17,7	3,6
Keine Angabe	0,9	0,2

Komplementär zur obigen Tabelle erhellt die nächste Tabelle die Bleibemotivation. Auch hier werden vor allem familiäre und freundschaftliche Verflechtungen, identifikative Bindungen, rechtliche und finanzielle Aspekte sowie Sicherheitsgründe als Entscheidungskontexte genannt.

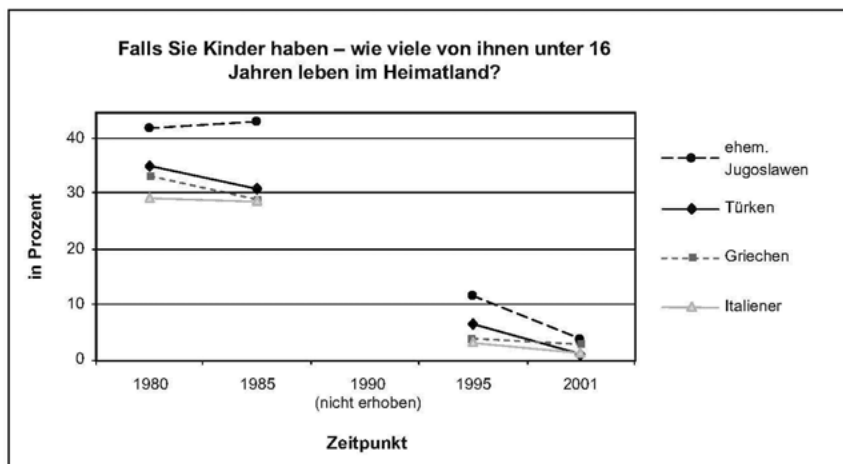
Tabelle 4: Gründe zu bleiben (Venema/Grimm 2002b: 158)

„Haben Sie vor, weiterhin in Deutschland zu bleiben? Wenn ja, bitte geben Sie die Gründe an!“	1995 (N=638=63,2% aller Befragten; Filter nicht angegeben)	2001 (N=693=69% aller Befragten; Filter nicht angegeben)
Meine Familie lebt hier in Deutschland	*	53,1
Weil mein Ehe-/ Lebenspartner Deutsche(r) ist	6,9	9,3
Weil ich meine Familie nachgeholt habe	7,1	3,6
Meine Freunde/ Bekannten leben in Deutschland	*	37,3
Weil meine Kinder in Deutschland zur Schule gehen bzw. in der Berufsausbildung stehen	15,7	12,1
Weil ich in Deutschland verwurzelt bin	24,0	29,2
Fühle mich hier wohl	59,4	52,1
Wegen der medizinischen Versorgung	19,1	14,8
Meine Arbeit gefällt mir	30,8	26,9
Ich habe weniger sparen können, als ich gedacht habe	2,3	2,0
Wegen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage im Heimatland	48,0	30,3
Es gibt im Heimatland keine Arbeit für mich	32,0	17,0
Wegen der gegenwärtigen politischen Lage im Heimatland	50,5	31,0
Mich verbindet kaum noch etwas mit dem Heimatland	*	18,9
Sonstiges	8,8	5,0
Keine Angabe	0,5	–

* Kategorie nicht abgefragt

Bereits zu Anfang der Migrationsbewegungen war das Ausmaß von intrafamiliärer Bilokalität bei Jugoslawen höher als bei anderen Arbeitsmigrantengruppen. Diese Differenz ist zum Teil dem unterschiedlichen Migrationszeitpunkt geschuldet. Sie hat sich gehalten, wenngleich heute das Gesamtniveau niedriger und der Abstand geringer ist – die nächste Abbildung zeigt dies deutlich. Sollten die Kinder einmal in Deutschland leben, die Bilokalität also beendet werden, dann wird der Plan, die Kinder doch im Ausland zu beschulen, fast vollkommen irrelevant: Nur noch ein Prozent der Familien plant dies. 92,6 Prozent lehnen dies rundweg ab, 3,5 Prozent zeigen sich unentschieden und 2,9 Prozent machen keine Angaben (Venema/Grimm 2002b: 74). Dies lässt wenigstens zwei Vermutungen zu. Erstens ist es möglich, dass Migranten ihre Erwartungsstrukturen verändert haben und heute nicht mehr bereit sind, die Belastungen auf sich zu nehmen. Zweitens müssen veränderte Familienstrukturen berücksichtigt werden.

Abbildung 5: Im Heimatland lebende Kinder von Migranten (Venema/Grimm 2002b: 68)

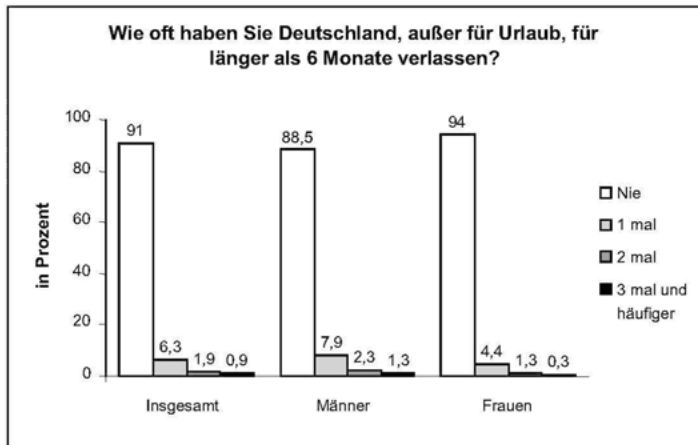


Die nächste Tabelle listet die Gründe für vergangene, mehr als sechs Monate dauernde, Auslandsaufenthalte auf, ohne dabei den Zeitpunkt des Aufenthaltes zu nennen. Die größte Kategorie ist die unspezifische Kategorie ‚Sonstiges‘. Rund 9 Prozent der Befragten gaben an, dass sie länger als sechs Monate im Ausland waren. Das der Tabelle folgende Balkendiagramm differenziert weiter nach Häufigkeit und Geschlecht.

Tabelle 5: Gründe für die Unterbrechung des Aufenthaltes in Deutschland (Venema/Grimm 2002b: 149)

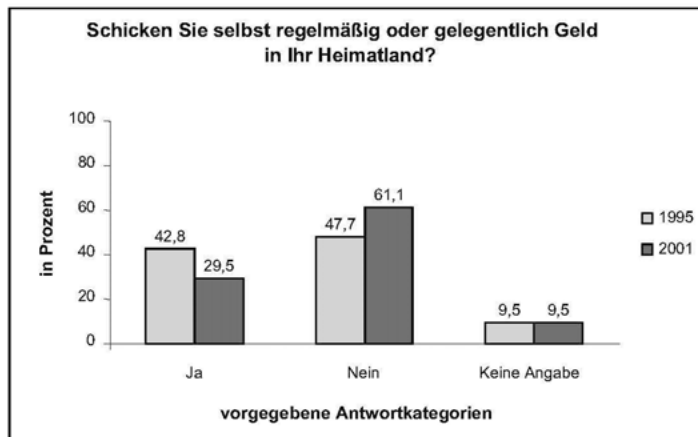
„Waren sie länger als 6 Monate im Ausland und wenn ja, was haben sie dort gemacht?“	1995	2001
	(N=74=7,3% aller Befragten)	(N=91=9,1% aller Befragten)
Berufsausbildung	3,4	1,3
Schulbesuch	5,3	10,7
Hochschulstudium	0,9	0,7
Arbeit	17,2	20,9
Wehrdienst	9,6	17,3
Heirat und Familiengründung	14,9	16,5
Sonstiges	44,9	42,1
Drittland	16,7	8,3

Abbildung 6: Häufigkeit von Auslandsaufenthalten über 6 Monaten
(Venema/Grimm 2002b: 146)



Das nächste Diagramm lässt das Ausmaß von Geldtransfers erkennen. Der Rückgang seit 1995 dürfte, da noch immer Gesamtjugoslawien betrachtet wird, primär auf das Ende der Kriegswirren zurückzuführen sein.

Abbildung 7: Geldüberweisungen von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens (Venema/Grimm 2002b: 57)



Eine Idee von aktuellen Mobilitätsaktivitäten gibt die nächste Tabelle. Sie beobachtet Personen und differenziert nach Staatsangehörigkeit, nicht aber nach Ziel- und Quellländern. Woher die Menschen kamen und wohin sie gingen, ist folglich nicht zu erkennen. Setzt man die Zahl der Emigranten mit der Gesamt-

zahl der jeweiligen Migrantengruppe in Relation, dann emigrierten immerhin gut sechs Prozent der Kroaten im Jahr 2000 aus Deutschland.

Tabelle 6: Migration von Ausländern von und nach Deutschland

Migration von Ausländern von und nach Deutschland ¹⁾²⁾	Netto			Immigranten	Emigranten	Netto
	1997	1998	1999			
Bosnien-Herzegowina	-77.148	-89.255	-23.005	10.498	17.412	-6.914
Kroatien	-8.991	-9.760	-1.121	14.365	13.265	1.100
Slowenien	-511	-217	-56	1.950	2.012	-62
Mazedonien	45	508	1.024	3.441	2.654	787
Bundesrepublik Jugoslawien	-13.266	14.863	39.689	33.326	89.620	-56.294

1) Genannt wird die Nationalität der Migranten, aber nicht das Ziel- oder Quellland!

2) Migration gemäß der UN-Definition

Quelle: Demographic Yearbook 2002

Spannend ist zuletzt der Blick auf die Zahlen der in Deutschland lebenden Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien. Die zum Teil erheblichen Bewegungen zwischen den Kategorien sind nicht immer auf Migrationsbewegungen zurückzuführen, sondern Produkt von staatsbürgerschaftlichen ‚Neusortierungen‘. Ob die ‚neue‘ Person dann beispielsweise tatsächlich aus Kroatien oder Serbien kam, ist damit nicht gesagt. Sie kann zum Beispiel auch zu der Gruppe der Kroaten in Serbien gehören und nun einen kroatischen Pass beantragt haben, ohne körperlich migriert zu sein. Nicht nur Menschen ziehen über Grenzen, auch Grenzen ziehen über Menschen.

Tabelle 7: ‚Jugoslawische‘ Ausländer in Deutschland

1968	1970	1973	1980	1987	1991	1992	2000	2004	Ausländer in Deutschland (in Tausend)
169,1	514,5	707,6	631,8	551,6	775,1	19,9	156,3	156,0	Bosnien-Herzegowina
						82,5	216,8	229,2	Kroatien
						82,5	216,8	229,2	Kroatien
						915,6	662,5	381,7	ehem. Jugoslawien ¹
								125,8	Serbien/Montenegro ²
								61,1	Mazedonien
		21,0	Slowenien						
							974,8	Insgesamt	

1) 1993-2004 Gebiet von Serbien/Montenegro; die Zahl schließt Personen ein, die seit 1993 keinem anderen der Nachfolgestaaten zugeordnet werden konnten, das heißt aus irgendwelchen Gründen ihre Passsituation nicht verändert haben.

2) Bundesrepublik Jugoslawien (bis einschl. 2004 geführt unter Ehem. Jugoslawien); siehe auch ehem. Jugoslawien
Quelle: Bundesamt für Statistik; Die Zahlen im Demographic Yearbook des Europarates weichen jedoch zum Teil erheblich davon ab.

Rechtliche Grundlagen und Probleme

Bekanntlich lässt erst die Segmentierung des politischen Systems in Nationalstaaten und die Kopplung mit dem Rechtssystem Migration überhaupt zu einem staatsrechtlichen Problem werden (vgl. Luhmann 1998: 782; Bommes 1999). Und es sind Politik und Recht, die darüber bestimmen wollen, wer sich im Land aufhalten darf und wer nicht. Zwar wird das Recht besonders im Bereich Familie und Migration zunehmend selbstreferenziell, doch die politischen Vorgaben bleiben erheblich. Deutschland hielt und hält seit Jahrzehnten den Aufenthaltsstatus der überwiegenden Mehrheit der Migranten prekär, obwohl der politische Umgang mit Migranten Widersprüchlichkeiten enthält und entgegen der politischen Rhetorik durchaus ein Trend zu einer expansiven Vergabe der Staatsbürgerschaft zu erkennen ist (vgl. Hagedorn 2001a, 2001b). Andererseits besteht ein Großteil sogenannter integrationspolitischer Programme und Maßnahmen gerade nicht aus der Gewährung neuer Rechte. Kompensativ müssen dann teure Konsultations- und Informationsstrukturen geschaffen, migrantenspezifische Programme im Ausbildungs- und Arbeitsmarktbereich aufgelegt oder Maßnahmen gegen Diskriminierung ergriffen werden (Mahnig 2001: 126). Es drängt sich der Schluss auf, dass politische Entscheidungen nicht primär auf eine Verbesserung von migranten Lebenssituationen zielen, sondern zuerst das Ziel verfolgen, der wahlberechtigten Mehrheitsbevölkerung das Gefühl zu vermitteln, die Politik nehme sich der Probleme aktiv an (ebd.: 124). Vermutlich schadet der prekäre Aufenthaltstatus mehr als durch teure Integrationsmaßnahmen gewonnen werden kann. Zumal die Gesetze nicht bloß den Zuzug von Migranten, sondern auch den Fortzug erschweren, weil der Fortzug die Gefahr mit sich bringt, nicht mehr nach Deutschland zurückkehren zu können. Wer als Ausländer Deutschland länger als sechs Monate den Rücken kehrt, muss triftige Gründe angeben, um sich seine Rückkehr offenzuhalten. Die nachstehende Tabelle vermittelt einen Eindruck von den rechtlichen Problemen eines Auslandsaufenthaltes. Aufgeführt sind nur Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens, die ihren Aufenthalt in Deutschland länger als sechs Monate unterbrochen hatten. Die Ergebnisse zeigen, dass wenigstens 22,2 Prozent den Verlust eines Aufenthaltstitels hinnehmen mussten. Der hohe Anteil der Angabe ‚weiß nicht‘ ist angesichts der verwirrenden Rechtslage und des allgemeinen Informationsstands nicht verwunderlich, sondern bezeichnend.

Tabelle 8: *Auslandsaufenthalte und Rechtsstatus (Venema/Grimm 2002b: 152)*

„Haben Sie wegen dieser Unterbrechung Ihres Aufenthalts die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung bzw. die Aufenthaltsberechtigung in Deutschland verloren?“	2001 (N=91=9,1% aller Befragten)
Ja	22,2
Nein	64,7
Weiß nicht	11,6
k. A.	1,6

Auf der Seite des jugoslawischen Rechts war eine Remigration solange problemlos möglich, wie Migranten ihre Staatsbürgerschaft behielten. Bilaterale Sozialabkommen zwischen Jugoslawien (beziehungsweise den heutigen Rechtsnachfolgern) und Deutschland ermöglichen es beispielsweise, dass Rentnerinnen und Rentner ihre *vollen* Ansprüche auch dann nicht verlieren, wenn sie remigrieren. Problematisch wird die Situation erst mit Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft, da in diesem Fall die vorherige aufgegeben werden muss. Der Blick ins Detail führt zu weit. Nur zwei exemplarische Folgen der Staatsbürgerschaftsaufgabe sollen vorgestellt werden: In Bosnien-Herzegowina kostet die Ausbürgerung rund € 500,- und führt zum Ausländerstatus. Wer dann länger als ein Jahr im Land bleiben möchte, muss entweder eine Firma gründen, von einem Arbeitgeber gebraucht werden oder eine/n bosnische/n Staatsbürger/in heiraten. Für Auswanderer und ihre Nachfahren der ersten und zweiten Generation bestehen allerdings leichtere Einbürgerungsmöglichkeiten. Immobilienerwerb ist grundsätzlich möglich. Kroatien verlangt rund € 1000,- für die Ausbürgerung, garantiert eine vereinfachte Möglichkeit zur Wiedereinbürgerung und lässt den Immobilienkauf von Ausländern zu – aber nicht in allen Gebieten (vgl. DGB Bildungswerk 2004).

Transnationaler Medienkonsum

„Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ (Luhmann 1996: 9). Ob Luhmanns Diktum oder der Hinweis von Appadurai, dass ‚mediascapes‘ einen Gesellschaftsbaustein bilden, die Bedeutung von massenmedialen Verbreitungsmedien auch im Migrationsprozess ist evident. Sobald es nur ein bisschen über die unmittelbar erfahrbare Lebenswelt hinausgeht, sind Informationen massenmedial vermittelte Informationen. Weil Massenmedien fast frei von Raumgrenzen operieren können, sind sie auch zum Thema transnationaler Studien geworden. Im konkreten Fall sind die Forschungen aber selten.²⁸ Zwei grundsätzliche Themenfelder interessieren

28 Zu weiteren theoretischen Gedanken in Bezug auf Migration, Integration und Medien siehe Luger/Renger (1994), Esser (2000), Geißler (2000) oder Göttlich (2000). Der Medienkonsum von Migranten war in der Bundesrepublik Deutschland für die Kommunikationswissenschaft lange Zeit Terra incognita (vgl. Schatz/Holtz-Ba-

hier. *Erstens* stellt sich die Frage, welchen Nutzen Migranten aus den Medien für ihre Lebensplanung ziehen können. Liefern die Medien also Informationen, welche die Realisierung von Inklusionschancen erhöhen (zum Beispiel Nachrichten über finanzielle Hilfen für Rückkehrer, über rechtliche Regelungen in Bezug auf Krankenversicherung oder über Chancen auf Arbeitsmärkten)? *Zweitens* ist es spannend zu beobachten, ob und wie Nachrichten und Unterhaltung dazu genutzt werden, sich der persönlichen Identität zu vergewissern und Anschlussfähigkeit an zum Beispiel national markierte Diskussionen aufrechtzuerhalten.

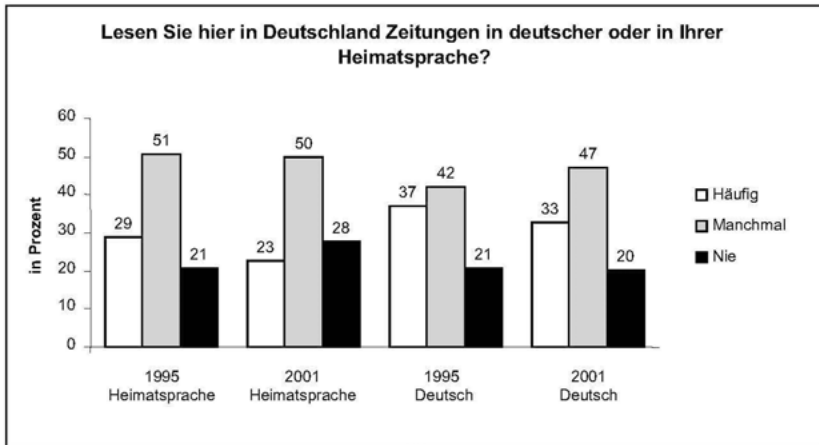
Ein Seitenblick auf türkische Migranten ist instruktiv. Eine Studie ergab, dass deutsche und türkische Medien *komplementär* genutzt werden. Das heißt zum Beispiel, dass 96 Prozent der Haushalte, die einen türkischen Fernsehsender nutzen, auch deutsche Sender einschalten (Sen 2001: 19). Da deutsche Medien mehrheitlich von einem deutschen Standpunkt aus berichten, ist es nicht verwunderlich, dass (Trans-)Migranten sich entweder auf beiden Medienmärkten mit Nachrichten und Unterhaltung versorgen oder dass sie stärker auf solche Medien zurückgreifen, die genau in diese Lücke springen und die Interessen der migranten Leserschaft gezielt mit Themen aus beiden Kontexten bedienen, also die Fragmentierung der Lebenswelten überwinden und kitten.

Auch die Verantwortlichen der Migrantenprogramme bei den öffentlich-rechtlichen Sendern erkennen das Bedürfnis nach Informationen und Unterhaltung aus *beiden* Lebenskontexten. Der transnationalen Orientierung versuchen sie gerecht zu werden, indem sie einerseits integrationsrelevante Themen in Deutschland aufgreifen und andererseits den Bedarf an zuverlässigen Informationen aus den Bezugsländern befriedigen wollen (vgl. Breuer-Ücer/Zambonini 1996: 456). Die Daten zur Mediennutzung von Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien entsprechen in Teilen dieser komplementären Mediennutzungslogik, bei der die politisch segmentierte Welt aus der migranten Perspektive nicht als ein ‚weder-noch‘ oder ‚in-between‘ gesehen wird, sondern als ein ‚sowohl-als-auch‘.²⁹

cha/Nieland 2000; Müller 2000). Aufgrund von methodischen und ökonomischen Hürden widmete sich die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) lange Zeit nicht dem migranten Medienverhalten. Dies hat sich wenigstens für Migranten aus der Türkei in den letzten 10 Jahren grundlegend geändert (vgl. Eckhardt 1996, 2000; Trebbe/Weiß 2001; Sen 2001). Zugenommen hat auch die Anzahl an inhaltsanalytischen Studien, die sich entweder den türkischsprachigen Medien widmeten oder das Migrant*innenbild in deutschsprachigen Medien untersuchten (vgl. Becker 2000; Eckhardt/Horn 1995; Greger/Otto 2000; Güntürk 2000; Schneider 2001).

29 Erhoben wurden sie allerdings auf der Suche nach Integration. Die Nutzung von deutschsprachigen Medien gilt als Indikator der sozialen Integration über den man sich so sehr freut, dass die andere Seite ignoriert wird.

Abbildung 8: Mediennutzung von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens (Venema/Grimm 2002b: 114)³⁰



Lebenskontexte: Die Nürnberger Südstadt

Nachdem die jugoslawische Migrationen soviel Aufmerksamkeit erhielten, muss noch ein Kontext beschrieben werden. Meine empirischen Arbeiten begannen in der Nürnberger Südstadt und genau diese soll skizziert werden. Die Kontextbeschreibung darf nicht als deterministische Raumbeschreibung verstanden werden. Selbstredend sind nicht alle Aspekte für alle Migranten relevant, doch eine Regelmäßigkeit ist nicht zu verkennen. Die beschriebenen Strukturen können zudem als Teil ihrer Lebenswelt verstanden werden, weil sie ihnen vertraut sind und ihre Biografien negativ oder positiv beeinflussten.

Die Nürnberger Südstadt ist kein administrativer Bezirk, sondern eine im städtischen Bewusstsein vorhandene Gruppierung unterschiedlicher Stadtviertel (Diefenbacher/Endres 1999: 1058). Sie gilt, und das prädestiniert sie für Migrationsforschungen, als der Stadtbezirk mit den meisten Migranten. Die Grundstruktur des Mosaiks wurde vor über 150 Jahren gelegt. Wo sich heute das Gebiet der Südstadt erstreckt, befanden sich zunächst nur vereinzelte Handwerkerdörfer, die von der Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert stark überformt wurden und so mit dem Nürnberger Stadtgebiet nach und nach verschmolzen. Der rasante Verstärkerungs- und Industrialisierungsprozess verbindet sich mit weltweit bekannten Firmen, wie etwa Schuckert & Co./Siemens, Cramer-Klett/MAN, Hercules oder ALCAN-Aluminium. So wie das Wachstum des

30 Der genaue Wortlaut der Fragen: „Lesen Sie hier in Deutschland Zeitungen in Ihrer Heimatsprache?“ und „Lesen Sie hier in Deutschland deutsche Zeitungen, Zeitschriften und sonstige Texte?“

Stadtteils von der industriellen Entwicklung angetrieben wurde, wirkte sich umgekehrt der wirtschaftliche Strukturwandel zuletzt negativ auf die Südstadt aus. In den vergangenen drei Jahrzehnten gingen dort über 10.000 Industriearbeitsplätze verloren. Zwar existieren auch positive Indikatoren, die auf eine Bewältigung des Strukturwandels deuten – im Jahr 1999 verzeichnete die Stadt Nürnberg erstmals seit dem Nachwende-Boom wieder steigende Beschäftigtenzahlen im Bereich unternehmensbezogener Dienstleistungen sowie allgemeiner Serviceleistungen. Aber insgesamt ist die Zahl der Beschäftigten weiterhin rückläufig und abgeschlossen ist die Transformation keineswegs. Allgemeine ökonomische Trends, wie konjunkturabhängige Insolvenzen und globalisierungsbedingte Standortverlagerungen, treten dort aufgrund der industriellen Prägung mit besonderer Schärfe zu Tage. Die gesamte Studienzeit wurde von Diskussionen über weitere Betriebsschließungen begleitet – in der Südstadt und im weiteren Stadtgebiet Nürnbergs standen zum Beispiel die Firmen Grundig, AEG und ein Bahnausbesserungswerk zur Disposition.

Die Arbeitslosenquote in der Südstadt liegt mit rund 15 Prozent gut 4 Prozentpunkte höher als im Nürnberger Durchschnitt. Über die Hälfte der Nürnberger Arbeitslosen hat keine abgeschlossene Berufsausbildung (im Vergleich zu 37,8 Prozent im bayerischen Durchschnitt). 43 Prozent streben eine Stelle unter Facharbeiterniveau an und 19 Prozent trauen sich lediglich Arbeiten mit einfachen Tätigkeitsanforderungen zu (Stadt Nürnberg 2003b). Die Folgen sind lang anhaltende Arbeitslosigkeit oder gering bezahlte, meist prekäre Jobs. Neben der schlechten Arbeitsmarktlage und einem hohen Armutsrisiko ist der vergleichsweise hohe Anteil an Migrant*innen ein zentrales Südstadtthema. Vor dem industriegeschichtlichen Hintergrund ist es kein Wunder, dass es die ‚Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter‘ zu den Fabriken im Nürnberger Süden zog und sie in der Nähe ihrer Arbeitsstätten nach Wohnungen suchten. Heute haben rund 30 Prozent der 60.000 Südstädter keinen deutschen Pass. Die sogenannten ‚Gastarbeiter‘ waren weder die ersten noch die letzten Migrant*innen, die kamen. Bereits zuvor fanden deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Osten eine neue Heimat in Nürnberg. Und den Arbeitsmigrant*innen aus Südeuropa sollten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und den Änderungen der politischen Weltkarte schließlich noch Aussiedler (heute Spätaussiedler), Asylbewerber, Kontingentfluchtlinge, Illegale oder Green-Card-Besitzer folgen. Ein Prozess also, der in der Stadtforschung gewöhnlich mit Invasions-Sukzessions-Zyklen erklärt wird und in der städtischen Öffentlichkeit kontinuierlich die Diskussion über ein zuviel und ein zuwenig an Immigration und Integration am Leben erhält. Im Magazin der Süddeutschen Zeitung heißt es zur Südstadt und ähnlichen Stadtteilen in Bayern: „Bayerns Südstädte existieren im Verborgenen. Denn sie beißen sich mit dem Bild, das Politiker und Werbefernsehen von Bayern malen“ (Gertz 2001: 35). Doch es gibt auch Positives zu entdecken. Die Südstadt steht für eine Vielfalt wie sie in anderen Stadtteilen nicht zu finden ist. Heute ist die Südstadt Heimat für die unterschiedlichsten Vereine und Gruppierungen, auch die Kroatische

Mission und der Verein Obilić – wichtige Anknüpfungspunkte meiner Forschungen – haben hier ihr Domizil gefunden. Das Leben der post-jugoslawischen Migrantinnen und Migranten fällt auf den ersten Blick nicht auf, obwohl es sich um die zweitgrößte Migrantengruppe handelt. Man tut den post-jugoslawischen Migranten kein Unrecht, wenn man ihre Aktivitäten als subkutane beschreibt. Denn erst mit einem Blick hinter die Fassade etwa des Cafés ‚Time‘ fällt auf, dass es sich bei ihm um Treffpunkt für Kroaten handelt. Ähnliches gilt für die Kroatische Mission, die von außen als solche kaum zu erkennen ist und für die serbisch-orthodoxe Gemeinde im Norden der Stadt, die etwa darauf verzichtet, ein orthodoxes Kreuz auf dem einstigen protestantischen Gotteshaus anzubringen.³¹

31 Weitere interessante Einblicke in die Nürnberger Südstadt bieten die Studien von Münch (2005) und Berndt/Boeckler (2005).

Erkenntniswege – Grundlagen und pragmatische Umsetzungen

Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Methodologie sind keine Bereiche in der Welt der wissenswerten Gegenstände, die für sich einen Ausnahmezustand beanspruchen können. Es ist eben kein Platz außerhalb der Gesellschaft zu erkennen, von dem aus diese beobachtet, korrigiert oder belehrt werden könnte. Demnach bieten wissenschaftliche Beobachtungen keine ultimativen Erkenntnisse der Welt, sondern sind, wenn Wissenschaft dort beginnt, wo das Denken an seine Grenzen stößt, lediglich eine bestimmte Form von Beobachtungen, deren intellektuelle Leistung sich an der Kapazität von erhellenden Beobachtungen messen lässt. Und erhellend ist Wissenschaft, wenn sie zum Beispiel soziale Sinnkombinationen (man könnte auch von Skripten, Stereotypen oder Schemata sprechen) nicht primär konfirmiert und kondensiert, sondern wenn sie Prozesse und Strukturen anders als gewohnt erklärt – kurzum, wenn sie neue Informationen produziert. Das wissenschaftliche Setzen von Differenzen, und nun kommen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sowie Methodologie ins Spiel, unterliegt jedoch einem besonderen Anspruch. Um als Wissenschaft anerkannt zu werden, muss der ihr eigene Code wahr|unwahr zur Geltung kommen und akzeptiert werden. Der Weg zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, so die Vorgabe, muss daher geteilte Normen erfüllen. Diese Normen sind oft hehre Vorgaben, die trotz der mannigfaltigen Fundamentalkritik an ihnen aufrechterhalten werden. Aber wer offen proklamiert, nicht objektiv gearbeitet zu haben, seine Daten auch auf Verlangen nicht preisgeben will, gar Manipulationen eingesteht oder ausschließlich dem Zufall gefolgt ist, der gerät wenigstens in große Rechtfertigungsnöte, wird eventuell der Mogelei bezichtigt und vielleicht seine wissenschaftliche Karriere beenden müssen.

Akzeptiert man den Nicht-Ausnahmestatus der Methodologie und positioniert Wissenschaft primär in die Rolle eines Beobachters der Gesellschaft beziehungsweise ihrer gesellschaftlichen Teilbereiche (zum Beispiel als Reflexionstheorien der Teilsysteme), dann kann ein guter Teil des Schismas zwischen quan-

titativer und qualitativer Sozialforschung überwunden werden. Während allgemeine und spezielle Theorien die Fremdreferenz der Wissenschaft organisieren und Wahrheit beanspruchen, fungiert die Methodologie als Stütze dieses wissenschaftlichen Wahrheitsanspruches und kann folglich als selbstreferenzieller Part der Wissenschaft verstanden werden. Von methodologischem Pragmatismus (vgl. Luhmann 1992: 509ff.) und einem optimistischen Eklektizismus, aber nicht von Beliebigkeit wird zu sprechen sein. An einer normativ-dezisionistischen Wahl für oder gegen eine Methodologie führt ohnehin kein Weg vorbei (vgl. Lamnek 2000: 25f.; Bryman 1984: 75f.; Kelle/Erzberger 1999; Mohler 1981; Wilson 1982). Daher wird es hier nur um die Auswahl und Darstellung einer Methodologie gehen, die sich in den Rahmen dieser Studie fügt und sich letztendlich durch die Studie bewähren und beweisen muss. Auf eine intensive Diskussion, die sich um eine dezidierte und tiefenscharfe Verbindung von Hermeneutik – einem wesentlichen Grundsatz des gewählten Vorgehens – mit der Systemtheorie kümmert, wird hier verzichtet, weil der Bereich der Methodenreflexion bereits so weit spezialisiert ist, dass dies zum Gegenstand einer eigener Studie werden müsste. Außerdem geht es hier lediglich um eine dem Erkenntnisziel angemessene Methode, sodass die Abkürzung verzeihlich ist. Wo die Verweise nötig sind, wo es etwa um die Spannung zwischen postulierter autopoietischer Geschlossenheit der Systeme und ihrer Blindheit gegenüber der Umwelt einerseits und die Möglichkeit des Verstehens andererseits geht, werden die Verweise fallen. Im Übrigen wird es um die Schilderung der Forschungsdesignentwicklung gehen, um die Deskription der Forschungspraxis und um eine partielle Methodenreflexion ad Hermeneutik in der Geografie und ad mobile Feldforschung.¹

Simpel wird die Deskription nicht. Zunächst wird es um die Hermeneutik in der Geografie gehen. Wenn Information als die Differenz gesehen wird, welche eine Differenz ausmacht, dann wird ersichtlich, dass der Vorschlag, Migrationsstudien einer Relektüre zu unterziehen, um so transnationalen Strukturen zu erfassen, von zweifelhaftem Nutzen ist. Denn der methodologische Nationalismus

1 Die Darstellungskürze ist zudem über die mittlerweile routinisierte geografische Forschungspraxis zu legitimieren, die *grosso modo* solide und von einem vielfältigen Methodeninventar gekennzeichnet ist. Dazu jedoch zwei Einschränkungen: Trotz der zu verzeichnenden Forschungspraxis hinkt die Selbstbeschreibung hinterher. Das Mitgliederverzeichnis vom ‚Verband der Geographen an deutschen Hochschulen‘ kennt nur den Arbeitsbereich ‚Statistische Methodenlehre/Quantitative Geographie/Geostatistik‘, aber keinen Arbeitsbereich ‚Qualitative Sozialforschung‘ (Dittmann/Kraas/Schmiedecken 1999). Dem Forschungsalltag zuwider sind auch Methodenbücher der Humangeografie vor allem der quantitativen Sozialforschung gewidmet. Und dies, das ist das eigentliche Problem, mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass die Einseitigkeit nicht einmal kenntlich gemacht wird (symptomatisch dafür siehe Wessel 1996). Zweitens wurde bisher nicht *über* Forschungsmethoden geforscht (vgl. Dürr 1998). Hilfreiche und inspirierende Werke finden sich aber in benachbarten Disziplinen. Siehe beispielsweise Bohnsack (1999), Clemens/Strübing (2000), Flick (1991), Flowerdew/Martin (1997), Girtler (1992), Lamnek (1995a) oder Mayring (1993).

kritisiert nicht primär *was* beobachtet wurde, sondern *wie*. Das bedeutet, dass national beobachtende Studien eine Welt entstehen ließen, die heute nicht mehr einfach anders gelesen werden kann – das zweite Unterkapitel wird sich darum kümmern. Das dritte Unterkapitel beschreibt, wie ich als Beobachter das Feld habe entstehen lassen und in diesem Feld Forschung betrieb. Am Ende steht die Frage, wie ich den Prozess des Verstehens organisierte, wie ich also die Daten interpretierte und so im Rahmen der Hermeneutik eine Form der interpretativ-rekonstruktiven Sozialforschung betrieb.

Die Linearität des Kapitels und des Buches suggeriert einen Erkenntnisgang, den es so nicht gegeben hat. Tatsächlich ist der gesamte Forschungsprozess – bis in diese und in die letzte Zeile hinein – als ein spiralförmiger, wissenserweiternder Vorgang zu verstehen. Aber es würde die operative und zeitliche Kapazität sprengen und die Geduld des Lesers überfordern, wenn jede Differenz, die eine Differenz machte, zu reaktualisieren wäre, jede verfolgte Spur benannt und jede verworfene Annahme zu explizieren wäre – das Problem von Tristram Shandy!

Hermeneutische Grundlagen

Wissenschafts- und erkenntnistheoretische Diskussionen sowie die nachfolgenden methodologischen Entscheidungen werden aus guten Gründen nur noch selten konfrontativ diskutiert. Zwar lässt die didaktische Liebe zu Argument und Gegenargument die Widerstreite in manchen Lehrbüchern noch aufflackern, und auch die geografische Hochschulsozialisation trägt ihren Teil zur Antagonisierung bei, doch die *Schismen* zwischen Erklären und Verstehen und zwischen all ihren verwandten Paaren dämmern ihrem Ende entgegen. Eine Leitdifferenz, welche die Deklination aller Positionen über alle Ebenen der Sozialforschung noch ermöglicht, ist kaum mehr sinnvoll zu vertreten (vgl. dazu schon Bryman 1984). Die folgende, stark verkürzte historische Einführung der Hermeneutik ist daher mehr als ein Gebot der Redlichkeit. Sie soll vor vermeintlichen Neuentdeckungen schützen und helfen, die im Streit ausgetauschten scharfen Argumente zu verstehen. Dabei wird deutlich werden, dass eine heutige Entscheidung für den hermeneutischen Weg die harten und legitimierenden Ablehnungsargumente gegen sogenannte quantitative, naturwissenschaftliche oder sozialphysikalische Erklärungsansprüche nicht teilen muss.

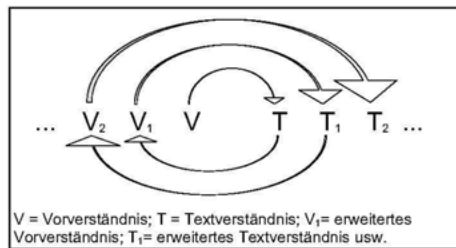
Gemeinsam, und trotz differenter Argumentationen im Einzelnen, bildet die Hermeneutik mit der Phänomenologie den metatheoretischen Hintergrund für das interpretative Paradigma der Sozialforschung. Soziales, so der Konsens, konstituiert sich nur über sozial geteilten Sinn. Nur über Sinnrekonstruktionen lässt sich Soziales erfassen und verstehen. Ein Anspruch, der sich nicht über die Reproduktion des ‚common sense‘ verwirklichen lässt, sondern ihn durchbrechen muss, denn, selbst „das im alltäglichen Leben wahrgenommene Ding ist mehr als eine einfache Sinnesvorstellung. [...] Die sogenannten konkreten Tatsachen der all-

täglichen Wahrnehmung [...] umfassen bereits Abstraktionen höchst komplizierter Natur, die wir beachten müssen, um nicht dem Fehlschluß der unangebrachten Konkretheit zu verfallen“ (Schütz 1971b: 3f.). Zwar wird im Zitat die Relation von System und Umwelt außer Acht gelassen und nur mit Wahrnehmung angedeutet, doch die Absage an ein empirizistisches Vorgehen ist klar und deutlich formuliert, und dies lange bevor Gregory betont, dass die Fakten niemals für sich selbst sprächen und es die Aufgabe der Sozialwissenschaften sei, die direkte Gegebenheit der ‚Fakten‘ zu hinterfragen (1994: 12).

Ob die Hermeneutik in den Disziplinen nun früher oder später erscheint, stets behandelt sie Fragen der Sinnproduktion und des Sinnverstehens. Ursprünglich und bis ins 18. Jahrhundert beschränkte sie sich auf die Auslegung von heiligen Texten und erfasste somit nur die zweite der drei Bedeutungen des griechischen Wortes ‚hermeneúein‘ (1. aussagen, 2. auslegen, 3. übersetzen) (Danner 1979: 29). Friedrich Schleiermacher (1768-1834) löste sich von dieser Engführung, beachtete historische Texte generell und sprach von der Kunstlehre des Verstehens. Er fokussierte die Überwindung der hermeneutischen Differenz, also die Differenzverringering zwischen der Intention des Autors und der Interpretation des Lesers. Wilhelm Dilthey (1833-1911) stützte sich auf die hermeneutische Methode, um die Beziehung zwischen den Geisteswissenschaften auf der einen und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite zu klären. Er schlussfolgerte, dass die beiden Teile der Wissenschaft aufgrund ihrer unterschiedlichen Gegenstandsbereiche auch unterschiedliche Methodologien benötigen. Seine heute kaum mehr haltbare Grundannahme ging davon aus, dass *nur* der Geisteswissenschaftler seinen Gegenstand bei der Annäherung vorforme, sodass es ihm verwehrt bliebe, neutrale, den Naturwissenschaften entsprechende Hypothesen zu bilden, die in der Untersuchung bestätigt oder widerlegt werden könnten. Wer in den Sozialwissenschaften dennoch empirisch-experimentell vorging, der wurde des Messfetischismus, der Produktion von Artefakten, der Reduktion des Interviewten zu einer Auskunftsperson oder ähnlichem bezichtigt. Doch wie angedeutet relativiert sich der Streit, sobald ein Teil des Entstehungskontexts ins Licht rückt und zu erkennen ist, dass, im ausgehenden 18. Jahrhundert und vor allem im 19. Jahrhundert, es die Naturwissenschaften waren, welche den Maßstab für wissenschaftliche Methodik und Fortschritt setzten und die entstehenden Sozial- und Geisteswissenschaften sich an diesem Maßstab zu messen versuchten. Eine Orientierung, die später im deutschen Positivismusstreit (Maus/Fürstenberg/Benseler 1972) gezeißelt wurde, weil alles „was heute allgemein mit dem Namen empirische Sozialforschung bedacht wird, [...] seit Comtes Positivismus mehr oder minder eingestandenermaßen die Naturwissenschaften zum Vorbild“ hat (Adorno 1972 [1957]: 82). Zu unterschiedlichen Zeitpunkten beschlich die Disziplinen das Gefühl, dass das Warten auf einen sozialwissenschaftlichen Newton nicht nur dem Warten auf den falschen Zug entsprach, sondern sich gar an der falschen Station abspielte (Giddens 1976: 13).

Die Hermeneutik beschreibt keine bestimmten Methoden oder Techniken vor, sondern bietet einige ‚Regeln‘ – einen *modus operandi* – an (vgl. Lamnek 1995: 86f.). Für den gesamten Forschungsprozess bedeutet dies, dass das Vorwissen, welches sich aus vorhandenem Alltagswissen, universitär vermitteltem theoretischen Wissen und ersten empirischen Wissensbeständen zusammensetzt, mit den noch wartenden Überraschungen in Theorie und Praxis in ein systematisches und zu kontrollierendes Verhältnis zu setzen ist. Ein Verhältnis, bei dem einerseits die Vorannahmen dem Feld nicht übergestülpt werden sollen und andererseits eine zielstrebige Beantwortung der forschungsleitenden Frage erreicht werden soll. Oder mit Habermas: „Die Forderung [...], daß sich die Theorie in ihrem Aufbau und der Struktur des Begriffes an die Sache anmessen, daß die Sache in der Methode ihrem eigenen Gewicht nach zur Geltung kommen soll, ist, jenseits aller Abbildtheorie, nur dialektisch einzulösen“ (Habermas 1972 [1963]: 158). Die Abbildtheorie, vielleicht ein Widerspruch im Wort, bleibt zurück, weil eine bloße Reproduktion von Biografien und Identitätskonstruktionen lesenswert und amüsant sein mag, aber keine wissenschaftliche Erkenntnis garantiert oder anstrebt. Die ‚dialektische‘ Einlösung von Theorie und Sache kann mittels des ersten hermeneutischen Zirkels angestrebt werden.

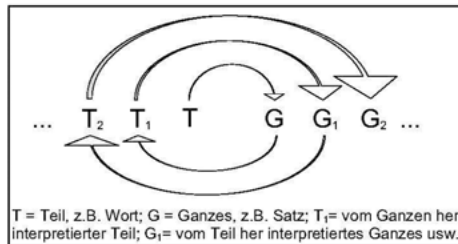
Abbildung 9: Hermeneutischer Zirkel, I (Danner 1979: 53)



Die ‚Dialektik‘ besteht darin, dass ‚V‘ mein erstes Vorverständnis des Themas bezeichnet, welches die gezielte Phase des Literaturstudiums ‚T‘ anregte und einleitete, die wiederum mein Feld differenzierter strukturierte und die Forschung anleitete, aus der andere Fragen an die Theorie erwuchsen. Der erst mit dem Druck der Arbeit endende spiralförmige Verstehensprozess lässt es retrospektiv selbst für einzelne Kapitel unmöglich werden, sie genau einer Arbeitsphase zuzuordnen. Rekonstruieren kann man die Phasen anhand von Exposees, die anlässlich der Forschungskolloquien am IMIS, am IMIN und zu anderen Gelegenheiten anzufertigen waren und mich zwangen, meinen Forschungs- und Kenntnisstand zu explizieren. Das spiralförmige Vorgehen des Forschungsprozesses findet seine Entsprechung bei der Interpretation der Interviews. Im zweiten hermeneutischen Zirkel gilt es sich in den Text hineinzuschrauben und die Spannung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen aufzulösen (vgl. Danner 1979: 56). All das mit dem großen Ziel, ein höheres Verständnis zu erreichen. Höheres Verständnis

steht hierbei im Gegensatz zu einem elementaren, alltäglichen Verstehen. Es „verläuft nicht geradlinig von einer Erkenntnis zur nächsten fortschreitend, sondern kreisförmig, wobei das eine das andere und dieses das eine erhellt“ (Danner 1979: 57). Eine epistemologisch privilegierte Position des Wissenschaftlers zeigt das nicht an. Denn der Unterschied zum elementaren Verstehen besteht wesentlich in der investierten Zeit – aus gutem Grund sollten Texte mit Wahrheitsanspruch nicht von Zeitfristen geknechtet werden.

Abbildung 10: Hermeneutischer Zirkel, II (Danner 1979: 56)



Zusammengefasst bedeutet Hermeneutik laut Barnes (2000), sich auf einen kreativen, progressiven, perspektivischen und im Prinzip nicht endenden Interpretationsprozess einzulassen, der in der Geografie heute bei der Interpretation von Texten, von Kunstwerken und auch von Landschaften angewendet wird – kurzum in allen Bereichen in denen Bedeutungen eine fundamentale Rolle spielen. Doch obwohl die Zunahme in der Geografie evident ist, etwa in den verschiedenen Strömungen der Postmoderne oder des Poststrukturalismus, wurde ihre Verwendung nur selten explizit diskutiert (dazu mehr bei Boeckler/Lindner 2000).

Geografie, Hermeneutik und Spurenlesen

Zumindest in der deutschsprachigen Geografie ist zu erkennen, dass die Orientierungen an den Methodendiskussionen der Nachbardisziplinen mit Verzögerungen und inhaltlichen Verflachungen geschehen.² Vielleicht lohnt sich die Klage nicht, weil die Geografie, wie übrigens auch die Migrationsforschung, in ihren empirischen Studien als Erfahrungswissenschaft sehr gut zurechtkommt. Zudem ist es wenig hilfreich von einer Disziplin zu fordern, so wie die anderen zu sein oder zu werden. Doch zum Problem wird die geringe Zahl von diskutierfreudigen und theoriefesten Geografinnen und Geografen, wenn selektive Verbindungen herge-

2 Wie schwer es der Geografie fällt, am Puls der Zeit zu sein, zeigt ein Übersichtsartikel von Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer (2004). Auf der Suche nach Konzepten und Konstruktionsweisen regionaler Geografien bleiben die wenigen Seiten über die Hermeneutik inhaltlich in den frühen 1990er Jahren stehen. Sicher, Novität darf in der Wissenschaft nicht Relevanz ausstechen, doch es bleibt rätselhaft, weshalb nicht nur alte, sondern irrelevante Argumente ausgetauscht werden.

stellt werden, die manch eine Kuriosität entstehen lassen. Sonderbarkeiten, die auch darauf gründen, dass der Anspruch an die Geografie als eine moderne Einheitswissenschaft, die auf einer synthetisierenden Integration von Spezial- und Einzelwissenschaften beruht, nicht aufgegeben wird.

Birkenhauers (1987) Vorschlag ist eine solche Sonderbarkeit, die der Hermeneutik einen neuen Anstrich verleiht. Er bemängelte aus gutem Grund, dass sich hermeneutische Verfahren in der Geografie allein auf die Länderkunde beschränkten und wollte die Hermeneutik auch auf andere Forschungsgegenstände beziehen. Er behauptete, dass Geomorphologen, die um eine *naturwissenschaftliche* Klärung der Schichtstufengenese und -entwicklung bemüht seien, eigentlich, freilich ohne es zu wissen, hermeneutisch arbeiten würden. Der bekannte Vorgang von Verifikation und Falsifikation, also von hypothesenprüfenden Verfahren, wurde hier kurzerhand verklärt (ebd.: 119). Dass hermeneutische Verfahren sich um die Verringerung von Sinndifferenzen bemühen und daher zwingend wenigstens zwei im Medium Sinn operierende Systeme beteiligt sein müssen, scheint ihm entgangen zu sein. Oder glaubte er, dass die Schichtstufe doch im Medium Sinn operiere und sich ihm mitteilen wolle?³

Wie erwähnt fand die Hermeneutik lange Zeit im Kontext der geografischen Landes- und Länderkunde ihre Verwendung. Dabei waren zwar nicht die Monographien trivial, doch wenn davon ausgegangen wurde, dass jeder Forscher geläutert von seiner Reise zurückkehre – sogar Gregory postuliert, dass Reisen ein intrinsisch hermeneutisches Projekt sei (1999: 115; vgl. auch Livingstone 2002: 54) –, dann muss die Verwendung der Hermeneutik als trivial bezeichnet werden. So gesehen wäre *jede* Reise ein hermeneutisches Projekt, wenn denn nur irgendeine Form der Läuterung stattfindet. Eine Differenzierung zwischen alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Verstehen verschwindet. Gewiss kann kein essenzieller Unterschied bestimmt werden, doch auch die zusätzlichen, die Wissenschaft legitimierenden Schritte (zum Beispiel Systematik, Explizierung, Publikationen etc.) sind Teil eines hermeneutischen Vorgehens, das nicht auf irgendeine Grundform von Wissenszuwachs reduziert werden darf.

Warum jedoch mein hoher argumentativer Aufwand und meine Erregung? Das Unterfangen, Länderkunde hermeneutisch zu betreiben, ist den Forschungsprogrammen von manchen Transnationalisten gefährlich ähnlich. Das Konzept der transnationalen sozialen Räume kann als sachtheoretisches Pendant zu Pohls methodologischem Vorschlag, Geografie und hier vor allem Regionale Geografie oder Länderkunde als hermeneutische Wissenschaft zu betreiben, verstanden werden (Pohl 1986; 1996). Sachtheorie und Methodologie kennen die gleichen Schwächen. Dabei fängt Pohl vielversprechend an. Er kritisiert das bei Länder-

3 Zur Sicherheit: Birkenhauer geht es um die Hermeneutik bei der Modellierung naturwissenschaftlicher Theorien, und sein Beitrag ist – man könnte ihm letztendlich auch Hyperkreativität unterstellen – ironiefrei. Es geht also nicht um die interessante Frage, wie vermeintlich natürliche Prozesse gesellschaftlich beobachtet werden (dazu mehr bei z. B. Flitner 1998, 2003; Livingstone 2002).

kunde gelegentlich zu erkennende empirizistische Vorgehen, das er unverzüglich verwirft, weil ein Datenaneinanderreihen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen könne. Den zweiten, humanistischen, Weg untersucht er eingehender. Programmatiches Ziel ist es, der Länderkunde nicht nur einen Informations- und Unterhaltungswert zuzuschreiben, sondern ihre Wissenschaftlichkeit zu demonstrieren (Pohl 1996: 74).

Die Probleme treten nicht unmittelbar zu Tage, weil durch schnelles Hin- und Herspringen zwischen verschiedenen Argumentationslinien die konzeptionellen Klüfte verdeckt und Angriffspunkte vermieden werden. Zunächst kritisiert er erhellend, dass das Land in der Länder- und Landeskunde zu oft unhinterfragt als Vorgabe des politischen Systems übernommen worden sei (ebd.: 83). Die Tücken einer solchen Übernahme sind hinlänglich bekannt: Die machtvollen Grenzen der Politik lassen die Grenzen anderer Systeme als unerwünschte Abweichungen erscheinen. Pohls Vorschlag lautet nun, im Rahmen einer neu ausgerichteten Regionalen Geografie, die Region als ein Geflecht von Handlungen zu begreifen, gleichwohl ein Zusammentreffen von einer regionalen Lebenspraxis mit einem gegebenen Land unwahrscheinlich sei (ebd.). Er löst den Begriff Land also keineswegs auf, sondern versteht Land als strukturelle räumliche Einheit, die eben da ist (und maximal in seiner politischen Genese zu erklären ist). Dem Strukturbegriff setzt er dann einen handlungstheoretischen, lebensweltlichen Praxisbegriff entgegen. Das Land der verbrämten Länderkunde lebt also zum großen Erstaunen weiter. Land entspricht der Struktur, *aus* und *mit* dem etwas sozial gemacht wird. Land und Struktur bilden den Gegenpol zur Lebenswelt, ohne dass genauer bestimmt werden würde, wer Handlungsträger ist. Nun könnte man mit Wohlwollen argumentieren, dass hier eine Differenz zwischen Sozialkonstruktivismus und radikalem Konstruktivismus gepflegt werde, die man selbst nicht teilt, aber das Problem ist gravierender. Immer wieder wird der Raum gesucht: „Je mehr im Zuge steigender Arbeitsteilung, Lösung von der agrarischen Basis und interregionaler Verflechtung Lebenswelten als unmittelbar wahrnehmbare Einheiten von Natur, Kultur und Mensch im Raum verschwinden, umso mehr ist es notwendig, über die Handlungen der Mitglieder die Regeln der Lebenswelt zu rekonstruieren“ (Pohl 1986: 215). Direkt kann dem entgegnet werden, dass mit der Auflösung von Lebenswelten als *unmittelbar* wahrnehmbare Einheiten sich eben auch ihre soziale Bedeutung auflöst oder fossilisiert. Aus der Auflösung muss der Schluss des Funktionsverlustes gezogen werden. Aber ist es nicht bedeutsamer zu erkennen, dass weder psychische noch soziale Systeme diese Raumeinheit mehr einheitlich beobachten? Liegt es nicht im Gang der Welt, dass Banschaften – Verwaltungsbezirke im Königreich Jugoslawien – auf dem Balkan verschwanden und von Nationalstaaten ersetzt wurden? Und dass diese Banschaften heute vor allem in den Beobachtungen von Historikern, Touristikverbänden bei Vermarktungskampagnen oder Monarchietreuen erscheinen, um nur einige mögliche Beobachtungsformen zu nennen? Pohl sekundiert nicht der modernen Verlosterzählung, aber er schränkt die Geografie beträchtlich

ein, weil er über den lebensweltlichen Zugang die Aufgabe der Geografie auf die Beschreibung traditioneller Gemeinschaften beschränkt, „statt sie mit der Erfassung und Erklärung räumlicher Differenzierungen in der Welt insgesamt zu betrauen“ (Zierhofer 1997: 87). Er bleibt einem zu objektivierenden Regionsbegriff erstaunlich nah. Die Pluralität von mehreren Lebenswelten (alternativ für Lebenswelten: ‚transnationale soziale Räume‘) ergibt sich aus einer materiellen Trennung (analog dazu: deutsch-serbische, deutsch-bosnische etc. transnationale soziale Räume) und nicht aus einer Pluralität von Beobachtungen (i. e. aus polykontexturalen Beobachtungen). Raum bleibt so, wie auch bei transnationalen sozialen Räumen, der Gesellschaft erstaunlich extern.

Auch andere Passagen sind eigentümlich. So schreibt Pohl: „Ein hermeneutisches Vorgehen ist prinzipiell induktiv, kreiert den Gegenstand erst selbst im Forschungsprozeß und trägt möglichst verschiedene Facetten des Gegenstandes zusammen“ (1996: 89). Dieses Zitat verkürzt die Anliegen der Hermeneutik bis zur Unkenntlichkeit. Ganz gleich wie der Forschungsgegenstand definiert wird, die Hermeneutik ist keine Methode, die sich *allein* und *prinzipiell* auf induktive Verfahren stützt. Ihren Reiz entfaltet sie durch das prinzipiell endlose Wechselspiel zwischen Vorverständnis und Textverständnis. Dies bleibt auch Pohl nicht verborgen. Doch wieso erhält die induktive Methode den Zuschlag? Es ist zu vermuten, dass dem Länderkundler auf diesem Weg wissenschaftlicher Glanz zuteil werden soll: Erst der Wissenschaftler entdeckt die Region, objektiviert sie sodann und öffnet den Akteuren der regionalen Lebenspraxis die Augen. Mit anderen Worten: Die verwendete Rasterung der Welt (verschwindende Regionen, Missmatch von Land und regionaler Lebenspraxis, Rekonstruktion der verborgenen Lebenswelt etc.) entspricht einem Systemverständnis, wie es in den 1950er und den 1960er Jahren in der US-amerikanischen Soziologie entwickelt wurde: Eine Form von Bestandsfunktionalismus, bei dem von außen auf ein System geschaut wird und sich die Frage stellt, wie es seine Leistungen zur Bestandserhaltung aufbringt. Die Grenzen des zu analysierenden Systems kamen dabei recht eigentümlich zu Stande. Man begriff ein System als eine Zusammensetzung von unterschiedlichen Komponenten, die ineinander griffen. Die Aufgabe des Forschers war es nun, das Funktionieren zu untersuchen. Dabei blieb immer unklar, wer die Grenzen wie definierte und in wessen Interesse der Bestand des Systems war (vgl. Luhmann 2002: Kap. I). Nebenbei gefragt: Ist das nicht die Maxime der unsäglichen Versuche, den Balkan wissenschaftlich objektiv-definitiv abzugrenzen?

Während Pohl sich zu oft von disziplinpolitischen Entscheidungen leiten lässt, liegt mit Hards (1995) Theorie des Spurenlesens eine Arbeit vor, die sich auf die Hermeneutik stützt und sie zugleich weit hinter sich lässt. Als Ergebnis kreativer Theoriearbeit eröffnet sie neue Tätigkeitsfelder für Geografen. Für gewöhnlich zielt die Hermeneutik darauf ab, intendierte oder zumindest bereits gegebene Bedeutungshintergründe in ihrem Sinn zu rekonstruieren. „*Verstehen* ist das Erkennen von etwas *als* etwas (Menschliches) und gleichzeitig das Erfassen

seiner Bedeutung“ (Danner 1979: 34). Kaum anders fasst die Systemtheorie Kommunikation auf. Sie erkennt die Möglichkeit, Kommunikation in die drei Selektionen Mitteilung, Information und Verstehen zu gliedern. Erst wenn etwas als Differenz von *Mitteilung* und *Information verstanden* wurde, kann von Kommunikation gesprochen werden. Weil sie mindestens zwei sinnhafte Systeme verlangt, also Autor|Leser, Sprecher|Zuhörer (=Mitteilender|Verstehender) etc., ist Kommunikation genuin sozial. Skeptisch ist sie indes bezüglich der Wahrscheinlichkeit, intendierten Sinn gleichsinnig zu verstehen (vgl. Gumbrecht 1995). Bereits der Wechsel von Gedanken zu Kommunikationen und zurück zu Gedanken führt bei ihr zu dem Schluss, dass nur Kommunikationen kommunizieren und gleichsinnige Transmissionen unmöglich sind. Die Möglichkeit des Verstehens, und das kann nur eine möglichst geringe Differenz zwischen Intention und Auffassung bedeuten, wird über das Konzept der strukturellen Kopplung thematisiert.

Zurück zur Hermeneutik: Dort wurde der Verstehensprozess erweitert, wenn Wissenschaftler die Bedeutung nicht nur auf ihren manifesten Sinn hin untersuchten, sondern auch latente und über die Zeit vergessene Sinnstrukturen aufdecken wollten. Hard jedoch – und an dieser Stelle trifft die von Isaiah Berlin verbreitete Distinktion von intellektuellen Temperamenten zu – ist ein Fuchs, der stets mehrere Fährten verfolgt, hingegen der Igel eine große Sache im Kopf hat (Berlin 1953). Der Fuchs Hard gibt sich also mit der klassischen Hermeneutik nicht zufrieden und erweitert die ‚Kunst des Verstehens‘ um die ‚Kunst des Spurenlesens‘, indem er Spuren sucht, die ursprünglich ganz und gar nicht mit Sinn versehen worden waren. Also Spuren, die das unintendierte Produkt von Handlungen sind. Mit Kreativität werden diese Spuren interpretiert, sodass Hard selbst zum Zeichengeber im Prozess der Semiose wird (Hard 1995: 53; Sahr 2003a: 242; 2003b: 22). Exemplarisch deutet Hard das Auftauchen bestimmter städtischer Pflanzengemeinschaften, zum Beispiel Trittrasen oder Kornrade in Quartieren der Gründerzeit, als Spuren sozialer Prozesse. Es ist die intellektuelle Aufgabe des Spurenlesers Signifikanten zu finden und zu Signifikaten zuzuordnen. Hards Verdienst ist die überraschende und überzeugende Verbindung von räumlich-materiellen Dingen und sozialen Prozessen. Die Garantie für dieses Gelingen liegt in einer sauberen Trennung dieser beiden Sphären. Dazu gehört auch, dass selbst die räumlich-materiellen Dinge nur über Kommunikation – und die ist genuin sozial – in die soziale Welt kommen können, aber, und das macht Hard klar, das ist die zu leistende Reflexionsarbeit des Spurenlesers.⁴

4 Anders liegt der Fall bei der nicht weniger interessanten Arbeit von Rhode-Jüchtern (1999). Ein blauer Strich (i. e. die Spur) in einer Einkaufspassage markiert rechtliche Ordnungen, doch die Intention wird nicht von jedem verstanden und muss, wenn gegen sie verstoßen wurde, erneut vermittelt werden. Verstehen bedeutet hier also Verringerung der Differenz zwischen Intention und Deutung. Mit Blick auf Hartkes (1956) Arbeiten über die Sozialbrache sind Hards Arbeiten nicht voraussetzungslos, doch die Gesamtkomposition beeindruckt.

Sollte ich nun auch nach Spuren transnationaler Praktiken Ausschau halten und sie neu interpretieren? Sind in deutschen Gärten Annuellen zu finden, die jedes Jahr aus Serbien und Bosnien-Herzegowina eingeschleppt werden müssen? So gewiss nicht. Wohin führen dann die Ausflüge zu den geografischen Untiefen der hermeneutischen Länderkunde oder zur vegetationsgeografisch geprägten Erweiterung um die Kunst des Spurenlesens? Welchen Nutzen hat der Umweg für diese Arbeit? Zwei Aspekte sind herauszustellen: *Erstens* sensibilisieren die Ausflüge für die Schwierigkeiten von hermeneutischen Verfahren in der Geografie, die sich aus der verwirrenden Gemengelage von sozialen Prozessen und räumlich-materiellen Dingen ergeben. Auch ich verzichtete nicht auf den Augenschein, besuchte die geliebte Heimat der Migranten und kam zu anderen Ortsterminen. Immer galt jedoch, ganz gleich wie sicht- und greifbar etwas sein mag, dass soziale Bedeutung erst durch Kommunikation entsteht. *Zweitens* lautet die Herausforderung, Spuren zu finden. Dies kann aber auch heißen, neue Sinnkombinationen anzubieten, welche den sozial konfirmierten und kondensierten Bedeutungen widersprechen, die also auch ein Ergebnis von Zeichengebung sind. Es ist offensichtlich, dass dies ein intellektuelles Unterfangen ist, welches nicht mit Gebrauchsanleitungen zu fassen ist. Und so gibt Hard unter Verweis auf Webb et al. (1975) drei epistemologische Faustregeln für ein Gelingen:

- Geologisch inspiriert kann sich eine Spurensuche am Prinzip des zutageliegenden Untergrunds orientieren. Dabei sind die Spuren oder Indizien zu suchen, die nur sporadisch ans Licht treten und dem Suchenden hypothetische Vorstellungen über den nicht zutageliegenden Untergrund liefern. Vermieden werden kann eine verzerrungsreiche Produktion von Messartefakten.
- Plausible Konkurrenzhypothesen sollen davor schützen, erste Deutungen für bare Münze zu nehmen.
- Und zuletzt fordert er zur multiplen Operationalisierung auf, die von der Annahme ausgeht, dass wenn die Hypothese richtig formuliert ist, sich noch zusätzliche Spuren entdecken lassen müssen.

Spurenfantasie, Hypothesenfantasie und Operationalisierungsfantasie stecken ein Betätigungsfeld ab (Hard 1995: 62), das über die Feststellung hinausgeht, Reisen per se sei bereits ein hermeneutisches Unterfangen. Die Betätigung endet stets nur vorläufig, wenn das Gefühl entsteht, nichts Neues mehr entdecken oder formulieren zu können. Und noch etwas deutet sich mit den drei Fantasiegeboten an: Vermeintlich spannende Empirie ist für spannende Erkenntnisse gar nicht zwingend erforderlich. Die Realität hat ohnehin nicht die geringste Verpflichtung so interessant wie die Theorie zu sein.

Zwischen Theorie und Empirie – über die Scheinalternative einer Relektüre

Die Fakten bezüglich transnationaler Migrationsmuster seien bekannt und es mangle allein an einer tiefenscharfen theoretischen Durchdringung derselbigen, schreibt Faist gleich zu Beginn seines Buches (2000b: 3). Damit suggeriert er, dass keine weiteren empirisch orientierten Forschungen nötig seien, um transnationale Migrationsmuster zu erforschen, und man sich stattdessen auf die Relektüre von bereits geschriebenen Arbeiten konzentrieren könne. Dieses Argument ist zu einfach und verkennt drei wichtige Aspekte: *Erstens* haben Transnationalisten beharrlich darauf hingewiesen, dass die nationale Brille methodologisch für die kategoriale Ausblendung gesamter Themenbereiche sorgte. Oder anders formuliert: Die Superform der Beobachtung, das heißt die nationale Beobachtung, schloss alles aus, was nicht national kodiert war (vgl. Smith 1983; Wimmer/Glick Schiller 2002). *Zweitens* schleicht sich mit diesem Argument die Möglichkeit eines empirizistischen Vorgehens ein, das aus guten Gründen verworfen wurde. Denn es wird suggeriert, dass die Fakten unabhängig von einer Beobachtung existieren würden und es irrelevant sei, in welchem theoretischen Rahmen die Daten erhoben werden. Doch genau das ist nicht der Fall. Es sei denn, die Fakten fänden sich nahezu ungefiltert in den Studien als nicht intendierte Spuren wieder – Spuren deren blasseste Tinte deutlicher als die Erinnerung sein mag (Hard 1995: 54). Doch dann müsste an der Wissenschaftlichkeit der Texte gezweifelt werden. *Drittens* ist aus einer historischen und aktuellen Perspektive zu bezweifeln, dass die Fakten ausreichend bekannt sind. Zwar fördern transnationale Perspektiven nicht beständig neue Erkenntnisse ans Licht der Welt, doch von einer ausreichenden Bekanntheit kann nicht ausgegangen werden. Im Kontext jüngerer Globalisierungsschübe ist zudem von sich verändernden Strukturen sozialer Systeme auszugehen, die zu Veränderungen bei migranten Karriereverläufen und Motivstrukturen führen können und somit aktuell zu erforschen sind.

Obwohl diese drei Punkte der Möglichkeit einer reinen Relektüre widersprechen, wurde die Idee nicht gänzlich verworfen, zumal eine aseptische Trennung von Relektüre und neuen empirischen Arbeiten ohnehin weder möglich noch sinnvoll ist. Aber die Erwartungen an die vorbereitende und begleitende Lektüre wurden eingeschränkt. Gesucht wurde nach Spuren, die auf Transnationalität *avant la lettre* deuteten. Spuren, die auch das Erkenntnisinteresse eingrenzen und forschungsleitende Fragen generieren sollten. Fragen, die zuletzt hypothesenähnlich formuliert wurden, da der Verzicht auf *explizite* Hypothesen stesst die Gefahr des Operierens mit *impliziten* Hypothesen in sich trägt (Flick 1991: 151).

Forschungsfragen und Forschung treiben

Die Klassifizierung des englischen Wissenschaftstheoretikers Alfred Jules Ayer ergänzend, schlug Hard einmal vor, die Methodologen der Geografie in die Klasse der Bischöfe, Facharbeiter und Menfoutisten⁵ einzuteilen (2003 [1973]: 39). Sieht man von Personenqualifizierungen ab und wendet das Schema auf die wissenschaftliche Kommunikation an, dann wird im Folgenden in der Sprache der Facharbeiter argumentiert. Denn wie es theoretisch auszusehen habe, hat die bischöfliche Kommunikation bereits klargestellt. Der Facharbeiter, der gleich zu Wort kommen wird, würde die bischöflichen Wünsche gerne erfüllen. Doch die Zwänge des Praktikablen und die zeitliche Begrenzung lasten auf ihm. Er wird folglich versuchen, klar und zielorientiert zu arbeiten, wird also zunächst die Forschungsfragen explizieren, die Auswahl der Länder, Personen und Orte begründen, die einzelnen Feldphasen schildern und dabei begründen, warum Feldforschung im Ausland nützlich sein kann und warum das problemzentrierte Interview als Hauptmethode Verwendung fand. Auch seine Auswertungsmethoden wird er schildern.

Forschungsleitende Fragen

Die Theorie der Weltgesellschaft postuliert, dass sich Weltgesellschaft nicht deshalb entfalte, weil Menschen mobiler werden, sondern sie sich konstituiere, weil jede Kommunikation ein ‚Und-so-weiter‘ beinhalte. Eine territoriale Begrenzung gerät also mit dem Ziel in Konflikt, Aspekte der Weltgesellschaft zu erforschen. Auch wenn den kontingenten Raumeinheiten Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, gilt es vor allem den Kommunikationen und den in ihnen enthaltenen Sinn-dimensionen zu folgen (vgl. dazu auch Albrow 1998 [1996]: 242; Fennell 1997; Martini 2001: 76f.). Damit ist indes nur die Offenheit, nicht aber der Inhalt benannt. Die forschungsleitenden Fragen selbst lauten:

- Lassen sich in der biografischen Vielfalt Gemeinsamkeiten erkennen? Welche Strukturen haben die biografischen Stationen von Migranten und Migrantenfamilien? Welche Planungen werden individuell, familiär oder in anderen Kontexten betrieben und wie mussten Lebensentwürfe in der Vergangenheit umgeschrieben werden?
- Welche Beziehungen bestehen zu den wichtigsten biografischen Orten? Wie werden sie gepflegt? Ist ihre Kontinuität gefährdet?
- Sind Muster des Erfolgs und Misserfolgs von transnationalen Lebensführungen zu erkennen? Assimilieren sich Transmigranten mehr oder weniger? Gibt es Momente, die Transmigration erfolgreicher oder weniger erfolgreich werden lassen? Welche Bedeutung kommt Bildungsprozessen und Lerngelegenheiten zu?

5 Aus dem Französischen von „Je m'en fous“ – „Das ist mir gleich“.

- Wie wird die eigene Lebensgeschichte präsentiert und konstruiert? Wie gehen die Personen mit normativen Ansprüchen um?
- Sind aus Migrationsbiografien oder Migrationsmomenten Rückschlüsse auf Strukturentwicklungen der Weltgesellschaft zu ziehen?

Die Auswahl der Länder, der Personen und der Orte – *mein* Feld

Weshalb ich überhaupt und mehrheitlich Kroaten, Serben und Bosnier auswählte und mit den Feldforschungen in Nürnberg begann, hat pragmatische Gründe. Sicherlich nahm das sozialistische Emigrationsland Jugoslawien eine Sonderrolle in der Geschichte der Arbeitsmigration ein und auch der Zerfall des Landes ist eine Besonderheit, doch viel mehr Grundsätzliches lässt sich nicht anfügen. Beachtenswerter ist die Frage, wie ich dieses Forschungsfeld entstehen lasse oder doch wenigstens aktualisiere. Alle Vorsicht und alle Gebote der nonreaktiven Feldforschung nutzen hier wenig, denn ich beobachte *etwas* auch dann, wenn ich andere im Hinblick auf ihr *wie* der Beobachtung hin beobachte. Das Feld, das *Was*, entsteht in dem Moment, wie ich, so wie fast alle anderen Migrationsforscherinnen und -forscher auch, mich bei der Kontaktsuche zu jenen Orten begeben, wo Individuen als *Migranten* sichtbar, genauer adressabel werden: Zum Beispiel in Kulturvereinen, Kirchengemeinden, Ausländerbeiräten und in Sportclubs, bei multikulturellen Stadtteilfesten, an Busbahnhöfen und in Nachtzügen nach Zagreb. Kaum war ich da, waren auch Migranten da. Fast war es mir, als wären sie schon vor mir dort gewesen! Die Pointe dieses Vorgehens ist schnell zu erkennen: Ich fand dort Migranten, weil es leicht war, die dort getroffenen Personen als Migranten zu adressieren. Ich aktualisierte einen bestimmten Sinn und schuf sie in diesem Moment erneut als Migranten. Diejenigen, die keine Lust an einer solchen Reaktualisierung ihrer vermeintlichen Identität hatten, werden mir das Gespräch vermutlich verweigert haben. Auch blendete ich Räume und Orte aus, an denen Migranten nicht in ihrer Fremdheit in Erscheinung treten. Orte, an denen sie unsichtbar geworden sind, weil sie eben nicht mehr als Migranten adressiert werden wollen und je nach Perspektive integriert oder assimiliert sind – allein ihr Pass würde mir vielleicht noch passen! Diese Ausblendungen müssen mitgedacht werden, ohne sie komplett beheben zu wollen. Schließlich ist es das Ziel der Arbeit, diejenigen Migranten zu finden, deren Migrationsverlauf eine anhaltende transnationale Orientierung erkennen lässt und die sich in Worten und Taten an wenigstens zwei nationalen Horizonten ausrichten.

Dieses Problem der Gegenstandsformation betrifft alle qualitativ-explorativ arbeitenden Studien. Werden hier doch vornehmlich die Fälle gesucht, die dem eigenen Theorierahmen entsprechen. Die Nicht-Fälle des theoretischen Samplings (Strauss 1991: 70) werden analog dazu nicht thematisiert. Erforscht wird nur, was ich erforsche und bezeichne. Also die Innenseite meines Feldes, die keine Aussage über die Außenseite zulässt, so verführerisch das auch sein mag – man denke nur an die Rede von ‚die meisten‘, ‚viele‘, ‚typisch‘ etc. Nicht-Fälle

spielen nur eine marginale und kontrastive Rolle. Eine systematische Suche nach Nicht-Fällen hätte solche Personen suchen müssen, die sich vollständig assimiliert haben (zu Fällen und Nicht-Fällen im qualitativen Paradigma vgl. Roose 2000).

Die erste Phase in Nürnberg

Der Zugang erfolgte sehr pragmatisch während einer dreimonatigen Feldphase im Frühjahr 2003, bei der ich mich auf Migranten in Nürnberg konzentrierte, die in Bezug zu Post-Jugoslawien standen – eine Auswahl aufgrund territorialer Zugehörigkeiten. Es galt mein Feld zu sondieren, es als Gegenstand zu verstehen, mit Personen in Kontakt zu treten und sie für ein ausgedehntes Interview zu gewinnen.

Um ein vertieftes Wissen über Migranten in Nürnberg zu gewinnen und mich für historische Entwicklungen zu sensibilisieren, nahm ich eine Sichtung des Archivs der Lokalzeitung ‚Nürnberger Nachrichten‘ vor. Gelesen wurden sämtliche Artikel, die von den Archivaren unter der Schlagwortkette ‚Lokales/Jugoslawen (inkl. Teilrepubliken)‘ abgelegt worden waren. Diese Artikel gaben mir einen ersten Eindruck über den Verlauf der Migrationen und Integrationen nach und in Nürnberg. Die Berichterstattung über migrante Lokalprominenz bot Anknüpfungspunkte für weitere Gespräche. Weitere Zugänge eröffneten sich über Vereine, wie beispielsweise den jugoslawischen Verein Obilić. Für weitere Kontakte zu Kirchengemeinden, Vereinen, Clubs, Gemeinschaften sowie zu speziellen Beratungsstellen war der Nürnberger ‚Stadtwegweiser‘ hilfreich (Stadt Nürnberg 2002). In ihm sind fast alle derartigen Organisationen verzeichnet. Allerdings endeten manche Wege sehr schnell, weil die Vereinsadressen veraltet sind, die in die Jahre gekommenen Vereinsräume leerstehen und nur noch vage an die vergangenen aktiveren Zeiten erinnern. Aber es gibt auch lebendigere Orte. Bei den Kirchen und Moscheen sind besonders die serbisch-orthodoxe Diakonie, die ihr Heim in Schniegling gefunden hat, und die ungleich größere Kroatische Mission in der Nürnberger Südstadt zu erwähnen. Im Falle der Muslime bot sich kein einfacher und direkter Zugang, da sie häufig die Angebote der mehrheitlich türkischen Moscheen nutzen und eigene Moscheevereine in Nürnberg bisher nur vorübergehend existierten. Die Kontaktaufnahme in den Vereinen war nicht allein auf die Suche nach Interviewpartnern und Gewährspersonen beschränkt. Bei Lesungen, Konzerten, Feiern oder einfachen Zusammenkünften der Vereine wurden Eindrücke gesammelt, um ein erweitertes Verständnis der Lebenswelten zu erreichen. Dabei schielte ich auf das reichhaltige und inspirierende Methodeninventar der Ethnologie, ohne dem großen Begriff einer Ethnografie jedoch gerecht werden zu wollen. Ein weiterer Zugang eröffnete sich durch die wissenschaftliche Begleitung der Arbeitsgruppe Südstadtkids seit dem Frühjahr 2002 mit meiner Kollegin Itta Bauer von der Universität Nürnberg-Erlangen (vgl. Bauer/Goeke 2003; Bauer et al. 2004; Bauer/Goeke 2006). Im Projekt qualifizie-

ren sich junge Erwachsene mit Migrationshintergrund, zum Teil aus Bosnien-Herzegowina und Serbien, zu Multiplikatoren für die interkulturelle Bildungsarbeit im Stadtteil. Auch sie gaben mir wertvolle Einblicke in migrante Lebenswelten. Parallel zu diesen Annäherungen an Migranten suchte ich auch das Gespräch mit Personen, die auf einer Metaebene *über* Migranten aus Südosteuropa Auskunft geben konnten (zum Beispiel psychosoziale Beratung für Migranten, Beratungsdienste der Verbände, Koordinationsstellen für den muttersprachlichen Unterricht, Gewerkschaftsgruppen etc.). In dieser ersten Phase kam ich mit rund 50 Personen ins Gespräch. Aus diesen kurzen Gesprächen ergaben sich eventuell längere Interviews. Über den gesamten Zeitraum wuchs die Zahl der Gesprächspartner auf über 100 Personen. Interviews mit Termin und Tonband wurden mit insgesamt 30 Migranten und Experten geführt.

Die zweite Phase in Nürnberg

Nachdem das Material der ersten Phase gesichtet und vorläufige Ordnungen einzogen wurden, konnten in der einmonatigen zweiten Phase bestimmte Fragestellungen gezielter verfolgt werden. Zum Beispiel die sich abzeichnende Orientierung von Transmigranten an Zagreb und der Bereich der Bildung. Es zeigte sich zudem, dass die Hilfsbereitschaft und das zeitliche Engagement der Kontaktpersonen enorm wuchsen, weil ich zunehmend als uninstrumentell offen wahrgenommen wurde und das Vertrauen in mich gestiegen war (zu Frage der Instrumentalität vgl. Matthes 1985: 321). Diese Phase hatte noch ein weiteres Ziel. Für den anstehenden Auslandsaufenthalt wollte ich Kontakte knüpfen, die mich von Nürnberg weg und hin zu den gepriesenen Heimaten in Dalmatien, Zagreb oder anderswo führen sollten. Kontakte, die mich auch zu Transmigranten oder zu engen Familienangehörigen führen sollten, die im Moment nicht in Nürnberg leben.

Die Feldphase in Kroatien und Serbien – weshalb eigentlich?

Der Forschungsaufenthalt in Kroatien und Serbien wurde vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) mit einem Stipendium unterstützt. Vor Ort halfen mir viele Kolleginnen und Kollegen vom Institut za Migracije i Narodnosti (IMIN – Institute for Migration and Ethnic Studies) und vom Geografischen Institut sowie meine Interviewpartnerinnen und -partner. In den Augen der DAAD-Gutachter war die Auslandsarbeit unterstützenswert. Aber betrifft das tatsächlich die ganze Arbeit? Bescheinigt ein DAAD-Stipendium die Wissenschaftlichkeit des Forschens im Ausland? Sind Auslandsaufenthalte nicht eine Besonderheit geografischen Forschens, die per se und Exotik so etwas wie Wissenschaftlichkeit bescheinigen und Arbitragegewinne versprechen?

Insbesondere aus der Anthropologie ist die Forderung nach einer ‚multi-sited ethnography‘ in den Bereich transnationaler Forschungen gedrungen. Den Men-

schen, Dingen, Metaphern, Geschichten, Biografien oder Konflikten möchte man folgen und dabei den traditionellen ethnografischen Rahmen, das heißt den einzelnen Ort, hinter sich lassen (vgl. Marcus 1995; Welz 1998; Kearney 2005). Und dies, weil Identitäten prozessual, situiert und multipel seien (vgl. z. B. Glick Schiller/Fouron 1998: 141) und weil entgegen der These einer Homogenisierungsglobalisierung lokal divergierende Rezeptions- und Integrationsprozesse zu beobachten seien (vgl. Dürrschmidt 1997: 57; Massey 1993).⁶ Große Stichworte, wie etwa Mikroglobalisierung oder lokale Machtgeometrien, sind nicht fern, doch was verbirgt sich hinter dem Vorschlag eine „kosmopolitische (globale? Macro-? translokale?) Ethnographie“ zu betreiben (Appadurai 1998a: 18; vgl. auch Dürrschmidt 2002: 63, 70) und wer kann damit was gewinnen?

Vermutlich sind Frage und Forderung zu pauschal, als dass eine einzig gültige Antwort gegeben werden könnte. Der Wert der Diskussion liegt eher in einer Sensibilisierung für mögliche Forschungsprobleme. Doch neben der grundsätzlichen hermeneutischen Forderung nach Offenheit kann in der Diskussion über mobile Feldforschung keine prinzipiell neue Position erkannt werden. Allerdings, und das ist nicht zu verachten, können pragmatische Schlüsse aus ihr gezogen werden. Alles andere wäre auch sehr verwunderlich, weil die Diskussion sonst prinzipiell darüber entscheiden müsste, wo überhaupt ‚multi-sited‘ Feldforschung beginnt. Und wenn sie dann noch versuchen würde, euklidische Distanz als erklärende Variable einzuführen, würde sie große Teile der transnationalen Diskussion ad absurdum führen. Mobile Feldforschung kann also beginnen, wenn ich einem Interviewpartner zu einem serbischen Musikabend in Nürnberg folge und sie kann dazu führen, dass ich Verwandte von Nürnberger Migranten in Kroatien aufspüre.

Der Auslandsaufenthalt ließ mich Personen treffen, die gewiss nicht zu mir nach Nürnberg gereist wären. Auch traf ich Personen, deren aktuelle Gedanken um eine Migration nach Deutschland kreisen und das würden sie in Deutschland sicher nicht tun. Manchmal macht es also einen Unterschied, wo das Interview stattfindet, weil die Migrationsgeschwindigkeit selten so hoch ist, dass eine Indifferenz gegeben wäre. Die Nähe zu dem zu erzählenden Ereignis, zum Beispiel zur Migrationsentscheidung, variiert. Und diese Variation verändert die Erinnerungen an die korrespondierenden Gedankenzustände. Dies bedeutet keine Wertung im Schema gut|schlecht oder wahr|verschwommen, sondern macht auf eine zu analysierende Differenz aufmerksam. Während des Interviews wird der Interviewte zudem in Abhängigkeit vom Ort und in Abhängigkeit vom Wissen darüber, wo ich bereits gewesen bin und wo nicht, von anderen Wissensbeständen bei mir ausgehen und Unterschiedliches vermitteln wollen. Es variieren also auch die Selektionsleistungen der Interviewpartner in Abhängigkeit von meiner Mobi-

6 Zu unterschiedlichen Integrationssituationen von Jugoslawen, Kroaten und Bosniern im Vergleich zu Nürnberg vergleiche man nur die Arbeiten in den Städten Wien oder München (vgl. Lichtenberger 1984; Božić 2000; Čapo Žmegač 2003a, 2003b, 2005b).

lität. Zudem erfuhr ich Anerkennung und Vertrauen, weil ich mich überhaupt auf den Weg gemacht hatte und die vielbeschriebenen Orte kennenlernen wollte. Dass mein Augenschein fürchterlich trügen kann, ist ein anderes Thema und dennoch verhalfen mir die Forschungen in Kroatien und Serbien zu einem besseren Verständnis der dortigen Lebensverhältnisse. Ad-hoc-Gespräche vermittelten mir einen Einblick über das Bild von Nicht-Migranten über ‚Gastarbeiter‘. Die Kollegen aus der Wissenschaft gewährten Einblicke in das kroatische Universitätssystem und bei all dem wurde ich der omnipräsenten Balkandiskussion in Relation zur Europäischen Union gewahr. Die Welt der Migranten wurde durch meine Mobilität teilweise auch zu meiner Lebenswelt, weil sie mir im Gespräch und über meine Wahrnehmungen vertrauter als zuvor wurde. Abermals zeigt sich, dass sich Lebenswelt immer entlang von Kommunikation kristallisiert. Welche Kommunikationen jedoch geführt werden, ist eine Frage der Offenheit und Mobilität – vom Forscher und den Beforschten.

Das problemzentrierte Interview

Die Anforderungen an das Erhebungsinstrument sind leicht zu formulieren: Die Anschlussfähigkeit an die Theorie und Methodologie muss gegeben, das Erkenntnisinteresse muss mit ihm zu fassen, die nötige Offenheit für empirische und theoretische Abweichungen muss gesichert und zuletzt müssen die produzierten Daten auszuwerten sein. Das interpretative Paradigma der Sozialforschung hat eine Vielfalt von Methoden entwickelt, die diese Minimalanforderungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten erfüllen. Doch ganz gleich ob es sich um das narrative, das problemzentrierte, das fokussierte oder ein anderes Interview handelt, stets werden mit der Methodenbeschreibung normative Ansprüche erhoben und Idealfälle vorgeführt. Weil aber jeder empirisch arbeitende Sozialforscher wenigstens insgeheim weiß, dass die hehren Ideale kaum zu verwirklichen sind, drängt sich die Frage auf, warum ein Plan skizziert wird, von dem die Abweichungen bereits gewiss sind. Die Frage gibt sich selbst die Antwort, denn nur die Existenz eines Planes ermöglicht es, die Abweichungen vom selbigen zu beobachten und sie bei der Interpretation zu berücksichtigen. Der Plan ist nicht einfach das Gegenteil von Intuition, sondern macht das Erkennen von Intuition erst möglich. Auf einen Plan zu verzichten, hieße sich dieser Kontrollmöglichkeit zu berauben. Etwas zu planen bedeutet zuletzt, die Fallen in der Feldforschung zu antizipieren, ganz gleich wie groß die Überraschungen oder die narzisstischen Verletzungen sind, wenn im Nachhinein erkannt wird, dass suggestive Töne und Formulierungen die vermeintlich offenen Fragen begleiten.

Meine Wahl fiel zugunsten des von Witzel (1982) erstmals beschriebenen ‚problemzentrierten Interviews‘. Es war keine Entscheidung im harten Streit mit anderen Methoden, sondern eine Festlegung auf einen vielversprechenden Weg. Dieser Weg versteht sich als Modifikation des von Fritz Schütze entwickelten ‚narrativen Interviews‘. Witzel übernimmt Grundgedanken des narrativen Inter-

views, führt einzelne Aspekte genauer aus, verwirft andere und ergänzt die Methode. Im Ergebnis präsentiert Witzel eine Methodenkombination von *offenem Interview*, *Fallanalyse*, *biografischer Methode*, *Gruppendiskussion*, *Kurzfragebogen* und *Inhaltsanalyse*. Die Methode verspricht, eine reflektierte Position bis in die alltägliche Forschungsarbeit hinein durchzuhalten (Walter Heinz im Vorwort zu Witzel 1982: 8f.; Lamnek 1995a: 74-78).

Vier Aspekte sind dabei von Vorteil. *Erstens* lehnt sich das problemzentrierte Interview in wesentlichen Elementen an das narrative Interview an, also an eine Interviewform, bei dem der Interviewte aufgefordert wird, über oder zu einem Themengebiet zu *erzählen*. Da nicht alle Aussagen in Erzählform vermittelt werden, ist es sinnvoll bei der Auswertung zwischen *argumentativen*, *beschreibenden* und *erzählenden* Texten zu differenzieren, besonders um den Interviewereinfluss zu kontrollieren (Lamnek 1995a: 70). Diese Interviewform macht sich grundlegende Rahmenbedingungen von Erzählungen zu Nutze. Der Einstieg erfolgt mit einer Erzählaufforderung, die später durch erzählungsgenerierende Fragen erneuert werden kann. Der Forscher setzt den Interviewten somit unter Zugzwang. Dieser sieht sich gezwungen, einer ihm nur mäßig bekannten Person einen Gegenstandsbereich darzulegen. Dabei liegt es prinzipiell im Ermessen des Interviewten, seine Darstellungen zu gestalten, sie ausreichend detailliert vorzutragen und dabei eine Relevanzfestlegung und Kondensierung vorzunehmen. Bei entsprechender narrativer Kompetenz des Interviewten, gliedert sich die allgemeine Erzählstruktur in eine Einleitungsphase, gefolgt von einer sequenziellen Haupterzählung, die abschließend gedeutet und bilanziert wird (vgl. Lamnek 1995a: 70; Witzel 1982: 47f.). Die Erwartung, man bekäme über Narrationen einen sehr direkten Zugang zum Vergangenen, sollte indes nicht überhöht werden. Besonders die proklamierte Freiheit des Erzählers steht im Widerspruch zu der Erfahrung, dass der Erzählende Aspekte ausklammern wird, von denen er vermutet, dass sie vom Interviewer nicht verstanden werden (Matthes 1985: 322). Der Interviewte wird Strategien anwenden, um zu erfahren, was sein Gegenüber versteht oder eben nicht versteht. Und andersherum wird der Interviewer signalisieren, ob er folgen kann oder nicht. Die ideale, neutrale und störungsfreie Position des Interviewers ist nicht mehr ernsthaft zu behaupten, auch wenn Fragen im engeren Sinn erst nach Ende der Erzählung ihren Platz haben sollten (vgl. Flick 1991: 158). Es bleibt aber bei dem Gebot, durch Aufgreifen und Paraphrasieren des Gesagten in das Gespräch zurück- und vor allem weiterzuführen, um die vom Interviewten benannten relevanten Strukturen bei Interesse zu vertiefen (vgl. Lamnek 1995a: 54). Das gesamte Vorgehen versucht möglichst nahe an die gesellschaftliche Realität heranzutreten, Isolationen durch Erzählungen zu überwinden und Teilhabe an Wissensbeständen zu gewährleisten.

Zweitens schließen die Annahmen bezüglich der narrativen Elemente ein, dass Interviewte prinzipiell als orientierungs-, deutungs- und theoriemächtig betrachtet werden. Für den Transport von Sinngehalten komme im Wesentlichen die Sprache in Frage, da sie die am häufigsten und am effektivsten genutzte

Kommunikationsform sei (Witzel 1982: 66). Die Arbeit folgt diesem Vorschlag, ohne für andere Kommunikationsformen blind zu werden.

Drittens, und nun enden die Gemeinsamkeiten mit dem narrativen Interview, sind die Vorteile des problemzentrierten Interviews zu betonen. Da die geforderte Offenheit als Qualitätsmerkmal eines narrativen Interviews für diese Arbeit nicht mehr beansprucht werden konnte, musste ein Weg gefunden werden, der die thematische Vorstrukturierung trotz der daraus erwachsenden Gefahr der Einengung billigend in Kauf nimmt (vgl. Girtler 1992: 154f.). Genau dies ist beim problemzentrierten Interview der Fall. Die Einengung soll durch die Explikation abgefedert werden und somit noch immer eine ausreichende Offenheit zur weiteren Konzeptgenerierung, also eine Kombination von Induktion und Deduktion, gewährleisten (vgl. Lamnek 1995a: 74-78).

Viertens sind Zweifel an manchen technischen Vorschriften von Schütze angebracht. Die Forderung, dass der Interviewer nur ‚wie (kam es?)‘ oder ‚was geschah (dann?)‘-Fragen stellen dürfe, nicht jedoch ‚warum?‘-Fragen, ist zu restriktiv. Sie ist in konkreten Situationen auch kaum einzuhalten und unterschätzt die Kompetenz der Interviewten. Diese können sich sehr wohl gegen suggestiv gestellte Fragen wehren, auch wenn eine Vermeidung wünschenswert ist. Wäre diese Forderung als einfaches Gebot noch zu akzeptieren, so ist die dahinter stehende Begründung zweifelhaft. Schütze nimmt an, dass ‚warum?‘-Fragen Argumentationsschemata generieren und „die Sachverhalte unter einem der ursprünglichen Handlungsorientierung fremden, erst nachträglichem Interesse plausibilisiert werden“ (Schütze in Witzel 1982: 49). Konsequenter müssten im ersten Analyseschritt die narrativen Sequenzen von den nicht narrativen, also den theoretisch überformten, argumentativen oder evaluativen Passagen getrennt werden, und nur die narrativen dürften in der Analyse berücksichtigt werden (Schütze in Bohnsack 1999: 110). Schütze geht von einem real existierenden objektivierbaren Sachverhalt aus, der ohne und unabhängig von den Beobachtungen, Beschreibungen und Wertungen des Interviewten existiert. Eine solche Annahme schließt aus, dass es die Beobachtungen von sinnhaften Systemen sind, die die Welt entstehen lassen, indem sie Ordnungen in diese Welt einziehen. Eine solche Annahme impliziert auch, dass es erste, nicht überformte, Eindrücke geben könnte. Solche Annahmen sind jedoch zweifelhaft, sodass es geschickter ist, dass Interview als eine soziale Situation neben anderen aufzufassen, in der Menschen dazu aufgefordert, oder überspitzt, genötigt werden, die Welt zu beobachten und Vergangenes zu reaktualisieren. Schütze meint diesem Problem entgegen zu können, wenn er die Gefahr von kalkulierten Darstellungen erwähnt und kurzerhand dazu auffordert, direkte Thematisierungen von Kernkonflikten zu unterlassen und stattdessen unverfängliche folkloristische Themen einzuführen (Schütze in Witzel 1982: 49). Eine solche Forderung erscheint nicht nur theoretisch wackelig, sondern ist als praktische Handlungsanleitung zweifelhaft. Noch einmal: Kalkulierte Darstellungen heikler oder unangenehmer Themen sind stets Teil eines Interviews. Dies trifft auf Fragen von Nationalität und Ethnizität ebenso zu, wie

auf den Versuch eine geglättete Version der eigenen Lebensgeschichte zu präsentieren. Auch Matthes nennt forschungspraktische Gebote für *interkulturelle* Arbeiten mit zweifelhaften Inhalten und fordert, den Partner nicht auf das eigene Vorhaben hinzuführen (1985: 321). Welche Nuancen die Gebote auch immer haben mögen, sie beruhen auf der Annahme, dass es eine klare Trennlinie zwischen der Wissenschaftswelt und der Alltagswelt gibt, und dass der Forscher in letztere von außen hineinschauen könne.

Aus dieser Profilierung der Interviewmethode erschließt sich die doppelte Bedeutung des Adjektivs ‚problemzentriert‘. Es zielt auf eine relevante gesellschaftliche Problemstellung und deren theoretische Ausformulierung, „als elastisch zu handhabendes Vorwissen des Forschers“ sowie auf die Möglichkeit der Interviewten, ihre Problemsicht zu Sprache zu bringen (Witzel 1982: 69).

Wie erwähnt hat Witzel Verbindungen zu weiteren Methoden aufgezeigt, beispielsweise die Kombination mit Kurzfragebögen zu Beginn oder am Ende des Interviews.⁷ Mehr Bedeutung hatte die Ergänzung des Interviews um biografische Methoden (Witzel 1982: 74-78). Darunter sind allgemein Ansätze zu subsumieren, die versuchen über persönliche Dokumente wie Briefe, Tagebücher, Zeichnungen, Fotoalben, Filmaufnahmen, Zeugnisse etc. die Biografie zu rekonstruieren, indem sie eventuell vergessene Situation mittels dieser Dokumente aktualisieren. Nun wurde dieser Ansatz zwar nicht konsequent verfolgt, aber eine wichtige Erkenntnis wurde übernommen. Es gehört zum Standardrepertoire der meisten Menschen, dass sie höchst disparate Ereignisse zu einer sinnhaften Lebensgeschichte integrieren und dabei die großen Brüche und feinen Fissuren glätten und kitten. Ein Phänomen, das mit dem Schema wahr|falsch vollkommen unzureichend erfasst werden kann. Um diese Glättungen zu hinterfragen, war es mehr als einmal nützlich, den Interviewpartner sehr konkret und direkt um die Erzählung von bestimmten Situationen zu bitten und ihn beispielsweise aufzufordern darüber nachzudenken, was Dritte damals sagten oder meinten.

Ohne die Interviewpraxis en détail schildern zu wollen, sei abschließend darauf verwiesen, dass bei der Terminvereinbarung die Bestimmung von Ort und Zeit des Treffens den Interviewten überlassen wurde, dass ich fast allen Partnern vor dem Interview bekannt war, dass ich bei fast allen Gesprächen die Erlaubnis zur akustischen Aufzeichnung erhielt, und dass ich den Interviewten ihre Anonymität zusicherte. Zusätzlich zu den Aufzeichnungen wurden Memos in einem Postskriptum notiert, um etwaige Besonderheiten oder Zusatzinformationen festzuhalten (vgl. Lamnek 1995a: 98; Strauss 1991: 151-174). Die Interviews wurden von mir transkribiert und falls es mir nötig erschien, wurden auch nonverbale Aspekte des Gespräches verschriftlicht (vgl. Flick 1991: 161f.; Lamnek 1995a: 108). Als Zwischenergebnis und neue Realität lagen dann Texte vor, welche die

7 Vgl. die transnationalen Forschungsarbeiten, die unterstützend oder vollständig quantitative Methoden verwendeten – zum Beispiel von Remennick (2002) über russische Juden in Israel oder von Diehl (2002) über türkisch- und italienischstämmige Schülerinnen und Schüler in Deutschland.

Grundlage für den nächsten Schritt bildeten. Die nachstehenden Tabellen dokumentieren, mit welchen Migranten und Experten ausführliche, problemzentrierte Interviews geführt wurden.

Tabelle 9: Interviews mit Migrantinnen und Migranten

Name*	Alter	Migrationshintergrund	Staatsbürgerschaft	Interview	Seiten
Adrijana Kalčić	62	Wurde 1942 in Zagreb geboren. 1967 zog sie nach Böblingen. Nach dem Tod ihres Mannes und mit Beginn der Rente zog sie nach Zagreb.	Kroatische	3/2004 (Zagreb)	210 261 330
Dunja Tomašević	55	Wurde 1948 in Banja Luka geboren. 1970 Umzug nach Nürnberg.	Kroatische, Bosnische	9/2003 (Nürnberg)	211 265
Simona Zivković	53	Wurde 1950 in Novi Sad geboren, zog zur Ausbildung nach Zagreb und von dort nach Nürnberg. Heute verbringt sie mehrere Monate im Jahr in Montenegro.	Jugoslawische	7/2001 3/2003 (Nürnberg)	254
Jagoda Lajić	50	In Sarajewo geboren und 1970 nach Nürnberg gezogen, weil der politische Druck zu groß wurde. Ihre beiden Töchter und ihre Mutter leben derzeit wieder in Kroatien.	Kroatische	9/2003 12/2003 (Nürnberg)	215 248 270
Petar Klinar	37	1966 in Deutschland geboren, teilweise in Dalmatien aufgewachsen. Seine Mutter ist Deutsche, sein früh verstorbener Vater war ‚Gashtarbeiter‘ aus Kroatien.	Deutsche, Kroatische	3/2003 (München)	230 310
Andrej Stojanovski	31	In Deutschland geboren, lebte in Zagreb und dann wieder in Deutschland; seit Beginn des Studiums wieder in Zagreb.	Deutsche, Kroatische	5/2004 (Zagreb)	227 317
Vesna Babić	31	1971 in Nürnberg geboren. Ausbildung zur Kauffrau. 1997 beginnt sie ein Studium in Zagreb. 2002 kehrt sie nach Nürnberg zurück.	Kroatische	9/2003 (Nürnberg)	217 244 321
Jelena Lajić	31	1972 in Nürnberg geboren, 1992 erst nach Zagreb und dann nach Novska gezogen	Kroatische	4/2004 (Novska)	299
Karolin Sablijar	29	Wuchs im Schwarzwald auf. Ihre Eltern stammen aus Kroatien. Nach Aufenthalt in England verliebt sie sich in Deutschland in einen Kroaten und zieht zu ihm nach Zagreb.	Kroatische	3/2004 (Zagreb)	229
Maja Milojević	27	Wurde in Nürnberg geboren. 1994 überredet ihr Vater sie zu einem Aufenthalt in Zagreb. Sie bleibt dort und studiert. 2003 kommt sie wieder nach Nürnberg.	Kroatische	9/2003 (Nürnberg)	306 327
Antonija Spaić	26	1978 in Berlin geboren. 1984 Umzug mit der Mutter nach Kroatien. 1992 zieht die Mutter wieder zum Vater nach Berlin und sie mit ihrem älteren Bruder nach Zagreb. Dort beginnt sie ihr Studium der Zahnmedizin und arbeitet heute in einer Zahnklinik.	Kroatische	5/2004 (Zagreb)	278

Name*	Alter	Migrationshintergrund	Staatsbürgerschaft	Interview	Seiten
Danilo Delak	26	1978 in Deutschland geboren. Zieht wegen Asthmaproblemen mit seiner Mutter 1981 nach Slawonien (Kroatien) und 1991 wieder nach Deutschland. Studienbeginn in Deutschland. Zum Zeitpunkt des Interviews verfasst er seine Diplomarbeit in Kroatien und wird von Deutschland aus betreut.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	327
Jasna Lajić	23	1981 in Nürnberg geboren, nachdem ihre Schwester nach Kroatien zog, wollte auch sie folgen. Lebt seit einem halben Jahr in Zagreb und absolviert dort eine Ausbildung.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	303
Dina Kertész	22	Geboren in der Vojvodina, lebt heute in Belgrad. Sie selbst ist nie migriert, aber ein Teil ihrer Verwandtschaft lebt im Ausland.	Serbische	7/2003 (Osnabrück)	273
Irma Rakovac	22	In Nürnberg geboren. Angebote im elterlichen Heimatort während der Touristensaison zu arbeiten schlägt sie regelmäßig aus.	Bosnische	9/2003 (Nürnberg)	-
Tanja Srnka	21	Verbrachte ihre ersten elf Jahre in Mannheim und zog dann mit der Familie nach Samobor.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	223
Eđi Osmanović	20	1983 in Višegrad geboren. Sein Vater lebt damals in Deutschland. Er, sein Bruder und seine Mutter in Bosnien. Bei Kriegsausbruch 1992 holt der Vater seine Familie nach Deutschland.	Bosnische	3/2003 (Nürnberg)	-
Selma Mikeš	20	1984 in Samobor geboren. 1988 zieht sie mit ihren Eltern nach Bad Salzuffen und 1994 wieder nach Kroatien. 2002 ziehen die Eltern erneut nach Bad Salzuffen. Sie zieht mit und beginnt ein Studium in Detmold. In Zagreb absolviert sie zum Zeitpunkt des Interviews ein Praktikum.	Kroatische	4/2004 (Zagreb)	327
Irina Odak	18	Wurde in Nürnberg geboren und hält intensive Kontakt zur Verwandtschaft in der Republika Srpska.	Jugoslawische	7/2001 8/2001 11/2002 (Nürnberg)	-
Minaz Pashku	17	In Nürnberg geboren. Seine Eltern gehören zur Minderheit der Albaner in Serbien.	Jugoslawische	3/2003 (Nürnberg)	-
Sajma Mehanović	17	In Nürnberg geboren. Ihre Eltern stammen aus Bosnien-Herzegowina.	Bosnische	11/2002 (Nürnberg)	-
Elvedin Duraković	17	Wurde in Bosnien-Herzegowina geboren und zog als Kleinkind nach Nürnberg. 1999 wird er abgeschoben und muss ein Jahr in Bosnien-Herzegowina leben.	Bosnische	11/2002 (Nürnberg)	-
Sanja Orbančić	17	Ihre Mutter kommt aus Jugoslawien, genauer aus der heutigen Republika Srpska. Sie wird in Nürnberg geboren.	Serbische	3/2003 (Nürnberg)	-

* Alle Namen wurden von mir geändert, falls es nötig oder erwünscht war, wurden auch andere Angaben leicht verfremdet, um die zugesicherte Anonymität zu garantieren.

Nicht alle Biografien werden im empirischen Teil beschrieben. Die Fälle ähneln sich in ihrer Struktur manchmal so sehr, dass eine individuelle Schilderung einer Dopplung gleichkäme. Zudem können nicht alle Personen problemlos als Transmigranten bezeichnet werden. Doch auch die Interviews mit ihnen waren erhellend, weil sie bei der Strukturierung des Feldes halfen. Ähnlich verhält es sich

mit der Erwähnung der Experten. Als Experten werden sie hier bezeichnet, weil sie aufgrund ihrer Position besonders gut geeignet erschienen, *über* das Feld zu berichten. Auch mit ihnen wurden problemzentrierte Interviews geführt, die allerdings nicht ihre Person in den Mittelpunkt stellten. Die Grenzen zwischen Überblick und Selbstdarstellung, zwischen Migrant und Experte sind selbstverständlich fließend. Auf die Interviewaussagen wird sporadisch zurückgegriffen. Das macht diese Interviews nicht unwichtiger, aber die Personen waren eher Mittler und Teil des Forschungsprozesses als sein Ergebnis. Die nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die aufgezeichneten Interviews mit Experten.

Tabelle 10: Interviews mit Expertinnen und Experten

Name*	Funktion/Kontext	Interview
Fr. Janda	Lehrerin/Muttersprachlicher Ergänzungsunterricht	2/2003
Fr. Jurinić	Psychosoziale Beraterin/Integrationsprobleme	3/2003
Hr. Agić	Angestellter beim Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB)/Arbeit und Migration	3/2003
Hr. Kitić	Gemeindemitarbeiter/Serbisch-Orthodoxe Gemeinde	3/2003
Hr. Horvat	Gemeindemitarbeiter/Kroatische Mission	4/2003; 9/2003
Fr. Lekić; Fr. Lajtner	Sozialarbeiterinnen/Sozial- und Integrationsprobleme	3/2003

* Alle Namen wurden von mir geändert. Die Funktionsangaben lassen nur vage, spekulative Rückschlüsse auf die Personen zu.

Auswertung und Interpretation – vom Vorwissen zum Wissen?

Alle Pläne und Konzepte verpuffen, wenn nicht auch die Auswertung und Interpretation der neuen Texte kontrolliert wird. Diese fast schon als Planversessenheit zu bezeichnende Darstellung ist kein starres Korsett, sondern eröffnet innerhalb des Plans den Freiraum für kreative und fantasiereiche Thesen. Die Frage lautet daher zunächst, wer oder was interessant sein muss. Das ist nicht bloß eine methodische Frage, sondern eine Entscheidung von wissenschaftspolitischer Relevanz. Das Kriterium der Interessantheit steht zur Diskussion. Und noch eine Frage ist zu klären, ehe die Auswertung diskutiert wird. Sie fragt danach, was im Interview vermittelt wird und was verstanden werden kann.

Wer oder was muss interessant sein?

Noch einmal dürfen die Bischöfe unter den Methodologen predigen. Ihre Predigt wird Schwieriges vom Facharbeiter verlangen, die sie genau jetzt, also nach den Interviews, aber vor der Interpretation, hören sollen. Der Tenor der Predigt taucht gelegentlich als Bonmot auf (z. B. Riedel 2002: 248), ist aber nirgends so gut erfasst wie bei Hard (1995: 147ff.) und stammt aus der Kurzgeschichte ‚Death and the Compass‘ von Jorge Luis Borges (1993 [1944]): *Die Wirklichkeit hat keine*

Verpflichtung so interessant wie die Theorie zu sein! In Borges' Geschichte sehen sich Inspektor Lönnrot und sein Assistent Treviranus mit einer eigentümlichen Mordserie konfrontiert. Das erste Opfer, Dr. Marcel Yarmolinsky, Delegierter aus Podolsk beim dritten Talmudischen Kongress, liegt, und hier beginnt die merkwürdige Passage, erstochen in seinem Zimmer, just der Suite gegenüber, die der Tetrarch von Galiläa nicht ohne Prunk belegt hatte. Für den Assistenten Treviranus ist der Tathergang eindeutig: Der Täter habe die Saphire des Tetrarchen stehlen wollen, sich im Raum geirrt und habe dann, versehentlich sozusagen, Yarmolinsky ermorden müssen. Lönnrot antwortet:

„It's possible, but not interesting. [...] You will reply that reality hasn't the slightest need to be of interest. And I'll answer you that reality may avoid the obligation to be interesting, but that hypothesis may not. In the hypothesis you have postulated, chances intervenes largely. Here lies a dead rabbi: I should prefer a purely rabbinical explanation, not the imaginary mischances of an imaginary robber.“

Treviranus answered ill-humouredly:

„I am not interested in rabbinical explanations; I am interested in the capture of the man who stabbed this unknown person.“ (Borges 1993 [1944]: 103)

Nur diese Eingangskonstellation der Geschichte soll interessieren, auch wenn die weiteren Wendungen nicht minder interessant sind und rasend schnell in noch brillantere Räsonnementssphären über das Verhältnis von Theorie und Wirklichkeit führen (mehr dazu bei Hard 1995: 147ff.). Lönnrot interessiert sich in dieser Szene und auch später kaum für die Wirklichkeit – „the mere circumstances, or the reality (names, prison records, faces, judicial, and penal proceedings), scarcely interested him now“ (Borges 1993 [1944]: 109). Er will mit rabbinischen Erklärungen den Tod eines Rabbis erklären, so wie Sozialwissenschaftler nach sozialen Erklärungen für soziale Ereignisse suchen. Sein Assistent Treviranus kann dafür kein Verständnis aufbringen. Er ist zu sehr Positivist und Routinier und möchte nur den Mörder fangen. Der polizeiliche Supercode Unrecht = arretieren|Recht = nicht arretieren steht für beide außer Frage, bleibt also ebenso die letzte Instanz wie der wissenschaftliche Supercode wahr|unwahr für Wissenschaftler. Doch innerhalb dieser Superformen kann sowohl für die polizeiliche Ermittlungsarbeit als auch für die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit das Kriterium Interessantheit eingeführt werden (vgl. Hard 1995: 149). Lönnrot setzt den Maßstab Interessantheit allein für die Theorie an, weil er weiß, dass die Wirklichkeit keine Verpflichtung hat, ebenso interessant wie die Theorie zu sein. Gemessen wird allein das *interne* Vorgehen. Interessant zu sein, bedeutet dann vor allem neu zu sein, also Differenz zu produzieren. Vollzieht man nun einen Wechsel von der Polizeiarbeit zur Wissenschaftsarbeit und akzeptiert die Einteilung in Theorie und Wirklichkeit, so eröffnen sich zwei große Wege, um wissenschaftlich Interessantes zu produzieren.

Der *erste* Weg führt in immer neue Bereiche der Wirklichkeit, und Wirklichkeit meint hier eine Wirklichkeit in der Umwelt des Wissenschaftssystems. Die Aufmerksamkeitsverteilung wird dabei verändert und angesichts des Publikationsdrucks und der Expansion des Wissenschaftssystems wächst die Neigung, häufiger Grenzbereiche oder Marginalien zu ergründen. Die bisweilen voyeuristischen Blicke in solche Bereiche versprechen schon allein deshalb interessant zu sein, weil die erspähten Welten dem Gros der Wissenschaftler fremd oder verschlossen sind. Die zunehmende Bedeutung von Migrationsthemen wie etwa Illegalität, Menschenschmuggel oder Prostitution kann in Teilen darauf zurückgeführt werden. Die Themen sind ob ihres Neuigkeitswertes interessant, aber zugleich bleibt manchmal ein schaler Geschmack nach der Lektüre übrig, weil sie eben nur qua ihrer Fremdheit interessant sind, die Struktur des Gegenstandes vergleichsweise leicht verstanden werden kann und sie theoretisch wenig Neues zur Debatte beitragen. In der transnationalen Migrationsforschung wird das Kriterium Interessantheit gerne auch mit Blick auf den Topos des postkolonialen Migranten erfüllt:

„Der hybride *postkoloniale Migrant* schlägt zurück auf alle, die sich und anderen zumuten, Autochthone und Einheimische zu sein – er destruiert Identität und markiert das globale Dazwischen und macht auch Bodenständige zu Hybriden. Exakt in dieser Wirkung liegt der Defätismus des Fremden. Zugleich erteilt er romantischen Phantasien einer *multikulturellen Koexistenz* ebenso eine Absage wie den anal fixierten Obsessionen kultureller und nationaler Reinheit.“ (Nassehi 1999: 357)

Doch wo sind diese Migranten, die auch so argumentieren? Kopiert Nassehi nicht vielleicht eine Minderheit postkolonialer Künstler? Ist er der ästhetischen Schönheit von belletristischen Spuren erlegen? Nicht unbedingt, denn vielleicht hat er den *zweiten* Weg beschritten, um interessant zu sein. Dieser Weg ist ein Produkt von internen Anstrengungen. Sie zielen darauf, Texte mit einem neuen Sinn zu versehen, sie gegen den Strich zu lesen und mit der unwahrscheinlichsten aller Deutungen zu beginnen. Dieser Weg ist anstrengender, weil primär die intellektuelle Leistung des Autors gefragt ist, der mit Spuren-, Hypothesen- und Operationalisierungsfantasie das Kriterium Interessantheit selbst erfüllen muss (vgl. Hard 1995: 62). Die Wirklichkeit kann also, muss aber nicht interessant sein. Wenn sie interessant ist, so garantiert dies noch keinen wissenschaftlich ertragreichen Text. Die Interpretationsarbeit indes sollte interessant sein. Glauben sollte man der Theorie trotz allem nicht. Interpretationsarbeit und Theorieentwicklung, das lehrt der radikale Konstruktivismus, sind Gedankenspiele. Wer ihnen radikal folgt, ist in Gefahr:

„Man darf nicht an seine Theorien glauben! Es passieren allerlei gefährliche Sachen, wenn Leute unbedingt wollen, dass ihre Theorien wahr sind. Das lässt sich bei den Evolutionsbiologen beobachten. Die liegen ständig miteinander im Clinch, weil sie fest da-

von überzeugt sind, ihre Theorien hätten enorme ideologische oder politische Konsequenzen. In der Kosmologie ist es einfacher, Theorien zu postulieren, als sie auszuschließen. Daher ist es Ziel des Spiels, so viele Szenarien wie möglich zu entwerfen und an den Beobachtungen zu messen.“ (John Barrow im Interview mit Rauner 2004)

Was ein Interview vermittelt und was verstanden werden kann

„Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus“, verkündet der Volksmund und pointiert damit ein wissenschaftliches Grundproblem, welches in der Migrationsforschung besonders bei Fragen über Ethnizität und Nationalität virulent wird (vgl. Pels 2002). Sobald man sich für das Interview oder andere reaktive Erhebungsinstrumente entscheidet, muss man in Kauf nehmen, dass die Antworten eine Reaktion auf die Fragen sind. Ganz gleich wie groß die Freiheit der Interviewpartner sein mag, eine minimale Erwartungsstruktur wird immer zu erkennen sein und die Selektionsprozesse steuern. So weit ist das Problem in der Sozialforschung bereits formuliert worden. Das Interview wird als Teil einer Kommunikationskette gesehen (so bei Mayring 2003: 27) und Transmissionsmodelle, wie etwa die Lasswell-Formel „Who says what in what channel to whom with what effect?“, bieten einen ersten Reflexionsmaßstab. Wer war bereit zur Auskunft, aus welcher Position oder Funktion heraus sprach er oder sie usw.

Im Anschluss an die Systemtheorie, aber auch im Anschluss an poststrukturalistische Theorien, wird hier zudem davon ausgegangen, dass im Moment des Interviews, also mittels Kommunikation eine sozial relevante Welt entsteht. Einzelne Ereignisse aus der Vergangenheit werden in der Gegenwart reaktualisiert. Präsentationen oder Narrationen sind folglich keine Historiografien von vergangenen Gegenwarten, sondern vielmehr oder lediglich Vergegenwärtigungen von Vergangenheiten (Nassehi 1999: 350). Damit wird nicht die Möglichkeit einer Rekonstruktion der Vergangenheit aufgegeben, sondern nur die Annahme eines unmittelbaren Zugriffs auf sie. Selbst das Subjekt ist, wie Bhabha folgerichtig bemerkt, deshalb in ein sprechendes und in ein gesprochenes Subjekt gespalten. Weder das Gesprochene noch das Geschriebene kann das Sprechende in seiner Zeitlichkeit einholen. Das Ich, *das* spricht, ist, prinzipiell und empirisch, nie identisch mit dem Ich, *von dem* es spricht (Bronfen/Marius 1997b: 11ff.). Zeit entsteht im Augenblick, weil jede Beobachtung an vorherige Beobachtungen anknüpft und dabei Zeit braucht. Diese Zeit schreitet als eine Abfolge von Beobachtungen voran. Im gleichen Moment entsteht Zeit, weil in der Gegenwart die Vergangenheit strukturiert wird, die Zeit also zurückschreitet. Vergleichbare Ideen finden sich bei Pels, der seine Arbeiten als poststrukturalistisch bezeichnen würde, auf John Langshaw Austins Konzept der Performativität verweist und so das klassische Thomas-Theorem reformuliert:

„Social facts must not be considered as things but as *reifications*, which come into being because (and insofar as) actors fail to calculate their own performative contribution to

them, and as a result continue to define and treat them as things. [...] [T]he Thomas theorem might therefore be rewritten in the following way: ‚If (wo)men *reify* their definition of the situation, it will act back upon themselves and upon others as if it were a thing‘. Or in reverse: ‚If – and to the extent that – actors reflexively include themselves in their performances of the social world, they will be able to play with (rather than succumb to) their reifications, and will believably ‚act as if‘ (rather than fully believe) that these things ‚really exist‘.“ (Pels 2002: 84)

Besonders relevant werden diese theoretischen“ Annahmen zum Beispiel bei Migranten, die von außen als hybrid wahrgenommen werden, weil sie sich nicht auf kondensierte und konfirmierte Sinnkombinationen verlassen können. Ihr fränkischer Zungenschlag harmoniert nicht mit der Silbe ‚ić‘ in ihrem Namen und ihre Bildungskarriere in Kroatien nicht mit dem deutschen Pass. Sich selbst darzustellen wird zu einer besonderen Identifikationsleistung, bei der mehrere Elemente einem Jongleur gleich in der Luft gehalten werden müssen, weil es nicht eine Sinnkombination für die persönliche Befindlichkeit gibt.

Von Verstehen kann gesprochen werden, sobald eine Information einem Mitteilenden zugeordnet werden kann. Weil bei diesem Prozess Gedanken das psychische System erst verlassen, dann zu Kommunikation werden und in einem anderen psychischen System wieder zu Gedanken werden, kann nicht davon ausgegangen werden, dass das Sinngeschehen die Kontextwechsel gleichsinnig übersteht. Dies ist übrigens auch im Selbstgespräch zu bemerken. Erste Gedanken wollen gefasst werden und gerinnen zu Texten oder Aussagen. Das Lesen oder Hören derselbigen irritiert eventuell, weil es vom Gedachten abweicht. Auch im Fall des Selbstgespräches ist das aufnehmende psychische System folglich ein anderes als das denkende – Zeit vergeht. Erfolgreiche Kommunikationen sind auf Medien angewiesen. Sprache ist ein solches Medium. Ein schmales Band der strukturellen Kopplung zwischen Personen, das die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Kommunikation erhöht. Die Hermeneutik bemüht sich, die durch Kontextwechsel entstehende Differenzen zu verringern (vgl. Luhmann 1998b: 92ff.). Würde sie sich aber allein um eine Verringerung dieser Differenzen bemühen, so würde sie letztendlich die Aussagen der Interviewten verdoppeln, nur um dann zu riskieren, dass sich wieder eine Verstehenslücke zum Leser öffnet. Der einschlägige Ergänzungsvorschlag lautet daher, die neuen Texte als Beobachtung erster Ordnung zu verstehen, ohne von einer Unmittelbarkeit zur Realität auszugehen (vgl. Schütz 1971b: 7). Bei der Interpretation ist dann zusätzlich zu untersuchen, *wie*, statt *was*, im Text beobachtet wird (vgl. Luhmann 1992: 95). Auf diesem Weg kann die Gesellschaft dann auch über die latenten Folgen ihres Strukturaufbaus informiert werden.

Diese kleinen Wendungen haben en passant Distanz zum alten Problem der Fremdheit gelegt. Fremdheit bleibt dabei ein Problem von Differenz, die immer entsteht, wenn zwei Personen miteinander kommunizieren. Es ist aber ein universelles Differenzproblem und kein Problem von essenzieller Fremdheit. Fremdheit

kann sich folglich verändern und zwar in Abhängigkeit von den Differenzen zueinander. Verfremdungstechniken, wie etwa der quasi-ethnologische Blick auf die ‚eigene‘ Welt (Hitzler/Honer 1997: 13), die transkulturelle Reflexion, die zwischen kommunizierten Fremdem und Eigenem agiert (Matthes 1985: 325), oder die Behauptung alle Lösungsversuche seien vorläufig, selbst wenn sie der scharfsinnigsten Kritik standhalten (Popper 1972 [1962]: 106), sind nicht als Techniken zu verstehen, die essenzielle Fremdheit benötigen oder proklamieren. Ihr Clou ist ein anderer. Indem sie den Interpreten gezielt zu fremden, weil ungewohnten, Beobachtungen auffordern und anleiten, kann eine Verringerung der Differenz erreicht und so zu einem höheren Verständnis gelangt werden.

Auswertung und Interpretation der Interviews

Während ausführliche Beschreibungen und Dispute zu Methoden und Techniken der Datenerhebung im qualitativen Paradigma der Sozialforschung ihren Eingang in geografische Arbeiten gefunden haben, wird bei der Dateninterpretation der vermeintlich sichere Boden der Erkenntnis sehr schnell verlassen. Der Erhebungsseite wird allgemein mehr Aufmerksamkeit als der Auswertungsseite zuteil. Die in jüngerer Zeit gestiegene Zuwendung zur Auswertungsseite (z. B. Bohnsack 1999; Mayring 2003), ist in der Geografie noch nicht umfassend rezipiert worden. Selbst wenn die Geografie als Sozialwissenschaft hier keine epistemologische oder ontologische Sonderstellung bezieht, bestehen doch wichtige disziplinäre Unterschiede im Entdeckungs-, Begründungs-, Verwertungs- und Wirkungszusammenhang, die mehr geografischen Forschungsaufwand lohnenswert erscheinen lassen.

Davon abgesehen markieren zwei Eckpunkte die Auswertung und Interpretation der Interviews. *Erstens* wurde versucht, zu Beginn einer Analyse eine genaue Beschreibung des Gegenstandsbereiches zu formulieren. Diese Beschreibungen finden sich im Kapitel ‚Migrationen zwischen Jugoslawien und Deutschland – Transnationalität avant la lettre?‘ und werden im Folgenden fallbezogen fortgesetzt. Die sogenannte dichte Beschreibung strahlt am Horizont und bleibt doch unerreicht. *Zweitens* wurden Elemente aus der qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring (2003) und der rekonstruktiven Sozialforschung von Bohnsack (1999) verwendet. Elemente heißt, dass keine methodenexegetische Anwendung stattfand. Die Kombination dieser Elemente beansprucht keinen genuin neuen Weg, sondern versucht allein dem Erkenntnisinteresse gerecht zu werden.

Dichte Beschreibung

Der Philosoph Gilbert Ryle hat das Konzept der dichten Beschreibung entworfen, welches von Clifford Geertz in die Anthropologie und darüber vermittelt in alle Sozialwissenschaften getragen werden sollte (Geertz 1987b; siehe auch Duncan 2000: 827). Im Gegensatz zur dünnen Beschreibung, die nicht über eine phäno-

menologisch-photographische Wahrnehmung und Wiedergabe hinausgehen will, ist die ideale dichte Beschreibung „eine geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen, in deren Rahmen Zucken, Zwinkern, Scheinzwinkern, Parodien und geprobte Parodien produziert, verstanden und interpretiert werden“ (Geertz 1987b: 12). Dicht zu beschreiben heißt, über den Schritt der Vermittlung und Übersetzung hinauszugehen und sich nicht auf den unmittelbaren und in sich vielleicht plausiblen Deutungen und Erklärungen anderer auszuruhen. Die dichte Beschreibung beansprucht somit einen eigenen Interpretationsschritt, der zudem im Einklang mit der Hermeneutik steht (vgl. Duncan 2000: 827). Dichte Beschreibung fordert hier aber noch etwas anderes. Forschung und Präsentation sollen „so eng wie möglich anhand konkreter sozialer Ereignisse und Vorfälle in der Öffentlichkeit des Alltagslebens“ durchgeführt werden (Geertz 1987b: 12). Diese Nähe soll helfen, sich von einem „kolonialistischen“, pseudo-objektivistischen *Über-Blick* (nicht nur) der konventionellen Soziologie – über die Köpfe der Akteure hinweg“ zu lösen (Hitzler 1999: 475). Das Feuilleton formuliert dazu beißend und streitlustig: „Es kann nicht darum gehen, daß diese Subkulturexperten, diese Minderheitenbeschauer das Meinungsmonopol haben und uns [Deutsch-Türken] als Objekte der Migrationsforschung betrachten. Es geht darum, daß wir uns selbst und das Subjekt, das eigentliche Subjekt ins Spiel bringen. Jetzt kommen Leute, die kämpfen. Fighter.“ (Zaimoglu im Interview mit Grumbach 1999: VII).⁸

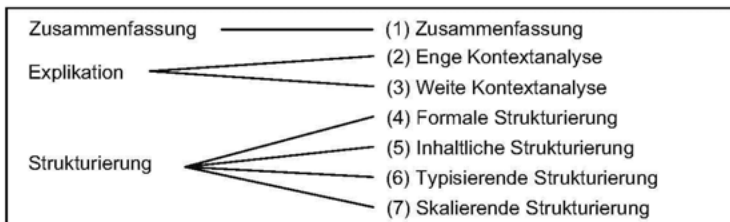
Die Nähe zum Alltag darf nicht suggerieren, dass man zu den Dingen selbst kommen könnte. Auch die geforderte Loslösung vom Überblick ist problematisch. Hitzler schreibt, dass der Weg hin zu einem „mühevollen *Durch-Blick* sozusagen durch die ‚Augen‘ der Akteure hindurch, wie es – wenigstens der Idee und dem Prinzip nach – bislang eben am konsequentesten mit der Lebensweltanalyse in der Tradition von Schütz verfolgt wird“, lohnend ist (1999: 475). Das ist richtig und auch hier wird versucht durch die Perspektiven der Migranten auf die Welt zu schauen. Doch dabei ist nicht eine Perspektivenübernahme das Ziel, sondern die Interpretation der Perspektive. Nicht sinnvoll erscheint es dabei, um es mit Brecht zu sagen, statt Fachlatein das „Idiom der Fischweiber und Wollhändler“ zu verwenden (Brecht 1963 [1939]: 107). Ob Fachlatein oder Marktidiom besser ist, hängt vom Kontext ab. Die Verwendung von abstraktem Vokabular in dieser Arbeit strebt nicht nach kultureller Deutungsmacht, sondern sollte dazu dienen, die Vielfalt und Komplexität von Biografien, Handlungen, Ereignissen und ähnlichem so abstrakt zu formulieren, dass Allgemeines gelernt werden kann und ein Wissenstransfer auf der theoretischen Ebene ermöglicht wird.

8 Vgl. auch die 24 Porträts in Zaimoglus Buch ‚Kanak Sprak‘ (1999) oder einen Einleitungssatz bei Bourdieu: „I think if I were Japanese I would dislike most of the things that non-Japanese people write about Japan“ (1998: 1).

Qualitative Inhaltsanalyse und Rekonstruktive Sozialforschung

Zur Auswertung der Interviews wurde zunächst auf inhaltsanalytische Verfahren zurückgegriffen. Sie widmen sich ganz allgemein Material, das aus Kommunikation stammt, arbeiten mit symbolischem Material, das im weitesten Sinne protokolliert wurde, reklamieren ein systematisches Vorgehen, wollen auch für Dritte nachvollziehbar sein, interpretieren vor einem zu explizierendem theoretischen Hintergrund und ziehen Schlussfolgerungen, die Rückschlüsse über zum Beispiel den Sender zulassen (alle Punkte nach Mayring 2003: 11f.). Die qualitative Inhaltsanalyse wurde hier verwendet, weil quantitative Inhaltsanalysen zu sehr den Kontext von Textbestandteilen, die latenten Sinnstrukturen, markante Einzelfälle und all das, was im Text nicht vorkommt vernachlässigen (nach Mayring 1993: 86). Und weil die qualitative Inhaltsanalyse sich zu wenig um die Beobachtung des Beobachters bemüht hat, fließen hier immer wieder Elemente der rekonstruktive Sozialforschung (Bohnsack 1999) mit ein.

Abbildung 11: Analyseformen (Mayring 2003: 59)



Zuerst wurde das zu analysierende Material bestimmt. Es bestand aus den transkribierten Interviews, hingegen Gesprächsnotizen und Tagebucheinträge an den Rand gestellt wurden. Die Aufmerksamkeit richtete sich auf das einzelne Interview und für jedes wurde eine Zusammenfassung erstellt. Sobald die Struktur des Textes verstanden war, wurden die wesentlichen Teile des Textes bestimmt. Mit den ausgewählten Textpassagen wurde nachfolgend weiter gearbeitet. Durch eine noch engere Zusammenfassung wurden zudem die wichtigsten biografischen Daten extrahiert und Kurzbiografien rekonstruiert (vgl. Bohnsack 1999: 155ff.).

Beim explikativen Schritt wurde zusätzliches Material an die Passagen herangetragen. Die enge Kontextanalyse berücksichtigte vor allem das Verhältnis von Frage und Antwort, also wie das Interview gesteuert wurde, welche Vokabeln von mir eingeführt wurden und welche ich lediglich paraphrasierte. Eng ist diese Analyse auch deshalb, weil nur solches Material an die Textstelle herangetragen wurde, welches an anderer Stelle *im* Text zu finden ist und sich zur ausgewählten Stelle erklärend, ergänzend, verdeutlichend oder konträr verhält. Bei der weiten Kontextanalyse war Material von außen „bis hin zu freien Assoziationen des Interpretieren“ zugelassen (Mayring 2003: 79). Man mag sich streiten, ob das Ergebnis die Mühe wert ist, ob also die Trennung zwischen enger und weiter Kontext-

analyse sinnvoll ist, doch das führt auf ein Nebengleis und warnt nicht vor der Gefahr dieses Schrittes. Es darf keinesfalls darum gehen, nur widersprechendes oder bestätigendes Material heranzutragen und sich dann zugunsten des einen oder anderen zu entscheiden. Denn so verkäme die Analyse zu einem Prozess der Verifikation und Falsifikation, könnte bestehende Thesen nur bestätigen oder widerlegen und das Anliegen der qualitativ orientierten Sozialforschung ad absurdum führen. Deshalb ist in diesen beiden Schritten die Kreativität der Forscherinnen oder Forscher gefordert. Er oder sie muss die Fälle rekonstruieren, sie aufeinander beziehen, neue Thesen aufstellen, die ihre Bestätigung im Material suchen müssen und vielleicht mehr zum Verstehen beitragen als die alten Thesen. Und so fließt dieser Schritt in den letzten Schritt der Strukturierung hinein. Die Redlichkeit gebietet die Bemerkung, dass ich auch hier, wie schon bei den vorherigen Schritten, hinter dem von Mayring geforderten Umfang der Strukturierung zurückblieb. Die vier Strukturierungsschritte wurden so nicht nachvollzogen. Aber selbstverständlich wurden Kategorien definiert und Ankerbeispiele herausgefiltert (vgl. Mayring 2003: 83; Crang 1997: 188). Diese eventuell neuen Kategorien oder Thesen wurden dann als Interpretationsachsen auch in bereits analysiertes Material gelegt, um die Fälle komparativ zu interpretieren. Es handelte sich also um eine Kombination zwischen fallinterner und fallexterner Strukturierung, bei der transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen prozessual – in stiller Interpretationsarbeit, in offener Kolloquiums Atmosphäre oder bei strittigen Konferenzbeiträgen – herausgearbeitet wurden.

Transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen

Die Beantwortung der Forschungsfrage, wie transnationale Migrationsmuster im Fall der deutsch-(post-)jugoslawischen Migration aussehen, beginnt mit der Ankunft der ersten Migrantengeneration. Gezeigt wird, wie der autoritäre Staat Jugoslawien die Freiheiten seiner Bürger in Deutschland einschränkte. Migranten mussten sich gelegentlich auch in der Ferne opportun verhalten, falls sie ihren Reisepass behalten und später remigrieren wollten. Diese staatliche Machtfülle verlor im Laufe der Zeit an Umfang. Nicht allein weil Jugoslawien sich auflöste, sondern auch weil Demokratisierungsprozesse grundsätzlich mit Freiheitsgewinnen einhergehen. Aber nicht allein der Staat integrierte seine Emigranten, sondern sie trafen auch selbst Entscheidungen, die ihre Freiheitsgrade langfristig einschränkten. Das zweite Unterkapitel wird diese Entscheidungen sowohl anhand des sogenannten muttersprachlichen Ergänzungsunterrichts als auch anhand von Immobilieninvestitionen thematisieren. Dabei ist es spannend zu sehen, wie mit Ungleichheits- und Ungerechtigkeits Erfahrungen umgegangen wird. Denn während Eltern und eine Politik der Anerkennung es gut mit den Kindern meinten, wenn sie sie in den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht schickten, empfanden die Kinder den Unterricht oft als ungerecht. Migration, das wird deutlich, führt zu entrückten Perspektiven auf vermeintlich gleiche Phänomene. Und in Abhängigkeit vom Vergleichshorizont fühlten sich manche ins Joch gespannt, wenn sie zum Hausbau in Jugoslawien gedrängt wurden, wohingegen für andere die Migrationserfahrung eine fast ungebrochene und positive Modernisierungserfahrung ist.

Vielfach gebrochen wurden diese Erfahrungen während der Kriege in den 1990er Jahren. Selbst in Deutschland konnten Migranten nicht unbeteiligte Beobachter bleiben. Manche wurden nolens volens als Beteiligte, also als Handelnde und damit als Schuldige im Krieg identifiziert. Am Beispiel eines Mordes und eines Häusertausches werden die Entfremdungsdynamiken dargestellt. Weil ein Anfang immer schwer zu erkennen ist und weil der Unterschied zwischen

Handeln und Erleben eine Frage der Zurechnung ist, bleiben Schuldfragen oftmals ungeklärt oder werden zur quälenden Hypothek für die Betroffenen. Zurechnungsfragen spielen auch im vierten Kapitel eine wichtige Rolle. Gefragt wird, wie es Familien gelingen kann, über lange Zeiträume und große Distanzen hinweg weiterhin als eine Familie zu gelten. Dabei wird die Kontinuität aber nicht primär durch die Distanz gefährdet, sondern zum Teil durch die neue Wohlstandsasymmetrie in der Familie. Das moderne Familiengebot, alles nur aus Liebe und der Liebe wegen zu tun, gerät unter Druck. Reziprozität ist aufgrund der monetären Asymmetrie fast nicht mehr möglich.

Das fünfte Kapitel über die Kroatische Mission betrachtet einen relevanten Lebenskontext von kroatischen Migranten in Nürnberg. Dabei werden die Grundkonstellationen der Konflikte untersucht, die sich aus scheinbar unversöhnlichen Grundfesten der Beteiligten ergeben. Ähnliche Konflikte finden sich auch in deutschen Kirchengemeinden. Die Migrationslage verleiht dem Streit jedoch eine besondere Dramatik. Ein Einzelfall zeigt abschließend, wie sich diese Konflikte konkret äußern können. Im darauf folgenden sechsten Kapitel wird das Thema Familie und Migration abermals aufgenommen. Am Beispiel der Familie Lajić wird demonstriert, wie sich eine Migrationsgeschichte gleichsam nach hinten aufrollt, nachdem erst die Töchter nach Kroatien migrierten und die Eltern bald folgen werden – ein interessanter Fall von einer Art rückwärts verlaufender Kettenmigration. Zugleich schließt der Fall eine aktuelle Bedeutung der Familie im Migrationsprozess auf. Die These lautet, dass die Familie noch immer wichtig ist, aber zunehmend als Ressource verstanden wird. Sogar innerhalb der Kernfamilie öffnet sich eine Determinationslücke für individuelle Identifikationsarbeit.

All diese Fälle zeigen an, dass transnationale Migrationsmuster entscheidend von der Strukturentwicklung sozialer Systeme abhängen. Diese Abhängigkeit darf nicht als deterministischer und kausaler Zusammenhang verstanden werden. Angedeutet wird damit zunächst nur, dass der Glaube an eine individuelle Durchgriffskausalität eingeschränkt werden muss. Zugleich eröffnet sich eine individuelle Determinationslücke, weil von Personen erwartet wird, eigene Entscheidungen zu treffen. Genau dies wird im siebten Kapitel überdeutlich. Thematisiert werden Migranten aus der sogenannten zweiten Generation, die einen Teil ihrer Ausbildungsphase in Kroatien verbrachten oder noch verbringen. Die Gründe dafür sind vielfältiger Art, doch bei einem auffallend großen Teil ist zu erkennen, dass ihnen Aufstiegsmöglichkeiten in Deutschland versperrt waren. Beispielsweise vereitelte der Numerus clausus im Wunschstudienfach die soziale Mobilität. Ein anderes Mal hätten die Kosten für die Modeschule das familiäre Budget gesprengt. Transnationale Aktivitäten, konkret die Ausbildung in Kroatien, sind dann als Ausweg aus dieser Mobilitätsfalle Deutschland zu verstehen, denn in Zagreb begrenzt eventuell kein Numerus clausus die Studienplätze in Psychologie und der Ausbildungsplatz an der Modeschule ist kostenlos. In direkter Auseinandersetzung mit dem theoretischen Streit um Assimilation vs. Transnationalität wird hier die These aufgestellt, dass transnationale Aktivitäten einen Weg hin zur

strukturellen Assimilation bedeuten können. Im Alter sinkt die Notwendigkeit im Hinblick auf zukünftige Inklusionschancen bestimmte Dinge zu tun oder zu lassen. Insbesondere das Ziel der Erwerbstätigkeit ist keines mehr, sodass aktuelle Entscheidungen nicht mehr die Grundlage für spätere Einstellungen oder Kündigungen sein werden. Dennoch müssen auch alte Menschen situationsspezifisch bestimmte Erwartungen erfüllen, wenn sie an der Kommunikation teilnehmen wollen. Genau dies soll abschließend geschildert werden.

Diese Gliederung ist nicht die einzig denkbare. Die Vielfalt der Themen und die Individualität der Biografien ermöglichen einen unendlich großen Gliederungsspielraum. Die hier gewählte Gliederung ermöglicht zweierlei. Erstens vermittelt sie ein fallbezogenes Verständnis von transnationalen Migrationspraktiken im deutsch-(post-)jugoslawischen Kontext, indem sie versucht, Aspekte der Migrationsbiografien und -erlebnisse darzustellen. Das grundsätzliche Auswahlkriterium ist und bleibt dabei die Relevanz. Zweitens erlauben die grundsätzlich herausgearbeiteten Thesen eine Übertragung auf andere Migrationen oder allgemeine soziale Phänomene, ohne dass hier versucht wird, die außerwissenschaftliche Welt zu zähmen. Nicht Gesetze oder Kausalitäten, sondern Prinzipien sollen vorgeführt werden.

Ein Anfang – Wie Jugoslawien Jugoslawen in Deutschland integrierte

Nach den Wanderungsgründen der ersten Migrantengeneration muss nicht mehr in extenso gesucht werden. Zwar reicht es schon lange nicht mehr aus, die Geschichte der Arbeitsmigration allein unter den Aspekten Lohndifferential und Arbeitsmarkt zu betrachten, doch auch die anderen Gründe und Motive zum Bleiben und zum Wandern erfuhren zwischenzeitlich gebührend Aufmerksamkeit. Dabei wurden insbesondere die politischen Verträge, Netzwerkeffekte, kumulative Verursachungen und Familienzusammenführungen, aber auch Emanzipationsdrang und Abenteuerlust betont. Vielfach gingen diese Gründe mit dem Wunsch einer späteren Remigration einher. Die Migrationsgeschichten meiner Interviewpartner affirmieren diese Erklärungsansätze mit unterschiedlichem Gewicht. Nun ist auch Affirmation eine Erkenntnis, aber eben keine interessante. Es gibt aus den Anfangsjahren der Migration jedoch ein Themenfeld, das bisher kaum beachtet wurde, in den Interviews aber regelmäßig auftauchte. Allgemein geht es um die Bedeutung von nationaler Politik, um Transnationalität und um die Auswirkungen auf die migrante Alltagswelt. Zielgerichteter gefragt und im Wissen um die Antwort soll ergründet werden, wie ein Nationalstaat seine im Ausland lebenden Staatsbürger integrieren kann. Integration wird hier als Reduktion von Freiheitsgraden verstanden. Dass dies prinzipiell möglich ist, steht außer Frage, denn die Grenzen von sozialen Systemen werden im Medium Sinn gezogen. Das Territorialprinzip der Staatlichkeit interveniert zwar an manchen Stellen

und suggeriert eine hohe Bedeutung von Materialität, doch das ändert nichts am Grundsätzlichen. Die körperliche Abwesenheit vom eigentlichen Staatsgebiet – die migrante Situation – garantiert nicht die Freiheit von diesem Staatssystem. Wie gestaltete sich die Lage im Fall der Migration aus Jugoslawien? Der historische Rückblick wird zugleich erkennen lassen, welche Veränderungen sich mit der Durchsetzung des Primats funktionaler Differenzierung für Migrationskarrieren ergeben. Die Ungleichzeitigkeit der demokratischen Entwicklung in Deutschland und in Jugoslawien beziehungsweise die Demokratisierung in den Nachfolgestaaten, lassen die Unterschiede deutlich hervortreten.

Ein sozialistischer Staat, wie Jugoslawien der Selbstbeschreibung nach einer war, hat einige Mühen, die Emigration von Staatsbürgern ins kapitalistische Ausland mit sozialistischen Zielen zu versöhnen. Der alte und nun aktualisierte Spruch ‚Truhom za kruhom‘ (mit dem Bauch zum Brot) musste herhalten, um die Emigration staatlicherseits zu legitimieren. Ansonsten hätte sie als Flucht von und Verrat an der sozialistischen Idee gelten müssen. Wenn nur der Bauch zum Brot geht und die Heimat nur der Not halber verlassen wird, dann, so die Logik, sind Herz und Verstand noch im Vaterland. Und so galt Emigration in der offiziellen Diktion als vorübergehende, die Not lindernde Erscheinung. Das zumindest war die *sozialistisch-politische* Deutung und es gab selbstverständlich andere Deutungen. So wie der Staat seine Bürger (und deren Rücküberweisungen) nicht verlieren wollte, wollte die kroatisch-katholische Kirche ihre Schäfchen nicht verlieren. Die kirchliche Legitimationslogik nahm indes fundamental differente Attributionen vor. Nicht allein die wirtschaftliche Not, sondern vor allem die sozialistische Herrschaft war der Grund, weshalb Katholiken emigrieren mussten. Ob nun Staat, Kirche, Familie oder andere, viele spannen mit ihren Attributionen einen bedeutsamen Rahmen für die individuellen Biografien auf und nötigen jeden einzelnen, die Migrationsentscheidung in mehrfacher Hinsicht zu legitimieren. Versagt auch nur eine Legitimationslogik, so droht das gesamte Migrationsprojekt als unsinnig oder dumm verschrien zu werden. Letztendlich bleibt es aber unmöglich, Kausalattributionen vorzunehmen. Die ökonomische Lage war für viele ein ausreichender Antrieb das Land zu verlassen. Aber waren sie deshalb nicht alle politische Flüchtlinge, weil die politische Verfassung Jugoslawiens für die Wirtschaftslage verantwortlich zu machen ist?

Man wird also vorsichtig sein müssen, wenn es um Gründe geht. Es ist auf jeden Fall erstaunlich, wie selbst diejenigen, die so offensichtlich um ihre Chance auf dem ‚Arbeitsmarkt‘ betrogen wurden, weil sie sich politisch abweichend äußerten, diesen Aspekt in den Hintergrund treten lassen. In diesem Fall muss die Arbeitsmigration als ein Ausweg aus der politisch verstellten Lage verstanden werden. Wie aber nun integrierte Jugoslawien seine Staatsbürger *in Deutschland*? Waren es die vielfältigen normativen Inanspruchnahmen des Staates? Waren es also die Diskurse, die Migranten einengten und dazu veranlassten, politisch opportun zu handeln? Die Stoßrichtung der Frage ist en vogue, doch bei an Diskurstheorien angelehnten Erklärungsansätzen bleibt die Frage nach der Wirk-

samkeit offen oder ungeklärt. Dies ist kein Problem, wenn sie ausdrücklich als ungelöst dargestellt wird. Gelegentlich wird aber eine Wirksamkeit über den Konnex Macht-Sprache-Raum behauptet. Diskurstheoretiker sitzen dann ihren eigenen Aussagen auf, weil sie immer von der Wirkmächtigkeit der Diskurse ausgehen. Aber bei den als machtvoll und handlungsleitend beschriebenen Diskursen bleibt die Frage nach dem Ort der Macht offen. Was passierte denn, wenn Adrijana Kalčić, Dunja Tomašević, Jagoda Lajić und Vesna Babić nicht auf den politischen Diskurs hörten? Um diese vier Frauen soll es im Folgenden gehen. Ihre unterschiedlichen Geschichten zeigen allesamt, dass es für sie keine vollkommene Freiheit von Jugoslawien gab, dass, emphatisch gesprochen, „[d]iejenigen, die politisch dachten und handelten, dieses in Angst vor dem ‚ausgestreckten Arm‘ des jugoslawischen totalitären Systems tun“ mussten (Grdešić 2001: 231). Sicher, wer mit Jugoslawien abgeschlossen hatte, dort keine nahen Verwandten mehr hatte, nicht mit einer Rückkehr liebäugelte und Chancen auf eine neue Staatsbürgerschaft hatte, für den gab es Freiheit von Jugoslawien. Wer jedoch zurückkehren wollte, der musste wenigstens einen Teil seiner Handlungen opportun gestalten, um die Schwierigkeiten in einem erträglichen Ausmaß zu halten. Denn solange man Staatsbürger Jugoslawiens war, verfügte der autoritäre Staat über eine fein abgestufte Palette an Druckmitteln, welche den Spielraum jedes Einzelnen limitierte. Dabei war das aus staatlicher Sicht deviante Verhalten juristisch nicht eindeutig codiert. Zahlen über das exakte Ausmaß der Repressalien sind nicht zu finden. Wohl aber gelegentliche Hinweise, die zeigen, dass nach den Ereignissen des Kroatischen Frühlings 1971/72 ‚Gastarbeiter‘ bei ihren Heimatbesuchen intensiv verhört und unter Druck gesetzt wurden (vgl. Meier 1999: 17). Auch in Jugoslawien lebende Familienangehörige hatten unter dem ‚Fehlverhalten‘ von in Deutschland lebenden Jugoslawen zu leiden und mussten sich zum Beispiel in ihrer Berufs- oder Arbeitsplatzwahl einschränken. Die Abwesenheit genauen Wissens darüber limitiert indes nicht die Wirkung und Bedeutung der Druckmittel. Vielmehr liegt gerade in der Abwesenheit von codierten Regeln die eigentliche Gefahr, die fortan mit Willkür beschrieben wird. Wenn eine Gefahr zu berechnen ist, kann sie fortan als Risiko in die Planung eingehen. Die Willkür schöpft ihre Gefahr hingegen aus der Unberechenbarkeit. Nicht umsonst leitet sich das rechtliche Willkürverbot aus dem Artikel 3 Absatz 1 des Grundgesetzes ab: Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich, heißt es dort und das bedeutet, dass Gleiches nicht ungleich und Ungleiches nicht gleich zu behandeln ist. Besonders nach Ermessensentscheidungen kann aus diesem Gebot heraus die Wahrscheinlichkeit für die Zukunft berechnet werden. Herrscht Willkür, so geht das nicht. Die Willkür kann aus den migranten Erlebnissen heraus verständlich gemacht werden, doch an welchem Rosshaar hängte der jugoslawische Staat das Damoklesschwert über seinen Migranten auf? Das Schwert hing in den Botschaften und Konsulaten und lautete ‚Passenzug‘! Wer seinen Pass nicht verlängert bekam, für den endete die Möglichkeit eines legalen Aufenthaltes in Deutschland und auch die Arbeitsgenehmigung war mit einem gültigen Pass verbunden.

Wie präsent aber war dies im migranten Alltag in Nürnberg? Wie entwickelten sich Erwartungsstrukturen? Reichte die gezielte Kolportage aus, damit die Leute folgten? Gab es gezielte Kontrollexzesse gegen bestimmte Nationalitäten? Wurden die Pässe letztendlich doch verlängert? Die Erlebnisse und Narrationen der vier Frauen geben Aufschluss darüber. Sie sind der erste wichtige Grundstein, um transnationale Biografien zu verstehen.

Wie Willkür durch Grundsätze beschränkt werden konnte

Adrijana Kalčić wurde als jüngstes von acht Kindern im Jahr 1942 in Zagreb geboren. 1967 entschied sie sich, nach Deutschland zu ziehen. Zu Gesprächsbeginn bitte ich sie, ihre Migrationsgeschichte zu erzählen:

Adrijana Kalčić: Achso, das Grund also warum ich damals aus dem Jugoslawien weg bin, das war die Arbeitslosigkeit, ja, das war ja des. Also ich habe da Schwierigkeiten damit gehabt, also wegen sozusagen wegen meine große Gosch, weil ich nicht das Maul halten konnte und dann bin ich rausgeflogen. Weil ich also mit der Diktatur nicht einverstanden gewesen war und dann habe ich einen Stempel in mein Arbeitsbuch gekriegt und dann war es aus.

Sie leitet ihre Geschichte über die Arbeitslosigkeit ein und man könnte zunächst vermuten, dass sie eine gewöhnliche Arbeitsmigrantin ist. Sodann bezieht sie die Arbeitslosigkeit auf sich und führt ihre politische Aktivität als Grund für ihre Arbeitslosigkeit an. Ihre Chancen in Jugoslawien waren also eingeschränkt, hingegen sie in Deutschland verschiedene Möglichkeiten hatte und auch nutzte. Wäre sie alleine in Deutschland gewesen, so wäre auch ihre Lage damit ausreichend geklärt. Sie hätte die Möglichkeit besessen, jederzeit zu remigrieren, hätte aber zugleich Einschränkungen in Jugoslawien in Kauf nehmen müssen. Weil sie aber bereits verheiratet war, reduzierten sich ihre Freiheitsgrade ein weiteres Mal sehr drastisch. Zwar musste ihr Mann keinen Passenzug befürchten, weil er auf dem Weg des Asylverfahrens nach Deutschland gekommen war, doch er hatte einen ehernen Grundsatz: „Mein Mann hat gesagt, also er geht nie zurück solange der jugoslawische Staat besteht!“

Und so sollte es sein. Solange ihr Mann lebte und Jugoslawien existierte, war Remigration keine Option für sie. Mit ihrer Maxime umgingen sie die erwartete staatliche Willkür. Ein Passenzug war ohnehin keine geeignete Drohkulisse für Kalčić, weil sie als Ehefrau mit dem sicheren Aufenthaltsrecht ihres Gatten verbunden war. Dennoch mussten auch sie gelegentlich aufpassen und sich der staatlichen Gewalt anbiehern, weil sie ihre Eltern und Verwandten in Jugoslawien regelmäßig besuchen wollten. Um unnötige Konfrontationen mit staatlichen Behörden zu vermeiden, organisierten sie stets ärztliche Atteste für den Gatten, sodass er kein einziges Mal seinen Fuß in das verhasste jugoslawische Konsulat setzen musste. Diesbezüglich war das Leben von Adrijana Kalčić wohl sortiert.

Willkür zwischen Konkretem und Abstraktem

Dunja Tomašević ist nicht in der Position, eine für sie und andere so eindeutige Beschreibung zu erstellen. Die sehr unterschiedlichen Rollen und Identitäten, die sie in der Vergangenheit einnahm, kann sie nur mühsam und nur für wenige Augenblicke ausbalancieren. Stabil ist allein ihre Beschreibung als katholische Kroatin. Das bedeutet zunächst nicht viel. Für sie ist damit eine hohe Affinität zur Kroatischen Mission Nürnbergs angezeigt, in der sie seit Jahren aktiv ist. Gestört wird diese Ordnung durch das Thema Ausländerbeirat, in dem sie 1973 Mitglied wurde. Es war übrigens der erste Ausländerbeirat Nürnbergs und nach Wiesbaden der zweite in Deutschland (Heller 2002). Den Beiratsstatuten nach vertrat sie Migranten aus Jugoslawien, gleichwohl sie nur von einem Teil dieser Gruppe gewählt wurde. In diesem Sinne führte der Beirat die politisch-nationale Segmentierung der Weltgesellschaft in den kommunalen Satzungen fort. Die für den Beirat praktikable Segmentierung fand in ihrer Eindeutigkeit nicht überall eine Entsprechung und so dauerte es nicht lange, bis ihre Mandatsidentität ‚Vertreterin der Migrantinnen und Migranten aus Jugoslawien‘ in einem Gewirr unterschiedlicher Ansprüche und Erwartungen umkämpft wurde und sie als Person zwischen die Fronten geriet.

Während des Interviews schildert sie zunächst den Handlungsraum. Über die Reifizierung von innerstädtischen Raumstellen führt sie die wichtigsten Spieler ins Feld, lässt eine geordnete und sichtbare Welt entstehen. Dabei werden die Gebäude des jugoslawischen Konsulates zum Feindesland, hingegen die Räume der Kroatischen Mission heimatlichen Schutz bieten. In dieser so geordneten Welt entsteht nun die Bedrohung:

Dunja Tomašević: [...] Verstehen sie, die [vom Konsulat] waren ja Feinde und so. Das waren schon so Geschichten, wo man dann auch mit Nachdruck da dann hat mitarbeiten müssen, und praktisch die Kontakte zu der Mission etwas seltener gestalten hat müssen und seine gesamte Arbeit, und die Schwerpunkt der Arbeit hat man ja so verlagert, dass man ja ständig irgendwelche Kontakte mit dem Konsulat oder mit den ähnlichen Stellen hatte oder mit den Leuten, die viel mit den Konsulaten arbeiten. Sie wissen, dass die Leute nicht nur so für Konsulate gearbeitet haben, die dort angestellt waren, sondern die haben dort auch ihre Leute gehabt, die sonst auch... Also verstehen sie?

PG: *Mmmh.*

Bereits in dieser kurzen Passage bricht die trennende Ordnung zwischen hier und dort zusammen. Die Bedrohung zwischen den sichtbaren Gebäuden ist nicht zu greifen. Dass diese Bedrohung nicht zu greifen ist, liegt aber keinesfalls an sprachlichen Schwierigkeiten. Auch auf Kroatisch würde sie sich ähnlich obskur und undurchsichtig ausdrücken. Die Unaussprechlichkeit von ihr gewiss bekannten Bezeichnungen, für das was ich vermutlich verstehen soll – also Spion, Agent, Schnüffler oder Spitzel –, verweist selbst auf die Willkür. Sie weiß um die

Willkür, doch weil sie vermutlich nie einen Schnüffler gesehen oder enttarnt hat, kann sie der Willkür keinen Namen geben. Könnte sie es, wäre die Willkür identifiziert und würde augenblicklich aufhören Willkür zu sein. Mit naivem Präzisionsdrang forderte ich sie dennoch zur Konkretisierung auf. Ich glaubte zu paraphrasieren, doch aus ihrem „hat mitarbeiten müssen“ machte ich ein „zusammengearbeitet“:

PG: Wie sah das denn aus, wenn sie mit der jugoslawischen Botschaft zusammengearbeitet haben, hat man sich dann mal gesprochen oder...

Dunja Tomašević: Es war keine Zusammenarbeit! Dass ich sage, dass unter extremen Druck oder Repressalien, wie Pass zurück oder so... Davon kann ich nicht reden. Aber die haben immer verstanden, die Mehrheit für sich zu gewinnen, sodass man mit seinen, eine oder noch einer zusätzlichen Stimme nichts mehr erzwingen konnte, verstehen sie?

Noch immer verstehe ich nicht ganz. Den von mir eingeführten Begriff der Zusammenarbeit weist sie von sich. Zwar ist nicht zu erkennen, wie aus ihrer Perspektive eine faire Semantik lauten könnte, doch dass es irgendwo eine Linie zwischen Freiwilligkeit, Notwendigkeit oder gar Kollaboration gibt, wird nun immer offensichtlicher. Sie möchte den Eindruck verhindern, dass die Arbeit mit dem Konsulat ihr persönlich oder der jugoslawischen Idee nutzte und kroatische Interessen unter den Tisch fielen. Nur wenn das öffentliche Mandat dem Interesse von Migranten diene, gibt es eine Legitimation dafür, dass sie sich dem konsularischen Druck leicht beugte und ihre Aktivitäten in der Kroatischen Mission einschränkte. Damit genau dies deutlich wird, reduziert sie nun die Aussage, dass die Mitglieder des Ausländerbeirats „mit Nachdruck“ zur Mitarbeit angehalten wurden, mit zwei Argumenten. *Erstens* geht es allein um die Herstellung von Mehrheiten und das ist ein urdemokratisches Prinzip. Und *zweitens* reduziert sie an anderer Stelle die Beiratsarbeit in ihrer Bedeutung. Es sei im alltäglichen Beiratsgeschäft nur um städtische Veranstaltungsgelder, gute Beziehungen zu wichtigen Personen sowie um ein grundsätzlich gutes Image gegangen. Mit dieser Relativierung befreit sie sich und die Arbeit im Ausländerbeirat von der politischen Dimension und nimmt Vorwürfen, die auf Verrat und Kollaboration zielen, ihr Gewicht. Ihre Abgrenzungsbemühungen in diese Richtung sind zum einen Ausdruck, mir gegenüber etwas vermitteln zu wollen, aber zugleich auch Ausdruck von Anfeindungen aus der kroatischen Mitte heraus. Extremen Druck hat sie in Nürnberg wohl nie erfahren. Sobald sich aber ihre Erzählungen vom Konkreten entfernen und zum Allgemeinen tendieren, wächst die Bedrohung wieder an:

Dunja Tomašević: [...] Das war einfach damals wichtig, dass man sagen darf, dass man Kroatie ist. Das hat man nicht sagen dürfen. Das war schon einmal verboten. Oder dass man sich mit ein paar Kroaten oder Studenten, dass man sich zusammen setzt oder dass

man irgendwelche Geschichtsbücher liest, das war ja alles verboten, verstehen sie? Wenn man sich schon darüber unterhalten hat, dann war man Staatsfeind!

PG: *Und wie wichtig war das denn? Ich meine, man könnte ja sagen, was soll's, dann bin ich Staatsfeind, aber ich lebe in Deutschland.*

DT: Aber man hatte ja immer einen Pass und der Pass wird nicht verlängert, man hat auch Angst gehabt und dann hieß es auch immer, die haben einfach einem Angst eingejagt. Es war eben immer wieder einige Leute unter Druck gesetzt – ohne Pass, verstehen sie, was wollen die Leute hier ohne Pass? Verstehen sie? Die werden ausgewiesen innerhalb eines Tages, also man hat spüren müssen.

Um den Wandel zwischen Konkretem und Abstraktem zu verdeutlichen und um die Bildung von Erwartungshaltungen zu verstehen, soll noch eine weitere Passage wiedergegeben werden:

Dunja Tomašević: [...] In den 70er Jahren, also 71 habe ich ja diese ganzen Zeitungen vor der Kirche verkauft und das war damals halt so, vor der Kirche diese Stände mit den kroatischen Zeitungen, das hat man dann halt schnell eingestellt. Weil ich verkaufe nicht am Sonntag die kroatische Frühlingszeitung und am Montag sitze ich im Konsulat und am Dienstag bin ich Bosnien dann wieder oder im Gefängnis, also die haben die Leute da schon sehr eingeschüchtert und es ist ja so auch scheinbar so, dass einige verschwunden sind und man konnte auch nie beweisen, wie die Leute verschwunden sind.

Zunächst fällt in beiden Passagen auf, dass Frau Tomašević zwischen eigenen unmittelbaren Erfahrungen und Erzählungen vom Hörensagen changiert. Im ersten Fall betrifft dies die Aussage, sich zum Kroatentum bekennen zu dürfen einerseits und die Aussage, dass „immer wieder einige Leute unter Druck“ gesetzt wurden, andererseits. In der zweiten Passage erzählt sie einerseits vom Verkauf kroatischer Zeitungen während des Kroatischen Frühlings 1971 und andererseits von der Angst nach Bosnien (ihr Heimatort liegt in Bosnien) abgeschoben zu werden. Festzuhalten ist, dass sie in Deutschland nicht sanktioniert wurde. Keine einzige Passage deutet darauf hin, dass konsularische Angelegenheiten für sie über die gewöhnlichen Komplikationen hinaus bedrohlich wurden. Solange sie also aus ihrer Lebenswelt berichtet, scheint die Lage letztendlich harmlos gewesen zu sein. Wechselt sie jedoch auf die Bedrohungsseite, muss sie mangels Erfahrung abstrakter werden. Aus diesem Changieren zwischen Konkretem und Abstraktem darf keinesfalls geschlossen werden, dass Frau Tomašević eine imaginäre jugoslawische Bedrohung aufbauscht, die es so nie gegeben hat, dass sie die politischen Zeitschriften ruhig weiter hätte verkaufen können und dass die Freiheitsgrade in Deutschland gar nicht eingeschränkt gewesen wären. Es mag sein, dass ihre Aussagen von einem kroatischen Nationalismus eingefärbt sind, doch diese Wertungen verkennen die Grundkonstellation. Bei genauem Lesen der Aussagen von Frau Tomašević fällt auf, dass sie selbst ihre konkreten Erfahrungen mit der abstrakten Willkür verklammert. In der ersten Passage sagt sie: „Die werden ausgewiesen innerhalb eines Tages, also *man* hat spüren müssen“;

in der zweiten Passage sagt sie: „Weil *ich* verkaufe nicht am Sonntag die kroatische Frühlingszeitung und am Montag sitze *ich* im Konsulat und am Dienstag bin *ich* Bosnien dann wieder oder im Gefängnis, also *die* haben *die* Leute da schon sehr eingeschüchtert.“ Zu erkennen ist die Herausbildung von Erwartungsstrukturen. Bei Frau Tomašević führte das dazu, dass sie selbst (*ich/man*) etwas nicht vollzog, weil andere (*die*) etwas getan hätten. Ego Tomašević befürchtete von Alter Jugoslawien Repressionen. Diese Beobachtung verweist grundsätzlich auf die Art und Weise der Strukturbildung in sozialen Systemen. Strukturen sind dort vornehmlich als Erwartungsstrukturen zu verstehen und dies beinhaltet die Erwartung *von* Erwartungen. Zwar kann Ego nie wissen, was Alter erwartet und umgekehrt, sodass es zum Problem der doppelten Kontingenz kommt, aber dennoch gelingt die Strukturbildung in sozialen Systemen. Sie gelingt in der Praxis, weil über die Erwartungen bestimmte Aktivitäten selektiert werden und die Systeme so stabil bleiben. Wenn jetzt noch von den Erwartungen abweichendes Verhalten sanktioniert werden kann (Stichwort: Passenzug), stabilisiert sich das System weiter, weil in einer Art vorausweisendem Gehorsam tunlichst jedes unerwünschte Verhalten vermieden wird. Wenn also bereits die Erwartungen für die Systemstabilität verantwortlich sind, dann wird auch verständlich, dass Egos (ängstliche) Erwartungen (z. B. Abschiebung, Gefängnis) von Alter gar nicht täglich vollzogen werden müssen. Zur Machterhaltung Jugoslawiens und zur Kontrolle seiner Bürger auch in Deutschland reichte es aus, wenn gelegentlich ein Pass entzogen wurde. Dass man nicht genau wusste, welche Strafe auf welche Handlung folgte, gehört eben zur Struktur von Willkür und autoritärer Machtausübung. Dass Frau Tomašević so undurchsichtig berichtet, verweist folglich direkt auf diese spezifische Struktur.

→ *Kroatischer Frühling*

In den späten 1960er Jahren ist es noch eine namenlose Bewegung. Erst mit den Ereignissen 1971/72 wird man sich retrospektiv auf den einenden Namen Kroatischer Frühling oder Maspok verständigen und die Begründer der Bewegung in einer Gruppe kroatischer Literaten und Linguisten erkennen. Diese Gruppe hatte sich 1967 zur Eigenständigkeit der kroatischen Sprache geäußert und die offizielle Anerkennung des Kroatischen gefordert. Den Intellektuellen schlossen sich schnell Studierende, politisch Interessierte und zuletzt auch Teile der kroatischen Parteispitze an. Damit wird aus dem intellektuellen Kreis notwendigerweise eine soziale Bewegung, die, um Erfolg zu haben und die Massen mobilisieren zu können, ihre komplexen Grundgedanken nun etwas trivialer konstruieren muss. Die Forderungen beschränken sich nicht mehr auf den Sprachenstreit, sondern prangern auch an, dass Kroatien um die Erträge seines wirtschaftlichen Erfolges gebracht werde, dass die Zentralregierung nichts gegen wachsende Ab- und Auswanderung in die Länder Westeuropas unternehme und dass die kroatischen Wehrpflichtigen in andere Teilrepubliken verschickt würden. Politisch werden mehr republikanische Autonomien, mehr Bürgerrechte und mehr Demokratie

verlangt. Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, weshalb sich die Bewegung den Vorwurf eintrug, dass sie lediglich einem kroatischen Nationalchauvinismus huldige. Dieser Vorwurf von der serbischen Seite, wie auch die mildere Charakterisierung als nationaldemokratische Erhebung, ignoriert jedoch das in der Bewegung vorhandene Emanzipationsstreben sowie die intellektuellen Kapazitäten an der Spitze der Bewegung. Der Vorwurf von Serbien führt sich selbst ad absurdum, weil in Kroatien nationale Symboliken verboten waren, die in den Straßen Serbiens längst omnipräsent waren. Die rhetorische Diffamierung reichte zuletzt nicht mehr aus, denn auch Teile der kroatischen Parteispitze sympathisierten mit den Zielen und 1971 verliehen Studierende den Forderungen mit Demonstrationen in Zagreb Nachdruck. Die jugoslawische Regierung fürchtete nichts weniger als die Erosion ihres Machtanspruches und ersetzte die Führungsriege der kroatischen kommunistischen Partei mit neuem Personal. Mitglieder der Bewegung sprechen davon, dass 32.000 Menschen unter ihrem Engagement zu leiden hatten, meist durch Stellenverlust. Die amtlichen Chroniken gaben zu, dass gegen 1.156 Personen Strafverfahren eingeleitet wurden (Meier 1999: 38). In den Folgejahren herrschte ein Klima der Unterdrückung.

Wie die Willkür übersprang

Die Einführung der Geschichte von Frau Jagoda Lajić ist mit einer Besonderheit verbunden. Jagoda Lajić oder Mitglieder ihrer Familie werden in fast allen Unterkapiteln erscheinen. Dies liegt erstens an der Tatsache, dass fast alle Familienmitglieder transnationale Biografien haben, und dass ich zweitens die Mutter in Nürnberg, die Tochter Jasna Lajić in Zagreb und die Tochter Jelena Lajić in Novska (Kroatien) interviewen konnte. En passant lernte ich damit fast alle wichtigen Familienorte kennen. Von dieser Besonderheit abgesehen wird es in den nächsten Passagen weiterhin um die politische Integration gehen. Besonderes Augenmerk wird auf das Überspringen der politischen Willkür in andere Lebensbereiche gerichtet. Damit zum Interviewbeginn:

PG: Vielleicht können sie mir am Anfang einen Überblick über ihre Biografie geben, vielleicht die wichtigsten Stationen, im Großen und Ganzen, damit ich einen Überblick habe über die Familie...

Jagoda Lajić: Aja, kein Problem, ist das schon eingeschaltet das Ding?

PG: Ja, einfach ignorieren.

JL: Ja, also nach Deutschland bin ich 1970 gekommen, und zwar nachdem ich aus dem Gymnasium rausgeschmissen wurde, weil mein Vater schon 1968 nach Deutschland kam und dementsprechend war er gleich Staatsfeind in Ex-Jugoslawien und naja, da wurden wir auch unten aus der Wohnung rausgeschmissen.

Frau Lajić leitet sehr voraussetzungsvoll ein. Ohne die väterlichen Migrationsgründe zu benennen, begründet sie allein mit dem Emigrationsjahr seinen

Status als Staatsfeind. Tatsächlich liegt das Ausreisdatum ihres Vaters vor dem offiziellen Anwerbeabkommen mit Deutschland, also zu einer Zeit in der Jugoslawien nur zögerlich auf Anfragen reagierte. Österreichs Ersuchen, die Beschäftigung jugoslawischer Arbeitskräfte offiziell zu erlauben, wurde noch 1962 abgelehnt. Andererseits hatte Jugoslawien bereits ab Mitte der 1960er Jahre Migration gebilligt und auch erste Amtshilfe geleistet. Jagodas Zeitgrenzen sind also keineswegs auf alle Migranten zu übertragen, doch es ist sehr gut möglich, dass die Migration ihres Vaters die Toleranz der Staatlichkeit überreizte. Obwohl oder weil der Vater in Deutschland lebte, hatte die Familie in Jugoslawien staatliche Repressionen hinzunehmen. Der Besuch eines katholischen Gymnasiums, wie in Jagodas Fall, war ohnehin nicht opportun. Jetzt gipfelte die Strafe für Jagoda im Schulverweis. Damit war der Zugang zu allen weiteren Bildungsinstitutionen blockiert. Als ihnen auch die Wohnung in Sarajewo gekündigt wird, ziehen sie erst zu den Großeltern, ehe Jagoda zunächst alleine ihrem Vater nach Nürnberg folgen wird.

Jagoda Lajić: [...] Und dann war der nächste Schock, denn irgendwie hatte man sich Deutschland als fortschrittliches Land vorgestellt, weil vor uns und dies und jenes und dann kommst du zu deinem Papa und fragst in der Wohnung, wo soll ich überhaupt zur Toilette in diesen drei Räumen. Dann sagt er, na dann gehst du mal einen Stock tiefer und da gibt es eine, also naja, das ist ja trotzdem einen Schritt zurück. Für mich selber war das. Na dann habe ich zu arbeiten angefangen, weil in vielen wurde man ja nicht aufgeklärt, das Wissen was du hast, was du eigentlich noch machen kannst als Jugendlicher, weil ich war ja noch knapp über 16.

Der jugoslawische Staat beschränkt also nicht allein die politische Freiheit seiner Bürger, sondern destruiert gelegentlich willkürlich die Karrieren der Bürger. Indem er die Schulkarriere so abrupt beendet und sie zur Emigration fast nötigt, bringt er Jagoda um Inklusionspotenziale, die einen Aufstieg bedeuten könnten. In Deutschland selbst wird sie aufgrund des finanziellen Drucks und der schlechten Kenntnisse über mögliche Chancen keine Ausbildung mehr absolvieren. Ohne formalen Abschluss fehlt ihr ein zentrales Element des modernen Lebenslaufs (vgl. Solga 2003). Dies wiederum führt dazu, dass sie bis zum Tag des Interviews meistens in prekären Arbeitsverhältnissen beschäftigt sein wird. Ihrem Mann, den sie in der Kroatischen Mission kennenlernte, erging es ähnlich. Er hatte ein von Priestern geleitetes Gymnasium besucht und sah sich mit schlechten Berufsaussichten konfrontiert, weil die staatliche Regelung besagte, dass ein katholischer Gymnasialabschluss nur dem Hauptschulabschluss gleichgestellt ist. Das sich öffnende Tor der Arbeitsmigration nutzte auch er zum Auswandern. Bis heute ist der Wissens- und Bildungstransfer eine der großen Fragen und Probleme im Migrationsprozess geblieben. Allerdings verliert die Anerkennungsproblematik in vielen Fällen ihre Schärfe. Während die formale Anerkennung in staatlichen Sektoren, inklusive seiner Bildungsinstitutionen, ein anhaltendes Pro-

blem darstellt, emanzipiert sich die freie Wirtschaft zunehmend von allzu restriktiven Vorgaben. Dies ist vielleicht ein zu rosiges Bild, doch es kann auch nicht verkannt werden, dass es insbesondere in Europa zu einem massiven Harmonisierungsprozess gekommen ist. Unbestritten bleibt auch, dass der Wanderungszeitpunkt über den Erfolg mitbestimmt. Für den Fall von Jagoda Lajić ist diesbezüglich festzuhalten, dass sie in Bezug auf ihre Beschäftigungschancen zum denkbar schlechtesten Moment migrierte. Ihre jugoslawische Schulkarriere wurde zerstört, weil auch sie für die väterlichen Handlungen bestraft wurde, die Willkür also von einer Person auf die andere übersprang.

Ähnliche Übersprünge gab es auch in Nürnberg. Interviewpassagen mit der 1971 geborenen Vesna Babić geben Auskunft darüber. Vesna macht deutlich, wie sehr die jugoslawische Idee mit Nachdruck durchgesetzt werden musste, um wenigstens oberflächlich erfolgreich zu sein. Sie blickt zurück auf die 1980er Jahre in Nürnberg und auf ihre Schulzeit in einer zweisprachigen Klasse. Der Tenor ihrer Berichterstattung ist positiv, bis sie sich an ein denkwürdiges Ereignis erinnert.

Vesna Babić: [...] Ich muss sagen, ich habe überhaupt keine negativen Erfahrungen in diesem Bezug gehabt, also die Lehrerin. Der erste Lehrer, der war aus Montenegro, das war ein toller Lehrer. Das war ein alter, toller, strenger Lehrer und ich muss sagen, der war ganz gut. [...] Also ich hatte nur einige... ein Negatives, sage ich einmal, ein Erlebnis in der achten Klasse: Es gab hier jedes Mal, also zu Titos Geburtstag, gab's in Neustadt an der Aisch, ich weiß nicht, so eine Art Gedenkfeier.

PG: Ja, davon hab' ich in alten Zeitungen gelesen.

VB: Ja, ganz so, so ganz, ganz schlimm! Und auf jeden Fall mussten wir alle antanzen und das war so, also okay, ich war zweimal, also das mit ‚Müssen‘ ist auch so eine Sache. Es wurde immer gesagt. Ich war zweimal, einmal in der achten Klasse, und einmal davor, ich weiß es nicht mehr. Nein ich lüge, denn in der achten Klasse war ich eben nicht und meine Lehrerin hat dann nämlich zu mir gesagt, ich habe äh, in Geschichte stand ich zwischen Eins und Zwei und sie hat dann eben gesagt: ‚Naja, wenn du kommst, dann bekommst du eine Eins!‘ Und ich bin nicht gekommen und habe eine Zwei bekommen und das war das einzig negative Erlebnis. [...] Ich als Kind kann nicht sagen, dass ich da jetzt irgendwie verserbt wurde oder so etwas! //Lacht//

Vermutlich erinnert sie sich an das Jahrestreffen 1986. Ich selbst hatte einen Zeitungsartikel über dieses Treffen von 1988 im Kopf. ‚Jugoslawen tanzen in den Mai‘ lautete die Überschrift und geschildert wurde, wie sich die Jugoslawen zu einem jährlichen Treffen einfanden, das besonders von den jugoslawischen Clubs Nordbayerns ausgerichtet wurde. Der Titel des Artikels ist vielleicht korrekt, weil nur die kamen, die sich selbst als Jugoslawen bezeichneten. Wer dagegen erwartete, dass alle Staatsbürger Jugoslawiens in den Mai tanzten, wird enttäuscht gewesen sein. Auch Politprominenz war präsent. Der deutsche Landrat beschwor die Freundschaft von Deutschen und ‚Gastarbeitern‘ und Tomic Dragan, Präsident des Sozialistischen Bundes der Werktätigen aus Belgrad, forderte

die Anwesenden dazu auf, sich auch in der Ferne als sozialistische Patrioten zu fühlen. Die Nürnberger Nachrichten meldeten weiter: „Der Gast [Tomic Dragan] gab in seiner Ansprache auch zu verstehen, daß man in der Heimat nach der ‚besten Systemlösung für die Rückkehrer‘ suche und man alles unternehme, um sie nach ihrer Heimkehr wieder zu integrieren“ (Nürnberger Nachrichten 1988). Für Vesna, die sich in solchen Situationen zweifelsfrei als Kroatianerin versteht, war das Fest keine fröhliche Feier. Offensichtlich hatte der jugoslawische Staat großes Interesse, dass möglichst viele zu dem Fest erschienen. Er selbst nutzte es, um sich zu präsentieren und die jugoslawische Einheit zu feiern. So weit, so gut. Doch was kann ein Staat tun, wenn die Festgesellschaft nicht erscheinen will? Hätte man allen Fernbleibern den Pass entziehen sollen? Hätte man Listen führen sollen? Selbst wenn es sich Staatsverwalter im Wahn gewünscht hätten, es wäre nicht ernsthaft durchzuführen gewesen, auch weil nicht die Möglichkeit bestand, jeden Einzelfall zu prüfen. Völlig abwegig ist der Gedanke aber nicht, denn aus den Diktaturen Osteuropas ist bekannt, dass sie für genau solche Fälle mit der Bildung von Organisationen begannen und sich auch daran ökonomisch zugrunde richteten, weil der Apparat zu teuer wurde. Speziell im Ausland musste der Druck in Bereichen ansetzen, in denen man Zugriff auf Individuen und Sanktionsmittel gegen sie zur Hand hat. In diesem Moment springt die Willkür vom politischen System auf andere soziale Systeme über. Diese werden dadurch ebenfalls zu politischen Systemen, weil sie sich nicht mehr an ihrem eigenen Code orientieren. Genau das widerfuhr Vesna. Ihr Fernbleiben wurde in einem Bereich sanktioniert, der nichts mit dem Fest zu tun hatte. Es war schließlich kein Schulausflug geplant und auch keine Aufführung geprobt worden. Es ging allein um das Erscheinen beim Fest. So betrachtet verwundert es nicht mehr, dass Vesna die Benotung negativ bewertet. Sie ist ungerecht, weil die Lehrerin mittels der Schulnote ein Verhalten bestrafte, das mit der Schulnote, der schulischen Selbstbeschreibung nach, nicht bewertet werden darf. Heute hat Vesna nur noch ein distanziertes Lächeln dafür übrig und will weder anhand dieser Geschichte noch anhand anderer Ereignisse davon reden, dass sie in der Schule „verserbt“ worden sei.

Ihre heutige Milde in allen Ehren, doch wieso erhoben weder Vesna noch ihre Eltern damals Einspruch gegen diese angekündigte und damit vorsätzliche Ungerechtigkeit? Man mag argumentieren, dass Ungerechtigkeiten unzählige Male geschehen. Intendiert, wie in diesem Fall und unintendiert in anderen Fällen. Man kann argumentieren, dass Kinder lernen müssen mit Ungerechtigkeiten umzugehen, dass die Note nicht der Rede wert war, dass die Lehrerin als Respektsperson galt, dass die Eltern vielleicht gar nicht darum wussten oder dass die Tochter zu schüchtern war. Für den Einzelfall sind viele Erklärungen denkbar, aber ist der Einzelfall nicht ein weiteres Indiz dafür, dass hier die Struktur abermals die Form Willkür hatte? Dies mag im ersten Moment paradox klingen, weil mit Struktur meist eine positive Ordnung oder ein starres Regime assoziiert wird, nicht aber Chaos oder Willkür. Daher ist fein zu unterscheiden. Die Struk-

tur ist nicht willkürlich. Sie hat die *Form* von Willkür, weil Migranten Willkür erwarten – aus guten Gründen, wie die Fälle zeigen. Im Einzelfall wird es Vesna möglich gewesen sein aus diesem Fall zu lernen und ihre Erwartungsstrukturen anzupassen. So wird sie daraus die Lehre gezogen haben, dass sie von dieser Lehrerin nicht allein für ihre schulischen Leistungen Noten erhielt, sondern auch ihr Freizeitverhalten mit richtig/falsch bewertet wurde. Im Einzelfall kann die Willkür durch Lernen und Identifizieren (diese eine Lehrerin) begrenzt werden, doch der Fall ist damit noch nicht aus der Welt. So wie die Politik in die Schule springt, könnte eine elterliche Beschwerde zu weiteren Übersprüngen führen. Alle wussten, dass die Lehrerin qua Amt eng mit dem jugoslawischen Konsulat verbunden war, sodass auch hier Egos Erwarten von Alters Reaktionen dazu führte, dass sich das repressive System stabilisierte. Erneut reichen die Erwartungen von etwas aus. Eine tägliche Strafe ist gar nicht nötig. Zudem widerfuhren Vesnas Familie noch andere Erlebnisse, die ihnen ihre Handlungsspielräume deutlich aufzeigten.

Vesna Babić: [...] und dann hattest du halt ein bisschen Schwierigkeiten, wenn du einen Pass haben wolltest [...] und das kenne ich von meinem Vater. Als er seinen Pass erneuert haben wollte, dass die dann ein bisschen, naja, es hat ein bisschen länger gedauert, sagen wir es einmal so herum. Es kann natürlich sein, dass es eben... also der Fußballverein, der hieß früher Dynamo und dann hat er ihn, dann hat er einen Antrag gestellt bei der Stadt, dass er ihn umbenennen will, in ‚Croatia‘, das war bei der Stadt. Das war glaube ich 85 oder 87, also vor dem Krieg. Aber da gab es schon diese Zerwürfnisse unten sage ich einmal, das gab es schon.[...] Ähm, ja, so in der Art und von der Stadt kam dann als erstes eine Ablehnung.

PG: *Von der Stadt!?*

VB: Ja. Weil das ein bisschen... es war politisch und wieso und überhaupt das jetzt Kroatien, also Croatia heißen sollte? Also einfach so ging das nicht, es hat schon bisschen gedauert, bis sie den Fußballclub umbenennen durften, aber am Ende hat es geklappt und dann hat mein Vater, ja wie soll ich jetzt sagen, du kennst ganz bestimmt diese Šahovnica, dieses Schachfeld?¹

PG: *Mmh, ja!*

VB: ...und das wollte er unbedingt auf diesen Trikots haben und das ging natürlich auch nicht und das haben wir dann ein bisschen gelassen, bis die Situation kam, dass man es dann eben nehmen konnte. Ja so war das!

Wie die Willkürstruktur es in sich hat, sind die Informationswege nicht zu erkennen. Wer also mit wem sprach, wer wen dirigierte und instruierte, ist nicht zu

1 Gemeint ist ein Teil des kroatischen Wappens. Das komplette Wappen besteht aus sechs Teilwappen. Fünf Teilwappen symbolisieren die historischen Regionen Kroatiens und sind über dem Hauptwappen, dem hier angesprochenen rot-weißen Schachbrettmuster (Šahovnica), platziert. Das Schachbrett besteht aus 25 rot-weißen Feldern, welche die historischen Provinzen Kroatiens, also die Banate, repräsentieren.

klären. Aber dass seitens der deutschen Kommunalverwaltung Einspruch gegen den Vereinsnamen erhoben wird, ohne dass eine klare Satzung dies regeln würde, zeigt wie weit das Reich der Willkür sich ausgebreitet hatte. Auch Jagoda Lajić berichtete von dem Fall. Wie es nun wirklich war, lässt sich aus den beiden Erzählungen nicht rekonstruieren. Auch der oft geäußerte Vorwurf, dass das jugoslawische Konsulat hohen Druck auf die Nürnberger Kommunalverwaltung ausübte und davon vor allem Jugoslawen beziehungsweise Serben profitierten, lässt sich nicht beweisen. Aber nicht nur das Sanktionsmittel des Passeinzuges erscheint hier, sondern auch die Möglichkeit, bei einer Rückkehr nach Jugoslawien inhaftiert zu werden, weil man sich in Deutschland nicht wunschgemäß verhielt. Willkür allüberall und fast nie zu greifen.

Jagoda Lajić: [...] Und mein Mann hat hier und noch ein paar andere, haben sie auch einen zweiten Sportverein einen kroatischen gegründet, weil der erste Sportverein hieß Croatia und dann sind ein paar Männer im Gefängnis gelandet und der Rest wurde gezwungen den Namen umzuändern.

PG: Hier oder...

JL: Hier in Nürnberg. Und, also die in Jugoslawien sind die Leute im Gefängnis, sobald sie da nach unten gingen, sind sie im Gefängnis gelandet. Eine ist drinnen gestorben nach etlichen Jahren und zwei sind durchgeknallt und krank. Und ich glaube, drei waren es, und eine ist sogar zurückgekehrt hier, der war Ingenieur der ist kürzlich, voriges Jahr gestorben, weil seine Frau die ganze Zeit hier war und die anderen wurde die ganze Zeit beobachtet, die haben den Namen Croatia in den Namen Hajduk genannt und die haben sich sehr fern, also das waren zwar Kroaten, aber haben sich sehr fern der Mission in der Kirche gehalten.

Resümee: Erlernte Unauffälligkeit als Grund der Nicht-Thematisierung

Das politische System Jugoslawiens verstand es auch im Ausland, seine Staatsbürger zu integrieren. Es war somit transnational. Es stimmt, dass Staatlichkeit ohne Territorium nicht zu denken ist. Aber es stimmt auch, dass soziale Systeme ihre Grenzen sinnhaft, und somit in der Kommunikation, bestimmen. Nur die Kommunikation ermöglichte es Jugoslawien, über seine territorialen Grenzen hinaus auf seine Bürger einzuwirken. Allerdings nur, wenn sie in irgendeiner Form noch mit Jugoslawien verbunden waren. Es wäre sicher verfehlt, alle Migranten als politische Flüchtlinge zu bezeichnen und ihr Leben als ein Leben im Angstzustand zu beschreiben. Doch solange sich ihnen kein Ausweg in eine andere Staatsbürgerschaft bot, und das war im Wesentlichen während dieser Zeit der Fall, waren sie der Autorität und der Willkür des jugoslawischen Staates ausgeliefert. Wer jederzeit und friktionslos nach Jugoslawien zurückkehren wollte, musste Teile seiner Lebensplanung opportun gestalten und darauf achten, nicht zu viel Unmut zu erregen.

Die facettenreichen Einzelfälle deuten darauf hin, dass die starke transnationale Integration nur funktionieren konnte, weil der jugoslawische Staat ein undemokratischer Staat war. Dies bedeutet umgekehrt, dass eine Trennung der Funktionssysteme nicht gegeben war, dass zum Beispiel die Politik über ihre Macht und nicht über Gesetzestexte das Rechtssystem beeinflusste. Das geschilderte Ausmaß an politischer Willkür ist in diesem Fall heute nicht mehr zu finden. Die Nachfolgestaaten Jugoslawiens sind heute weitgehend demokratische Staaten. Doch nicht nur Jugoslawien hat sich verändert, auch andere Strukturentwicklungen schieben dieser Willkür einen Riegel vor. Andere Staatsbürgerschaften – und allen Widrigkeiten zum Trotz auch die deutsche – werden immer leichter vergeben. Wenn also die Inklusionsschwelle einer neuen Staatsbürgerschaft sinkt, verliert die aktuelle Inklusionssituation ihre Exklusivität und wird substituierbar.

Die dargestellten Fälle, ihre allgemeine Relevanz zum Verständnis der jugoslawischen Migrationsgeschichte und die daraus gewonnenen Erkenntnisse in Bezug auf Willkür, Anpassungsvermögen und Erwartungshaltungen ebnen den Weg zu einer weiteren, wichtigen, aber gewagten These. Die Frage, auf welche die These eine Antwort geben soll, stellt sich, wenn man die öffentliche und auch wissenschaftliche Thematisierung von migranten Problemgruppen betrachtet und diese mit sozialstrukturellen Indizes der Migrantengruppen in Verbindung bringt. Man möchte doch vermuten, dass es hier wenigstens einen kleinen Zusammenhang gibt, dass also soziale Probleme zu einer Problemwahrnehmung führen. Von diesem Zusammenhang geht auch die Erklärung aus, dass Jugoslawen keine öffentliche oder wissenschaftliche Aufmerksamkeit erregten, weil sie sich vorbildlich und schnell integrierten, weil sich also die Indizes sozialstruktureller Ungleichheit zügig verringerten. In den Anfangsjahren der jugoslawischen Migration kann tatsächlich beides beobachtet werden: Jugoslawen scheinen sich besonders schnell zu assimilieren und gelten vielfach als Musterknaben der Integration. Ihre Probleme, meist gemessen mit Ungleichheitsindikatoren, sind gering und die Problemwahrnehmung ist entsprechend. In den 1990er Jahren gerät der Anpassungsprozess jedoch ins Stocken und die Indizes sozialer Ungleichheit verschlechtern sich deutlich. Ein Gewinn an öffentlicher oder wissenschaftlicher Aufmerksamkeit geht damit aber nicht einher. Die sozialstrukturellen Daten haben gewiss ihre Tücken. Vielfach ist aus ihnen nicht zu entnehmen, dass sich die Gruppenzusammensetzung der noch immer pauschal als Jugoslawen bezeichneten Migranten mehrfach extrem stark veränderte. Die Indizes verweisen dann auf die Veränderungen der *Gruppenzusammensetzung*, die sich aus der regen Migration zwischen Deutschland und Jugoslawien ergab und mit Selektionsprozessen verbunden war, aber die Durchschnittswerte geben keinen Aufschluss über individuelle Integrationsverläufe.² Davon aber abgesehen ist eine Korrelation zwi-

2 Akzeptiert man diese Problematik als nicht zu änderndes Übel und berücksichtigt gruppenspezifische Besonderheiten, dann bieten die Durchschnittswerte interessan-

schen als problematisch empfundener Ungleichheit (die sich in der Statistik niederschlägt) und wissenschaftlicher oder öffentlicher Aufmerksamkeit nicht mehr zu erkennen, sodass retrospektiv auch das alte Argument der zügigen Assimilation als Grund der Nicht-Thematisierung brüchig wird.

Im Lichte dieser verschiedenen Aspekte lautet die neue These wie folgt: Die Identifizierung von Problemgruppen ist eine interne behördenspezifische (und hier vor allem ausländerbehördliche) Beobachtung, die nur vage mit den externen Problemen und damit den sozialstrukturellen Kennziffern der betreffenden Gruppe korreliert. Die Nicht-Thematisierung von Jugoslawen im Kontext von Integration und Assimilation ist somit vielmehr der Tatsache geschuldet, dass jugoslawische Staatsbürger im Umgang mit ihrer eigenen autoritären Bürokratie sehr gut gelernt hatten, wie mit Obrigkeiten allgemein umzugehen ist. Diese erlernten Erwartungsstrukturen halfen ihnen nun auch in Deutschland, weil sie die Gefahr behördlicher Willkür antizipierten. Wann immer es ging, wollten sie unauffällig bleiben. Vermutlich erregten sie deshalb weniger Aufmerksamkeit in deutschen Behörden als andere Migrantengruppen, ganz gleich, wie sie behandelt wurden. Die öffentliche und wissenschaftliche Nicht-Thematisierung ist dann wenigstens zum Teil mit behördlicher Unauffälligkeit von Jugoslawen zu erklären, korreliert aber nicht mit ihren Problemen und ihrer sozialen Lage.

Selbstintegration zwecks Remigration – Bildung und Immobilien

Im vorherigen Kapitel wurden die Folgen untersucht, die sich aus der formalen Mitgliedschaft in der ‚Socijalistička Federativna Republika Jugoslavija‘ ergaben. An Beispielen konnte gezeigt werden, wie das autoritäre Regime Jugoslawien ‚seine‘ Migranten im Ausland integrierte. Jenseits der staatlichen Zwangsintegration trafen Migranten freiwillig integrative Entscheidungen. Wenn hier Zwang und Freiwilligkeit angesprochen werden, dann ist damit keine echte Dichotomie gemeint. Vielmehr sind die beiden Begriffe die Endpunkte auf einer Bewertungsskala mit vielen Nuancen. Weil im Rahmen der Systemtheorie davon ausgegangen wird, dass es zwischen Systemen *niemals* Instruktion, wohl aber Destruktion geben kann, handelt es sich bei allen Anpassungs- oder Abweichungsleistungen *immer* um Selbstsozialisierungen der betreffenden Personen. Jede und jeder hätte immer auch anders gekonnt, allerdings, und darauf spitzt sich das Problem zu, um den Preis der Destruktion. Akzeptiert man diese Fassung von Selbstsozialisation, dann müssen Personen stets die Folgen ihres Handelns abwägen, ohne sie allerdings voll beeinflussen zu können. Sie müssen sich fragen, was aus einer politischen Haft oder was aus einer Scheidung folgt. Jetzt wird deutlich, dass die

te Einblicke in den Integrationsverlauf der verschiedenen Migrantengruppen (vgl. Kalter/Granato 2004; Kristen/Granato 2004).

Unterscheidung zwischen Zwang und Freiwilligkeit erst nach der eigenen Entscheidung getroffen werden kann und dann die aktuellen wie potenziellen Entscheidungsfolgen des Handelns bewertet. Die Unterscheidung als eine wertende Einteilung zu bezeichnen, macht sie für Individuen nicht unwichtig, denn sie muss als wesentlicher Bestandteil von Selbstbeschreibungen gelten. Innerhalb dieser Bewertungsskala soll im Folgenden von freiwilliger Integration gesprochen werden. Selbst wenn Migranten das Wort Zwang im Munde führen, erahnen sie, dass sie immer auch andere Möglichkeiten hatten, diese aber aus den unterschiedlichsten Gründen nicht ergriffen.

Mit diesem etwas ungewöhnlich formulierten Blick soll nun gefragt werden, was Migranten unternahmen, um eine Remigration im Möglichkeitshorizont zu halten. Die Beispiele werden auch Antworten auf die Frage geben, warum die Remigration nicht so kam, wie sie kommen sollte. Nun mag nicht bloß der theoretische Blick irritieren, sondern auch die Kapitelkomposition. Der Grund für das Aufeinanderstoßen von schönem Bildungsgeist mit schönem Immobilienmammon liegt in ihren Gemeinsamkeiten. Was in der Bildungsforschung mit dem Begriff Gratifikationsaufschub verhandelt wird, kalkuliert die Immobilienwirtschaft mit Rückgriff auf Rentabilitätsaspekte. Sowohl bei Entscheidungen über den Schulbesuch als auch über Bauvorhaben muss das Risiko abgewogen werden. Zwar wohnt allen sozialen Entscheidungen ein Risiko inne, weil man nie weiß, wie die Welt im nächsten Moment sein wird, doch es ist leicht zu erkennen, dass das Risiko mit der Zeitspanne wächst. Insbesondere Bildungsentscheidungen und Bauprojekte sind langfristige Festlegungen, die nicht in jedem Moment verlustfrei zu revidieren sind. Es ist sogar wichtig, auf dem eingeschlagenen Pfad zu bleiben und ihn nicht bei der ersten Irritation zu verlassen. Daher kann es zu nachteiligen Entwicklungen kommen, obwohl im Moment der Entscheidung eventuell rationale Kriterien die Entscheidungsfindung normativ begleiteten und alle Ratgeber gleiches empfahlen. So folgte beispielsweise am Ende der Schul- oder Arbeitszeit in Deutschland nicht die Remigration nach Jugoslawien, sondern die Aufenthaltsverlängerung in Deutschland und weil die bilingualen Schulklassen schlecht mit dem deutschen Schulsystem gekoppelt waren, wurde soziale Mobilität in Deutschland ein mühsames Unterfangen. Das schöne Haus im Herkunftsort hingegen wandelte sich zum lästigen Anhängsel. Dies verdeutlicht, dass unerwünschte Entwicklungen nicht allein auf die gelegentliche Uninformiertheit über Möglichkeiten im Zielland zurückzuführen sind, sondern leider die unerwünschte Seite der Risikoentscheidung eintraf.

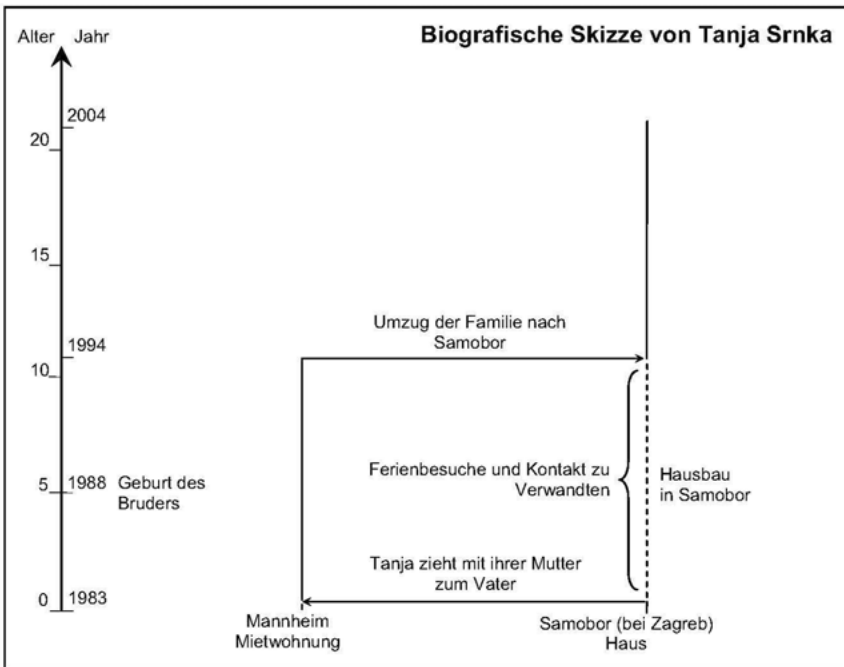
Die ‚modellhafte‘ Biografie von Tanja Srnka

Die kurze Geschichte der jungen Tanja Srnka und ihrer Familie kann als eine ‚erfolgreiche Gastarbeitermigration‘ gelten. Sie dient hier als normative Hilfskonstruktion, weil anzunehmen ist, dass andere Migranten ihr Leben mit Blick auf, aber letztendlich entgegen diese Norm etablierten. Die Migrationsaktivitäten von

Tanja kennen einen klaren Anfang und ein klares Ende. Selbst auf den zweiten Blick sind der Biografie diesbezüglich kaum Überraschungen zu entnehmen.

Tanja Srnka wurde 1983 in Zagreb geboren. Bis zu diesem Zeitpunkt führten ihre Eltern eine Fernbeziehung, denn Tanjas Vater arbeitete bereits seit 1969 in Mannheim. Nach Tanjas Geburt ziehen sie und ihre Mutter zum Vater nach Mannheim, wo 1988 ihr Bruder zur Welt kommt. Insgesamt elf Jahre lebte Tanja in Mannheim, bis alle Familienmitglieder 1994 in die elterliche Geburtsstadt Samobor bei Zagreb zurückzogen. Die Zeit in Deutschland haben Tanja und ihre Familie in guter Erinnerung. Die Zeit ist allerdings endgültig vorbei, denn das Hauptziel des Auslandsaufenthaltes wurde erreicht: Das Haus auf dem großelterlichen Grundstück konnte gebaut werden. Im Rahmen dieses familiären Migrationsprojektes störte die politisch angespannte Lage im Jahr 1994 nur wenig.

Abbildung 12: Biografische Skizze von Tanja Srnka



PG: Hmm 94 war ja nicht gerade eine optimale Zeit um zurückzukehren?

Tanja Srnka: //Lacht// Nein das war es nicht. Aber es war der Wunsch meiner Eltern. Sie wollten immer wieder zurück nach Kroatien ziehen, ja, sodass eigentlich der Krieg eine wenige Rolle gespielt hat. [...] Eigentlich war ich sehr froh, weil ich meine Großeltern über alles liebe und die haben mich auch sehr verwöhnt. Immer waren die, als wir

hier in den Ferien waren, dann haben die mich verwöhnt und ich meine das hat mir gepasst.

Sie verweist auf die in vielen Migrationsgeschichten wichtige Urlaubs-situation. Die Urlaubsverwöhnung wird mit der Eigenschaft des Ortes verbunden, der folglich in seiner Gesamtheit überhöht wird und bei einer tatsächlichen Remigration seinen Zauber zu verlieren droht. Doch eine Entzauberung kommt bei Tanja gerade nicht zur Sprache. Zumindest in Bezug auf die familiäre Liebe vermerkt sie keine Brüche. Dies lässt den Schluss zu, dass ihre Großeltern weiterhin großzügig blieben und sie den Umzug nach Kroatien und den dortigen Alltag als normale Transition hin zu einer Jugendlichen erlebte. Fast verstört über diesen glatten Übergang, hake ich nach und frage, ob es nicht doch Probleme bei der Rückkehr für sie gab. Erst jetzt kommt sie auf kleinere schulische Probleme zu sprechen:

Tanja Srnka: Ich habe Kroatisch gelernt, wie man es zu Hause spricht und in der Schule ist es dann ganz anders. Wenn man die Bücher liest und so, dann ist das wieder, könnte man so sagen, Hochkroatisch. Ist eben nicht die gleiche Sprache, wie wenn man zu Hause spricht. Das war schon ein Unterschied und auch der Grund, warum es so Probleme gab. Und eigentlich gab es noch so ein Unterschied bei Schulen. Die haben mehr gelernt und in Mathematik waren die so fortgeschritten, die machten Sachen, die ich noch nie gesehen hatte.

Zwei wichtige Probleme benennt sie. Erstens waren die Leistungsunterschiede in Mathematik ein Problem für sie, da der Mathematiklehrplan in Jugoslawien deutlich schneller voranschritt als in Deutschland. Zweitens deuten die Sprach-schwierigkeiten auf ein weiteres unterschätztes Problem hin. Die Annahme, dass allein das Sprechen der Muttersprache im familiären Kreis ausreicht, um nahtlos in der Schule Anschluss zu finden, ist irrig und bereitete nicht bloß Tanja Probleme. Doch bei Tanja konnten die schulischen Probleme durch privaten Nachhil-feunterricht schnell behoben werden, sodass ihre weitere Schullaufbahn erfolgreich verlief. Es waren ihre Eltern, die nach der Rückkehr darauf achteten, dass sie Deutsch lernt, obwohl sie damals wie heute über das armselige Niveau der Schulstunden klagt. Retrospektiv verdankt sie diesen Lerngelegenheiten und -aktivitäten ihren aktuellen Arbeitsplatz, denn gute Deutschkenntnisse waren eine Einstellungsvoraussetzung in der Zagreber Firma mit einem deutschen Mutterkonzern. Ihre transnationale Vergangenheit bildet heute einen Hintergrund für ihren beruflichen Erfolg, sodass sie auch weiterhin ohne Bedauern auf die Zeit in Deutschland zurückblicken kann. Im Vergleich zu ihren Altersgenossinnen besitzt sie damit sogar einen Vorteil, der ihre Inklusionschancen in der globalisierten Wirtschaft erhöht.

Wie schwierig der räumliche Zusammenhalt einer Familie sein kann und wie gut die frühe und gemeinsame Rückkehr für die Familie Srnka war, verdeutlicht

Tanja anhand einer komplizierten Fernbeziehung in der weiteren Verwandtschaft. Eine 18jährige, die derzeit in München lebt, aber lieber heute als morgen nach Zagreb zu ihrem Freund ziehen möchte, stößt bei diesem nur auf Unverständnis, weil er von einer Zukunft in Deutschland träumt. Tanjas Leben erscheint im Vergleich dazu als ruhiger Gegenentwurf: „Und das war auch noch ein Grund warum meine Eltern nach Kroatien ziehen wollten. Sie haben gedacht, dass wenn ich älter werden würde, dass ich dann in Deutschland leben wollen würde. Und sie würden ja sowieso nach Kroatien ziehen und dann wären wir nicht mehr zusammen und darum haben sie auch insistiert zu ziehen, als ich noch ein Kind war.“

Für Tanja und ihre Familie steht ihr Migrationserfolg außer Frage. Sie prahlt nicht mit ihm, aber die Ereignisse waren so rund und friktionsarm, dass das ein oder andere Übel nicht der Rede wert ist und man spätestens aus der Distanz darüber schmunzeln kann. Vielleicht erscheint die Geschichte des kleinen Aufstiegs in den Mittelstand manchen fad und langweilig, doch es gibt gute Gründe anzunehmen, dass sich viele Familien so einen Migrationsverlauf wünschten. Man muss Tanjas Leben nicht überhöhen und verklären, aber man kann von ihrer Biografie ausgehend fragen, warum es für andere nicht so gekommen ist. Aus welchen Gründen und zu welchen Zeitpunkten vom Plan abgewichen werden musste. Das bedeutet nicht, dass die anderen versagt hätten oder sich als Versager fühlen. Sie haben die notwendigen Planänderungen vielleicht als Chance begriffen und sich nachher darüber gefreut, aber die Frage bleibt legitim.

Tanjas kurze Geschichte benennt bereits eine Reihe von Themen, die bei den anderen Fällen näher betrachtet werden kann, obwohl nicht zu erwarten ist, dass alle im Folgenden davon komplett abweichen werden: Der Hausbau fand an *einem* Ort statt. Andere bauten im Geburtsort der Mutter *und* des Vaters sowie vielleicht noch ein zusätzliches Haus in einer Ferienregion. Die Region um Zagreb gehört zu den wirtschaftlich gedeihenden Regionen und war von den Kriegen in den 1990er Jahren nicht direkt betroffen. Auch im weiteren Familienkreis litt niemand direkt unter den Kriegen. Die Eltern legten Wert auf eine gute Bildung ihrer Kinder *und* fanden die dafür geeigneten Schulen. Niemand anderes aus der näheren Verwandtschaft migrierte, sodass lediglich zwei Orte in der Lebensplanung berücksichtigt werden mussten. Die Remigration fand zu einem Zeitpunkt statt, der für alle Familienmitglieder unproblematisch war. Tanjas Mutter konnte nach der Rückkehr sogar ihren Traum verwirklichen und eine Boutique eröffnen.

Bildung und Schule im Zeichen der Remigration

Hartmut Esser wies wiederholt auf die hohe Bedeutung von Lerngelegenheiten und -aktivitäten in Migrations- und Eingliederungsprozessen hin. Dies gilt sowohl für Inklusionen im Horizont von Nationalgesellschaften als auch für den Fall der transnationalen Mehrfachinklusion. Gleichwohl der Bezugshorizont ‚Na-

tionalgesellschaft‘ strittig ist, muss anerkannt werden, dass Ähnlichungen zur Realisierung von Inklusionschancen weiterhin nötig sind und diese als Lernprozesse verstanden werden können. Seit dem deutschen ‚PISA-Schock‘ ist es kein Geheimnis mehr, dass der Bildungserfolg von Migrant*innen in Deutschland mehrheitlich unbefriedigend ist. Zwar besteht in allen Teilnehmerstaaten der PISA-Studie ein Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und erworbenen Kompetenzen, doch in nur wenigen Ländern ist dieser Zusammenhang so rigide wie in Deutschland (Belgien, die Schweiz und Luxemburg haben ähnliche Probleme) (vgl. Stanat et al. 2002: 13). Lerngelegenheiten bleiben zu oft verschlossen und Lernaktivitäten werden zu oft abgebrochen. Umgekehrt folgt daraus die These, dass ‚erfolgreichen‘ Transmigrant*innen besonders viele Lerngelegenheiten offen standen und auch genutzt wurden. Daraus folgt nicht zwangsläufig, dass all diejenigen, die transnationale Lerngelegenheiten nutzten, später auch zu Transmigrant*innen werden. Aus dem kleinen Sample dieser Arbeit ist lediglich zu erkennen, dass alle Transmigrant*innen viele Gelegenheiten hatten und nutzten, dass Tanja Srnka also nur ein Beispiel unter vielen ist. Unter der Prämisse, dass eine familiäre Remigration angestrebt wurde und die Eltern ihre Kinder auf einen möglichst einfachen (Schul-)Übergang vorbereiten wollten, richtet sich der Blick nun auf Kontinuität und Diskontinuität von Lernaktivitäten und -gelegenheiten in den Kindheits- und Jugendjahren.

Erinnerungen ans Lernen während der Kindheit und Jugend

Erinnern ist immer ein Ereignis der Gegenwart. Weil es jetzt geschieht und weil Vergangenes nicht wiederholt werden kann, geschieht es immer auch etwas zu spät. In diesem Fall zu spät, weil sich verpasste Lerngelegenheiten nicht erneut bieten. Im Folgenden erinnern sich Andrej Stojanovski, Petar Klinar und einige andere ans Lernen in ihrer Kindheit und Jugend. Im Wesentlichen wird es um den sogenannten muttersprachlichen Ergänzungsunterricht³ gehen. Anhand der Erinnerungen und in interdisziplinärer Korrespondenz werden drei Problembereiche identifiziert, die einen ungebrochenen Lernverlauf erschwerten oder einer hohen Lernmotivation abträglich waren. Dabei geht es um *Interaktionen* im Umfeld des Ergänzungsunterrichts, um die *organisatorische* Fassung und um *sprachwissenschaftliche* Überlegungen. Entlang jeder dieser drei Dimensionen kann gezeigt werden, dass der Ergänzungsunterricht eine Randstellung einnimmt, welche die Lernbereitschaft schmälert: Die *Interaktionen* um den Ergänzungsunterricht markieren die Kinder und Jugendlichen als Ausländer oder allgemeiner als Außenseiter. Die *Organisationsform* kennt fast keine internen Anreize zum kontinuierlichen Lernen. Und es bleibt oftmals unklar, welche *Sprache* oder genauer

3 Die Unterrichtsbezeichnung variiert in Abhängigkeit von der Zeit, den Bundesländern und den Konzepten. Hier wird vereinfachend und für das Argument ausreichend vom Ergänzungsunterricht oder vom muttersprachlichen Unterricht gesprochen (vgl. Gogolin/Neumann/Reuter 2001).

welche Sprachregister mit welchem Ziel im Unterricht ausgebaut werden sollen. Damit ist zugleich vermerkt, was ich nicht sagen kann. Ich weiß nichts über Alphabetisierungsprozesse zu berichten, kann nichts über psychische Lernprozesse sagen, urteile nicht über die Intentionen der mit dem Unterricht verbundenen Anerkennungspolitik oder ähnliches. Lediglich das schlanke Argument der Sonderstellung soll in das Thema gelegt werden und dabei die Problematik teilweise erhellen. Dabei wird im Wesentlichen die migrante Kinderperspektive nachvollzogen.

Andrej Stojanovski wurde 1973 in Darmstadt geboren. Schon fünf Jahre später zogen er, seine ältere Schwester und seine Mutter nach Zagreb, ein Jahr später folgte sein Vater.

Andrej Stojanovski: [...] Also wir sind da richtig da, abgehauen [aus Deutschland]. Nur war die Lage halt nicht so toll, in Jugoslawien halt damals. Und wir hatten, also naja meine Eltern hatten noch Kontakte halt in Deutschland, also Bekannte und auch berufsmäßig Kontakte und dann haben die gesagt, naja es ist nicht so toll hier [in Zagreb/Jugoslawien], dann gehen wir wieder nach Deutschland und dann sind die wieder nach Deutschland und dann bin ich eben auch mit denen wieder nach oben. Und dann war ich wieder oben.

Es bleibt offen, wie zielstrebig die Eltern ihre Kontakte von Zagreb nach Darmstadt pflegten, doch die von Andrej verwendete Vokabel „abgehauen“ ist nur von situativer oder individueller Bedeutung. Er mag es so empfunden haben oder greift vielleicht salopp nach einer unscharfen Vokabel, aber die weitere Erläuterung lässt darauf schließen, dass die Remigration für seine Eltern nicht diese Endgültigkeit besaß. Der Entschluss, nach sechs Jahren in Zagreb wieder nach Deutschland zu ziehen, zeigt auch, dass Tanja Srnkas Familiengeschichte nicht selbstverständlich ist. Nicht alle konnten ausreichend Geld sparen, um in Kroatien davon zu zehren. Vielleicht waren auch die Ansprüche durch den Deutschlandaufenthalt gestiegen und man wollte sich nun nicht mit einem niedrigeren Lebensstandard zufrieden geben. Im Vergleich der beiden Familien ist zudem zu berücksichtigen, dass Tanjas Familie 1994 zurückzog, hingegen die Familie Stojanovski zwischen 1978 und 1984 in Kroatien lebte, also in einer Zeitspanne, in der sich der allgemeine Lebensstandard kontinuierlich verschlechterte, hingegen er nach 1994 besser wurde. An die zweite Zeit in Deutschland anknüpfend, frage ich nach Einzelheiten:

PG: Und wenn du dann in Deutschland warst, bist du dann in den muttersprachlichen Unterricht und solche Sachen?

Andrej Stojanovski: Ja, das musste ich leider! Das war die Strafe! //Lacht// Ja! Weil die anderen Kinder, ja die mussten, von denen musste ja keiner in den muttersprachlichen Unterricht. Das war einmal die Woche und das war vier Stunden oder so und das war schon blöd halt.

PG: Und wer hat dich dazu gezwungen? Wer hat gesagt, dass du das musst?

AS: Hmm, ich denke mal, das waren meine Eltern, die waren das. Ja, so etwas. Ich denke, also ich weiß gar nicht, ob das alle müssen oder nur manche?

PG: *Also von der Schule aus muss man nicht!*⁴

AS: Also dann waren es meine Eltern! //Lacht//

PG: *Auch das mal geklärt! //Lachen// Ähm, aber dass du dahin gehen musstest, hast du das auch mal gut gefunden, vielleicht auch dankbar...*

AS: Dass ich nach Deutschland musste oder in den Unterricht?

PG: *Beides, aber vielleicht erstmal den Unterricht.*

AS: Mmmh, nee //Lachen// Nee, ich fand das nie gut und ich finde das auch heute nicht gut. Ob das ein Nutzen für mich. Puuh? Also der muttersprachliche Unterricht, der ging bis zur neunten Klasse glaube ich!?

PG: *Ja, unterschiedlich.*

AS: Ja, ich glaube bis zur neunten Klasse oder bis zur zehnten, nein neunte glaube ich und dann war ich ja noch fünf Jahre in Deutschland ohne muttersprachlichen Unterricht, ja. Obwohl, wenn ich jetzt nachdenke, wie schwer es war, als ich herkam und wie schwer es gewesen wäre, wenn ich gar nichts gehabt hätte, das weiß ich gar nicht. Es könnte sein, dass es mir geholfen hat, aber naja.

Eine erste Annäherung an die Passage: Andrej traf ich in Zagreb, wo er nach seinem deutschen Abitur ein Psychologiestudium erfolgreich absolvierte und heute als freiberuflicher Kommunikationstrainer arbeitet. Auf den Unterricht angesprochen, äußert er sich unmissverständlich: Er *musste* hingehen und empfand es als eine *Strafe*. Der Nachmittagsunterricht ist eine unangenehme Sondersituation für ihn und sie wird allgemein umso sonderbarer, je höher die besuchte Schulform ist. Denn in höheren Schulen liegt der Ausländeranteil gewöhnlich unter dem Niveau von Real- und Hauptschulen, sodass der nachmittägliche Unterrichtsbesuch aus dem Rahmen fällt und der Gymnasiast Andrej durch den Besuch erst als Ausländer sichtbar wird. Im Gespräch nötige ich ihn, den Unterricht im Hinblick auf seinen späteren Lebensweg zu bewerten und es scheint, als reflektiere er das erste Mal aus einer solchen Perspektive. Zunächst beharrt er auf seiner jugendlichen Abwehrposition – „Nee, ich fand das nie gut und ich finde das auch heute nicht gut.“ Nur zögerlich räumt er ein, dass es ihm eventuell beim Studium geholfen haben könnte. Die Versuchung liegt nahe, die geringe Reflexionstiefe von Andrej als Charaktereigenschaft von ihm zu verstehen oder neidvoll von einem sonnigen Gemüt zu sprechen. Aber das ist (noch) nicht der Punkt. Von Interesse sind die negativen Erinnerungen an den Unterricht. Mit den Schilderungen von Karolin Sablijar soll dem Problem weiter auf den Grund gegangen werden. Sie erinnert sich mit noch größerem Unbehagen an ihre kindliche Außenseiterposition. Im

4 Im Dschungel der Länderkompetenzen hatte ich mich im Interview verirrt. In Hessen war der ‚muttersprachliche Unterricht‘ zwischen 1983 und 2000 ein versetzungsrelevantes Pflichtfach für alle Kinder aus den ehemaligen Anwerbeländern (Schroeder 2001). Andrej musste also von Staats wegen. Seine Eltern hätten ihn aber mit einem einfachen Schreiben vom Unterricht befreien können. Am Kernargument ‚Sonderstellung am Rand‘ ändert das aber nur wenig.

Gegensatz zu Andrej wuchs sie nicht in einer Großstadt, sondern im ländlichen Schwarzwald auf.

Karolin Sablijar: [...] Und wir haben immer Deutsch miteinander gesprochen. Und ich fand es als Kind fürchtbar, anders zu sein. Unsere Eltern haben zwar mit uns Kroatisch gesprochen, aber wenn wir in der Stadt waren, haben wir immer auf Deutsch geantwortet. Und wir mussten dann, meine Eltern wollten dann, dass wir die Sprache auch lernen, und zwar nicht nur sprachlich, sondern auch verschriftlicht, wir mussten dann einmal die Woche in die jugoslawische Schule, das gab's damals noch. Und das habe ich gehasst! Das habe ich nicht gerne gemacht, und als ich dann in der achten Klasse war, wollte ich nicht mehr. [...] Und bei mir, naja, war das [Kroatische] auch recht verkümmert. Ich bin mit 19 Zuhause ausgezogen und habe dann eigentlich, ja kein Bezug zu kroatischen Freunden gehabt. Ich habe einen kroatischen Freund, mit dem ich aber immer Deutsch gesprochen habe und einen serbischen Freund, der aber auch überhaupt kein Serbokroatisch kann. [...]

PG: Und was war das Schlimme daran, äh am Unterricht?

KS: Dass das die anderen Kinder nicht mussten! Wir mussten da extra mit einem Bus in einen anderen Ort fahren, mit einem Bus und ja alle meine Klassenkameraden haben das halt nicht gemacht. Das Schlimme daran halt war, dass ich mit einem anderen der einzige Ausländer in der Klasse war und ja, das ist nicht schön als Kind anders zu sein.

Auch sie verdeutlicht, dass ihr die Sondersituation unangenehm ist. Während sie auf der Straße auf Deutsch antworten kann und so zumindest im Moment ihres Sprechens nicht als Ausländerin identifiziert werden kann, markiert der Bustransfer eine Differenz in der räumlichen Dimension. Einen negativen Erinnerungsterror findet man auch in den Erzählungen von anderen: Danilo Delak, Jelena und Jasna Lajić, Minaz Pashku, Sajma Mehanović und Elvedin Duraković wählen ähnliche Worte, wenn sie den Unterricht bewerten. Immer beschleicht sie das Gefühl, durch den Unterricht markiert zu werden. Sicherlich mag es auch schöne Momente im Unterricht gegeben haben, doch die in der Interaktion hergestellte Sondersituation wurde als unangenehm empfunden. In den Erinnerungen von Petar Klinar tritt das Interaktionsproblem noch deutlicher hervor, weil er 1966 als Sohn einer Deutschen und eines dalmatinischen Arbeitsmigranten geboren wurde, der Ausländerstatus also nicht auf der Hand lag. Seine Eltern hatten extra nach einem Namen gesucht, der sowohl in Deutschland als auch in Jugoslawien nicht sofort den Ausländerverdacht hervorrufen und in beiden Ländern gut auszusprechen sein sollte. Binationalität war Erziehungsprogramm.⁵ Obwohl seine Eltern in Deutschland leben, wächst er bis zur Einschulung bei seinen Großeltern an der dalmatinischen Küste auf. Seine Kindheitsjahre sind geprägt vom Ziel einer familiären Remigration nach Dalmatien. Allein der frühe Unfalltod seines Vaters verändert die Familienpläne. Seine Worte zum Umfeld des Unterrichts:

5 Ein nicht ganz neues Programm. Arthur Schopenhauers Eltern vollzogen ähnliche Überlegungen als es um den Taufnamen ihres Sohnes ging (vgl. Droit 2003).

Petar Klinar: [...] Ja ich habe mal von einem Hausmeister eine gescheuert bekommen. In dieser Hauptschule, wo ich da für den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht da war, ich meine die hätte ich wahrscheinlich als *rein*, in Anführungszeichen, deutscher Knabe auch gekriegt. Aber weil ich dann zum Wassertrinken dann ins Mädchenklo gegangen bin, ja aber das wurde eben begleitet mit irgendwelchem Geschimpfe über die Ausländer und so etwas. Also solche Erfahrungen habe ich schon gemacht.

Petar wird nicht nur beiläufig gekränkt und diskriminiert, sondern erfährt durch den Gang zum Unterricht, dass er von außen als Ausländer betrachtet wird. Das Ereignis Wassertrinken auf dem Mädchenklo wird nicht allein in der ersten Instanz bestraft oder getadelt, sondern ein zweites Mal gelesen und bewertet. Ausländersein dient dann als ein Chiffre für Fehlverhalten, für die Unfähigkeit, nicht lesen zu können oder eben frech zu sein. Weil der Kontakt zu Petar über seine Mutter vermittelt wurde, hatte ich die Gelegenheit, ihn mit ihren Aussagen zu konfrontieren:

PG: [...] Ich meine, ich habe ja nur, deine Mutter hatte ja so ein paar biografische Sachen fallen lassen, wo ich dachte, naja, das kann ja interessant sein... und dass du beim Tod deines Vaters gesagt hättest – das sagt nun deine Mutter – ähm ach jetzt brauchen wir kein Kroatisch mehr zu lernen, jetzt können wir den muttersprachlichen Unterricht knicken...

Petar Klinar: Das ist interessant, weil die, die Aussage. Ich kann das jetzt nicht anzweifeln. Das werde ich schon damals gesagt haben, mit, mit 10 Jahren, aber ich kann mich daran nicht dran erinnern. An diese, dass ich diese Aussage getroffen hätte, also ich weiß nicht, kann sein, wundert mich aber, da ich dann auch weiter hin gegangen bin. Ich glaube nicht, dass wir das dann aufgehört, aufgehört haben!

PG: Neenee, aufgehört hast du nicht, aber den Versuch hast du unternommen...

PK: Es waren also drei Wochentage, noch zusätzlich am Nachmittag. Dann waren es dann ja so, wie es in diesen Zwergenschulen so üblich ist, also von der ersten bis zur neunten Klasse, also alle zusammen. Ja und wie soll man sagen. Ja wenn man etwas älter ist, dann fiel natürlich die Diskrepanz zwischen, ja in diesen Fächern dann auch, da ging es ja auch um Geografie um Geschichte, ja im weitesten Sinne Heimatkunde ja. Die Diskrepanz zwischen den dort vermittelten ja, damals ja jugoslawisch-sozialistischen Werten und Idealen und der eigenen Lebenswirklichkeit erstens, zweitens zwischen dem Widerspruch was der Lehrer selber parallel, also der aus diesem Land, ja eigentlich kommen sollte und das vertreten sollte, aber wo ganz klar, wenn es ein kroatischer Lehrer war, dann, dann war das sehr viel mehr so an Verbundenheit jetzt in meinem Sinne zu spüren, also sehr viel mehr Anknüpfungsmöglichkeiten. Zumal wir damals in der Klasse auch hauptsächlich Kroaten waren. Das hieß zwar jugoslawischer da Ergänzungsunterricht, aber es war eigentlich ein kroatischer Unterricht dann mit diesen kroatischen Lehrern. Das war aber dann wiederum anders, wenn es eben andere Lehrer waren. Also das war insofern dreifach gebrochen, wenn man so will. Das hat man, das hat man schon als Kind mitbekommen. Das hat man also gesehen, ja! Und trotzdem, ich muss sagen, ich erinnere mich da an meinen Vater, der kein Parteimitglied oder in irgendeiner Weise, ähm, ja zu besonders formal loyal, diesem damaligen System

da gegenüber war, hat mich doch ins Konsulat geschleppt. Wo ich ähm, nachdem ich schon vorher bei den Pionieren Mitglied war, in den sozialistischen Jugendverband aufgenommen wurde. Und das hat eben bedeutet und das war ganz klar, die Option war wirklich ein Zurück und dann, wenn wir zurück im damaligen sozialistischen Jugoslawien sind, dann hätte sich das natürlich als positiv ausgewirkt. Weil man eben dann auch im sozialistischen Jugendverband äh Mitglied war und da sind bei weitem nicht alle Mitglied gewesen. Also insofern erinnere ich mich nicht mehr daran, gesagt zu haben, ich gehe jetzt da nicht mehr hin, weiß aber, dass es mir damals durchaus lästig gefallen ist. Zum Teil, das schon. Ich bin im Nachhinein aber froh und werde meinen Sohn, so wir dann noch hier sind, auch auf jeden Fall auch hinschicken, also das will ich schon machen.

Petar adressiert grundsätzlich die gleiche Problematik wie zuvor Karolin und Andrej. Und obwohl sich alle drei an längst vergangene Zeiten erinnern und mein Argument nicht gänzlich neu ist, könnten die Probleme kaum aktueller sein. Es muss geradezu erstaunen, dass mehr als 30 Jahre an der Unterrichts konstruktion des muttersprachlichen Ergänzungsunterrichts und den damit verbundenen normativen Erwartungen festgehalten wird, obwohl die Erfahrungen höchstens Mittelmaß sind. Im Gegensatz zu Andrej fällt bei Petar sofort die Reflexionstiefe auf. Sie ist das Produkt einer ungleich längeren und zudem wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Das mütterliche Zitat zu Beginn verstört ihn und seine üblichen Deutungen. Man könnte auch von einer kleinen kognitiven Dissonanz sprechen, die ihn dazu zwingt, seine Einstellungen zu überdenken und dabei zu überlegen, wie er mit dieser Störung umgeht. Erst am Ende der langen Passage kommt er zu einer Lösung, die es ihm ermöglicht, an seinen normativen Erwartungen festzuhalten – auch sein Sohn soll möglichst in den Unterricht gehen.

Petar erkennt noch weitere Bruchlinien im Unterricht. So reiben sich seine Erfahrungen aus dem ländlichen Dalmatien mit den Idealen des sozialistischen Jugoslawiens. Sogar das Spannungsfeld, in dem sich die Lehrer befinden, ist für ihn zu erkennen. Diese feinen Unterschiede sind eine weitere empirische Spezifizierung für das weiter oben ausgeführte Argument, dass im Zusammentreffen mit dem autoritären Staat ein gutes Gespür für Erlaubtes und Unerlaubtes entwickelt wurde. Dies beinhaltet das Wissen um Dinge, die nicht ausgesprochen werden dürfen – Petar hat es folglich „mitbekommen“ und „gesehen“, wird sich aber nur mit Bedacht darüber geäußert haben. Diese feinen, für Außenstehende nur schwer nachvollziehbaren, Trennungen finden einen sehr deutlichen Niederschlag in der formalen Mitgliedschaft bei den Jungen Pionieren. Es kann als kleine Meisterleistung verstanden werden, wie es Petar gelingt, diese Loyalitätsbekundung zum sozialistischen Regime als nicht zu unterwürfig zu vermitteln, obwohl der Opportunismusvorwurf an ihm und seinem Vater klebt. Er gibt sich nicht damit zufrieden, dass der Zweck (Remigration) die Mittel (Mitglied bei den Jungen Pionieren) heiligt und schildert den Anmeldungstag. Petar bringt den Mo-

ment der Loyalitätsbekundung ins Wanken, indem er seine Unfreiwilligkeit ausdrückt: Petar wurde ins Konsulat *geschleppt*. Mit mehr Dramatik: Es war sein Körper, der ins feindliche Konsulat, in die Exekutivstelle Belgrads verfrachtet wurde. Und wie hätte sein kindlicher Körper sich gegen die Verschleppung wehren sollen? Die Betonung des schier Unvermeidlichen lässt im gleichen Moment offen, was mit seinem Geist geschah. Innerer Widerstand und innere Distanz zum Staat werden deutlich. Die Mitgliedschaft bei den Jungen Pionieren ist nicht mehr als ein Arrangement auf Gegenseitigkeit. Nachdem er sein Verhältnis zum Staat verdeutlicht hat, kehrt er zur Ausgangsthematik zurück und erinnert sich, dass der Unterricht ihm als Kind lästig fiel. Auch zu Beginn fiel ihm sofort ein, dass der Unterricht an drei Nachmittagen zusätzlich stattfand. Wenn er abschließend die durch das mütterliche Zitat ausgelöste Anfangsirritation zu beruhigen versucht, dann weicht er dieser zeitlichen und räumlichen Sonderstellung allerdings aus und greift einen anderen unangenehmen Aspekt auf, der sich heute nachweislich geändert hat: Die staatlichen Eingriffe in den Unterricht sind mit den jugoslawischen Manipulationen nicht mehr zu vergleichen. So kann er sogar an den normativen Plänen für seinen Sohn festhalten, den er ebenfalls in den Unterricht schicken möchte. Einem Jongleur gleich kreiert er seinen transnationalen Schwebezustand, indem er sagt: „so wir dann noch hier sind“.

Damit sind die Interaktionen im Umfeld des Ergänzungsunterrichts ausreichend beschrieben. An verschiedenen Beispielen ist zu erkennen, dass Kinder und Jugendliche zu Außenseitern werden, weil sie aufgrund des Unterrichtsbesuches in der Sach-, Sozial-, Zeit- und Raumdimension als außenstehend identifiziert werden (können). Sicher könnte man einwenden, dass Kinder auch das lernen müssen, doch mit Empathie erahnt man, dass sie eben ungern Außenseiter sind. Dass Kinder und Jugendliche in anderen Kontexten stolz auf ihren Sonderstatus sind, ist ein anderes Thema. Wenn sie das sind, so kommt vermutlich eine andere Norm zur Geltung. Sie lautet ‚Individualisiere Dich!‘. Innerhalb dieser ausgesprochen modernen Norm sind sie dann aber wieder Insider. Zurück zu den Erinnerungen. Sie zeigen, dass die Lernmotivation sank. Aber damit ist das Problem noch nicht durchdrungen. Denn die sich aufdrängende Handlungsempfehlung wird dem Problem der sinkenden Motivation kaum beikommen. Die naive Empfehlung würde lauten, dass man Kinder und Jugendliche des Ergänzungsunterrichts wegen nicht hänseln sollte. Das ist ein nettes Gebot und weist in die richtige Richtung, aber es bleibt eine Forderung ohne Adresse. Wer möchte denn die ganzen Interaktionen kontrollieren?

Die Angelegenheit ist komplizierter und soll um eine Betrachtung der *organisatorischen Struktur* ergänzt werden. Dass Pennäler nicht immer gerne zur Schule gehen und nicht jeder Stunde mit gleichem Wissensdurst entgegenfiebern, ist eine alte Selbstverständlichkeit. Doch zwischen dem allgemeinen Unterricht und dem Ergänzungsunterricht gibt es einen Unterschied, der Folgen für die Motivation hat.

Grundsätzlich kennt die Schule als Organisation formale Mitglieder. Ihre wichtigsten Mitglieder sind Lehrer und Schüler. Weil die Schüler allerdings im Rahmen der allgemeinen Schulpflicht zur Schule müssen, kann hier von einer Zwangsmitgliedschaft gesprochen werden. Noch krasser könnte man auch sagen, dass die Schüler nicht Mitglieder, sondern Gegenstand der Schule sind. Wer es schöner formulieren möchte, spricht von Obhut. Auch die Prämissen der Reformpädagogik kommen nur teilweise aus dieser Konstellation heraus. Davon abgesehen kommt es in Organisationen zu Differenzierungen, die bei der Vorsteuerung der Kommunikation helfen. Im Falle von schulinternen Rollendifferenzierungen wird folglich an der Sprecherin oder am Sprecher festgemacht, welche Kommunikation relevanter und welche irrelevanter ist. Das Wort des Direktors hat gewöhnlich mehr Macht als das eines Lehrers. Solche Differenzierungen fördern die Stabilität von Organisationen. Meist handelt es sich um hierarchische Strukturen, innerhalb derer Höherstehende Weisungsbefugnisse besitzen. Stabilitätsfördernd sind aber nicht allein Hierarchien, sondern Asymmetrien. *Primus inter pares* bezeichnet eine solche Asymmetrie, die bei der Vorstrukturierung von Kommunikation hilfreich ist. Im Zweifel werden sich die anderen an den Aussagen ihres *Primus* orientieren. Ähnlich verhält es sich in der Schule. Erfolg stellt sich leichter ein, wenn die Weisungen der Lehrer beachtet werden. Das ist nicht ungewöhnlich, weil in jeder Organisation den Anweisungen zu folgen ist, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen. Für Schülerinnen und Schüler ergibt sich aus der erwähnten Schulpflicht jedoch eine Sonderrolle. Andere Mitgliedschaften in der modernen Gesellschaft sind meist freiwillig. Auch Lehrerinnen und Lehrer befinden sich grundsätzlich freiwillig in der Schule, denn selbst die Zwänge des Geldverdienens zwingen sie nicht zur Mitgliedschaft in dieser einen Schule. Die Schüler hingegen müssen in die Schule. Sie können daher über lange Zeiträume hinweg folgenlos gegen die Organisation rebellieren und ihren Unmut kundtun. Bestünde freiwillige Mitgliedschaft, könnte die Organisation Schule ihre Schüler allein mit dem Vorwurf der Nichtgefolgschaft von der Schule verweisen, so wie jedes Unternehmen Mitarbeiter entlässt, wenn sie sich den Anweisungen widersetzen. Die demokratisch verabschiedete Pflichtbeschulung, die ein klassisches meritorisches Gut darstellt und auch aus dem Grundgesetz abzuleiten ist, lässt das Sinnieren über Sinn und Unsinn der Schule für Schüler müßig werden. Das Grundsatzproblem des Gratifikationsaufschubs wird hier durch den Zwang beinahe neutralisiert, weil ohnehin kaum ein Ausweg zu erkennen ist.

Blickt man nun auf den muttersprachlichen Unterricht, dann wird sofort dessen merkwürdige Zwischenposition deutlich. Grundsätzlich steht es jedem frei, in den Unterricht zu gehen oder nicht. Es sind die Eltern und vielleicht auch die Kinder, die darüber befinden. Andrejs Eltern ist es offensichtlich gelungen, eine Diskussion über Sinn und Unsinn gar nicht erst aufkommen zu lassen, indem sie ihrem Sohn die Optionen verschwiegen. Bei Petar keimt die Diskussion kurz nach dem Tod des Vaters auf, wie sich seine Mutter erinnert: „Und dann starb mein Mann, dann haben meine Kinder sofort gefragt, ja jetzt brauchen wir das

[den Unterricht] nicht mehr. Ja, jetzt erst recht! Was müssen denn die Großeltern sagen!?! Jetzt erst recht! Die haben das erst später gut gefunden.“

Es wird nicht nur deutlich, wie leicht der Unterrichtsbesuch beendet werden kann, sondern es drängt sich auch die Kernfrage auf, wo eine Belohnung fürs Lernen liegen könnte. Die Eltern beantworten diese Frage mit einer möglichen Remigration und/oder wie Petars Mutter mit dem Verweis auf die Möglichkeit, mit Verwandten sprechen zu können. Aber ist die Möglichkeit ein Lob von Eltern und Großeltern zu erhaschen alles? Grundsätzlich verweisen die meisten Begründungen über den Schulhorizont hinaus und greifen in der einen oder anderen Form das bekannte Zitat ‚Non scholae, sed vitae discimus‘ auf. Nun ist dieses hehre Ziel schon immer problematisch gewesen, aber es wird noch interessanter, wenn man bedenkt, dass es sich um verdrehtes Zitat handelt. Tatsächlich hatte der Philosoph Seneca den Lehrbetrieb mit folgenden Worten getadelt: ‚Non vitae, sed scholae discimus‘ – also ‚Wir lernen nur für die Schule, nicht für das Leben!‘ Auf den Ergänzungsunterricht bezogen und innerhalb einer organisatorischen Betrachtung bedeutet dies, dass noch nicht einmal für die Schule gelernt wird. Sicher gibt es eine kleine Würdigung im Zeugnis, doch da der Unterricht nicht zum schulischen Zwangskanon gehört, wird er schulintern auch nicht gemessen. In Deutschland ist es weitestgehend nicht möglich, Serbisch/Bosnisch/Kroatisch als Prüfungsfach im Abitur zu wählen oder andere Fachnoten mit der Zensur aus dem muttersprachlichen Unterricht auszugleichen. Sicherlich bestehen Ausnahmeregelungen. So ermöglicht es Bayern bis heute, den qualifizierten Hauptschulabschluss statt im Fach Englisch in der Muttersprache zu absolvieren und für die Mittlere Reife ist die Möglichkeit einer Fernprüfung der Muttersprache gegeben (vgl. Neumann 2001). Doch grosso modo bleibt der Unterricht ein Fremdkörper in der Schule und die Schüler können innerlich über ‚deferred gratification‘ oder Randpositionen im deutschen Multikulturalismus sinnieren.

Aufgrund dieser Ungleichbehandlung läuft der Unterricht in ein permanentes Legitimations- und Ungerechtigkeitsproblem. Petars Jugenderinnerungen sind folglich nicht zufällig:

Petar Klinar: [...] Ähm insofern war da klar ein soziales Gefälle schon mal, also es war anders belegt, ja und, und ich weiß noch, ganz genau, wie ich... Ja wie ich, ja ich überlege gerade, wie alt ich war, als ich das wirklich bewusst verstanden habe, dass nicht jede Sprache einfach gleich viel wert ist, wo ich mir einfach eingebildet habe... gibt eben verschiedene Sprachen und alle sind gleich, ob man jetzt Italienisch, Englisch, Französisch und ob das jetzt hundert Millionen Leute oder eine Million, oder nur 20.000, das spielt doch keine Rolle. Sie ist funktional und sie drückt etwas aus und sie hat bestimmt ihre Schönheiten und bestimmt ihre weniger schönen Seiten, wenn man das subjektiv so empfinden mag, aber äh, es ist kein Anlass, äh, die von vorneherein die in eine Rangfolge zu bringen, ja! Und das habe ich irgendwann begreifen müssen, dass das nicht stimmt. Wenn jemand eben, was weiß ich, Schüleraustausch in England ge-

macht hat, und Englisch gelernt hat und Englisch konnte und so etwas, das ist natürlich mehr wert und Englisch ist auch mehr als Türkisch oder als Kroatisch oder was auch immer und das hat natürlich was mit, mit der geschichtlichen Entwicklung und eben dem Stellenwert dieser Staaten oder Völker oder wie man es auch ausdrücken will, zu tun, ja! Und da sind sie jetzt nicht unbedingt gut beleumdet, die aus Südosteuropa, das ist so, das war damals so und das ist jetzt auch wieder so. Das ist mir aufgefallen.

Petar zeigt auf, wie er schmerzhaft erkennen musste, dass Gleichheit ihre Grenzen hat und dass segmentäre Differenzierungen – und als solche Differenzierungsform sollen Nationalsprachen gelten⁶ – nicht vor einer wertenden Hierarchisierung schützen. Petar erklärt den aktuellen Status mittels geschichtlicher Entwicklungen und behauptet, dass südosteuropäische Staaten, Völker und somit auch Sprachen nicht gut beleumdet seien. Mit seiner Einschätzung dürfte er richtig liegen. Allerdings verharrt diese Erklärung stark auf einer Bedeutungsebene und lässt, weil die Bedeutung kondensiert und konfirmiert wurde, einen Wandel kaum zu. Der Rückgriff auf eine historische Deutungsmacht ist nicht falsch, doch wenn man die Semantiken auf Strukturen bezieht, wird es noch spannender. Der schlechte Ruf Südosteuropas wird vor allem deshalb zu einem Problem, das die Menschen entzürnt, weil es das moderne Gleichheitspostulat gibt.⁷ Aufgrund dieses Postulats kann die fortwährende strukturelle Ungleichbehandlung mancher Sprachen überhaupt erst Unmut erregen. Was bedeutet das genau? Soll Englisch als obligatorische Fremdsprache abgeschafft oder Bosnisch/Kroatisch/Serbisch dieser Weltsprache gleichgestellt werden? Das muss keineswegs sein, denn Ungleichheiten werden geduldet, wenn die Legitimation zur ungleichen Behandlung von Gleichem – hier Sprachen – schlüssig ist. Im Vergleich zur Weltsprache Englisch wird kaum jemand fordern, alle anderen Sprachen ihr absolut gleichzustellen. Im Vergleich zu anderen an deutschen Schulen angebotenen Sprachen wird das Gleichheitsproblem aber schon virulenter und eine Legitimation für die Ungleichbehandlung ist kaum mehr zu erkennen. Wenn also in Sonntagsreden oder politischen Absichtserklärungen behauptet wird, dass alle Sprachen gleich seien und einen inneren Wert besäßen, dann muss eine schulische Gleichbehandlung das Ziel sein. Nun kann man zur Legitimation von Ungleichbehandlungen

6 Es ist wichtig zu erkennen, dass Nationalsprachen nicht die empirische Voraussetzung für das Projekt der Nationalstaatenbildung waren, sie aber an das Projekt gekoppelt sind – man denke nur an gewaltsame Assimilationsprogramme und den Umgang mit Minderheitensprachen zum Beispiel in Frankreich oder die höfische Sprache in ‚Deutschland‘ während des 17. Jahrhunderts (vgl. Maas 2005; Anderson 2003 [1983]; Elias 1997 [1939]).

7 Mit Bedacht wird hier das *moderne* Gleichheitspostulat angesprochen. Die Diskussion bewegt sich also auf einem sozialwissenschaftlichen Terrain und betrachtet kontextabhängige Gleichheits- und Gerechtigkeitsfragen (Rosa/Corsten 2005). Mit anderen Worten heißt das, dass die Diskussion sich nicht auf die Suche nach kontextunabhängiger Gerechtigkeit begibt, wie es die Moralphilosophie etwa bei der Suche nach dem Urzustand versucht (vgl. Rawls 1979).

anführen, dass es aus Kostengründen nicht möglich ist, alle Sprachen anzubieten. Richtig, eine flächendeckend gleiche Sprachversorgung ist unwahrscheinlich. Aber das Kosten- und damit Nutzenargument wird auch nicht auf Alt-Griechisch angewendet. Hier wird von Bildung an sich gesprochen. Aber bilden die ost- und südosteuropäischen Sprachen etwa nicht?⁸

Bereits diese kurze Diskussion zeigt an, dass die organisatorische Sonderstellung zum einen problematisch ist, weil das allgemeine Erziehungsproblem des Gratifikationsaufschubs schlecht gelöst ist und zum anderen, weil das Unbehagen an der Ungleichbehandlung von Sprachen hier zu greifen ist. Das meist diffuse Gefühl, dass der Blick auf den Balkan mehrheitlich von Geringschätzung gezeichnet ist, kann hiermit strukturell begründet werden. Und bei alledem muss erkannt werden, dass die Politik praktisch keinerlei Anstalten unternimmt, um an dieser Situation ein Jota zu ändern. Zugegeben, die Aussage vereinfacht die Angelegenheit und verkennt einzelne Vorstöße von Parteien, Verbänden oder Konsulaten. Doch wenn sich nach über 50 Jahren bundesrepublikanischer Migrationsgeschichte so wenig getan hat, dann ist das pauschale Argument grundsätzlich gerechtfertigt. Für den Gang dieser Argumentation, also aus Sicht der Lerner ist die Vereinfachung allemal gerechtfertigt.

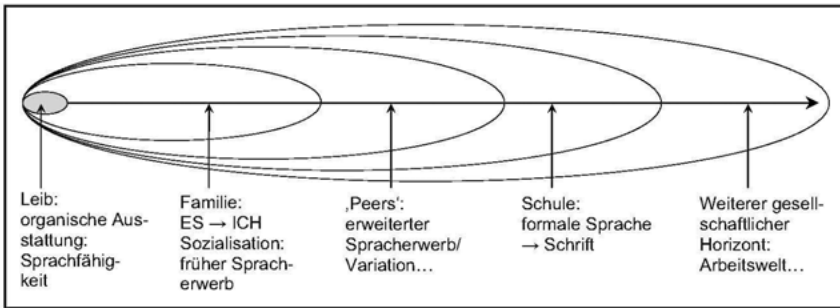
Die organisatorische Betrachtung soll nun ruhen und der Blick aufs Sprachenlernen – dem doch eigentlichen Sinn und Zweck des Unterrichts – gerichtet werden. Noch könnte man das Argument vertreten, dass sich der Unterrichtsbesuch für Andrej, Petar und andere trotz eklatanter Ungleichbehandlungen und trotz mancher Qualen gelohnt hat. Auch Karolin sprach davon, dass ihre Schwester deutlich schlechter Kroatisch als sie selbst spreche, weil sie zwei Jahre weniger in den Nachmittagsunterricht gegangen sei. Die Kausalität klingt verlockend, aber ganz sicher ist das nicht. Es klingt gewiss plausibel, dass die Lebensabschnitte in Kroatien, Bosnien oder Serbien nicht so erfolgreich verlaufen wären und würden, wenn sie nicht alle in den Unterricht gegangen wären. Auch die Beobachtung, dass alle Transmigranten wenigstens zeitweise den Unterricht besuchten, stützt die These. Die konstruierte Kausalität zwischen Unterrichtsbesuch und späterer Transmigration wird allerdings durch den sehr wundersamen Zweifel von Andrej erschüttert. Zur Erinnerung: Andrej war sich nicht so sicher, dass ihm der Unterricht zum Nutzen gereichte und wollte auch ex post den Sinn nicht so recht zugeben, obwohl er anfangs Sprachprobleme in Zagreb hatte.

An dieser Stelle hilft ein Seitenblick auf die sprachwissenschaftliche Migrationsforschung weiter. Unterrichtsdidaktik und -methoden werden dabei zweit-

8 Eine kleine Ausnahme stellt der Russischunterricht dar. Zwar fehlt auch dem Russischen die Reputation, doch aus historischen Gründen ist es fester im schulischen Fremdsprachenkanon verankert als Bosnisch/Kroatisch/Serbisch. Zum einen weil Russisch in der DDR als Pendant zum Englischen gelernt wurde und zum anderen, weil die deutsche Geschichte der Aussiedlermigration und deren ‚ethnische Privilegierung‘ dazu führte, dass mit mehr Nachdruck ein Lernangebot eingefordert wurde.

rangig behandelt. Nicht weil sie unwichtig wären oder es dazu keine Literatur gäbe, sondern weil das nicht in meine Kompetenz fällt. Hier soll, ganz im Sinne einer interdisziplinären Migrationsforschung, nur das thematisiert werden, wozu ich auch etwas zu sagen habe. Dazu bedarf es einiger Grundlagen. Die nachstehende Abbildung zeigt ein einfaches Modell der sprachbiografischen Entwicklung. In seiner Schlichtheit suggeriert es einen mehr oder minder linearen oder epochalen Ausbau von Sprachregistern.

Abbildung 13: Modell sprachbiografischer Entwicklung (Maas 2005: 113)



Diese Modellvorstellung ist nicht gänzlich falsch, aber sie verkennt wichtige Brüche beim Ausbau von sogenannten Sprachregistern oder Sprachformen – in der Grafik als Ovale schematisiert. Maas weist treffend darauf hin, dass die im Ergänzungsunterricht implizierte Vorstellung einer muttersprachlichen Schriftsprache absurd ist. Sie basiert auf der weit verbreiteten Vorstellung, dass die geschriebene Sprache die gesprochene abbilde. Tatsächlich habe die Schrift aber ihren Horizont darin, dass Neues gegenüber dem schon Bekannten (ggf. Gesprochenen) zugänglich gemacht werde (Maas 2005: 112). Schrift benutzt auch andere Formen und vor allem ermöglicht sie den Aufbau von Komplexität. Ohne Schrift und die dazugehörigen Speichermedien wäre die moderne Gesellschaft nicht vorzustellen. Schrift ermöglicht es auch, vor- und zurückzuspringen, ermöglicht die Trennung von Sprecher und Leser. Für den Unterricht bedeutet das, dass Kinder und Jugendliche dort keine einfache Ergänzung der im Elternhaus gesprochenen Sprache erfahren, sondern mit anderen Sprachregistern in Kontakt treten. Vereinfachend können die Sprachregister in intime, informelle und formelle Formen eingeteilt werden. Hinzu kommt das Erlernen von Schrift als Medium, wobei das Medium Schrift selbst wiederum meist zu den formalen Sprachregistern zu zählen ist und nur selten intime Sprachformen verschriftlicht werden. Zudem ist sie meist sehr dicht an einer Nationalsprache orientiert, die wiederum meist kodifiziert ist und als Amtssprache Verwendung findet – identisch sind Schrift- und Nationalsprache aber nicht. Der muttersprachliche Ergänzungsunterricht ist folglich treffender als nationalsprachlicher Unterricht zu bezeichnen.

Innerhalb des Erlernens von Sprachformen kommt dem Erlernen der formalen Schriftsprache eine hohe Bedeutung zu. Nur mit ihr kann man sich komplexen Sachverhalten annähern. Der Lernerfolg hängt wesentlich von der kategorialen Haltung zum Schriftlichen ab.⁹ Diese Erkenntnis ist allgemeiner Art. Auch bei den PISA-Ergebnissen zeigte sich, dass es grundsätzlich um den Kontakt mit der Schriftsprache oder, um ein anderes Schlagwort zu verwenden, um die Bildungsferne von bestimmten Gruppen geht. Die Schwierigkeit liegt also darin, Kindern das Medium Schrift beizubringen und sie zugleich an formale, meist schriftsprachliche, Register heranzuführen. Geschieht dies nicht, und es scheint egal zu sein, in welcher Sprache es gelingt oder misslingt, dann wird es allgemein schwierig mit Texten umzugehen.¹⁰

Für Migranten ist das Thema mehrfach bedeutsam: Weil die kategoriale Haltung zur Schriftlichkeit in einem engen Zusammenhang mit dem Bildungsniveau in der Familie steht und die durchschnittliche Bildungsferne von Migrantenfamilien aus der ‚Gastarbeitermigration‘ ein bekanntes Problem ist, wird der so dringend nötige Ausbau formaler Register erschwert. Oder anders formuliert: Informelles Lernen von formalen Registern geschieht dort seltener oder wird selbster verstärkt als in bildungsbeflissenen Haushalten. Die Hoffnung, dass der nationalsprachliche Unterricht hier kompensatorisch wirken könne, ist illusorisch. Zum einen, weil die kategoriale Haltung zur Schriftlichkeit meistens ein von der jeweils gesprochenen Sprache unabhängiges Phänomen ist und zum anderen, weil migrante Kinder und Jugendliche mit Texten der Nationalsprache im deutschen Alltag selten in Kontakt kommen.¹¹ Das wiederum bedeutet, dass die hohen Unterrichtsziele zu scheitern drohen, weil den Schülern nicht oder nur mühsam zu vermitteln ist, wofür der schwierige Registerausbau nützlich sein könnte. Und so stellt sich erneut die Frage, warum Schüler freiwillig etwas lernen und bei ausbleibendem Lernerfolg auch noch den Tadel erdulden sollen, wenn sie das formale Register der Schriftsprache in ihrer alltäglichen Sprachpraxis nicht brau-

9 Maas (2005:112) entnimmt den Begriff ‚kategoriale Haltung‘ der Studie von Emilia Ferreiro und Ana Teberosky ‚Los Sistemas de Escritura en el Desarrollo del Niño‘ von 1979.

10 Eine Randnotiz: Diese kleine Korrektur des Blickes lässt nun auch erahnen, weshalb die Frage, ob eine bilinguale Erziehung gut oder schlecht ist, so müßig ist. Beide Seiten haben empirische und plausible Daten mit denen sie pro und contra Bilingualität argumentieren können. Dass das Problem aber an einer ganz anderen Stelle liegt, also im Bereich des Registerausbaus, entgeht ihnen (Beispiele für die klassische Problemsicht auf das Thema: Bedekovic 1983; Stojanovic 1983; für empirische Irritationen sorgen Alltagsbeobachtungen, vgl. Gaschke 2001; für theoretische Reflexionen dazu vgl. Maas/Mehlem/Schroeder 2004).

11 Man mag einwenden, dass das Internet über alle Distanzen hinweg den Kontakt zur Schriftsprache gewährleisten könne. Das trifft zunächst nur auf das *Medium* Schrift zu und klammert den Aspekt der unterschiedlichen Register aus. Wer im Internet Zeitung liest, wird wahrscheinlich mit formalen Registern in Kontakt kommen. Wer lediglich Chatrooms oder Blogs besucht, wird dort sehr spezielle intime oder informelle Register treffen.

chen. Denn alltäglich benutzen sie die im Elternhaus gesprochene ‚Muttersprache‘ und formale Register sind oft ebenso erlässlich wie die Schriftsprache.

Nun könnte man einwenden, dass hier elitäre Gedankenspiele verfolgt und bildungsbürgerliche Normvorstellungen von virtuoser Mehrsprachigkeit reproduziert werden. Die Fixierung auf die Schriftsprache, um es zu übersteigern, sei ideologische Praxis zwecks Ausschluss der proletarischen Schichten, diene also einzig und allein dem bürgerlichen Machterhalt. Nun soll nicht bestritten werden, dass entlang von Sprachkompetenz soziale Distinktion betrieben wird, doch man muss auch anerkennen, dass die Beherrschung formaler Register zur Voraussetzung einer umfassenden gesellschaftlichen Teilhabe geworden ist. Der aus der folgenden Tabelle abzulesende soziale Wandel verdeutlicht, dass Transnationalität um 1800 andere Voraussetzungen erforderte als im Jahr 2000. In Jugoslawien wird es, obgleich zeitlich versetzt, zu einem ähnlichen Bedeutungszuwachs von Schriftlichkeit gekommen sein.

Tabelle 11: Historisch variable Anforderungen der Sprachbeherrschung (Maas 2005: 102)

Analphabetismus in Deutschland		
Jahr	diagnostisches Kriterium	als Zugangsfaktor zum Arbeitsmarkt
1800	Unterschriftleistung	ohne Bedeutung
1900	elementare Lesefähigkeit	Bedeutung nur für qualifizierte Arbeit
2000	komplexe Texte bearbeiten	restriktiver Filter zunehmend für alle Typen von Arbeitsplätzen

Die gewählten empirischen Beispiele griffen Erlebnisse aus den 1970er und 1980er Jahren auf. Die Argumente waren nicht ganz neu und ihre Vergangenheit wirft die Frage auf, ob diese Erlebnisse noch für die heutigen Transmigranten aus der zweiten Generation relevant sind, ob sie noch Einblicke in aktuelle schulische Wirklichkeiten vermitteln. Nun, viel hat sich nicht geändert und dass das alte Problem ein aktuelles ist, zeigt das folgende Dokument, in dem hartnäckig die alten national-normativen Erwartungen wiederholt werden und sehr unbeholfen auf Störungen reagiert wird.

→ Erklärung der deutsch-kroatischen Expertenkommission für den Unterricht kroatischer Schülerinnen und Schüler in Deutschland

Die gemischte Expertenkommission ist am 7./8. März 2002 zu ihrer dritten Sitzung zusammengekommen, um über die schulische Förderung von Kindern und Jugendlichen kroatischer Herkunft in Deutschland zu beraten.

Die deutsche Seite hat berichtet, dass diese Schülerinnen und Schüler erfolgreich am Regelunterricht teilnehmen. Darüber hinaus besuchen sie in großer Zahl den muttersprachlichen Unterricht in Kroatisch, der von der Republik Kroatien und von Ländern der Bundesrepublik Deutschland angeboten wird. Fast alle jungen Menschen kroatischer Herkunft in Deutschland erwerben qualifizierte Abschlüsse in Schule und Berufsausbildung.

Dieser Erfolg ist vor allem das Verdienst der Schülerinnen und Schüler selbst. Einen großen Anteil daran haben aber auch engagierte Lehrkräfte und Eltern, die durch ihre aktive Teilnahme am Schulleben ihren Kindern ein Bewusstsein dafür vermitteln, dass sehr gute Kenntnisse in Deutsch die Voraussetzung für den schulischen Erfolg in sämtlichen Unterrichtsfächern sind.

Viele dieser Kinder und Jugendlichen wachsen zweisprachig auf und sind in zwei Kulturen zu Hause. In der Schule lernen sie eine oder mehrere weitere Sprachen. Sie verkörpern dadurch in besonderer Weise den kulturellen Reichtum Europas und nähern sich somit dem Ideal eines gebildeten Europäers.

Die Pflege der kroatischen Sprache in der Familie ist ein bedeutender Beitrag zu einer solchen interkulturellen Erziehung. Diese muss aber über den mündlichen Sprachgebrauch hinaus zu einer umfassenden Sprachförderung in Wort und Schrift führen. Solche Kenntnisse und Fähigkeiten vermittelt erst ein systematischer muttersprachlicher Unterricht, wie ihn ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer in den Schulen erteilen.

Über den sprachlichen Anteil hinaus vermittelt der muttersprachliche Unterricht landeskundliche Inhalte. Er stärkt die kulturelle Identität der jungen Menschen und fördert ihre Bindungen zum Herkunftsland der Familie. Er dient zugleich der erfolgreichen Integration der Schülerinnen und Schüler kroatischer Herkunft in das soziale Umfeld in Deutschland und stärkt ihre interkulturelle Kompetenz.

Die gemischte Expertenkommission ruft daher die Eltern kroatischer Herkunft auf, ihre Kinder zum muttersprachlichen Unterricht anzumelden. Aufgabe der Schulen ist es, bei den Eltern für dieses Angebot zu werben, auf die berechtigten Wünsche von Eltern einzugehen und die Kinder und Jugendlichen mehrsprachig zu erziehen.

Alle am Schulleben Beteiligten leisten damit einen wertvollen Beitrag nicht nur zu Bildung und Erziehung von Schülerinnen und Schülern, sondern auch zum guten Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft in Deutschland und zur Freundschaft unserer beiden Länder.

Zagreb, den 8. März 2002

Für das Ministerium für Bildung und Sport der Republik Kroatien

Für die Bundesrepublik Deutschland

Das Dokument spiegelt sicher nicht die gesamte Kompetenz der Kommissionsbeteiligten wider, doch eine besondere Problemsensibilität ist nicht zu erkennen. Zu Beginn werden salbungsvolle Worte und schöne Phrasen für alle potenziellen Empfänger wiederholt: Von der Bedeutung guter Deutschkenntnisse ist die Rede, die Verankerung in zwei Kulturen bleibt nicht unerwähnt, die Familie wird gepriesen und die ausgebildeten Lehrer werden erwähnt. Doch für was sind diese Lehrer ausgebildet? Kann es sein, dass sie vor allem für nationale Sprachvermittlung ausgebildet sind, nicht aber für die Fremdsprachenvermittlung – und vielfach ist Ergänzungsunterricht heute Fremdsprachenunterricht. Jetzt wird verständlich, weshalb die Lehrerin Frau Janda vom Klagelied der Lehrer berichtet, die einen Sprachverfall festzustellen meinen. Deren Bilder sind vermutlich geprägt von sprachpuristischen Idealen. Ein Topos der laut Maas auf der deutschen

Seite in diskriminierenden Unwörtern wie Halbsprachigkeit oder bilinguaem Analphabetentum seine Entsprechung findet (2005: 107).

In der Geschichte der Nationalstaaten ist es nur eine Fußnote, doch im Fall der Kroatischlehrer fällt sogar auf, dass sie selbst zunehmend Schwierigkeiten haben, mit den Entwicklungen der Nationalsprache Schritt zu halten. Nicht bloß weil die heutigen Lehrer schon sehr lange in Deutschland leben und nicht mehr wie noch in den 1980er Jahren rotieren (das trifft so oder so ähnlich für alle ‚Gastarbeitersprachen‘ zu), sondern weil sie nicht mehr mit der nationalen Sprachpolitik Kroatiens mithalten können. Besonders in den 1990er Jahren war der Prozess der Nationalstaatenbildung mit einer ‚Pflege‘ des Kroatischen verbunden. Erneut zeigt sich, dass eine Nationalsprache nicht die Bedingung für einen Staat ist, sondern als Projekt an ihn gebunden ist. Für Kroatien bedeutete dies insbesondere einen Unterschied zum Serbischen herzustellen und die in Bosnien geläufigen Turkizismen zu verdrängen.

Weshalb der Text überhaupt verfasst wurde, erschließt sich erst im vorletzten Absatz. Der kroatische Staat hat kaum mehr Zugriff auf potenzielle Schüler und die, aber das wird nicht erwähnt, stimmen mit den Füßen ab und kommen nicht mehr. Als demokratischem Staat fehlt ihm das Drohpotenzial des alten jugoslawischen Regimes. Wer heute die doppelte Staatsbürgerschaft besitzt, wird in den deutschen Schulstatistiken als Deutscher geführt und ist nicht mehr ohne weiteres vom kroatischen Staat aus adressierbar – mit dem aktuell geltenden Staatsbürgerschaftsgesetz verschärft sich diese Entwicklung, weil Neugeborene aus Migrantenfamilien teilweise die doppelte Staatsbürgerschaft automatisch erhalten. So betrachtet erscheint die Erklärung als verzweifelter Versuch, den Unterricht in gewohnter Manier am Leben zu halten.

Was kann ex Katheder dazu gefordert werden? Wenn der Ausbau formaler Sprachregister, bei PISA ‚literacy‘ genannt, die Grundvoraussetzung zur gesellschaftlichen Teilnahme geworden ist, dann muss die Gesellschaft Chancengleichheit zum Ausbau herstellen. Diese Forderung leitet sich aus dem Grundgesetz ab. In Artikel 2, Absatz 1 heißt es: „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit [...]“. Der Ausbau von Sprache gehört dazu. Blickt man auf die PISA-Ergebnisse, dann muss festgestellt werden, dass ebendieser Ausbau von 15jährigen Schülern in Deutschland, die aus Familien stammen, in denen Serbisch/Kroatisch/Bosnisch, Türkisch oder Kurdisch gesprochen wird, besonders ineffektiv im Vergleich zu Ländern mit einer ähnlichen Zuwandererpopulation ist (Norwegen, Österreich, Schweden, Schweiz) (Maas/Mehlem/Schroeder 2004: 131). Die Hilfestellung, die aus den hier gemachten Beobachtungen abzuleiten ist, bezieht sich allein auf die organisatorische Fassung des Unterrichts, wohlwissend, dass damit nicht alle Probleme gelöst werden können. Alle angeführten Argumente sprechen dafür, dass der Ergänzungsunterricht Teil des Regelunterrichts werden sollte. Sicher wird es auch im Pflichtkanon Schwierigkeiten geben, doch der Unterricht würde sich dem gewöhnlichen (Fremd-)Sprachenunterricht annähern, verlöre seine Sonderstellung, käme der Lebenslage von migranten Kindern

näher und würde dazu beitragen, dass Migration als Normalität gilt, mit deren Folgen dauerhaft umzugehen ist. Diese Argumente sind in Teilen eine Spezifikation der Kritik an den theoretischen Aussagen der Eingliederungstheorie von Esser. Die von ihm ins Spiel gebrachte *normative* Alternativlosigkeit von Assimilation gerät unter Druck. Nicht weil sein Rat an Migranten ein falscher wäre. Gegenteilig, sein Anpassungsgebot verspricht in vielen Fällen Erfolg und er ignoriert auch nicht die Diskriminierungsgefahr. Als Theorie macht sie es sich an dieser Stelle jedoch zu einfach, weil sie zu stark auf die Migranten schaut. Sie wählt eine ungünstige Abkürzung durch das Themenfeld und wird blind für die Frage, wer Störer und wer Gestörter in diesem Wechselspiel ist.

Der Gang der Argumentation hat die biografischen Beispiele in den Hintergrund treten lassen, gleichwohl die dort auftretenden Probleme der Anlass zur Ausarbeitung des Arguments waren. Deshalb soll mit den ausgearbeiteten Argumenten nun noch einmal auf transnationale Biografien aus der zweiten Generation geblickt werden. Wie gelang ihnen der Sprachausbau? Es überrascht nicht, dass Kinder aus bildungsnäheren Haushalten hier offensichtlich Vorteile hatten, weil sich ihnen informelle Zugänge zu formalen Registern boten. Die Beherrschung formaler Register erleichtert den Weg zu höheren Qualifikationen und damit die Entfaltungsmöglichkeiten. Und höhere Qualifikationen sind wenigstens in den hier vorgestellten Fällen der Transmigration ein auffallendes Merkmal. Bei Andrej und Petar fällt zudem auf, dass sie jenseits des Ergänzungsunterrichts in Situationen waren, in denen sie mit den verschiedensten Registern in Kontakt kamen und sie ausbauen konnten. Andrej besuchte die Grundschule in Kroatien und die weiterführende Schule in Deutschland. Petar wurde zwar offiziell durchgehend in Deutschland beschult, doch er verbrachte praktisch die gesamten deutschen Schulferien in Kroatien mit folgendem Effekt:

Petar Klinar: [...] Ich hatte eben auch Glück, dass ich das da eben, neben unserem Haus [in Dalmatien], also direkt nebenan ein gleichaltriger Junge war, mit dem ich bis heute eng befreundet bin. Also wir waren zusammen und wir haben wirklich die ganze Zeit eben zusammen verbracht. Wenn wir da im Sommer eben da waren, wo ich sechs Wochen am Stück und dann ist man eben zusammen aufgewachsen. Und ich habe das versucht dann, ja was weiß ich eben, wenn dann noch Schule war, oder Ostern oder Pfingsten dann unten waren, dann hat mich mein Vater in die Schule da unten mitgeschickt. Dann bin ich mit meinen Cousins und Cousinen dann da unten mit in die Schule gegangen. Dann habe ich glaube ich auch diesen Stoff ganz gut so mitbekommen. Also das heißt, ich konnte dann auch immer mitreden, so auf allen, auf allen Ebenen, habe ich mich bemüht, das eben parallel zu machen und das ist ja dann auch weiter gegangen so in dem ich hier dann meine Dissertation dann darüber geschrieben habe dann nachher. Und was weiß ich, indem ich dann auch diese Dolmetscher-, Übersetzerprüfung zum Beispiel gemacht habe. Mir hat es eben nicht gelangt, es einfach sooo zu können, sondern ich wollte es dann eben richtig können.

Innerhalb des theoretischen Samples dieser Arbeit ist eine klare Verteilung zu erkennen: Nicht alle der Interviewpartner aus der zweiten Generation sind vorbehaltlos als Transmigranten zu bezeichnen. Aber alle die sich entschieden, Deutschland zeitweilig zu verlassen und eine wichtige Neuinklusio anstreben (zum Beispiel auf dem kroatischen Arbeitsmarkt oder im Bildungssystem) hatten in ihrer Kindheit und Jugend im Vergleich zu den Nicht-Transmigranten überdurchschnittlich viele Lerngelegenheiten – in Bezug auf Vielfalt und Dauer. Sie haben diese Gelegenheiten genutzt, obwohl es kein leichter Weg war. Vor all diesen Argumenten wird Andrejs zögerliche Wertschätzung des Ergänzungsunterrichts letztendlich verständlich. Im ersten Interpretationsschritt neigte ich dazu, sein Zögern als völlig abwegig darzustellen, wunderte mich über das Ausmaß der Naivität. Wie kann man eine Lerngelegenheit so schlecht bewerten, wenn man zugeben muss, zu Studienbeginn in Zagreb sprachliche Schwierigkeiten gehabt zu haben? Wie kann man mit 31 Jahren noch im kindlichen Trotzschema auf Unterricht reagieren? Die Antwort liegt in einem sehr individuellen Argument, das nicht in Bausch und Bogen auf den Unterricht übertragen werden darf. Aber kann es sein, dass ihm der Ergänzungsunterricht wirklich nicht geholfen hat, dass der Ausbau von Sprachformen überall, aber nicht in diesem Unterricht, stattfand? Kurzum, es ist sehr gut möglich, dass der Ergänzungsunterricht für ihn nur eine qualvolle und zwangsverordnete nachmittägliche Zusatzveranstaltung ohne größeren Nutzen war.

Bei allen Fällen zeigt sich, dass der Sprachausbau in den Spuren sozialer Praxis und Partizipation erfolgt. Der Ergänzungsunterricht kann hier hilfreich sein, kann aber auch zur Frustration führen. So wie er derzeit durchgeführt wird, auch die Lehrer sind übrigens ein Fremdkörper im Lehrerkollegium, ist ein Absinken der Lernmotivation wahrscheinlich. Sowohl die finanziellen Ressourcen des Staates als auch die kognitiven und zeitlichen Ressourcen der Lerner werden hier schlecht verwendet. Das Thema Ergänzungsunterricht ist damit nicht erschöpfend behandelt, doch eine weitere Thematisierung würde von den Biografien weg und zu einer politischen, didaktischen, lernpsychologischen, linguistischen oder anderen Analyse führen, die allesamt wichtig sind, aber selten die Sonderstellung des Unterrichts beachten. Aus den in dieser Studie geführten Interviews kann allerdings noch eine Sache gewonnen werden. Ein Gegenbeispiel, das die hier vorgetragene Argumentation von einer anderen Seite stützt.

Das Gegenbeispiel – die jugoslawische Schule in Nürnberg

Das Unterrichtssonderstellungsargument hat drei Dimensionen: Erstens die damit verbundene Stigmatisierung von Kindern und Jugendlichen als Ausländer, zweitens die organisatorische Sonderstellung in der Schule und drittens die sprachregisterliche Sonderstellung. Analysiert man mit diesen drei Kategorien die Lernmotivation von Schülerinnen und Schülern der sogenannten jugoslawischen Schule, so werden die Thesen weiter gestärkt. Bereits im Kapitel ‚Bildungsent-

scheidungen in der Familie‘ wurden die zweisprachigen Klassen in Deutschland angesprochen. Auch in Nürnberg gab es solche Klassenzüge, die sogenannte jugoslawische Schule. Während in den unteren Klassen mehrheitlich serbokroatisch gesprochen wurde, veränderte sich in den oberen Klassen das Verhältnis zugunsten der deutschen Sprache. Nach der achten Klasse endete diese Schulform und es begannen ernsthafte Probleme. Weil der Lehrplan sich grundsätzlich am jugoslawischen System orientierte und das dortige System eine achtjährige Grundschule kannte, wurden die zweisprachigen Klassen in Deutschland mit der Hauptschule gleichgestellt. Der Übergang in höhere deutsche Schulformen wurde somit amtlich behindert. Die Betonung liegt auf amtlich, weil mir keine Untersuchungen bekannt sind, die belegen, dass es qualitative Unterschiede im Lernstoff gab, welche die Ungleichbehandlung rechtfertigen würden. Wer also nach acht Schuljahren in Deutschland blieb, kam nur mit mit Anstrengungen oder Sondergenehmigungen auf deutsche Schulen. Besonders problematisch waren die fehlenden Englischkenntnisse in der gymnasialen Oberstufe, sodass der Weg zum Abitur deutlich erschwert war. Die Maxime war eben, die potenzielle Remigration für die in Deutschland aufwachsenden Kinder möglichst einfach zu machen. Vesna, die bereits Aspekte des politischen Drucks in dieser Schule schilderte, fasst die Problematik aus der Sicht einer Betroffenen zusammen:

Vesna Babić: [Thematisierung der Einstufung als Hauptschule] Ich finde das Schlimme ist dann am Ende, wenn man sich das überlegt, dann bist du ja automatisch nur an den Quali gebunden! Wenn du aber irgendwie ein bisschen mehr willst, dann musst du dich eben für eine deutsche Schule entscheiden, das ist dann eben für die Generation... Für die Eltern, fand ich, ist das dann schon eine schwierige Entscheidung. Man will ja die Kinder nicht, naja was heißt entnationalisieren, klingt vielleicht jetzt ein bisschen übertrieben, aber man will sie halt so viel wie möglich doch in einem Umkreis haben, der ähnlich ist wie der, wo sie herkommen. Ähm, es gab sehr wenige Familien, die ihre Kinder von vorneherein irgendwie an deutsche Schulen gegeben haben, also ich glaube von der, also sagen wir mal von hundert Familien: fünf! Würde ich einmal so schätzen, mehr nicht. Okay, später in die Grundschule, also meine Schwester hat ja nur die Grundschule so zweisprachig besucht, so, äh dann haben wir, haben wir sie dann, dann hatte ich auch mehr Einfluss auf meine Eltern und dann habe ich gesagt: Hör mal, das hat jetzt keinen Sinn mehr, weil guckt uns an. Wir haben jetzt acht Jahre. Wir haben Probleme mit Englisch, mein Bruder hatte Probleme mit Englisch und überhaupt, lass sie gleich von Anfang an Englisch haben. Ich weiß es nicht, vielleicht, aber wie gesagt, viele von denen es ist halt einfach so, dass das was man kennt besser ist als das was man nicht kennt. [...] Ja, wie gesagt und mit diesem Ergänzungsunterricht. Ich habe jetzt letztes wieder ein Beispiel gehört, die nehmen das jetzt nicht sehr ernst. Die Eltern nicht und die Lehrer noch weniger und am Dienstag jetzt war der, die erste Ergänzungsstunde in der Insel Schütt und die Lehrerin ist nicht aufgetaucht und so etwas ist halt blöd und vor allem sage ich mal die zweite Generation, also meine Kinder sage ich jetzt mal, also die verlieren jetzt ganz den Bezug, weil die Schule ist eben eine Institution, die entsprechend wirkt.

Dem ist nur wenig hinzuzufügen. Man mag zu den zweisprachigen Klassen unterschiedliche Meinungen haben, doch im Vergleich zum muttersprachlichen Ergänzungsunterricht ist zu erkennen, dass Zweisprachigkeit eine schulinterne Normalität war und sich die Kinder und Jugendlichen deshalb auch nicht permanent als anders empfanden. Es geht nicht mehr allein um einen netten Zusatz auf dem Zeugnis, sondern allgemein um schulisches Weiterkommen. Der Ausbau von damals serbokroatischen formalen Registern war ähnlich einfach oder schwierig wie er in der deutschen Sprache gewesen wäre. Während im Ergänzungsunterricht allzu oft die Frage nach dem Warum offen bleibt, erschloss sich der Nutzen hier viel leichter, weil in anderen Fächern ebenfalls die formale Nationalsprache Verwendung fand. Zwar blieb der Unterschied zwischen einer deutschen und einer zweisprachigen Klasse niemandem verborgen, aber er hatte andere Folgen. Es ist also kein Zufall, wenn Jagoda über die Schulzeit ihre Töchter Jelena und Jasna Auskunft gibt und dabei die Sonderstellungskritik nicht sofort zur Sprache kommt. Ihre Töchter besuchten vier Jahre lange zweisprachige Klassen, ehe sie dann nur noch den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht – hier Dopunska genannt – besuchten. Selbst wenn man mütterliche Verklärungsstendenzen in Rechnung stellt, fällt die Abwesenheit der Kritik auf.

PG: Und waren ihre Kinder in der jugoslawischen Schule oder war das schon vorbei...

Jagoda Lajić: Doch! Und beide sind vier Jahre lang gegangen, und beide können Hochkroatisch. Weil die nachdem halt, nach der vierten Klasse sind sie dann zu dieser dann, also das hieß Dopunska, wo sie dann Kroatisch und Geschichte und typische Geografie und so weiter gelernt haben. Sodass sie zum Beispiel nie Probleme mit der Prüfungsaufnahme unten in Kroatien hatten, sie können halt. Weil die meisten Kinder hier sprechen Dialekte, nicht Kroatisch in dem Sinne, sondern Dialekte, die zu Hause gesprochen werden, und das ist und wenn ich dann mit den Eltern rede und sage, die Kinder können kein Kroatisch, dann doch! Sie können es aber nicht. [Hustenpause]

PG: Gab es dann auch manchmal Ärger mit ihren Kindern, dass die sagten ich will nicht Kroatisch lernen?

JL: Nein, nein, weil die, bei uns wurde zu Hause grundsätzlich Kroatisch gesprochen und zwar Hochkroatisch, irgendwie, zum Glück kam ich zum einen Teil aus Bosnien und mein Mann aus einem anderen Teil Bosniens, aber sein Vater musste flüchten aus Bosnien, 53, sodass er eigentlich mit zwei Dialekten aufgewachsen ist, mit dem Dialekt wo wir jetzt wohnen und mit dem den seine Familie gesprochen hat und dann kam ich noch und dann haben wir gesagt, nee, Dialekt auf die Seite, es wird Hochkroatisch gesprochen zu Hause und in der Zwischenzeit können meine, können alle drei Dialekt, weil, also das kam so durch diese Familientreffen zum Beispiel. Wenn die bei mir in Sarajewo sind oder meine Familie kommt, dann wird automatisch der Dialekt gesprochen, wenn die Geschwister von meinem Mann kommen, dann der Geschwisterdialekt. Das eine, nicht nur Neffen von meinem Mann kommen, dann ist das der Dialekt von dort wo wir jetzt wohnen, weil die schon dort geboren sind und auch aufgewachsen. Also damit hatten die überhaupt keine Probleme. So, weil meine Devise war, sagen wir einmal, wir

bringen unseren Kindern ein gutes Kroatisch bei, und Deutsch sollen es die Deutschen beibringen, weil dann ist es meistens gut, weil je nachdem, also das stimmt schon.

Auch diese Aussagen bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Die Darstellung der Lernprozesse hatte ein Bias zu sehr formalen Kontexten. Dabei darf nicht in Vergessenheit geraten, dass informelles Lernen ebenso bedeutsam ist. Vor allem weil die Schule kaum in der Lage ist, soziale Ungleichheiten zu nivellieren, sind es die informellen Lerngelegenheiten, die den Weg zu einem guten Abschluss erleichtern. Und formale Zertifikate sind wichtig, weil sie das Bildungssystem in sich selbst ordnen und das System mit der Wirtschaftswelt verkoppeln. Und weil der formale Erfolg vielfach an nationale Vorgaben gebunden ist, hat die normative Empfehlung, sich an diese Vorgaben zu orientieren, weiterhin Bestand. Aber zugleich deutet sich insbesondere bei Andrej und Petar an, dass es die kontrastreichen Kontexte waren, in denen sie viel lernten. Die Erinnerungen an die Kindheit und die Jugend sollen damit vorerst enden. Die hier am Ende nur angerissene Spannung zwischen nationalnormativen Vorgaben und Lernprozessen wird später im Kontext von transnationalen Ausbildungswegen aufgegriffen.

Immobilien und sozialer Wandel

Nicht nur Bildungsentscheidungen strukturieren die Zukunft vor, sondern auch Immobilieninvestitionen. Dabei ist zunächst wichtig, *wo* die Immobilie liegt. Der Ort und sein Kontext sind bedeutsam, um die Frage zu beantworten, ob es auch in der zweiten oder gar dritten Generation zu transnationalen Migrationsmustern kommt. *Cum grano salis*, ein Haus im ländlichen Slawonien oder im kriegsbeschädigten Sarajewo ist für die zweite Generation weitgehend nutzlos, wenn es um Bildungs- oder Arbeitsmöglichkeiten geht. Dahingegen kann selbst ein kleines Appartement in Zagreb sehr nützlich sein. Für sich genommen ist diese Erkenntnis weder neu noch spannend. Man hätte auch über Indikatoren der wirtschaftlichen Leistungskraft oder der politischen Stabilität darauf kommen können. Aber ein Hausbau ist nicht gleich ein Hausbau. Nur mit auf den Gegenstand gelenkter Konzentration ist es einerlei, ob das Haus 1970 oder 2000 errichtet wurde. Akzeptiert man jedoch, dass die Semantik, mit denen der Hausbau beschrieben wird, auf strukturelle Kontexte verweist, dann können anhand semantischer Veränderungen Rückschlüsse auf den strukturellen Wandel gezogen werden. Und weil der Hausbau dann nicht mehr nur ein Hausbau ist, kann erkannt werden, wie sich Transnationalität heute von älteren transnationalen Mustern unterscheidet.

Entlang der Biografien von Frau Jagoda Lajić und Frau Simona Zivković soll sozialer Wandel herausgearbeitet werden. Dabei könnten die Erzählungen der beiden Frauen kaum unterschiedlicher sein. Dieser vordergründige Unterschied verdeutlicht die phänotypische Varianz von Biografien, doch dahinter verblüfft eine fast äquifinale Entwicklung. Damit sollen die Biografien nicht auf ein Telos

reduziert werden, doch ist zu erkennen, dass sich bestimmte Strukturen durchsetzen. In Schlagworten gefasst lauten diese: Kernfamilie, Individualdenken, Entscheidungsfreiheit und -pflicht. Speziell mit dem Wachsen der Freiheitsgrade wächst auch die biografische Vielfalt. Als neue biografische Norm wird Individualität erwartet. Bei Jagoda Lajić sind die bindende Wirkung von Immobilien und der Veränderungsprozess von Familien gut zu erkennen. Besonders wenn sie die Themen Gleichheit und Gerechtigkeit hervorhebt und dazu immer wieder Sarajewo, Novska und Nürnberg kontrastiv miteinander vergleicht, wird deutlich, dass sozialer Wandel regionale Unterschiede erkennen lässt. Ähnliches ist bei Simona Zivković zu erkennen, doch bei ihr erscheinen die Vokabeln Gleichheit und Gerechtigkeit nur selten. Ein Grund dafür ist wohl, dass Frau Zivković ihre Lebens- und Migrationsgeschichte in eine fast ungebrochene jugoslawisch-deutsche Modernisierungserzählung einbetten kann. Frau Lajićs Biografie kennt dagegen mehr Brüche, die stark mit ihren Lebensorten verbunden sind. Am Ende besitzen beide Frauen, respektive ihre Familien, Häuser in Kroatien oder Montenegro, ihr aktueller Wohnsitz ist jedoch in Nürnberg. Ihr aktuelles Migrationsverhalten ähnelt den Mustern der europäischen Altersmigration in südliche Länder (vgl. allgemein Friedrich/Warnes 2000).

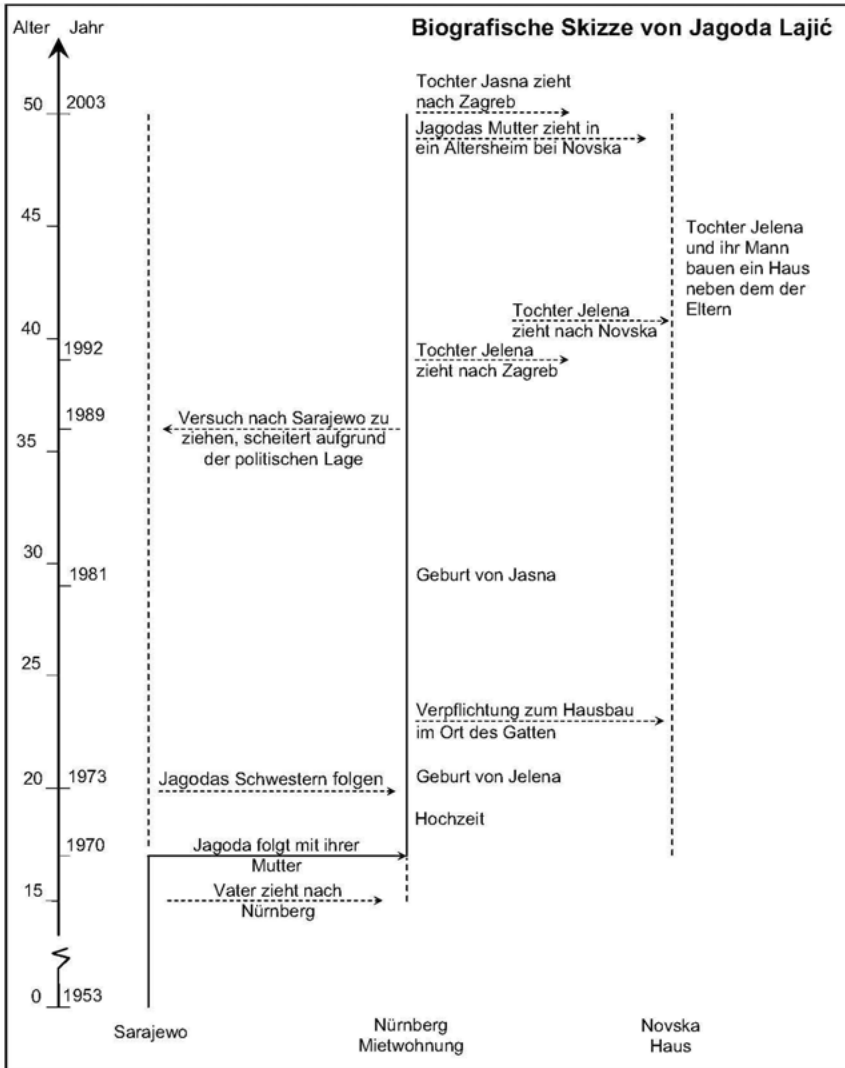
Jagoda Lajić – vom Familien- zum Individualdenken

Eine erste Migrationsetappe aus Jagodas Leben wurde bereits thematisiert. Dabei wurde darauf verwiesen, dass ihre Schulkarriere endete, weil der jugoslawische Staat sie 1969 der Schule verwies und sie deshalb zu ihrem Vater nach Nürnberg zog. Dieses einschneidende Ereignis wird von ihr als Zwang eingestuft, weil ihre Handlungsalternativen stark eingeschränkt wurden. Auch bei familieninternen Entscheidungen war ihre Freiheit eingeschränkt. Wie ging es also weiter mit ihr, nachdem sie in Deutschland war und ihren heutigen Mann kennenlernte?

Jagoda Lajić: [...] Na, dann haben wir halt geheiratet und dann ist es, naja das Kind gekommen nach einem Jahr und dann wollten wir unten [in Novska] das Haus bauen. Die Löhne waren ja halt nicht so, dass man halt mehr sparen kann und natürlich, dann tust du dich halt entscheiden. Was ist dir jetzt im Prinzip im Leben wert, die Familie, so schnell wie möglich zusammensparen. Was aber, wenn du das Haus nicht fertig hast und im Prinzip das Kind nicht beobachten tust, wie es aufwächst, wie es sich entwickelt? Also haben wir uns dazu entschieden, wir arbeiten normal, irgendwo nachher sitzen gehen oder was weiß ich was. Die Wohnung war keine Bruchbude aber auch nicht ein, dass ich so... Neubau oder so was, das haben wir uns nicht leisten können. Weil irgendwie waren wir mehr oder weniger auch gezwungen unten etwas zu bauen. Weil mein Mann ist ein Kind von zehn Kindern, das vorletzte und das war nur ein kleines Haus und das war auch so eine ziemliche Bruchbude und so klein. Und dann haben wir gesagt, also wir müssen uns so irgendeine Bleibe auch schaffen, dass wenn wir runter gehen, dass wir wenigstens ein Dach über dem Kopf haben. Ja und meine Eltern sind dann hier eingestellt worden in der Mission als Putzfrau und Hausmeister, manchmal

war das auch ein ganz ungeklärtes Verhältnis. Je nachdem was sich ergab, das haben die gemacht. Naja und dann bin ich auch weiterhin hier in der Mission aktiv geblieben, habe ich halt gearbeitet in Wechselschicht mit meinem Mann, dass man auf das Kind aufpasst und das zweite auch, dass erst neun Jahre später hinzukam. Dann haben wir geguckt, was machst du eigentlich, wie weit kannst du dich mit dem Ganzen hier identifizieren.

Abbildung 14: Biografische Skizze von Jagoda Lajić



Und dann es waren ziemlich Enttäuschungen, wenn man dann irgendwann später gemerkt hat, dass man ausgenommen worden ist. Und nichts anderes! Und das war dann dieser psychische Druck, wo du gemeint hast, da unten bist du nichts, wirst erpresst und hier wirst du nicht geschätzt, wer bist du denn eigentlich, sodass sich eine Art Frust entwickelt hat, nicht nur in mir, sondern auch in den anderen [...]. Ich habe zum Beispiel meinen Kindern so geholfen, indem ich gesagt habe, okay, ihr seid ja jetzt hier [in Kroatien]. Das ist ein Wechselgeschäft, ihr seid in unserem Haus, also verkommt es nicht. Ihr müsst euch nicht unbedingt vom Mund absparen, damit ihr so schnell wie möglich ein Haus baut, die haben ein Grundstück von uns bekommen, das hat mein Mann von seinem Vater auch.

An dem Plan, in Jugoslawien ein Haus zu bauen, ist nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Es ist anzunehmen, dass die Mehrheit der Migranten einen solchen Plan verfolgte, ja dass der Hausbau sogar ein zentrales Element bei der Migrationsentscheidung war. Etwas ungewöhnlicher an der Biografie von Frau Lajić hingegen ist zu diesem Zeitpunkt und für diese Generation, dass auch ihre Eltern in Nürnberg lebten. Diese Konstellation brachte für Jagoda und ihren Mann den Vorteil, dass sie sich auf den Hausbau an *einem* Ort konzentrieren konnten, während andere Migranten in Jugoslawien an zwei oder noch mehr Orten investierten. Jagoda wägt die Entscheidung ab: Einerseits waren die Erwartungen an ihren Mann als eines von zehn Geschwistern eindeutig, doch andererseits hätten sie sich ohnehin eine Bleibe in Jugoslawien bauen oder kaufen müssen, weil auch sie später zurückkehren wollten. Doch jegliche örtliche Alternative, und dafür wäre besonders Sarajewo in Frage gekommen, wäre in der Familie auf Unverständnis gestoßen. Das Abwägen und Vergleichen zieht sich durch die gesamte Passage. Am Ende parallelisiert Jagoda ihre Geschichte mit der ihrer Tochter und erwähnt, dass diese, ebenso wie sie und ihr Mann damals, ein Grundstück für den Hausbau erhalten hätte. Trotz dieses Gleichstellungsversuches wird deutlich, dass sich in den zwei Dekaden zwischen ihrem Hausbau und dem ihrer Tochter ein massiver sozialer Wandel vollzogen hat.

Dieser Wandel kündigt sich bereits mit dem ersten Hausbau und seiner Darstellungsform an. Die Konstellation gleicht dem Plot in Antoine de Saint-Exupérys Heldengeschichte ‚Vol de Nuit‘ (1952): Die Koordinaten des Tages und der Zukunft sind bekannt. Piloten, Funker und Ingenieure wissen, dass es bald Nachtpostflüge geben wird, und doch ist es die Gegenwart, mit der sie kämpfen müssen, weil sie auf Sicht in die Morgendämmerung fliegen müssen. Vernebelt die Sicht, sind Mannschaft und Maschine so gut wie verloren. Man kann hier zu Recht fragen, ob Jagoda bereits damals die Koordinaten in dieser Klarheit hätte benennen können oder ob die Geschichte nicht nachträglich überformt wurde. Doch diese Frage ist zweitrangig. Entscheidend ist, dass Jagoda Koordinaten andeutet, von denen die Abweichungen zu anderen Positionen und Entscheidungen zu erkennen sind: Sie und ihr Mann hätten sich entschieden „normal“ zu arbeiten. Normal heißt in diesem Kontext, nicht dem Modell des Arbeitsmigran-

ten zu folgen, der sich in Deutschland rast- und ruhelos der Arbeit hingibt und für die Rückkehr spart. Normal heißt also, so zu arbeiten, wie es vermutlich Deutsche tun oder Jugoslawen in Jugoslawien tun; bedeutet Zeit zu haben, um nach der Arbeit den Feierabend zu genießen und ein Bier zu trinken. In dieser Norm kommt es nicht vor, dass noch ein Haus an einem *anderen* Ort für die *erweiterte* Familie zu bauen ist. Sicher, im Rahmen der jugoslawischen Migrationskonstellation ist es nicht ungewöhnlich, dass ihr Mann aufgrund der familiären Situation in die Pflicht genommen wird. Dies geschah tausendfach zu dieser Zeit. Dass Jagoda sagt, sie sei mehr oder weniger gezwungen worden, ist also in Relation zu ihren Normen zu verstehen. Aber warum würde sie niemals von Zwang sprechen, wenn es um ihre Tochter geht – der überließ sie doch auch ein Grundstück. Warum spricht sie dort von einem „Wechselgeschäft“? Es handelt sich sicherlich nicht um einen Rollenwechsel von einer Schwiegertochter damals zu einer Mutter heute, sondern um einen tiefgreifenden Wandel der Familie. Um das zu verstehen, reicht der Hinweis auf „normal“ arbeiten noch nicht aus.

Im Fall der jugoslawischen Arbeitsmigration gibt es nur wenige und im Fall der Familie Lajić keine Indizien dafür, dass das Migrationsereignis wesentlich von den Kosten für den initialen Schritt abhing. Sicher vergaben Bekannte oder Verwandte gelegentlich kleine Kredite, um den Start im Ausland zu erleichtern, halfen, wenn sie zuvor migriert waren, bei der ersten Orientierung in Deutschland, und sie machten den einzelnen Mut, den Schritt zu wagen. Courage war nötig, aber spätestens mit dem 1969 in Kraft getretenen Anwerbeabkommen waren mangelnde finanzielle Ressourcen ein zu vernachlässigender Migrationsverhinderungsgrund. Die staatliche Fürsorge im Paragraph 12, Absatz 1 des Anwerbeabkommens erstaunt aus der heutigen Sicht: „Die Bundesanstalt trägt die Reisekosten der jugoslawischen Arbeitnehmer vom vereinbarten Abreiseort bis zum Beschäftigungsort (einschließlich der Kosten für die Reiseverpflegung).“¹² Zu betonen, dass es an dieser Stelle im Migrationsprozess nur unwesentliche finanzielle Hürden gab, ist wichtig, weil es keine universelle Selbstverständlichkeit ist. Wird die Migration nicht amtlich begleitet, dann verhindern die anfangs anfallenden Kosten oftmals die Migration, werden im Fall der illegalen Migration sogar zum entscheidenden Kriterium. Um in einem solchen Fall wenigstens einem Kind die Migration zu ermöglichen, wird das Geld gemeinsam gespart. Die Ansprüche, die aus einem solchen Sparen an den einzelnen Migranten erwachsen, sind folglich groß und gelten vermutlich als gerechtfertigt (empirisch dazu: Müller-Mahn 2000).

Wie aber leitet sich der Zwang oder das Gebot zum Hausbau bei Jagoda ab? Im Alltag wird die Erklärung vermutlich das Ereignis im Modus Kultur lesen und dann zum Schluss kommen, dass die jugoslawische Kultur sich durch familiäre

12 Vgl. die Vereinbarung zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien über die Regelung der Vermittlung jugoslawischer Arbeitnehmer nach und ihrer Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland, BGBl, II, S. 1107-1115.

Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft auszeichne, von der Jagoda nun abweiche. Doch statt das Ereignis zu erklären, lässt diese Lesart nur unterschiedliche Kulturen entstehen und verklärt alles. Zurück zur sozialen Erklärungsmöglichkeiten: Kann es sein, dass der Zwang ein Relikt von einst wichtigen familiären Normen ist? Kann es sein, dass hier, in der Sprache des soziologischen Klassikers Durkheim, der Übergang von organischer zu mechanischer Solidarität zu erkennen ist? In der Familie von Jagodas Mann galt es noch als selbstverständlich, dass die Pläne der Familienmitglieder eng und langfristig miteinander koordiniert wurden. Individualität, im Sinne einer persönlichen Karriere einschließlich Altersvorsorge, kommt im Kontinuum der Generationen nur schemenhaft zur Geltung. Solche familiären Kontinuitätsmodelle, mit zehn Geschwistern, in denen Langsicht in Bezug auf die Familie und nicht auf Familienmitglieder das Maß der Dinge ist, sind in vormodernen Zeiten gang und gäbe gewesen. Die Kontinuität des familiär-wirtschaftlichen Verbandes war existenziell wichtig. Doch diese Form kollektiver Langsicht verliert im Modernisierungsprozess an Bedeutung und überdauert eigentlich nur noch in zwei Bereichen. Erstens wenn es in der Tradition von Feudalschichten und später bei Großindustriellen um die Verwaltung von großfamiliären Vermögen geht – im hier untersuchten Fall der ‚Gastarbeitermigration‘ ist das selten. Zweitens lebt die kollektive Langsicht im bäuerlichen Hofdenken fort. Diese Formen rieben sich nun mit den Erfahrungen und Vorstellungen Jagodas. Es bleibt hier spekulativ, welche Unterschiede die entscheidenden Gedankenanstöße lieferten. Ob also die Unterschiede zwischen dem ländlichen Novska (der Heimatgemeinde ihres Mannes) mit dem Erfahrungshintergrund ihres Herkunftsortes Sarajewo sie verstörten, oder ob es die neuen Erfahrungen in Deutschland waren. Den Großstädten Nürnberg und Sarajewo ist gemein, dass man dort, früher als im agrarischen Novska, für die eigene Kernfamilie sorgen musste und so die Personen aus dem Kollektiv heraustraten. Unter der Entscheidungsprämisse in Nürnberg normal zu arbeiten, ist es für Jagoda nicht einsichtig, dass noch ein Haus an einem *anderen* Ort für die *erweiterte* Familie zu bauen ist. Auch die theoretischen Annahmen im Rahmen der neuen Migrationsökonomie, dass Haushalte mit der Migration von wenigen Familienmitgliedern eine Form der Risikodiversifizierung betreiben, greifen hier kaum, denn das familiäre Kollektiv, der Rahmen der neuen Migrationsökonomie, löst sich gerade auf. Die Migration von Herrn Lajić hatte ohnehin keinen direkten Einfluss auf die Arbeitschancen seiner Geschwister. Während einst jede Arbeitskraft, die einen Bauernhof verließ, eine direkte Entlastung für den ‚Arbeitsmarkt‘ Hof darstellte, sind solche Auswirkungen, aufgrund der Herausbildung von nicht-familiären Arbeitsmärkten, eben nicht mehr direkt in der Familie zu spüren. Ob also seine Geschwister auf dem Arbeitsmarkt von seiner Abwanderung profitierten, ist mehr als fraglich. Obendrein hätten sie selbst migrieren können. Risikostreuung als Familienstrategie und darüber vermittelt die Forderung zu familiärer Unterstützung scheidet folglich als plausible Rechtfertigung im Fall Jagoda aus.

Alles deutet darauf hin, dass es sich bei der alten Großfamilie um ein Auslaufmodell sozialer Differenzierung handelt – zumindest in dem hier aufgespannten Rahmen. Im Dreieck Novska-Sarajewo-Nürnberg tritt dies besonders hervor, weil es von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen geprägt ist. Dass die Großfamilie ein Auslaufmodell ist, erkennt man auch am Verschwinden von Sanktionsmitteln. Die Folgen möglicher Zuwiderhandlungen gegen Familiennormen sind vergleichsweise harmlos. Hätte das Ehepaar Lajić sich geweigert, ein Haus in Novska zu bauen, so wären familiäre Ächtung und der Ausstoß aus der Familie das höchste Strafmaß gewesen. So tragisch und belastend dies individuell sein mag, so begrenzt wären die Exklusionsfolgen im historischen Vergleich gewesen. Denn ein Ausschluss aus der Familie bedeutete nicht mehr eine Exklusion aus einem Wirtschaftsverband. Als Arbeitsmigranten nahmen Jagoda und ihr Gatte ohnehin an anderen wirtschaftlichen Zusammenhängen teil. Und auch im agrarisch geprägten Novska dämmerte die Industrialisierung im Morgengrauen. Vor allem im Kontrast zu Sarajewo oder Deutschland kommt es dazu, dass Jagoda von Zwang spricht. Ob sie ihre Schwiegereltern mag oder nicht, ob sie die Unterstützung aus christlicher Nächstenliebe leistet oder nicht, ist mit Blick auf die Strukturen der Gesellschaft zweitrangig. Vor allem ihr eigener Remigrationswunsch und die damit verbundene Notwendigkeit eines Daches über dem Kopf versöhnen sie mit dem erzwungenen Hausbau.

Vor dem Hintergrund des aufgezeigten sozialen Wandels wird verständlich, warum es heute nicht das Gleiche ist, wenn sie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn ein Baugrundstück überlassen. Sicherlich ist familiäre Solidarität noch immer wichtig. Aber nicht der Erhalt der Familie als Kollektiv ist erstrangig, sondern es geht um die Ermöglichung von individuellen oder wenigstens auf die Kernfamilie bezogenen freien Entscheidungen. Selbstverständlich kann es auch dabei zu Profiten kommen, doch diese sind das Ergebnis selektiv ausgehandelter Entscheidungen. Jagoda nennt dies „Wechselgeschäfte“. Eine solche Form von Reziprozität konnte Jagoda früher nicht erkennen. Im Vorgriff auf die Biografien der beiden Töchter ist schon jetzt zu erwarten, dass diese nicht pauschal auf die familiäre Unterstützung verzichten werden, sie werden sich der Familie auch verpflichtet fühlen, aber sie werden sich nicht mehr so von der Familie integrieren lassen, wie es bei Jagoda noch möglich war. Das generationenübergreifende Familienkollektiv ist verschwunden. An die Stelle ist eine Familie getreten, die noch immer Ressourcen zur Verfügung stellt, die noch immer die Grundausrüstung für Kinder bereithält, die aber immer auch Individualität hervorbringt.

Drei weitere kurze Gedanken sollen nicht unerwähnt bleiben. *Erstens* fällt bei Jagoda auf, dass sie sich sehr früh über Ungerechtigkeiten erregt. Nimmt man an, dass sie die betreffenden Ereignisse schon damals ungerecht empfand, dann ist dies für ihre Generation durchaus erstaunlich. Migranten beziehen ihr Inklusionspotenzial zu einem großen Teil aus ihrer Bereitschaft, für niedrigere Löhne oder in schlechteren Positionen als Einheimische zu arbeiten. Dabei handelt es sich zunächst nur um Ungleichheiten. In die Grammatik der Ungleichheit eingelassen

ist jedoch die Nähe zu Ungerechtigkeit. Als ungerecht gelten Ungleichheiten meist dann, wenn sie nicht plausibel zu legitimieren sind. Genau darauf zielt Jagoda ab. Sie fühlt sich benachteiligt, ohne dass Gründe für die Ungleichbehandlung zu erkennen sind. Gerade weil Jagoda sich nicht mit der ‚typischen‘ migranten Situation identifiziert, fallen ihr diese Aspekte besonders auf. Zumal sie auch von Problemen in Jugoslawien berichtet und sogar von Erpressung spricht, gleichwohl hier genau zu fragen ist, mit was sie erpresst werden könnte, also was die Folgen sein könnten. *Zweitens* muss in diesem Zusammenhang ihre Beschäftigungssituation und die der Eltern noch einmal Erwähnung finden. Sie alle lebten in Deutschland und besetzten statusniedrige Positionen. Diese Beschäftigungssituation ist für Migranten keine Besonderheit und auch Dequalifizierungsprozesse sind ein bekanntes und leidvolles Problem. Doch für Jagoda und ihre Eltern kam hinzu, dass ihre Arbeitsverhältnisse zeitlich begrenzt und teilweise illegal waren. Diese prekäre Situation legt ein Minimum an Kompromissen mit der Familie im Herkunftsland nahe, weil so die Exklusionsfolgen von etwa Arbeitslosigkeit oder Altersarmut abgefangen werden können. *Drittens* – und nicht ohne einen zynischen Beigeschmack – stimmt die Geschichte Sarajewos Jagoda im Nachhinein versöhnlich. Denn dorthin, so zeigen die Kriegereignisse, wäre eine Rückkehr, wie sie jetzt nach Novska in Kroatien bevorsteht, ungleich schwerer, wenn nicht gar unmöglich gewesen.

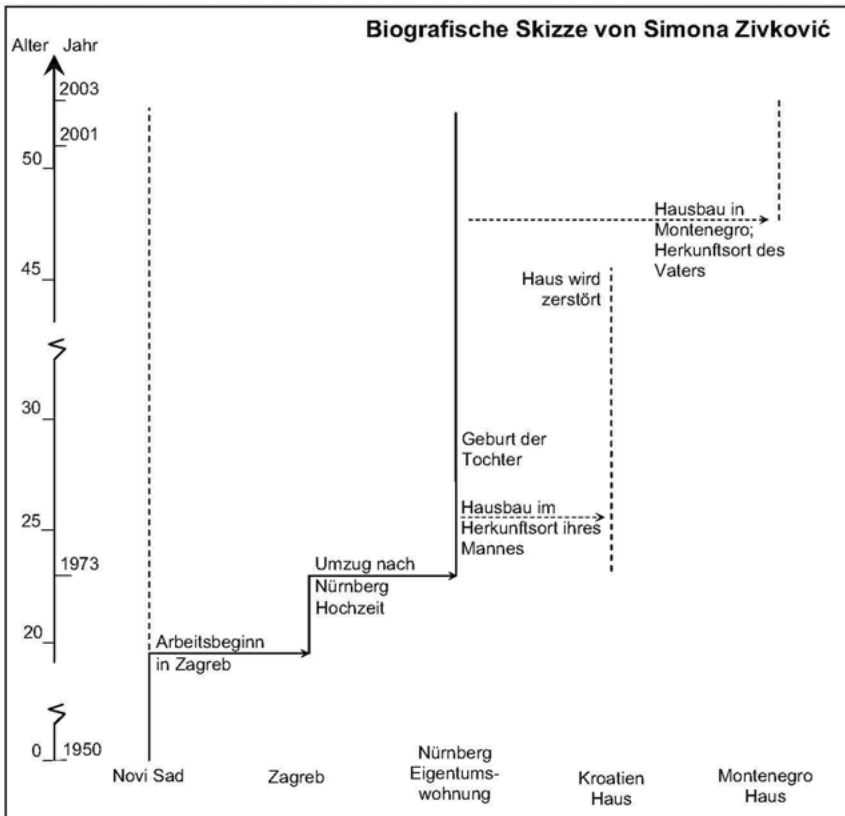
Simona Zivković – eine Modernisierungsbiografie

Frau Simona Zivković verwendet fast gänzlich andere Semantiken als Frau Lajić. Kein einziges Mal spricht Frau Zivković von Ungerechtigkeiten oder Zwangsverpflichtungen im Zusammenhang mit ihren eigenen Migrationserfahrungen. Kein einziges Mal echauffiert sie sich wie Frau Lajić. Trotz dieser Unterschiede verweisen sie auf sehr ähnliche Strukturen und belegen einen ähnlichen sozialen Wandel. Wie aber kommt es zu der semantischen Diskrepanz? Der Hauptgrund dürfte in den unterschiedlichen Positionen der beiden Frauen in Relation zu diesem sozialen Wandel liegen. Während Frau Lajić regelmäßig und leidvoll die Brüche des sozialen Wandels erleben musste, haben sich Frau Zivković und ihre Familie im Gleichschritt mit der Welt verändert. Am Ende wird auch Frau Zivković ein Haus haben, das jedoch nicht für das Familienkollektiv gebaut wurde, sondern primär Teil ihres persönlichen Altersprojektes ist.

Frau Zivković wurde im serbischen Novi Sad geboren. Ihr Vater war zuvor aus dem montenegrinischen Durmitorgebirge in die Industriestadt gezogen und somit Teil eines jugoslawischen Modernisierungsprozesses. Frau Zivković kennt aus der väterlichen Heimat auch den Begriff ‚Pečalba‘, jene Migrationsform bei der meist ein männliches Familienmitglied die Familie verließ, um im Norden harte und unterwürfige Arbeit zu verrichten. Während nicht wenige Sozialwissenschaftler Parallelen zwischen der ‚Gastarbeitermigration‘ und der ‚Pečalba‘ ziehen würden, um auf vergangene Transnationalitätsmuster aufmerksam zu ma-

chen, kommt dieser Gedanke Frau Zivković nicht in den Sinn. Pečalbari, so der Name der Migranten, sind in ihren Augen in die Unterwürfigkeit migriert. Für sie bedeutet Migration Entfaltung. Im Alter von 20 Jahren zieht sie ins nahegelegene Zagreb, um dort eine Ausbildung zu absolvieren und anschließend dort zu arbeiten. In Zagreb lernt sie auch ihren Mann aus dem serbisch-kroatischen Grenzgebiet kennen und heiratet ihn. 1973, kurz vor dem Anwerbestopp, ziehen die beiden in die Nürnberger Südstadt. Nach den anfänglich geplanten fünf Jahren entscheiden sie sich, wenigstens ihr Erwerbsleben in Nürnberg zu verbringen.

Abbildung 15: Biografische Skizze von Simona Zivković



In diesen ersten fünf Jahren beschließen sie ein Haus in der Herkunftsgemeinde ihres Mannes zu bauen, welches vor allem ihrer eigenen Rückkehr dienen soll. Weil sie *damals nicht sofort* zurückkehren wollten und heute *nicht zu diesem Ort* zurückkehren wollen, wird das Haus von nahen Verwandten bewohnt. Im Gegensatz zu Frau Lajić ist nicht zu erkennen, dass das Haus *für* ein Familienkollektiv gebaut werden sollte.

In Deutschland geht unterdessen Frau Zivkovićs Karriere voran. Von Anfang an arbeitet sie in den gleichen Fabrikhallen, auch wenn der Firmenbesitzer mehrfach wechselt. Wie nur wenige andere der Interviewpartner hat sie ein ungebrochenes Verhältnis zu Jugoslawien, denn sie und ihre Familie konnten in diesem sozialistischen Staat der ländlichen Enge entfliehen, solide Karrieren machen und Ausbildungen absolvieren. Und ihre Ausbildung bildete lange Zeit den Grundstock für einen sicheren Arbeitsplatz in Nürnberg. In diese Logik fügt sich die Mitgliedschaft in der Industriegewerkschaft Metall. Gewerkschaftsaktivitäten sind für sie eine unmittelbare Konsequenz aus dem bisher Erreichten und die Wahl in den Betriebsrat sicherte ihren Arbeitsplatz weiter ab.

Die IG Metall ist zudem ein Ort, an dem sich ein Stück Jugoslawien für sie bis heute erhalten hat, denn in den Kriegsjahren gründete sich die Initiativgruppe NoviMost (Neue Brücke), die eine Vertretung aller Migranten aus dem zerfallenden Jugoslawien anstrebte. Sie wird in der Gruppe aktiv und findet dort in den Kriegsjahren Stabilität. NoviMost müht sich intensiv darum, dass die Konflikte sich nicht auf Deutschland übertragen und droht im Einklang mit den Arbeitgebern mit der Kündigung, falls es am Arbeitsplatz zu nationalistischen Streitigkeiten kommen sollte. Im Gegensatz zum zerfallenden Jugoslawien hat die IG Metall damit ein Sanktionsmittel in der Hand, das es ihr nach eigener Auskunft erlaubt, allzu große Konflikte zu vermeiden. Den Zerfall Jugoslawiens kann aber auch die deutschlandweit organisierte Gruppe nicht aufhalten. Heute bemüht sich NoviMost um Gewerkschaftskontakte im post-jugoslawischen Raum und versucht dort die Gewerkschaftsarbeit zu unterstützen. NoviMost kann damit als eine postnational organisierte Gruppe gelten (vgl. allgemein dazu: Castree et al. 2004).

Neben dieser Gruppe geben ihr Vereinsaktivitäten Halt. Dabei ist der Verein samt seinen Mitgliedern eher als tragisches Relikt Jugoslawiens zu verstehen, denn als Paradebeispiel migranter Selbstorganisationen. Einst war der Verein der sogenannte jugoslawische Club, der eng mit dem Nürnberger Konsulat zusammenarbeitete. Als sich Jugoslawien auflöste, traten erst die Slowenen aus, dann die Kroaten, die Bosnier, die Montenegriner, Mazedonier und zuletzt gar die Serben. Obwohl die Serben zuvor noch den Vereinsnamen änderten und ihn nach dem serbischen Ritter Miloš Obilić benannten, dem es 1389 in der Schlacht auf dem Amselfeld der Legende nach gelang, trotz verlorener Schlacht den Sultan Murad in seinem Zelt zu ermorden (vgl. Lauer 1999: 426). Und als die Serben gegangen waren, blieben nur jene, die sich nicht aufteilen konnten, weil, wie bei der Serbin Zivković, der Mann Kroat war oder andere sogenannte Mischehen eingegangen worden waren. Die jugoslawische Idee bot ihr eine Identitätsmatrix, in der verschiedene Konfessionen, Nationen und Sprachen vereint waren. Jugoslawin oder Jugoslawe zu sein, ließ andere Bezeichnungen überflüssig oder unwichtig werden. Als ‚Jugonostalgikerin‘ ist es für sie nicht der Rede wert, dass sie serbisch-orthodoxen Glaubens ist, ihr Mann jedoch Katholik und dass ihre Tochter mit einem mittlerweile deutschen Pass kürzlich einen Mazedonier heiratete.

tete. Kurzum, in ihrer Familie hatten sich die jugoslawische Idee und die jugoslawische Modernisierung voll und ganz und zu ihrem Besten entfaltet.

Die positive Identifikation feilt indes nicht vor den Tragiken des Krieges. So verlieren die Zivkovićs ihr Haus und können mit der Ruine kaum mehr etwas anfangen. Weil sie einen serbischen Pass besitzt, musste sie zum ersten Interviewzeitpunkt stets ein Visum für DM 50,- beantragen, um überhaupt nach Kroatien reisen zu dürfen und dort feststellen zu müssen, dass sie nicht immer willkommen ist. Der Hausverlust zwingt das Ehepaar Zivković zur Neupositionierung. Weil ihre Tochter in Deutschland leben möchte und sie Nürnberg nicht missen wollen, entscheiden sie sich für den Kauf einer Eigentumswohnung in Nürnberg. Was in Studien über Integration und Assimilation als Indikator für Bleibeabsichten und Assimilationstendenzen bewertet wird, ist bei genauem Hinsehen allerdings weniger eindeutig. Die Eindeutigkeit gerät ins Wanken, wenn bedacht wird, dass sie sich neben dem Erwerb einer Eigentumswohnung in Nürnberg ein zweites Mal dazu entscheiden, ein Haus zu bauen. Diesmal fällt die Wahl auf den Heimatort ihres Vaters im zwischenzeitlich auch touristisch aufblühenden Durmitorgebirge in Montenegro. Noch viel stärker als beim ersten Haus in Kroatien wird die Freiheit ihrer Entscheidung deutlich. Nicht reliktsche Familiennormen bestimmen die Entscheidung, sondern Fragen der individuellen Altersplanung. Ihre Eltern leben zum Zeitpunkt der Entscheidung in Novi Sad und wollen nicht mehr aufs Land zurückkehren. Ihre Brüder haben ihre Karrieren im jugoslawischen System gemacht und sind auch nach dem Zusammenbruch weitgehend selbstständig. Weitgehend heißt hier, dass derzeit ein Bruder in dem Haus lebt und sehr froh darüber ist. Doch diese Solidarität ist vom ländlichen Hofdenken verschieden, weil es gerade nicht um einen Hof, sondern um eine Person geht. Dass die Familie weiterhin Ressourcen zur Verfügung stellt, die mit dem Begriff des sozialen Kapitals gefasst werden könnten, wird also nicht bestritten.

Bisher wurde der Wandel hauptsächlich in Relation zu der jugoslawischen Entwicklung verdeutlicht. Greift man die Nachtflugmetapher Saint-Exupéry's erneut auf, kann auch gezeigt werden, dass es zu einer Annäherung an ‚deutsche‘ Strukturen gekommen ist, denn auch Deutsche trachten nach einem Altersruhesitz im Süden. Vielleicht kann so noch eindrücklicher verstanden werden, dass transnationale Immobilienstrukturen gestern und heute verschieden sind. Es ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, dass soviel Sorgfalt in die eigene Altersversorgung investiert werden muss. Das ist nicht bloß eine Trendbehauptung im Angesicht demografischer Belastungen der Rentenkassen, sondern vor allem eine Beobachtung lang anhaltender Veränderungen der Überlebenswahrscheinlichkeit. Die Erwartung erst im hohen Alter zu sterben, ist, mit hohen regionalen Differenzen, keine hundert Jahre alt. Zuvor starben die Menschen im ‚Laufe des Lebens‘ (vgl. Kohli 1985: 4f.). Erst durch die Erwartung nach Ende des Erwerbslebens noch eine lange Zeit zu leben, wird ein individueller Altersplan relevant. Finanzielle Ressourcen und Gesundheit vorausgesetzt, kann mit diesen Altersplänen ein in der jüngeren Geschichte ungeahntes Maß an Freiheit erreicht werden.

Innerfamiliär sinkt die Erwartung für die Erziehung der Enkel alltäglich mitverantwortlich zu sein und auch die Erfordernisse des Wirtschaftssystems spielen eine zu vernachlässigende Rolle. Die Altersphase hebt sich damit auffallend von der Präerwerbsphase und der Erwerbsphase ab. Viele außerwirtschaftliche Bereiche orientieren sich zunehmend an den Vorgaben der Wirtschaft. Sogar beim Kindergartenbesuch oder der kindlichen Freizeitgestaltung schielt ein Auge auf ökonomische Signale. Man denke nur an Englischunterricht im Kindergarten, Musikerziehung am Nachmittag oder ‚Centers for Talented Youth‘ in den USA. Die Posterwerbsphase ist zwar schon lange keine Ruhephase mehr, aber eben eine Phase mit großen Freiheitsgraden. Vordergründig erscheint sie zudem individuell, denn die Option lautet ‚Wähle‘. Weil diese Individualität Individuen aber überfordert, zumindest wenn jedes einzelne Element neu ersonnen werden muss, kommt es zu einem Kopieren von Ideen, Identitäten oder eben Altersplänen – das Resultat bei Frau Zivković lautet:

PG: Haben sie eine Idee, wie sie alt werden wollen?

Simona Zivković: Ja, ich habe schon eine Idee. Habe ich überall erzählt. Ich bleibe sechs Monate im Süden oder mehr und sechs Monate hier. Winter werden hier verbracht werden. [...]

PG: Dürfen sie das, sechs Monate im Ausland bleiben?

SK: Für Rentner ist Grenze!

PG: Und bei sieben Monaten ist die Grenze...

SK: Ja aber wenn Deutsche Spaß haben, dann kann ich vielleicht auch mal.

Eine Stakkatopassage die dennoch verdeutlicht, was aufgrund ihrer anderen Aussagen herausgearbeitet wurde. Die Eigentumswohnung in Nürnberg und das Haus in Montenegro stellen eine solide kalkulierte Altersabsicherung dar. Mit der Ortswahl Montenegro reiht sich Frau Zivković in die Verteilungsmuster der europäischen Altersmigration ein, wie sie seit langem aus dem westlichen Mittelmeerraum bekannt ist, obwohl ihre geplante Saisonalität der Saisonalität von ‚deutschen Migranten‘ nach Spanien genau entgegengesetzt ist. Sie parallelisiert ihre Entscheidung sogar explizit mit den Lebensentwürfen von Deutschen. Die genaue Klärung der rechtlichen Situation, zum Beispiel in Bezug auf Leistungsansprüche bei der Krankenversorgung, ist für ihre Planung wichtig, muss aber aufgrund der vielfachen Änderungen oder auch Privatversicherungen individuell geklärt werden. Daher kommt sie hier pauschal auf das Problem der Ungleichbehandlung zu sprechen und rechtfertigt fast trotzig ihren Altersplan im Vergleich mit Deutschen. Eine Rechtfertigung allerdings, zu der ich sie fast genötigt habe. Allein hat sie im Gespräch das Thema Ungerechtigkeit nicht adressiert.

Damit endet die Betrachtung von Immobilien und sozialem Wandel. Zwar wurde zu keinem Zeitpunkt eine deterministische Beziehung zwischen Immobilien und Transnationalität behauptet, aber es dürfte klar sein, dass Immobilienstandorte weitere Entscheidungen vorstrukturieren. Die Geschichte wird noch

verwickelter, wenn der Blick die Kriegsereignisse fokussiert, die bisher nur bruchstückhaft erwähnt wurden.

Der Krieg – Planänderungen, Rechtfertigungen und Immobilien

Die bisherige Analyse hatte Handlungen von Migranten im Blick, die eine Remigration oder eine Transnationalisierung der Lebensführung wahrscheinlich werden ließen. Bilingualität und Immobilien rückten nicht zufällig ins Interessenszentrum. Vielmehr handelt es sich dabei um beinahe notwendige Requisiten für eine Transnationalisierung der Lebensführung, ganz gleich ob sie intendiert waren oder sich im Laufe der Jahre ergaben. Während für Tanjas Familie alles wie geplant verlief, man sogar geneigt ist an eine intentionale Durchgriffskausalität zu glauben, verliefen andere Biografien weniger nach dem ursprünglichen Plan. Die Analyse verharrte jedoch nicht allein auf der Handlungsseite. Sie wird auch im Folgenden nicht allein die Handlungsseite betrachten, weil sie sonst das Problem der doppelten Kontingenz in sozialen Zusammenhängen halbieren und dabei missachten würde, dass Handlungen stets als das Produkt von Zuschreibungen zu bewerten sind (Luhmann 1991 [1984]: 148ff.). Noch genauer wird es im Folgenden um Zurechnungsprobleme von Kommunikationen beziehungsweise um Sinnselektionen gehen und dabei wird zwischen Handeln und Erleben unterschieden:

„Wird die Sinnselektion der Umwelt zugerechnet, gilt die Charakterisierung Erleben, und die Anknüpfung für weitere Maßnahmen wird in der Umwelt des Systems gesucht (obwohl das System als erlebend beteiligt war!). Wird dagegen die Sinnselektion dem System selbst zugerechnet, dann gilt die Charakterisierung Handeln (obwohl solches Handeln ohne Bezug auf die Umwelt gar nicht möglich ist). [...] Man sieht hier deutlich, wie der Schematismus Komplexität reduziert, Verweisungen kappt und Anknüpfung erleichtert. [...] Deshalb kann es auch immer wieder Zurechnungsdissens geben: Dem einen erscheint als Handeln, was der andere primär als Reaktion auf Erleben erfährt.“ (Luhmann 1991 [1984]: 124f.)

Bis zum Zerfall Jugoslawiens und in Abhängigkeit vom Zeithorizont war es bisher keineswegs falsch, von einer Steuerung oder doch wenigstens von einer Planung zu sprechen. Ermöglicht wurde diese Rede für mich und für Migranten, weil die Strukturen stabil blieben. Innerhalb eines Handlungskorridores konnten Migranten sich für ein Ziel entscheiden und andere beiseite lassen. Sie mussten ihre Pläne zwar gelegentlich nachjustieren, doch weil sozialer Wandel und die Erwartung sozialen Wandels zur gewöhnlichen Norm in der Moderne geworden sind, führten die Planänderungen nicht zur Verzweiflung, sondern oftmals zur wenigstens retrospektiven Zufriedenheit. Dass ex post Rationalisierungen oder

Geschehnisglättungen probate psychologische Selbsttäuschungsmanöver sind, um mögliche Unzufriedenheiten im Keim zu ersticken, muss hier nicht interessieren.

Der kriegerische Zerfall Jugoslawiens in den 1990er Jahren beendet nahezu jegliche Planungssicherheit. Strenggenommen ist ‚Sicherheit‘ hier der falsche Begriff, weil es nie Entscheidungen mit absoluter Sicherheit geben kann. Vielmehr geht es um Risikominimierungen, das heißt Entscheidungen werden gemeinhin nach einer Risikoeinschätzung getroffen. Das Risiko wächst jedoch im Krieg und weil die Entscheidungssituationen für den Einzelnen neu sind, wächst nicht nur das Risiko, sondern auch das Gefühl von Gefahr. Von Gefahr wird hier gesprochen, wenn eine Risikoeinschätzung nicht mehr gelingen will. Die Ermordung von Familienangehörigen und der Verlustes von Häusern führen vor Augen, dass Risikominimierungsmöglichkeiten schwinden und die Gefahren wachsen. Vor allem die Möglichkeit Alter zu etwas zu bewegen, also Macht auszuüben, wird allein durch das Recht des Stärkeren oder im Extremfall durch den Willen der Waffenbesitzenden ersetzt. Diese Entwicklungen verändern die Planungsgrundkonstellationen. Zwar berufen sich Handelnde noch immer auf Umweltereignisse, doch diese sind nur noch schlecht vorherzusehen. Weil der Unterschied von Plananpassungen im Frieden und im Krieg gradueller Art ist, variieren die dazugehörigen Semantiken in ihrer Dramatik ebenfalls graduell. Ein lakonisches ‚Es hat nicht sollen sein!‘ ist ebenso zu vernehmen wie ein rechtfertigendes ‚Aber ich konnte doch auch nichts mehr ändern!‘.

Die erklärend-rechtfertigenden Interviewpassagen sind zu einem Teil der Interviewsituation geschuldet. Man wollte mir etwas verdeutlichen und erklären. Zugleich gelte ich in manchen Situationen aber nur als ‚Ersatzadresse des eigenen Gewissens‘, weil die interviewte Person selbst mit dem Ereignis nicht im Reinen ist oder weil sie regelmäßig ob ihrer Handlungen angeklagt wird. Die Rechtfertigung vor mir ist dann weniger meinen Fragen zuzuschreiben, als vielmehr einer allgemeinen Konstellation, in der ich als Außenstehender wahrgenommen werde, von dem ein Schuldspruch über Handelnde erwartet wird. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass der Westen auf Jugoslawiens Zerfall mit zunehmendem Unverständnis reagierte. Noch heute kommt vermutlich jede Inhaltsanalyse über die aktuelle retrospektive westliche Kriegskommentierung zu dem Schluss, dass die Balkankriege als besonders blutig und der balkanische Nationalismus als besonders roh beschrieben werden. Dass die westliche Kakophonie einen guten Teil zum Zerfall beitrug, wird gerne übersehen. Spätestens als die Opfer zu Tätern wurden, wendete man die alte pejorative Metapher der Balkanisierung als Sinnbild irrationalen Handelns und Zersplitterungen bei der Ereigniskommentierung wieder an und beschrieb den Balkan wieder zunehmend als Gegensatz zu Europa. Man kann all dies auch als eine Orientierungslosigkeit der Kommunikation beschreiben, die keine konsensuelle Zurechnung von Handeln und Erleben mehr zuließ. Unter den Beteiligten gab es auch keine Asymmetrie mehr, die eine Vorselektion getroffen und eine eindeutige Anschlusskommunikation

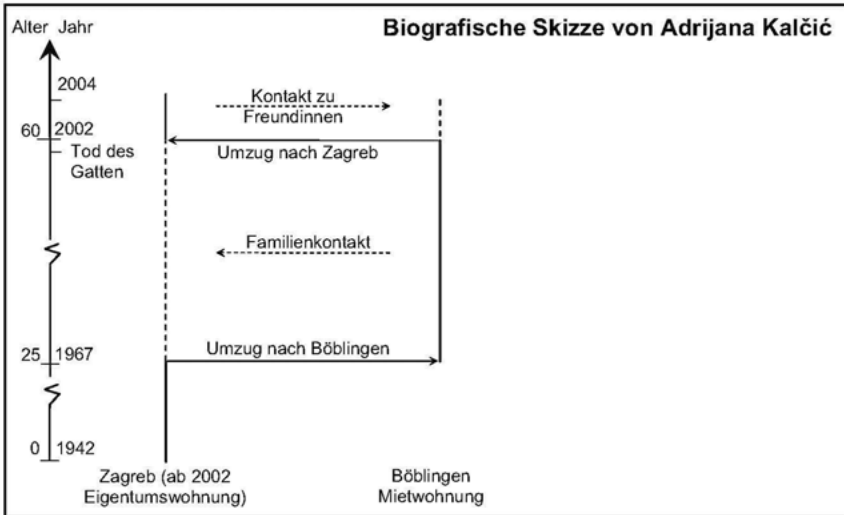
tion erlaubt hätte. Hierarchisierte Positionen innerhalb der NATO und EU wurden durch abweichende Äußerungen der Mitgliedstaaten von NATO und EU gerade nicht mehr als solche anerkannt. Heute wird zwar Serbien mehrheitlich als Aggressor identifiziert, doch besonders während des Krieges in Bosnien-Herzegowina war die Situation nicht immer eindeutig. Besonders bei lokalen Konflikten reicht der serbische Pariastatus nicht aus, um Gut und Böse eindeutig voneinander zu trennen.

Damit ist der schwierige Hintergrund für die folgenden drei biografischen Beispiele skizziert. Jetzt sollen der Anpassungsdruck, die Anpassungsleistung und die divergierenden Semantiken dargestellt werden. Die drei Biografien decken ein breites Spektrum der kriegsbedingten Planänderungen und Verarbeitungsstrategien ab. Es wird deutlich, dass sich das jugoslawische Territorium auch in den Migrationsplänen so nachhaltig fragmentierte, dass eben nicht mehr Post-Jugoslawien komplett als Ziel einer Remigration in Frage kommt, sondern nur noch einzelne Länder, Regionen und bisweilen sogar nur noch einzelne Orte. Die folgenden Textstellen bezwecken vielfach implizit eine Legitimation. Die Migranten legen schlüssig dar, weshalb sie einem Ort oder einer Region keine Beachtung mehr schenken. Es sind Geschichten, ohne die, so ist zu vermuten, man sich nicht ohne weiteres von diesem Ort hätte abwenden können, ohne die man Jugoslawien nicht ad acta hätte legen können. Dass auch hier Immobilien wieder eine wichtige Rolle spielen, ist zum einen dem geografischen Zugang dieser Arbeit geschuldet und zum anderen der bereits erwähnten Bedeutung von Immobilien im Migrationsprozess. Die Ereignisse in der *ersten* Geschichte sind so drastisch, dass es ex post keine Zweifel an der Legitimität der darauf folgenden Handlungen der Erzählerin gibt. Bei der *zweiten* Geschichte misslingt die Herstellung einer eindeutigen Kausalität von Umweltgeschehen und Handlung. Die Erzählerin erlebt die Welt nicht nur als Beobachterin, sondern wird von ihrer fiktiven und realen Umwelt zugleich als Handelnde und daher auch als Mitschuldige identifiziert. Die *dritte* Geschichte greift die Verortungsthematik stärker auf und zeigt das Bemühen, das Böse nach außen und in die Ferne zu verlagern.

Entfremdende Demütigungen und territoriale Reduktionen

Die Geschichte der 62jährigen Adrijana Kalčić wurde bereits thematisiert, als es um Eingriffe des jugoslawischen Staates in das Leben seiner in Deutschland lebenden Bürger ging. Besonders ihr Mann hatte sich fest vorgenommen, niemals in ein sozialistisches Jugoslawien zurückzukehren. Ehe sie dann als Rentnerin mit ihrem Mann hätte zurückkehren können, stirbt er nach jahrelanger Krankheit. Erst mit Eintritt in die Rente zieht sie 2002 in ihre Geburtsstadt Zagreb. Während ihres gesamten Arbeitslebens in Deutschland stand sie in engem Kontakt mit ihrer Familie in Kroatien. Beim Interview in Zagreb berichtet sie von einem Kriegsereignis im Jahr 1992.

Abbildung 16: Biografische Skizze von Adrijana Kalčić



Adrijana Kalčić: [...] Ich habe auch wo der Krieg hier war, sehr große Schwierigkeiten hier gehabt als Kroatin. War sehr bedroht in Böblingen von Serben!

PG: Kam das überraschend in Böblingen, dass sie von Serben bedroht wurden? Wie würden sie das beschreiben?

AK: Hmm, ich weiß nicht, andere haben auch ein bisschen, aber ich weiß, von wo habe ich also die Drohung erhalten. Das war aus dem Ort, wo ich weiß meine älteste Schwester, hat in einem kleinen Ort, wo der besetzt von Serben war, dort hat die ausgeharrt, und sie wurde von Serben erstoch... Also geschlachtet wie ein Viech, also soll ich es so sagen. Und das hatte mir derjenige am Telefon gesagt. Um 12 Uhr nachts. Das war ein Schock. Weil ich habe ja erstmal gedacht, es ist irgendetwas passiert, ist irgendjemand gestorben. Weil ich habe ja mein Geschwister hier und dann weil die Telefon so klingelt nicht um zwei Uhr nachts. Bin aufgestanden und auf einmal hat ein anständiger Serbe gedroht und geflücht und mich versucht zu erniedrigen. Und dann habe ich es ihm schön gesagt, so wie es auch Deutsche tun würden, du dämliches Arschloch habe ich ihm gesagt. Du bist ein elendiges Arschloch und du bist ein armer Kerl und ihm deutlich gesagt, du hast meine Schwester Dina geschlachtet. Und dann habe ich auch zurück geflücht. Weil ich habe ja keine Angst gehabt, du kannst mich mal am Arsch lecken, wie du kannst mir nichts tun. Weil du bist viel zu blöd, habe ich gesagt. Du bist viel zu blöd. Ja und dann habe ich abends später von München eine Kommandodrohung erhalten und genau von dem, und dann habe ich gesagt, ja gut kommst du nach Böblingen. Komm nur! Ich habe hier Schutz, aber du nicht. Weil ich kenne deutsche Gesetze. Und ich bin in Böblingen gewesen und ich habe ja auch die Polizei angerufen, die hat gesagt was los ist. Und die haben ja auch unter der Brücke eine Frau abends, wo sie um zehn Uhr vom Geschäft gegangen ist, auch geschlachtet, von Serben. Das habe ich gewusst. Bin dann aber ruhig geblieben und habe abgewartet was los ist und dann habe ich die Telefonnummer gewechselt und fertig war es. Wo sie Telefonnummer her gehabt ha-

ben, war von meiner Schwester, weil bei der haben sie das Haus besetzt. Und das habe ich gewusst. Ich, also so blöd bin ich nicht. Weil ich kann auch zwei und zwei zusammen zählen.

PG: *Und wo war das Haus?*

AK: In Petrinja.

PG: *Also in Kroatien...*

AK: Das ist Kroatien natürlich!

Vor dieser Passage liefen Böblingen, Zagreb und andere kroatische Orte ineinander über. Ich hatte Mühe, die geschilderten Ereignisse aus ihrem Leben dem einen oder anderen Ort zuzuordnen, weil der vermeintlich räumlichen Differenz Böblingen|Zagreb keine weiteren Differenzierungen folgten. Doch in diesem Ausschnitt ist die räumliche Differenzierung eine ganz wesentliche. Indem sie sich in Böblingen lokalisiert und über Ereignisse in Kroatien berichtet, kann sie eine ausreichende Ferne zu den Ereignissen herstellen und sich durch die ganze Passage als Erlebende beschreiben. Sie erzählt in knappen und drastischen Worten, dass ihre Schwester ermordet wurde. Als ob dies nicht grausam genug wäre, wird sie vom Mörder ihrer Schwester zusätzlich gequält. Er unterrichtet sie telefonisch von der vollstreckten Tat, versucht sie zu erniedrigen und verschickt kurz darauf eine „Kommandodrohung“. Diese Telefonate erstrecken sich, wie sie später sagt, über einen längeren Zeitraum. Als Ereignis ist diese Tat keine Besonderheit in den Kriegsjahren. Selbst die mit der Tat einhergehenden Telefonate, Erniedrigungen und Drohungen sind als Ereignis keine Besonderheit, sondern konstitutiver Bestandteil des Vorgangs. In der Belletristik liest man: „Der Tod ist manchmal nicht alles. Man kann, bevor man umgebracht wird, auch gefoltert und vergewaltigt werden. Das hängt davon ab. Von Fall zu Fall“ (Kamber 2004: 26).

So gewöhnlich dieses Tatmuster in den Kriegen war, so ungewöhnlich und verwunderlich ist das Muster an sich, gleichwohl es keineswegs auf die Balkankriege beschränkt ist. Die Frage muss doch lauten, was den Mörder dazu treibt, die weit entfernt lebende Schwester seines Opfers anzurufen. Was bewegt ihn dazu, Familienangehörige zu demütigen und wie steht dies im Verhältnis zum Mord? Warum nimmt er nach der Tat noch das Risiko der Entlarvung auf sich? Beobachter der Kriegshandlungen waren immer wieder über das Ausmaß an Brutalität, an Gewaltexzessen und an Demütigungen, das Exekutionen *vorausging*, entsetzt. Dass diese Taten zum Teil per Video dokumentiert wurden oder, wie in Adrijanas Fall, der Mörder zum Telefon griff, ist zum Teil mit der Sicherheit zu erklären, in der sich die Mörder wiegten. Strafverfolgung hatten sie im Krieg nicht zu befürchten. Doch das ist nur die eine Seite. Die Sicherheit mit dem Mord das Rechtmäßige und Richtige zu tun, musste zunächst hergestellt werden und in diesem Kontext ist die Abwesenheit der Strafverfolgung nur der Rahmen, in dem so etwas möglich wird, doch die Abwesenheit legitimiert noch nicht die Tat. Weil sich die im Krieg befindlichen Parteien vergleichsweise gut kannten, weil sie vor dem Krieg Nachbarn und Freunde waren und weil sie vor dem Krieg ge-

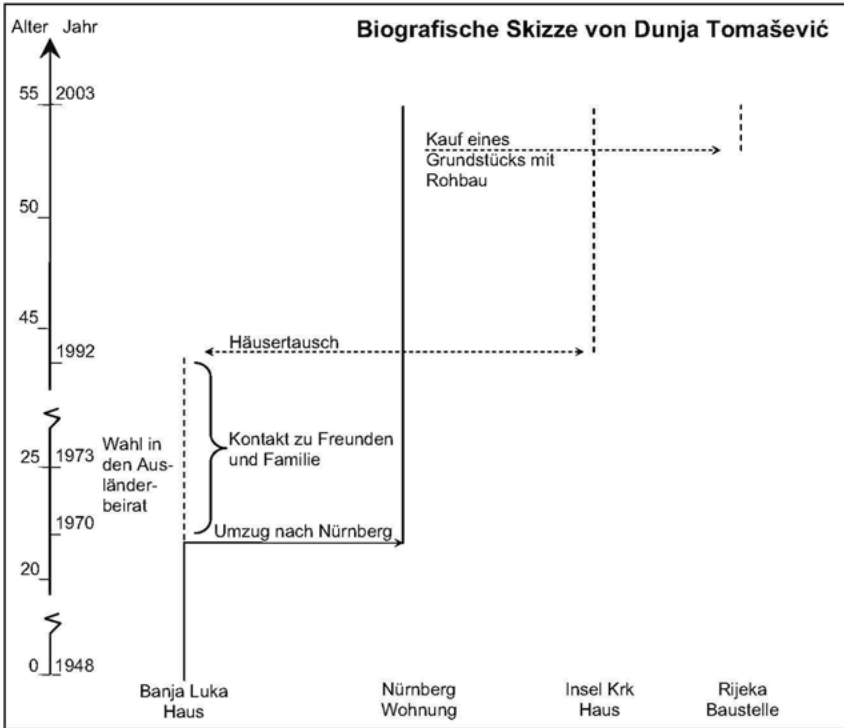
meinsam feierten und litten, waren sie sich näher als viele andere Kriegsparteien in der Welt. Sicherlich wusste man, wer Serbe, Kroate oder Bosnier war. Dies zu erkennen war nicht schwierig, denn es konnte an der Religion oder oft auch am Namen festgemacht werden. Wenn man nun genau diese Menschen umbringen will, die man zuvor noch als Nachbarn kannte und diese Tat noch – vor wem auch immer – legitimieren möchte, dann bedarf es dazu einer Distanzvergrößerung. Auf irgendeine Weise müssen die Mörder sich vergewissern, dass sie einen Fremden umbringen, einen umbringen, der wirklich anders ist als man selbst. Jeder Verdacht des Gleichseins muss getilgt werden, weil sonst der Mord ein Mord bliebe. Erst wenn das Opfer so sehr erniedrigt wurde, dass eine mögliche Relation zwischen Täter und Opfer abstrus wird, kann der Mörder zur scheinbar legitimierte Tat schreiten. Das ist der Moment der so unerträglichen Demütigung des Anderen.

Vielleicht hatte der Mörder von Adrijanas Schwester genau diese Demütigung im Vorfeld vergessen oder er wurde sich nach der Tat bewusst, dass die Distanz nicht ausreichend war. Auf jeden Fall versuchte er im Nachhinein die Distanz zu vergrößern oder zu wahren. Es kommt zur fernmündlichen Beleidigung und Drohung, die allerdings nicht so einschüchternd wirkt wie erhofft, weil Frau Kalčić um den Rahmen der Strafverfolgung weiß und auf die deutsche Polizei verweisen kann.

Während die Demütigung Teil des mörderischen Skripts wurde, verwendet Frau Kalčić die beschriebene Tat selbst und die in ihr enthaltene Distanz als Begründung, weshalb sie kein Interesse mehr an Serbien hat. So wie der Anfang ihrer Migration von Jugoslawien gerahmt wurde, legitimiert dieses Ereignis ihr Handeln, das heißt den Abbruch von Beziehungen zu Serbien. Man mag dies für nicht weiter erwähnenswert halten und ihr diese Freiheit selbstverständlich zugestehen, aber das Ereignis ist nicht nur an sich krass, sondern erfüllt eben auch eine Funktion in ihrer eigenen Biografie. Während sie sich als Migrantin gelegentlich dem Vorwurf ausgesetzt sah, sie habe feige das Land verlassen und sei eine „verkaufte Braut“, tauchen im Umfeld des Mordes keine weiteren Vorwürfe an sie auf. Die Abwendung von Serbien ist für sie selbsterklärend und nur der Höhepunkt einer langen Entwicklung. Nicht nur Serben und Serbien werden ignoriert, sondern auch das Interesse an Bosnien-Herzegowina erlahmt. Lediglich ihr dort lebender Bruder und dessen Frau bieten einen Grund, gelegentlich in das Land zu reisen. Doch eine solche Reise beschränkt sich dann genau auf den Wohnort von Bruder und Schwägerin, geht nicht über diese eine Stelle hinaus. Dass diese Weltsortierung nicht immer möglich ist, dass nicht alle aus der Ferne erleben konnten oder erleben mussten, wird im folgenden Fall deutlich werden.

Häusertausch zwischen Handeln und Erleben

Abbildung 17: Biografische Skizze von Dunja Tomašević



Auch aus dem Leben von Frau Tomašević wurde bereits berichtet. Es ging um die Willkür des jugoslawischen Staates und ihre Rolle als Vertreterin jugoslawischer Migrantinnen und Migranten im Ausländerbeirat der Stadt Nürnberg. Auch damals lebte und wirkte sie in einem interessanten und spannungsreichen Zwischenraum. Eine Position, die auch jetzt wieder thematisiert wird. Ihre Familie stammt aus Banja Luka, einer Stadt in Bosnien-Herzegowina, die heute mehrheitlich serbisch bevölkert ist. Sie selbst bezeichnet sich jedoch als Kroatin und damit als Katholikin. In der folgenden Gesprächspassage legt sie Zeugnis darüber ab, wie es kam, dass sie ihr Haus in Banja Luka gegen ein Haus auf der Insel Krk (Kroatien) mit einem Serben tauschte. Die Aufmerksamkeit sollte sich auf ihre Rechtfertigung richten. Dabei fällt auf, dass ich als Interviewer keine verbale Aufforderung zur Rechtfertigung äußerte, aber gleichsam als ein Adressat gelte, vielleicht als Surrogat für ihr Gewissen oder für andere Ankläger. Der Einstieg in die Passage sind allgemeine Kriegsereignisse wie beispielsweise eine Kriegsteuer. Den Begriff paraphrasierend frage ich sie, ob auch sie habe zahlen müssen.

Dunja Tomašević: Nein, ich war ja, also Kriegssteuer nein. War ja genug, dass ich vertrieben wurde, verstehen sie und dann war das so, dass die in der Nacht alle weg mussten, das waren elf Leute, zwei Brüder sind sofort in den Krieg. Also einer ist praktisch nicht in den Krieg, der ist nach Serbien halt, der hat bei der Caritas gearbeitet und der hat das gesamte Krieg Konvoi gefahren, der hat einen LKW gehabt und mit diesem LKW hat er zwischen Sarajewo und Banja Luka die Güter gependelt [...] Der andere war richtig an der Front, überall. Und, dann habe ich diese gesamte Frauen und Kinder, dieses gesamt durchziehen müssen, damals für die kroatische... also, die haben keine Kriegskleidung gehabt, da habe ich für meinen Bruder noch Winterunterwäsche kaufen müssen, verstehen sie, das gesamte was die für den Krieg so brauchen. Weil die haben wahrscheinlich nur so Blousons gekriegt und sonst nichts. Ach, das war schlimm und so ist das Geld halt weg. Naja, das ist ja wurscht, das ist auf der einen Seite Gewinn und auf der anderen Seite ein Verlust, wir haben ja auch dann sind die Serben halt praktisch, serbische, diese Miliz da, diese Tschetniks da, die haben sich da in meinem Haus da eingelagert und andere Nachbar hat es sowieso darauf abgesehen, dass er oben das neue Haus nimmt. Er hat schon versucht die Fenster herauszunehmen, haben sie schon die Steckdosen herausgenommen, verstehen sie und alles und ich habe schon gedacht, dass das nichts mehr ist, dass ich das nicht mehr zurückbekomme. Und dann bin ich ja mit einem Serben aus Stuttgart in einen Handel rein. Ich habe mein Haus inseriert in einer serbischen Zeitung hier in Deutschland, was weiß ich, ‚Serbische Front‘ oder so, die ganz schrägste Zeitung so insgesamt. Hier im Ausland von den Tschetniks. Und dann habe ich da inseriert, dass ich da ein Haus tauschen möchte.

PG: Und was ist dann passiert?

DT: Dann hat mich ein junger Mann aus Dings dann angerufen, aus Stuttgart. Hat er gesagt, wissen sie Tante, also ich habe geschrieben, Zagreb oder Rijeka, wollte ja nicht in die Pampa gehen. Und dann hat er gesagt, ja wir sind ja nicht richtig in Rijeka, das ist ja auch sehr schön und das ist ein Dorf am Meer und bitte schauen sie sich das einmal an. Fahren sie hin und wir würden gerne dagegen ihr Haus tauschen. Habe ich gesagt, ja wie kommen sie denn bitte auf mich, ja die Anzeige und wir kennen ihr Haus, weil mein Onkel so der Obertschetniks im Dorf bei mir und der hat schon seine Miliz im Haus sozusagen eingesiedelt gehabt. Und wir brauchen ihr Haus nicht angucken, denn wir kennen das, weil mein Onkel, auf Deutsch gesagt, das Haus sowieso schon verwaltet. Und dann habe ich gesehen, habe ich gesagt, gut dann die Schlüssel her und dann schaue ich mir das an. [...] Und das war praktisch alles im Rohbau und unten war ja ein Schrottmöbel, das haben wir alles raus und verbrennen müssen und alles was gut war, haben die verkauft und mitgenommen. [...] Das war schon übel, übel. Und dann bin ich nach Stuttgart und dann hat er gesagt, ich traue mich nicht in den kroatischen Konsulat. Sage ich Junge, wenn du tauschen willst, dann musst du ins Konsulat rein. Wie willst du das sonst machen und naja, dann hat er irgendwie Vollmacht gegeben, an jemanden der weniger Angst hatte und derjenige ist mit mir ins kroatische Konsulat in Stuttgart. Da haben wir so einen Vertrag unterschrieben, dass wir beide einverstanden sind, also dass wir diese ganzen Güter tauschen. Und dann bin ich mit diesen Papieren runter nach Krk und dann haben die zuerst mal komisch geschaut, das war ja auch nicht üblich und dann habe ich gesagt, ich will das haben, Vertrag ist Vertrag, beglaubigt ist es auch, hier ist meine Unterschrift, hier ist seine Unterschrift und ich bitte sie jetzt die ganzen Sachen

so im Grundbuch umzuschreiben. Ich weiß nicht mehr wo mir der Kopf steht, jetzt macht mir das bitte einmal. Und das ging ja gut, die haben das dann umgeschrieben und das gehört jetzt alles mir.

PG: Aber das war selten? Oder haben das viele gemacht?

DT: Nein, viele haben das nicht gemacht. Es war ja, ich habe ja auch viele Nächte geweint, es war ja nicht einfach das zu machen, aber ich habe gesehen, dass ich keinen anderen Ausweg habe.

PG: In welchem Jahr war das?

DT: Ähm 92, 93. Ich habe im Frühjahr 93 das unterschrieben. Und das war ja auch so Verrat gegen Bosnien so gesehen, so auf der einen Seite gesehen, das war nirgendwo, ich war nirgendwo gut gesehen. Aber es war sozusagen für mich auch notwendig, weil ich konnte das nicht verschenken. Ich habe gewusst, jetzt haben wir die Kinder rausgeholt mit Not und Mühe, da werden die leben müssen, da ist es besser, dass es den Kindern bleibt, hier in Kroatien, bevor ich den Tschetniks das in Bosnien schenke, also ich hole das jetzt raus und dann Ende.

Das auffällige Hin- und Herspringen zwischen der Beschreibung des Umweltgeschehens und den eigenen Handlungen sowie die Funktion dieses Changierens soll mit Rückgriff auf die grundsätzliche Differenz von Erleben und Handeln erörtert werden. Es geht dabei um einen Zurechnungsdissens. Zunächst verneint Frau Tomašević die Frage nach der Kriegssteuer. Direkt im Anschluss beginnt sie zu argumentieren, dass ihre Kosten während des Krieges ohnehin sehr hoch gewesen seien und sie erzählt anekdotisch, dass sie sogar die „Winterunterwäsche“ für einen ihrer Brüder im Feld habe kaufen müssen. Je nach Herkunftsort, politischer Zugehörigkeit, Geschlecht und Alter der Verwandtschaft sind solche und ähnliche Formen von Unterstützung üblich gewesen. Diesen Teil der Erzählung rundet sie bilanzierend ab, indem sie von Gewinn und Verlust spricht. Die Gewinnseite bleibt allerdings im Dunkeln, weil sie zunächst die Verlustseite aufgreift und weiter ausführt. Die Bedrohung Tschetniks spezifiziert sie als ihren Nachbarn, der es auf ihr Haus abgesehen hätte. Da ein Haus nicht leicht zu stehlen ist, begannen sie mit der Demontage der Steckdosen und versuchten sich an den Fenstern. Während sie den Krieg über ihren Bruder wenigstens indirekt unterstützte, also handelte, stellt sie sich im Kontext der Ereignisse um ihr Haus als Erlebende dar. Die Ereignisse werden ihr direkt oder über die Erzählungen von Vertrauenspersonen zugetragen. Erleben heißt in diesem Fall auch, dass sie zwar betroffen, aber nicht verantwortlich ist. Weil sie als Betroffene aber um weiteren Schaden fürchtet, wird sie nun zur Handelnden. Den Grund dafür sieht sie in der Umwelt! Weiteres Verharren, so die argumentative Schilderung, hätte zu einem vollständigen Verlust geführt. Ihre nun eingeleitete Handlung löst, wenigstens bei mir, aber sicher auch bei anderen, ob ihrer Ungewöhnlichkeit Verwunderung aus. In einer der „schrägsten Zeitungen“ der Serben schlägt sie einen Häusertausch vor. Die Antwort kommt prompt und stützt ihre Argumentation. Der Onkel des „jungen Manns“ aus Stuttgart gehöre zu den „Obertschetniks“ im Dorf und das zum Tausch offerierte Haus sei ihnen schon bekannt, ja sie

hätten sich darin schon „ingesiedelt“, ist aus der wiedergegebenen Kommunikation zu entnehmen.

All dies schildert sie als Ereignisse, die außerhalb ihres persönlichen Einflussbereiches liegen und auch bei weiterer Passivität geschehen wären. Die Floskel von Gewinnen und Verlusten bleibt weiterhin eine Floskel, weil sie die Gewinnseite nicht weiter erhellen will. Im Gegenteil möchte sie den Eindruck vermeiden, dass sie einen guten Tausch gemacht habe. Das Haus auf der bei vielen Deutschen beliebten adriatischen Urlaubsinsel Krk darf nicht den Anschein erwecken, zu gut zu sein. Sie spricht von einem Rohbau, in dem nur „Schrottmöbel“ standen. Wenn es um die Frage der Rechtmäßigkeit geht, dann ist es abermals die andere Seite, die als die unrechte dasteht. Bei der Überführung der informellen Absprache in einen rechtsgültigen Grundbucheintrag ist es der „junge Mann“, der Angst vor dem Konsulat hat und einen Dritten bevollmächtigt. Eine letzte formale Hürde ist in Kroatien zu nehmen, als es um den Grundbucheintrag ihres neuen Hauses geht. Dort sieht sie sich „komischen“ Blicken ausgesetzt. Weil sie kein Bedürfnis nach einer Diskussion mit den Verantwortlichen hat, greift sie auf die nüchterne Formel „Vertrag ist Vertrag“ zurück. Diese eigentlich überflüssige Argumentation im Rechtssystem deutet bereits an, dass die Legitimität ihrer Handlungen von Dritten als fragwürdig eingestuft wird. Da die Funktionssysteme der Gesellschaft aber relativ robust gegen alternative Beobachtungen sind (Vertrag ist Vertrag, Geld stinkt nicht etc.), gelingt ihr mit dem Verweis auf ein rechtsgültiges Dokument so etwas wie die Herstellung von Normalität in der funktional differenzierten Gesellschaft. Vertrag ist Vertrag signalisiert eindeutig, dass sie nach dem ungewöhnlichen Tauschvorgang nicht Willens ist, sich von Fremden in ihre Entscheidung reinreden zu lassen. Die Verantwortlichen habe nur die Rechtskräftigkeit der Dokumente zu interessieren und nicht der Weg dahin. Ihre nachgeschobene mit leichter Verzweiflung geäußerte Bitte, ihrem Wunsch nun nachzukommen, erklärt mehr ihr persönliches Befinden in der für sie stressigen Zeit, als den Grund für das letztendliche Gelingen.

Die Überführung des Ungewöhnlichen in einen Standardvorgang ist damit keineswegs abgeschlossen. Nach der Häufigkeit solcher Vorgänge gefragt, muss sie die Ungewöhnlichkeit betonen und führt sofort danach ihr persönliches Leiden an. Jetzt treten die Gründe für ihre bisweilen angestrenzte Argumentation auf die Bühne. Gesichtlose Stimmen erscheinen, schreien in Bosnien und überall sonst Verrat, heißen ihre Handlungen nicht gut. Diese Ankläger sehen in ihren Handlungen Mitschuld, um das Wenigste zu sagen. Diese Klagen lassen verstehen, warum sie die Gründe für ihr Inserat mit Bedacht in ihre Umwelt gelegt hat, warum sie jeden Eindruck persönlicher Vorteilsnahme minimieren möchte und warum sie ihr Handeln als logische Konsequenz der Umweltereignisse betrachtet. Der Dissens entzündet sich an diesen Zurechnungen, denn die sie beobachtende Umwelt akzeptiert die Unausweichlichkeit ihrer Handlungen vermutlich nicht uneingeschränkt und auch sie kann sich gedankenexperimentell in diese

Beobachterrolle versetzen. Und die sie beobachtende Position erkennt in ihr eine Handelnde, die in einer Art vorausweisendem Übereifer für eine selbstselektive ‚ethnische Säuberung‘ sorgte. Sie wird zur Umwelt und zur Schuldigen für andere, die sie für die Entwicklung mit verantwortlich machen – eine denkbar ungemütliche Lage, die sich bis in die Gegenwart erstreckt.

Dunja Tomašević: [...] Dort wo ich jetzt auf Krk bin, die gesamten Nachbarn, also das sind jetzt zehn Jahre, die haben mich sehr kritisch betrachtet und haben gesagt, die Bosniakerin und so. Und ich habe mich mir gesagt, ach wisst ihr was, ich lasse euch einfach links liegen, ich lebe mein Leben weiter und ich habe es denen auch einmal wörtlich gesagt, wisst ihr was, ich lebe in Deutschland und ich habe mit euch eigentlich nichts zu tun. Ich bin zufällig hier gekommen und ihr lasst mich leben und ich lasse euch leben und wir haben überhaupt keine Kontakte und so pflege ich das heute noch und wenn mich eine grüßt dann grüße ich und wenn mich keine grüßt, dann grüße ich eben nicht. Dann grüße ich nicht! //Lacht//

Nun verschweigt sie ihr inserierendes Handeln und spricht von einem Zufall. Vielleicht muss sie gar nicht der Nachbarn wegen auf der Insel leiden, sondern weil die Logik der Geschichte ihr den Leidensweg vorschreibt, den sie nur um den Preis der Zugabe doch aktiv gehandelt zu haben, verlassen kann. Nun soll und kann es an dieser Stelle nicht um eine Klärung der Schuldfrage gehen, aber es ist deutlich geworden, dass in von doppelter Kontingenz gezeichneten Situationen die Zurechnungen extrem schwierig sind. Zumindest wenn Erleben und Handeln abseits routinierter Praxen verlaufen. Kontingent war die Situation, weil Notwendigkeit und Unmöglichkeit ausgeschlossen werden können. Doppelt kontingent war sie wie jede soziale Situation, weil Frau Tomašević nie wusste, wie Alter handeln wird. Ihr Inserat kann, muss aber nicht, als Initial für Segregationsprozesse verstanden werden, gleichwohl sie ihr Handeln auf andere Umweltereignisse zurückführt. Zu einem Zeitpunkt, in dem funktionale Differenzierung in Bosnien-Herzegowina kollabierte, die Codes der Funktionssysteme keine Anschlusskommunikation mehr erlaubten, wird richtiges|falsches Handeln schnell in das Schema von gut|böse überführt und moralisch aufgeladen. Weil die Moral die ganze Person betrifft, aber keine klare Sanktionen kennt, wenn die Person die Ächtung nicht akzeptiert, kann Moral entgegen ihrem Bekunden die Situation zum Eskalieren bringen. Fortzug ist dann eine Möglichkeit zum deeskalierenden Kommunikationsabbruch. Und vielleicht hat Frau Tomašević auch deshalb bereits eine weitere Bleibe für die Zeit während der Rente in Rijeka.

PG: Und gab es für sie noch Alternativen, wo sie vielleicht hingegangen wären?

Dunja Tomašević: Wie?

P.G: Dass sie überlegt haben woanders hinzugehen, nach Zagreb vielleicht?

DT: Nein, ich, also ich habe schon Alternativen, denn ich habe mir in Rijeka neben meinem Bruder so ein Grundstück gekauft, und ein angefangenes Haus, also der Keller ist schon da und so und schon angefangen, die Baugenehmigung, Strom, Wasser und Tele-

fon. Ich brauche ja praktisch nur die Wände hochzuziehen und da ein Haus bauen. Der Krieg hat sehr viel Geld gekostet, das ganze Geld ist hin. Muss ich auch sagen, für diese ganze Sache habe ich Kredit aufnehmen müssen, sehr viele, die ich hier kenne aus Kroatien leben hier sehr viel aus Krediten und können sich bis zur Rente nicht mehr aus den Krediten befreien, weil alles weg ist. Ist für immer weg. Und man hat wieder was haben wollen und dann hat man einen Kredit nehmen müssen. Und dann würde ich mir schon so eine kleine Wohnung dort aufbauen, wo ich mir sage, das ist meins, denn mit diesen Knaben [auf der Insel Krk] möchte ich den Winter nicht verbringen, denn die sind mir einfach nicht freundlich genug. Da gehe ich nach Rijeka, da ist ein schönes Theater, eine schöne Ausstellung, und dann setze ich mich in ein Café und in Rijeka gibt es x-tausende aus Banja Luka und aus Bosnien, da bin ich einfach unter meinen Leuten, also in Rijeka gibt es ja eine Masse aus Banja Luka.

Hausverlust und Ordnungsversuche

Die beiden Einzelfälle haben für sich, aber auch über ihre Verweise das Ausmaß der durch den Krieg verursachten Umbrüche deutlich gemacht. Migrantenfamilien mit Bezug zu Bosnien-Herzegowina sind praktisch ausnahmslos vom Krieg betroffen gewesen. Aber auch an Familien aus dem kroatischen Grenzraum zu Bosnien oder aus anderen jugoslawischen Regionen ging der Krieg nicht spurlos vorüber. Dass dadurch die Migrationspläne gestört wurden, liegt auf der Hand und wurde in diesem Kapitel sehr explizit und in anderen Kapiteln implizit thematisiert. Abschließend soll der Blick auf Jagoda Lajić gerichtet werden. Ihre Immobilieninvestitionen wurden bereits im Kontext der Transformation vom bäuerlichen Hofdenken zum modernen Individualdenken untersucht. Auffallend war, wie ihr Gerechtigkeitsempfinden entlang räumlicher Differenzen gestört wurde. In Sarajewo, Nürnberg und Novska galten unterschiedliche Gerechtigkeitsnormen. Die Tatsache, dass Novska vom Krieg nicht so schwer betroffen war wie Sarajewo, versöhnte sie nachträglich mit dem Hausbauzwang in Novska. Wie eine offene Flanke stellt sich das Belagerungsdrama ihrer Heimatstadt Sarajewo dar. Sie selbst schöpft aus der städtischen Identität einen großen Teil ihres eigenen Selbstverständnisses. Angesichts der positiven Attribute Sarajewos verwundert das nicht, galt die Stadt doch als multikultureller und friedlicher Begegnungsraum. Wie erklärt sie dann aber die Kriegsereignisse?

Jagoda Lajić: Und das ist zum Beispiel das was mich geprägt hat. Bei uns in Sarajewo wusste jeder, was er ist. Sagen wir einmal, jeder hat sich selber geschätzt und automatisch die Anderen, wo man, so wie es in der Bibel steht ‚Liebe deinen Nächsten so wie dich selber‘. Und wo man sich selber schätzt, kann man auch die Anderen schätzen, kann man auch die Anderen als Menschen schätzen mit den Unterschieden, die wir haben und leben und die also man sieht das ganz anders. Und was mir sehr weh tut, ach bei euch in Sarajewo, da gab es dies und jenes. Von Prinčić bis zum Beispiel Radovan Karadžić, der war auch nicht aus Sarajewo, sondern aus Montenegro, es waren nicht die Leute aus Sarajewo, die das Sarajewo zerstört haben, die die blieben alle. Das sind

wirklich die Leute... also olympische Spiele, das war alles schön und gut, aber es war ein Riesenfehler gemacht worden. Es sind en masse Leute angesiedelt worden, die noch nicht reif für eine Stadt waren. Und dann ging es mit der Stadt... Die haben nie dieses städtische Leben und das Denken angenommen. Und das ist das Problem dieser Menschen hier auch. Die haben alle noch ihre Dörfer im Kopf, sagen wir einmal, nicht alle, viele kommen ja auch aus Städten, aber die haben alle noch ihre Denkweise aus ihren Dörfern, und die vererben sie auf ihre Kinder weiter.

Es wäre gewiss zu viel verlangt, in knapp 200 Worten einen akkuraten Bericht über Schuld und Unschuld an Sarajewos Tragödie zu verfassen, doch das hier verwendete grundsätzliche Erklärungsschema ist kein Einzelfall und zudem in seiner Einfachheit nicht harmlos. Frau Lajić beginnt mit dem multikulturellen Erklärungsschema. Man könnte hier zwar sofort mit der harten Vokabel des Kultur-rassismus einfallen (vgl. Welsch 1994), doch vielleicht ist das christliche Gebot der Nächstenliebe keine schlechte Handlungsmaxime für ein würdiges Miteinander. Das Böse jedoch kommt wie immer von außen in die Welt und hier ist das Außen Montenegro und kam bereits mit den Olympischen Spielen in die Stadt. So seien Menschen mit ihrem Dorf im Kopf in die Stadt gekommen, obwohl sie noch nicht die Reife für die Stadt besessen hätten. Solche Argumentationsmuster auf einer subnationalen Identitätsebene hat auch Volcic (2005) in Belgrad ausgemacht: Junge Erwachsene differenzieren dort kühn zwischen ‚Us, the City Cosmopolitans‘ und ‚Them, the Rural Nationalists‘. Wie auch immer die Ländler zu beschreiben sind, welche Verhaltensmuster sie auch immer an den Tag legen und wie auch immer sie sich von den Städtern unterscheiden, diese räumliche Verortung des Bösen vergisst ein entscheidendes Argument: Der Nationalismus ist zu einem wesentlichen Teil eine elitäre Erfindung und in den Zentren zu Hause. Auch beim Zerfall Jugoslawiens spielten gut ausgebildete Städter eine mindestens ebenso wichtige Rolle wie angeblich ungebildete Dörfler. Damit soll der tragische Teil der jugoslawischen Geschichte etwas ruhen. Indirekt wird zwar im Folgenden auch auf die Dekade des Zerfalls verwiesen, doch aktive Ordnungs- und Verarbeitungsstrategien werden nicht mehr explizit thematisiert.

Transnationalität in Familien

Dass transnationale Strukturen innerhalb der Familie leicht entstehen und über einen langen Zeitraum bestehen können, wurde bereits geschildert. Der Begriff ‚transnational‘ ist hier allerdings zweifelhaft, weil eine Familie eben eine Familie und keine Nation ist, die Grenzen des sozialen Systems Familie also primär nicht entlang von nationalen Zugehörigkeiten gezogen werden. Doch es ist auch nicht zu verkennen, dass nationale Ordnungen bis auf die Ebene von Familien durchschlagen und in der Familie verhandelt werden müssen. Zum Beispiel wenn aus einer jugoslawischen Ehe in den 1990er Jahren eine serbisch-kroatische Misch-

ehe wird. Hier sollen vor allem Familiennormen und Familiengrenzen beobachtet werden. Dazu müssen zwei besondere Charakteristika der modernen Familie in Erinnerung gerufen werden, die sich aus der Sozialform Familie und ihrer Stellung in einer funktional differenzierten Gesellschaft ergeben. *Erstens* zeichnen sich familieninterne Sozialbeziehungen durch ein hohes Maß an Exklusivität aus. In der Familie wird stets die ganze Person berücksichtigt, eine Totalberücksichtigung, die auch als Inklusion der Vollperson beschrieben werden kann. Dies führt dazu, dass der familiären Neugierde nur wenige Sonderbereiche (zum Beispiel Briefe und Tagebücher) vorenthalten werden können. Räumliche Entfernung und damit sinkende Interaktionsfrequenzen erschweren die Herstellung von Intimität in transnationalen Familien. Die Vollinklusion von Personen droht zu scheitern, weil die Lebenswelten zu weit auseinanderklaffen und die Anstrengungen den jeweils anderen an der eigenen Lebenswelt teilhaben zu lassen, zu zeitintensiv und zu anstrengend werden. *Zweitens* ist die besondere innerfamiliäre Kommunikationsform zu beachten. Sie hat die Form der Liebe: Alles soll aus Liebe und nur der Liebe wegen geschehen. Liebe wird hier als Kommunikationsform und nicht als Gefühl verstanden. Sie kann weder erkaufte noch erzwungen werden, weil sie dann sofort aufhören würde, Liebe zu sein. Ereignisse der Familie zu verschweigen, Markttransaktionen in der Familie zuzulassen oder mit normativen Zwängen in der Familie zu argumentieren – derlei muss als Bedrohung für den Familienbestand gelten. Exklusivität und Liebe als Kommunikationsform sind im Folgenden die analytischen Beobachtungsachsen. Selbstverständlich wird mit diesen zwei Aspekten nicht behauptet, jedes Familienereignis erfassen zu können. Es wird auch nicht behauptet, dass damit alle aktuellen Familiensituationen beschrieben werden können. Aber es wird behauptet, dass entlang dieser Beobachtungsachsen ein großer Teil von transnationalen Familienkonstellationen entschlüsselt werden kann. Mit Blick auf den Familienalltag ist zu erkennen, dass Missgunst, Geheimniskrämerei, Vertrauensbruch und dergleichen mehr in Familien vorkommen, doch wenn solches geschieht, dann wird es als Abweichung von den idealfamiliären Normen beobachtet. Die Abweichler werden eventuell sanktioniert, und wenn um den Fortbestand der Familie gekämpft wird, dann werden diese Sanktionen deeskalierend eingesetzt, also ganz im Sinne der Liebe. Ist die Liebe verschwunden und der Rosenkrieg entbrannt, so geschieht das Gegenteil. Jede einzelne Gabe wird in ihrem Wert aufgerechnet und mit jeder Verrechnung zieht sich die Liebe ein Stück zurück. Damit ist zugleich gesagt, dass die Grenzen des sozialen Systems Familie sinnhaft in der Kommunikation gezogen werden. Sie orientieren sich an Personen oder biologischen Verwandtschaften, doch Blutsbeziehungen sind ein Kommunikat und kein Garant für den Bestand der Familie. Dass Verwandtschaftsbeziehungen Erwartungsstrukturen implizieren, wird im Folgenden anhand impliziter Annahmen im Interview deutlich. Interviewte und ich als Interviewer scheinen oftmals davon auszugehen, dass zu nahen Verwandten auch enge Beziehungen bestehen sollen. Dass dem nicht so ist und dass es da-

von Abweichungen gibt, muss im Interview kommuniziert werden und lässt die ‚heile Familie‘ indirekt hervortreten.

Um dies zu verdeutlichen, wird der Blick zunächst auf die Erzählungen von Dina Kertész und Antonija Spaić gerichtet. Keine der Interviewpartnerinnen lebt in Deutschland. Dina wohnt seit jeher in Serbien und Antonija seit langem in Kroatien. Es sind ‚Familienangehörige‘ (was auch immer das genau heißt), die in Deutschland oder im anderen Ausland leben. So leben Dinas Onkel in Deutschland und weitere Verwandte im anderen Ausland. Bei Antonija sind es die Eltern und die jüngere Schwester, die in Deutschland leben.

Zwischen lieben und zahlen

Bei Dina Kertész sind Sozialbeziehungen ins Ausland vergleichsweise selten. Das Interview fand bei ihrem ersten Aufenthalt in Deutschland statt. Ein kurzer Studienaufenthalt, den sie auch dazu nutzte, ihren Onkel bei Stuttgart zu besuchen. Dieser Onkel mütterlicherseits ist der einzige nach Deutschland migrierte Verwandte in ihrer Familie. Von den sechs Schwestern ihrer Mutter, ist allerdings noch eine nach Kanada gegangen und eine weitere lebt in Bosnien-Herzegowina. Auch die Schwester ihres Vaters hat Jugoslawien verlassen und ist nach Australien migriert. In verschiedenen Passagen, nach expliziten Erzählauforderungen und darin implizit enthaltenen Vergleichsaufforderungen werden die einzelnen Verwandten besprochen. Die Tante in Bosnien-Herzegowina wurde zwar als im Ausland lebend eingeführt, wird aber hier nicht weiter erwähnt. Gleich zu Beginn wird die Stellung zur Tante in Kanada verdeutlicht: „Sie [die Tante in Kanada] ist, also nur eine Person, die so im Ausland lebt, also nichts Besonderes. Keine besonderen Beziehungen.“

Gemäß den einleitenden Ausführungen über die Sozialform Familie, überrascht diese Aussage nicht. Biologische Verwandtschaft entscheidet noch nicht über Familienzugehörigkeit im engeren Sinn, doch weil mit ihr normative Erwartungen verknüpft sind, verbietet es sich, solche Personen ganz zu verschweigen, zumal ich zuvor direkt nach *allen* im Ausland lebenden Verwandten gefragt hatte. Es bedarf also einer zusätzlichen Anstrengung, um die Tante aus Dinas Sicht eindeutig außerhalb der Familie zu platzieren. Die Aussage „nur eine Person“ könnte kaum deutlicher sein. Jemanden als Person zu bezeichnen, reicht gerade noch aus, um zu verdeutlichen, dass man mit ihr reden kann. Die Beschreibung über ihren in Deutschland lebenden Onkel, den sie kurz vor dem Interview besucht hatte, ist ausführlicher und ambivalenter.

PG: Und der Onkel in Deutschland?

Dina Kertész: Ja, der ist als Gastarbeiter hier gekommen und jetzt hier schon 40 Jahre oder vielleicht mehr und naja er hat hier gearbeitet und danach hat er ähm in äh ist, wurde Rentner und er hat hier geblieben. Er wollte überhaupt nicht nach Hause kommen. Also nach Hause, das kann ich sagen, aber wenn man ihn befragt würde, also fra-

gen würde, er würde sagen, dass er sich hier zu Hause fühlt, ähm er hat in Jugoslawien, er hat ein Haus und er hat jedes Jahr nach Hause gekommen, um dieses Haus zu bauen und ähm alle, ich weiß seine Verwandten haben geholfen und wir waren fast immer bei ihm, also kommt ein Onkel aus Deutschland und so das war für mich als Kind ein Erlebnis! Und das war, also dann war ich also ich weiß nicht, zehn oder zwölf Jahre alt und danach habe ich ihn nie mehr gesehen.

Dina spezialisiert die Migration ihres Onkels sofort als ‚Gastarbeitermigration‘. Der Begriff ‚Gastarbeiter‘ wird hier im Interview zum ersten Mal verwendet. Die Begriffsverwendung ist der Routine geschuldet, denn nachfolgend berichtet sie, dass er wohl nicht mehr „nach Hause“ kommen werde. Die spezielle Bezeichnung ‚Gastarbeiter‘, die ihn eigentlich von der endgültigen Migration der anderen Familienmitglieder nach Übersee unterscheiden sollte, ist an dieser Stelle eigentlich unsinnig. Auch Dina erkennt dies beim Reflektieren ihrer eigenen Worte und bemerkt, dass „nach Hause“ für ihren Onkel vermutlich keine geeignete Kategorie mehr ist. Sie vermutet, dass Deutschland zu seinem Zuhause geworden ist und schließt damit eine Gleichzeitigkeit zweier Zuhause weitgehend aus. Dieser Zweifel zum Trotz bildet die ‚Gastarbeiternarration‘ den Vergleichshorizont für Dinas Beobachtungen. Wie anders ist da die Kommunikation mit ihrer in Australien lebenden Tante. Ihr Vergleichsmodus lässt die Unterschiede ans Licht treten.

Dina Kertész: Ähm, ich mag sie, ich mag sie am meisten. Weil sie so am freundlichsten ist. Äh wir haben Kontakt in dem Sinne, dass sie auch diese Briefe und sie schickt immer Fotos, wir können sehen wie die Familie... also was passiert und bei, bei meinem Onkel, also der in Deutschland ist, also er hat keine einziges Bild geschickt. Ich habe seinen Sohn nie in meinem Leben gesehen. Er hat nie über ihn gesprochen, es war so, dass er aus unserem Leben so ausgeschlossen war, also nur mein Onkel und meine Tante kommen nach Jugoslawien, sie bleiben dort, alles ist schön, alles ist gut, wir essen, trinken und dann gehen sie wieder nach Hause, aber niemand erwähnt den Sohn und was passiert in Deutschland und wie ist ihr Leben überhaupt in Deutschland und wie sieht das aus. Und diese Tante, die in Australien ist, sie erzählt immer, wie es dort ist, wie sieht das Haus aus, was machen sie am Wochenende, also sie versucht ihr Leben vorzustellen. Und mein Onkel hat das nie gemacht und vielleicht deswegen, denke ich, dass ich ihr näher bin, als zum Beispiel zu meinem Onkel.

PG: Und deine Tante, also wenn deine Tante schreibt, dann stellt sie ihr Leben vor, aber was schreibt sie denn noch da?

DK: Sie erkundigt sich, wie es bei uns ist, was wir machen, äh wie groß sind die Kinder und alles. Also es ist so, sie sagt etwas über sich, aber sie erwartet auch, dass wir sie schreiben und dass wir sie sagen, wie es bei uns ist. Und sie weiß, dass es schwer ist und alles, aber sie kann uns nicht so... Und ich erwarte auch nicht, dass sie uns etwas schickt und so, aber wenn sie die Gelegenheit hat, dann schickt sie diese Babysachen, weil meine Schwester zwei Kinder hat und diese äh, Sachen, äh also brauchen sie nicht, aber das hat sie erfahren und deswegen hat sie halt eben diese kleinen Geschenke mit Babysachen, äh Spielzeuge und so alles geschickt und das war sehr süß und das war

nicht so als Hilfe gedacht, sondern mehr so als, als äh Geschenk, also so habe ich das äh...

PG: ...empfundent!?

DK: Ja!

P.G: Und kennst du sie, also ich meine, wie oft siehst du sie?

DK: Naja ich habe sie einmal oder zweimal in meinem Leben gesehen, aber sie schickt immer Bilder und ich weiß wie sie aussieht.

Dina mag ihre Tante „am meisten“ unter den in Frage kommenden Verwandten im Ausland. Eine Einstellung, die, angesichts der Tatsache, dass sie diese nur ein- oder zweimal gesehen hat, verwundert. Die Verwunderung klärt sie selbst auf. Es geht um das familiäre Gebot, dass das Leben der Familienmitglieder in toto von Belang ist. Diese Regel verletzt ihr Onkel, weil er aus Dinas Sicht eindeutig einen Teil seines Privatlebens vor ihrem Zugriff verschließt. Ihre Tante wählt den gegensätzlichen Schritt und berichtet ausführlich von ihrem Leben. Es ist wichtig zu erkennen, dass die *Intentionen* von Onkel und Tante hier vollkommen belanglos sind. Immerhin ist es denkbar, dass der Onkel schreibfaul ist, auf Bilder keinen Wert legt oder dass die Tante über weitaus wichtigere Bereiche aus ihrem Leben willentlich nicht berichtet. Entscheidend sind Dinas zuschreibende Charakterisierungen und diese besagen, dass der Onkel absichtlich nichts erzählt und die Tante keine Geheimnisse hat. Die für die Familienzusammengehörigkeit nötige wechselseitige Interpenetration ins Privatleben wird durch Dinas Bemerkung verdeutlicht, dass die Tante sich auch nach ihrem Leben erkundige und Briefe erwarte. Diese Gegenseitigkeit signalisiert nicht nur, dass für die Tante das Leben aller Familienangehörigen in Gänze von Belang ist, sondern verweist auch auf eine sehr spezielle Form der Normativität in der Familie. Sie ist speziell, weil sie als die einzig anerkannte normative Forderung in der Familie gelten kann, die nicht angezweifelt werden kann, ohne das soziale System in Frage zu stellen. Es handelt sich um das Gebot der Regel, dass bei familiären Intimbeziehungen Alter jeweils in toto von Interesse ist – „aber sie erwartet auch, dass wir sie schreiben und dass wir sie sagen, wie es bei uns ist.“

Über andere Gebote kann in der Familie fundamental diskutiert werden. Streitigkeiten über Religiosität, Sexualität oder Umgangsformen können in der Familie ausgetragen werden, ohne sofort die Familie zu bedrohen. Brisant wird es bei Dina im Kontext der finanziellen Unterstützung. Sieht man von einem grundlegenden Versorgungsgebot ab, dann ist eine finanzielle Unterstützung keine Selbstverständlichkeit. Damit soll nicht bestritten werden, dass finanzielle Hilfe regelmäßig geleistet wird, sie für das Haushaltseinkommen enorm wichtig und für den familiären Zusammenhalt bedeutsam ist. Doch wenn diese Hilfe nicht im Zeichen von Liebe geschieht, ist sie für den Erhalt des Systems Familie wertlos. Für Migranten werden die Geldüberweisungen sodann zur lästigen Fessel und für die Daheimgebliebenen werden sie zum routiniert eingespielten Anspruch. Je stärker Liebe und Geld auseinandertreten, desto weniger löst der

Scheck ein, was zu Beginn mit ihm verbunden war. Auch bei Dina wird das deutlich, ganz gleich wie ausgewogen und wohl gesonnen sie über ihre Verwandten rapportiert.

PG: Vielleicht noch mal zurück in die Kindheit. Diese Geschenke, die du bekommen hast, die von deinem Onkel kamen und von irgendjemand anderen kamen, welche Bedeutung hatten denn die? Oder was verbindest du mit denen? Wann kamen die denn? Kamen die zu deinem Geburtstag oder kamen die, wenn dein Onkel zu Besuch kam?

Dina Kertész: Nein, wenn er kam es war immer Sommer. Also in den Sommerferien und dann wusste ich, dass er kommt und äh es war immer so, dass er solch ein Geschenk bringen soll, das meine Eltern äh nicht leisten können, also nicht leisten können, sondern es waren irgendwelche Puppe oder so was, dafür hatten meine Eltern... Nicht, dass sie nicht das Geld hatten, aber das war für sie jetzt so überflüssig jetzt eine Puppe zu kaufen. Und so halt und ich dann: Ich will diese und diese Puppe und das wird mein Onkel dann wahrscheinlich schenken und deswegen habe ich mich sehr, sehr gefreut, wenn er kommt, weil er mir eben das bringt, was ich mir immer gewünscht habe und also deswegen hatte das eine große Bedeutung, weil ich wusste, dass er mir meinen Wunsch erfüllen wird.

Es ist unwichtig und müßig zu beurteilen, ob der Onkel sich bewusst war, dass seine Kommunikation von Dina nicht mit Liebe assoziiert wird, oder ob es sich um eine Nachlässigkeit handelte und er ihre Reaktion in Kauf nahm. Die Schilderung von Dina ist perspektivisch eindeutig. Das Geschenk kann dem Luxusbereich zugeordnet werden, also einem Bereich der durchaus als selbstlos gelten könnte. Doch die Selbstlosigkeit, die ein Teil der Liebe ist, scheint das Verhältnis zu ihrem Onkel nicht zu verbessern. Der weitergeleitete und dann vermutlich direkt umgesetzte Wunsch führt nicht dazu, dass sie dies als Liebesbeweis begreift. Überzogen interpretiert freut sie sich nicht des Onkels, sondern der Puppe wegen, über die sommerlichen Besuche.

Die Stellen zeigen, dass es sich bei den kommunizierten Charaktereigenschaften nicht um feste und essenzielle Eigenschaften von Personen handelt, sondern um Attributionen, die allein aufgrund von unterschiedlichen Beobachterpositionen divergieren können. Dieser Differenz ist sich Dina durch den mit der Reise verbundenen Perspektivenwechsels bewusst geworden. Der Besuch bei ihrem Onkel führte zu empathischen Verstehensversuchen. Mit Überraschung berichtet sie, dass ihr Onkel in seinem Reden keinen Bezug mehr zu Serbien herstellt, also genau den Vergleichshorizont missen lässt, der für sie während ihres Studienaufenthalts in Deutschland omnipräsent ist. Wenn er sich ärgert, sich über die politische Situation erregt oder das Tagesgeschehen kommentiert, dann höre er sich wie ein deutscher Bürger an.

Dina Kertész: Ich dachte, dass er sich vielleicht noch immer interessiert, dafür was bei uns passiert, also wie ist es bei uns. Aber er sieht das nur so, dass alle seine Schwestern von ihm Geld wollen und das, das erwarten sie von ihm und nur das und er ist nicht so

wichtig, also seine Persönlichkeit und so. Also sie denken irgendwie, ich weiß nicht ein Sack Geld.

PG: Sagt er das so?

DK: Nicht so direkt, aber so habe ich das verstanden! Und das glaube ich ihm, weil immer wenn er anruft, das ist, das wichtigste Thema, das Geld!

PG: Aber kannst du das beschreiben, wie wird das zum Thema, also sagt deine Mutter sagt dann...

DK: Also, naja, sie beschreibt wie es ist und in unsere Familie bin ich das größte Problem, weil ich studiere und man muss für mich mehr Geld ausgeben als sonst, weil ich eben nicht arbeite und dann beginnt sie damit, naja weißt du, sie ist in Belgrad und wir haben nicht genug und naja und so und naja dann telefoniert er mit einer Schwester, mit der zweiten, mit der dritten, mit der vierten – er hat vier Schwestern und alle haben Probleme und alle sehen in ihm eine Lösung, okay, da steht, dass sie ihn lieben und so also das ist der Bruder! Aber mit den Jahren haben sie diesen Kontakt verloren, irgendwo haben sie sich...

Ihr Perspektivenwechsel bringt es mit sich, dass sie die familiäre Spaltung und die Exklusion ihres Onkels nicht allein auf das beobachtete Verhalten des Onkels zurückführt, sondern das Verhalten der in Serbien lebenden Verwandtschaft mitberücksichtigt. Die Schelte betrifft nun alle, wenn es heißt, die Schwestern dächten, er wäre „ein Sack Geld“. Noch dezidierter sind die Äußerungen am Ende der Passage. Dort vermutet Dina, dass der Onkel als Lösung für Probleme in Serbien gesehen werde. Nachrichten über Sorgen, Leid und Mühen werden zwar von Liebesbekundungen begleitet, aber es ist allzu offensichtlich, dass Interessen und Liebe eine unheilvolle Liaison eingehen. Doch sobald die Liebe nicht mehr der Liebe wegen bekundet wird, endet sie jäh und abrupt.¹³ Der Onkel und seine Schwestern haben nicht irgendeinen Kontakt verloren, immerhin kommunizieren sie regelmäßig, sondern es kam ihnen die Kommunikationsform Liebe abhanden – wenigstens die Nichte kann sie nicht mehr ausmachen.

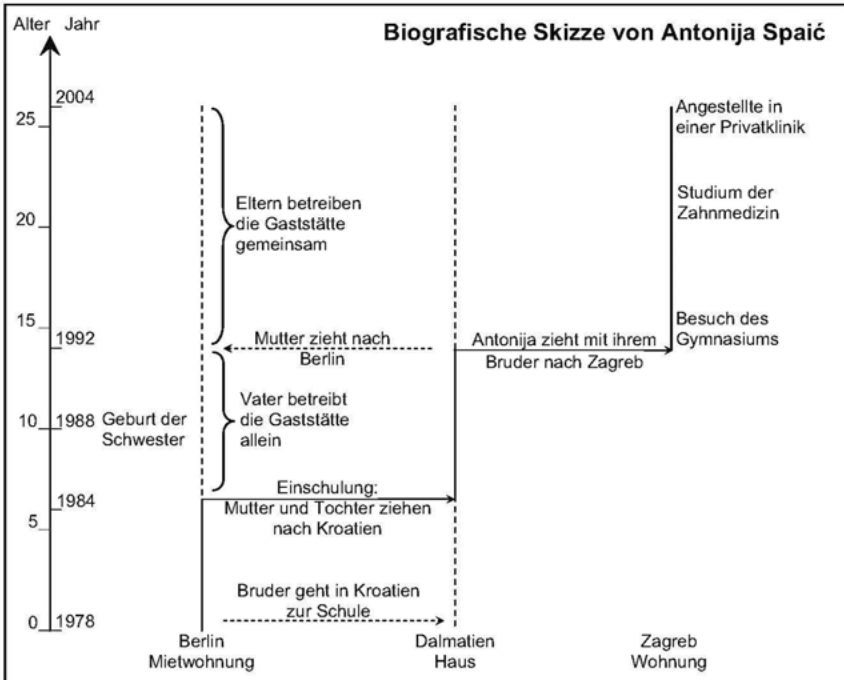
Ein fast schon tragische Element des Vergleichs zwischen der geliebten Tante in Australien und dem kühlen Verhältnis zum Onkel in Deutschland blieb bisher fast unerwähnt: Letztendlich ist es der Onkel und nicht die Tante, der für eine Mitfinanzierung ihres Studiums in Belgrad sorgt. Eine durchaus bedenkenswerte Konstellation zwischen lieben und zahlen, die leicht quer zum Supertrend der modernen Familie liegt. Denn mit der Ausdifferenzierung der Funktionssysteme haben Familienbeziehungen als „Stützpfiler politischer, religiöser oder wirtschaftlicher Funktionen“ an Bedeutung verloren (Luhmann 1994 [1982]: 184) und eine *große* Verwandtschaft kann potenziell als Störung empfunden werden. Die Durchsetzung der zwei Aspekte Vollinklusion und Kommunikationsform

13 In anderen Worten: „C’est que l’amour sert de beaucoup à l’interest, mais l’interest ne sert jamais de rien à l’amour“ (Michel de Pure zitiert in: Luhmann 1994 [1982]: 83).

Liebe hat, das zeigen Dinas Äußerungen, weder vor dem post-jugoslawischen Raum noch vor Familien in der Migration Halt gemacht.

Kostspielige Mutter-Tochter-Liebe

Abbildung 18: Biografische Skizze von Antonija Spaić



Während Dinas Schilderungen die ständige Gefahr des Abbruchs an den Familienrändern erhellen, lässt die Biografie von Antonija Spaić Einblicke in den Familienkern zu. Antonija kann zudem als prototypischer Fall für eine Migrationsentscheidung betrachtet werden, deren Häufigkeit seit rund zwei Dekaden drastisch zurückgeht. Die mit dieser Lebensform verbundenen Anstrengungen, Kosten und Probleme sind zu groß, als dass sie noch hohes Ansehen genösse. Eine Lebensform, bei der die Eltern in Deutschland und die Kinder in der alten Heimat blieben. Die voranschreitende Auflösung der Großfamilie und das damit verbundene Wegbrechen von Möglichkeiten der Kinderbetreuung können offensichtlich auch nicht durch verbesserte Kommunikationstechniken bis hin zur billigen Instantkommunikation kompensiert werden. Die Probleme und der soziale Wandel haben im Ergebnis zu Lernprozessen geführt, sodass die meisten Familien zu dem Modell der Familie Spaić Abstand halten. Was aber ist das Besondere der Familie Spaić?

Antonija wird 1978 in Berlin geboren und verbringt dort ihre ersten sechs Lebensjahre. Ihr sechs Jahre älterer Bruder lebt zu dieser Zeit in großfamiliären Strukturen in Dalmatien und besucht dort die Schule. Großmutter und Tante sind seine engsten Bezugspersonen. Als auch Antonijas Einschulung bevorsteht, entscheidet die Familie, dass die Mutter mit Antonija nach Kroatien ziehen wird, während der Vater in Berlin das Restaurant weiter betreibt. Weil der Vater alleine mit dem Betrieb der Gaststätte und der Einsamkeit in Berlin nur schwer zurechtkommt, zieht die Mutter 1992 wieder nach Berlin. Antonija und ihr Bruder ziehen nach Zagreb. Sie besucht dort das Gymnasium und er beginnt das Studium zum Elektroingenieur an der Universität. Nach Abschluss der Schule beginnt Antonija mit dem Studium der Zahnmedizin und arbeitet heute als Angestellte in einer Privatklinik. Antonija lässt keinen Zweifel daran, dass es sich bei ihrer Geschichte um eine typische ‚Gastarbeiterfamiliengeschichte‘ handelt. Nichts sei besonders, nichts sei revolutionär. Die Trennung von der Mutter war emotional hart für sie, war aber ebenso normal in der Migrationswelt wie der Name Adriagrill des elterlichen Restaurants normal ist

Um den Lebensweg von Antonija besser zu verstehen, muss zunächst innerhalb der Familie ein weiteres Mal differenziert werden. Genau genommen kann eine Familie aus zwei sozialen Systemen bestehen, also dem elterlichen Liebespaar und der Eltern-Kind-Beziehung. Zu all dem eine längere Passage in Auszügen.

Antonija Spaić: [...] Und dann hat Mutter beschlossen, dass sie wieder zurückgeht, nach Deutschland und hat mich und meinen Bruder alleine gelassen und das war dann ganz traumatisch für mich. Ich war dann das erste Jahr von Gymnasium und mein Bruder war das erste Jahr auf der Uni und wir sind nach der... Natürlich haben wir eine Wohnung gekriegt in Zagreb in der Hauptstadt, haben sie bezahlt und das konnte nicht jeder, ich meine so gerade zu kaufen und so. Aber emotionell war das für mich eine Katastrophe, also ich habe die ganze Gymnasium, die ganze Pubertät und die ganze Uni und all diese Zeiten nachher war ich ohne Eltern. Also ich meine, ich war mit meinem Bruder, aber der war sowieso in seinem Film Uni [...] Ich meine, mir fehlte nichts. Ich meine, die haben immer geschickt und ich konnte also alles. Ich habe nicht gehungert und ich konnte Kurse nehmen, welche ich will. Ich konnte... Und ich konnte in der Schule gut sein. Ich meine das klappte alles, aber ich war äh ganz zu meiner Mutter verbunden und das war schrecklich für mich die ganze Zeit in der Pubertät. Wir haben jeden Tag uns gehört und die Telefonrechnungen waren so ganz, ganz, ganz groß. Aber ohne die Telefonrechnungen wäre ich nicht das, was ich heute bin und ohne das Telefon wäre ich auch nicht die Person, die ich jetzt bin und wo ich bin und das wäre, weil alle Probleme und alles hat sie kontrolliert über das Telefon. Äh und sie wusste, dass sie das muss und das war nicht schwer für sie auch so ich weiß nicht 500, 600 Mark monatlich, 700 zu bezahlen, weil sie wusste, dass... oder ich krepriere oder ich weiß nicht was, oder ich meine was sind die Rechnungen, neben was ich weiß nicht, dass einer einen anderen Weg geht. [...] Am Anfang, also 94, nein 92, 93, da war dann auch dieser Krieg in Kroatien und all das und sie war, sie ist in Deutschland geblieben und das waren dann

nicht mehr goldene Zeiten [...] Also ich meine, die arbeiteten vom ersten bis zum ersten und die konnten gerade ihre Rechnungen und alles und uns schicken und was machen sie jetzt. Sie müssten also Gebühren für das Haus am Meer zahlen, wir waren in Zagreb, mein Bruder studierte und ich auch. Das war viel Geld und Zagreb ist ganz teuer und dann musste sie den Eltern schicken auf dem Dorf und sie und das waren fünf, sechs Orte. [...] Und naja, aber und so verging die Zeit und ich habe auch eine kleinere Schwester, ich meine die ist 88 geboren. [...] Die ist jetzt in Berlin mit den Eltern, die ist jetzt dort geblieben. Die ging dort zu Schule, einige Zeit hat meine Mutter überlegt, ob sie die jetzt nach Zagreb zu mir schickt und da habe ich gesagt ‚Nein‘ weil ich habe wirklich nicht die Zeit und ich weiß nicht, ob ich mich um sie kümmern könnte und sie ist auch sieben Jahre jünger als ich. Aber das war noch früher als wir das entschieden haben, sodass sie jetzt da ist. Sie ist eine kleine Deutsche! Sie ist da. [...] Es waren Turbulenzen. Und ich sage mal so: Alle, die von Kroatien nach Deutschland gegangen sind, alle Familien, alle männlichen Mitglieder, Väter der Familie haben alle ein Alkoholproblem, sagen wir mal so. Alle haben und die alle arbeiten in einem Restaurant und die alle trinken und nach eine Zeit kommt es so, dass die Toleranz nicht mehr ist. Das war ganz normal am Anfang, weil die waren jung und die konnten das vertragen, aber später war das ganz, ganz schön schlimm und sie können nicht einen kroatischen, also ich meine so um die 50er Jahre jetzt Mann finden, der nicht ein Alkoholproblem hat und das ist, ich meine wirklich ein Problem. Ich weiß nicht, ob das jetzt vom Geschäft ist, ob das jetzt die Gene sind, weil ob es das, wie sagt man das, die Tradition oder der Patriarch ist oder ich weiß nicht, das ist aber ganz schlimm [...] Meine Mutter ist ein Vorbild für mich, die hat Power, ich weiß nicht für fünf Leute.

Antonijas Geschichte kann als eine Geschichte verstanden werden, die trotz allem stattgefunden hat. Sie zeigt, dass Intimbeziehungen in Familien über lange Zeiträume bestehen können, wenn der entsprechende Aufwand betrieben wird. Die Trennung von ihrer Mutter umschreibt sie als traumatisch und sie macht deutlich, dass sie während wichtiger Entwicklungsphasen ohne die physische Präsenz der Eltern und hier besonders der Mutter auskommen musste. Die finanzielle Unterstützung durch die Eltern ist nicht an sich der Rede wert, sondern verweist auf die Bedingungslosigkeit mit der der Mutter-Tochter-Kontakt gepflegt wurde. Die immens hohen Telefonrechnungen werden nicht als ökonomischer Faktor dargestellt, sondern als Symbol der Antonija zukommenden ungeteilten Aufmerksamkeit. Allein das Telefon sichert die Möglichkeit der wechselseitigen Interpenetration von Mutter und Tochter. Gleichwohl führt das Ende der „goldenen Zeiten“ zu finanziellen Problemen für die Familie. Antonija zählt fünf oder sechs Orte, mit denen die Eltern verbunden waren und die es zu koordinieren galt. Die Idee, die 1988 geborene Schwester auch nach Kroatien zu schicken, kann als Versuch verstanden werden, an der alten Idee der ‚Gastarbeitermigration‘ festzuhalten und alle Entscheidungen so auszurichten, dass eine Rückkehr jederzeit im Bereich des Möglichen liegt. Heute muss erkannt werden, dass es der Schwester zwar gut geht, doch sie mit Kroatien nur noch wenig zu tun hat. Antonija vermerkt dazu: „Sie ist eine kleine Deutsche! Sie ist da.“ Und sie zeich-

net damit ein vermutlich treffendes Bild der aktuellen Lage. Doch obwohl die Schwester als Deutsche, Antonija dagegen als Kroatin gilt, tauchen im gesamten Interview keine Zweifel an der Beständigkeit der fünfköpfigen Familie auf. Die Familie wird kommunikativ von der Umwelt abgeriegelt, sodass die nationalen Grenzen selten in das soziale System *Spaić* durchschlagen.

Es sind diese und ähnliche Schilderungen von Migrationsverläufen, die einen deutlichen Abstand zur Rede von transnationalen sozialen Gemeinschaften schaffen. Antonijas Familie, also die Personen, denen sie uneingeschränkte Solidarität schuldet, ist klein und erstreckt sich kaum über die Kernfamilie hinaus. Es ist fast erstaunlich, wie sie die familiäre Einheit durch alle Turbulenzen hindurch kommuniziert und gelegentlich zur Sprache kommende Fissuren sofort glättet. Selbst das Alkoholproblem des Vaters wird in die Normalität der Arbeitsmigration einsortiert. Als ‚Baustein‘ für transnationale soziale Räume oder Gemeinschaften scheidet eine solche Familie aus. Der auf zwei oder maximal drei Generationen beschränkte Horizont der Erfolgs- oder Misserfolgsmessung verdeutlicht dies ebenfalls. Zufriedenheit stellt sich bei Antonija ein, obwohl sie gelegentlich am Lebensstil ihrer Eltern zweifelt, weil diese nicht das Leben zu genießen verstünden. Im Dialog mit ihrer Mutter lösen sich diese Zweifel schnell in differente Beobachtungsperspektiven auf:

Antonija *Spaić*: Wenn ich das so mit meiner Mutter spreche, dann sagt sie, we are enjoying other things. Also für sie zum Beispiel das ganze Glück sind die Kinder. Wenn sie uns sieht, dass wir jetzt einen Abschluss haben, eine Uni, dass sie uns auf den richtigen Weg geführt hat, dann ist ihre Mission vollendet und sie ist glücklich und so zufrieden und sie braucht gar nichts mehr. Dann sage ich gut, weil drei Kinder, also die haben drei Kinder und wirklich, also Gott sei Dank, das ist wirklich alles okay. Mein Bruder ist jetzt, also er ist Elektroingenieur und er arbeitet in der Siemens. Ich habe Zahnmedizin studiert und arbeite jetzt auch in einer Privatklinik, ist ganz super und meine Schwester geht jetzt ins Gymnasium in Berlin.

Mit dem erfolgreichen Bildungsaufstieg, der im Gegensatz zur Grundschulbildung der Mutter und der Malerausbildung des Vaters steht, kann ein großes Migrationsziel zum vorläufigen Abschluss gebracht werden. Mit den formalen Qualifikationsniveaus der Kinder hat die Mutter „ihre Mission vollendet“ und kann glücklich und zufrieden sein. Antonijas Zwischenperspektive erlaubt es ihr, den Familienerfolg nicht nur im intergenerationalen Vergleich, sondern auch im internationalen Vergleich zu positionieren. Andere kroatische Familien, so sagt sie, deren Kinder in Berlin aufgewachsen seien, würden neidisch auf ihre Familie und die erreichten Abschlüsse blicken. Die über zwei Dekaden dauernde transnationale Familiensituation hat ihre Spuren hinterlassen und war mit großen Mühen verbunden. Trotz des familiären Erfolgs gibt es Grund zur Annahme, dass es die Erfahrungen von solchen Familiengeschichten sind, die sowohl Antonija als auch andere heute davon Abstand nehmen lassen, Transnationalität in *dieser* Form zu

organisieren. Die folgende Aussage legt, freiwillig oder nicht, Zeugnis von dem entscheidenden Element in ihrer Familie ab: „Ich habe gesagt, ich möchte nicht, also ihr *Lieben* ist alles für die Kinder, also wirklich, sie [die Eltern] hatten nichts von ihrem Leben, sagen wir mal so.“ Ob Versprecher oder nicht, Antonijas Mischung der Worte ‚Leben‘ und ‚Liebe‘ zu ‚Liebern‘ reflektiert unter welcher Rationale die elterlichen Entscheidungen getroffen wurden: Das Leben in der Familie geschah der Liebe und nur der Liebe wegen.

Lebenskontexte: Die Kroatische Mission

Die Aufmerksamkeit richtet sich nun auf die Kroatische Mission¹⁴. Dabei wird die Thematisierung von transnationalen Familienbeziehungen ebenso weitergeführt wie das Thema der normativen Ansprüche. Die Themen werden weitergeführt, weil die katholische Kirche der Familie eine besondere Bedeutung beimisst und diese in ein Geflecht von Normen einbettet. Trotz dieser Kontinuität führt das folgende Kapitel rasant in eine ganz andere Konfliktkonstellation. Es geht um eine Betrachtung der Schnittstellen von unterschiedlichen sozialen Systemen. Man könnte im Zusammenhang von der in der Kirche omnipräsenten moralischen Kommunikation auch von sogenannten Identitätskonflikten sprechen. Der Lebenskontext Kroatische Mission wird hier gewählt, weil er ein sehr relevanter Kontext für das kroatische Leben in Nürnberg ist. Die im Umfeld der Mission ausgetragenen Streitigkeiten und Diskussionen sind das spannungsreiche Resultat von verschiedenen Argumentationslogiken.

Ein paar einleitende Bemerkungen zum Hintergrund der Mission: 1948 wurde die erste Kroatische Mission Deutschlands in München gegründet.¹⁵ Hier wie anderswo in Europa ist es der Versuch, mit den Kriegs- und Flüchtlingsfolgen des Zweiten Weltkrieges umzugehen. Speziell Exilanten suchen die Nähe zur Kirche. Die Arbeitsmigration aus dem ehemaligen Jugoslawien zieht in den 1960er Jahren weitere Gründungen nach sich. Heute gibt es 86 Missionen in Deutschland, in denen rund 100 Priester und weitere 100 Pastoralmitarbeiter tätig sind. Als Kirchenorganisation fügt sie sich in die deutsche Diözesanstruktur ein. Und auch die Finanzierung erfolgt im Rahmen des deutschen Kirchensteuerprinzips. Diese Organisationsform gewährt ihr beispielsweise im Vergleich zur serbisch-orthodoxen Kirche in Nürnberg einen Vorteil. Dort hängt die Finanzierung der gemeindlichen Aktivitäten unmittelbar von den Spenden der eigenen Gemeindemitglieder ab. Diese Unmittelbarkeit mag man als Kirche von unten prei-

14 ‚Kroatische Mission‘ wird hier als Eigenname verwendet. Die Missionsagenda ist allerdings nicht von Missionstätigkeiten bestimmt, d. h. es geht nicht um die Verbreitung einer religiösen Lehre unter Andersgläubigen.

15 Dieses Datum markiert nicht den grundsätzlichen Beginn der Auslandsseelsorge. Schon 1894 begannen kroatische Franziskaner mit der Migrantbetreuung in Pittsburgh (USA) (vgl. Stanković 1999).

sen oder als problematisches Abhängigkeitsverhältnis deuten. Die Abhängigkeit kann an einem Beispiel verdeutlicht werden. Im Frühjahr 2003 war eine Gottesdienstbesucherin mit der Predigt anlässlich der Ermordung von Zoran Djindjic so unzufrieden, dass sie während der Predigt das Wort ergriff, gegen den Pfarrer argumentierte und nach einem heftigen Disput entzürnt die Messe verließ. Im Einzelfall ist das unproblematisch, doch in der Masse schmälert solches Verhalten am Ende das Einkommen des orthodoxen Pfarrers! In der Kroatischen Mission wird begrifflich zwischen Ortskirche (die deutsche Kirchengemeinde) und Heimatkirche (die kroatische Kirchengemeinde in Deutschland) unterschieden. Die Betreuung der Gemeindemitglieder umfasst die Seelsorge ebenso wie eine allgemeine Sozialbetreuung oder Freizeitangebote. Die Nürnberger Mission ist zudem der Dreh- und Angelpunkt für die Mehrzahl kroatischer Migrantenorganisationen in der Stadt. Ob Kultur-, Sport- oder Gesangsgruppe, sie alle finden hier die nötigen Räumlichkeiten, Kontaktmöglichkeiten oder einfach nur Geselligkeit (vgl. Heilig 1988). Eine enge Verflechtung, die dazu führt, dass einige Personen Ämter im Gemeinderat, in unterschiedlichen Vereinen und Gruppierungen gleichzeitig innehaben.

Um die noch darzulegenden Konflikte einordnen zu können, reicht es nicht aus, die Tätigkeiten zu beschreiben. Es muss auch berücksichtigt werden, dass die Kroatische Mission nicht nur Teil der Kirchenorganisation ist, sondern dem Funktionssystem Religion nahesteht. Wer aber die Grundzüge und Logiken des Religionssystems missachtet, läuft Gefahr, einige der auftauchenden Widersprüche in der Mission als verhandelbare Dissensen individueller Personen zu betrachten.

Die Funktion von Religion liegt grundsätzlich „in der kommunikativen Behandlung der Unterscheidung zwischen dem, was beobachtbar ist, und dem, was unbeobachtbar ist“ (Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 156). Nun kann zwar eingewendet werden, dass jede Beobachtung nur die Innenseite der Beobachtung kommuniziert und somit stets die prinzipiell unendliche Außenseite der Beobachtung touchiert, sodass die Differenz beobachtbar|unbeobachtbar immer behandelt wird. Das Entscheidende ist jedoch, dass Religion diese Grenze zu ihrem Hauptbezugspunkt macht, denn „für jede immanente Tatsache, die kommuniziert werden kann, gibt es immer ein transzendentes, als solches nicht beobachtbares Korrelat“ (Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 156). Religiöse Kommunikation läuft folglich immer auf die Unterscheidung Immanenz|Transzendenz hinaus oder genauer formuliert, Kommunikation gilt als religiös, wenn sie diese Unterscheidung behandelt. Dabei glauben die Katholiken, Gott könne die Welt als Ganzes beobachten und so können sie stets an einen transzendenten Sinn in jedem irdischen Sinn glauben. Glauben verschafft so Zugang zum zunächst Unbestimmbaren. Darin gründet ein Paradox, mit dem viele alltäglich hadern. Denn die Positionierung Gottes jenseits aller immanent-irdischen Unterscheidungen bedeutet auch, dass gute *und* schlechte Handlungen von Gott zugelassen werden und in ihnen ein transzendenter Sinn gesehen wird. Schlechte Handlungen zwingen nicht zur

Leugnung der Existenz Gottes. Diese bisweilen unglaubliche Zumutung – man denke nur an Gott und den Holocaust – beinhaltet auch, dass die Unterscheidung gut|böse eine in der Religion häufig vorkommende Beobachtungsform ist. Obwohl diese als moralisch zu bezeichnende Kommunikationsform in allen Funktionsbereichen vorkommt. Nun hat der moralische Appell stets das Gute im Sinn, doch die moralische Kommunikation hat ihre eigenen Tücken. Wenn sie zwischen gut|böse unterscheidet und sich auf Personen bezieht, dann steht die gesamte Person auf dem Prüfstand und wird analog zum Schema gut|böse entweder geachtet oder missachtet. Die moralische Verdammnis begnügt sich nicht mit einem Ausschnitt der Person, sondern verdammt den ganzen Menschen und kann sich nur mühsam zurücknehmen. Gefährlich wird es auch, wenn ihre Verdammnis versagt, also auf Widerstand oder Indifferenz stößt. Denn Nichtreagieren oder trotziges Beharren führen vor Augen, dass Moral in diesem Fall wirkungslos wird, weil sie keine Sanktionsmittel zur Hand hat. Ohne Sanktionsmittel ist die Verdammnis aufgeschmissen. Ein Kind begänne nun, mit dem Fuß zu stampfen oder mit Sand zu schmeißen. Kurzum, die Moral ist nicht weit von der Gewalt entfernt, und nicht selten sieht sich der Moralist gezwungen, sich in seinem Eifer zu steigern, wenn er nicht an Selbstachtung verlieren will (vgl. Kneer/Nassehi 1993: Kap. 5.2). Wenn im Folgenden moralische Kommunikation identifiziert wird, dann ist damit möglichst keine Wertung verbunden, denn eine solche Wertung würde dazu neigen, die moralische Kommunikation zu verdammen und würde sich nur weiter in die Spirale der Moral einschreiben.

Eine weitere Besonderheit des Funktionssystems Religion ist hervorzuheben. Es ist in der modernen Gesellschaft das einzige Funktionssystem, das sich nicht in die Kette von negativen Exklusionsfolgen eingliedert. Während der Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt leicht zu weiteren Exklusionen führt, machen Exklusionsverkettungen einen Bogen um die Kirche (Luhmann 2000: 242). Die Religion und ihre Diakonie wachsen sogar erst, wenn die Not groß ist. Umgekehrt zeitigt eine Exkommunizierung heute keine negativen Folgen für die Inklusionschancen in anderen Funktionssystemen. Wenn heute Migranten der zweiten Generation davon berichten, dass ihre nationalistische Verwandtschaft sie zur Taufe dränge, so mag das normative Gebot nerven und belasten, doch die Sanktionsmacht ist sehr bescheiden.¹⁶ Denn die Taufe ist keine kirchliche Eintrittsentscheidung, sondern ein Sakrament, das den natürlichen Sündenstand verändert und

16 Während der Balkankriege in den 1990er Jahren hatte der ‚falsche‘ Glaube gelegentlich härtere Konsequenzen! Die hochproblematische Rolle der Kirchen in den Kriegen ist damit nur angedeutet. Sie mischten sich vielfach in den Krieg ein und stellen sich bis heute nicht ihrer Verantwortung. In Kroatien begannen die Franziskaner mit der Vergangenheitsbewältigung, als sie im Jahr 2000 mit der Bitte um Vergebung in die Öffentlichkeit traten. Sie gestanden ein, dass sie sich von der Machtpolitik Tuđmans hatten einnehmen lassen, ihre Macht missbraucht und folglich Schuld auf sich geladen hatten. Durch ein falsch verstandenes Nationalbewusstsein hätte die Kirche Menschen zu Sünden an ihren Mitmenschen getrieben (Grünfelder 2001: 79ff.).

Heilsaussichten gewährt. Man sieht also, dass Kirchenmitgliedschaft für andere Inklusionsverhältnisse relativ unwichtig ist und man immer an die Anwartschaft auf Seligkeit oder Verdammnis glauben muss, damit die Moralprogramme wirken können (ebd.: 228) – oder mit Faust dazu: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Diaspora, Integration und Remigration – unversöhnliche Missionen der Mission?

Diese grundsätzlichen Kommentierungen über die Kroatische Mission und die Religion sind wichtig, um die sehr eigentümliche Gemengelage in der Nürnberger Gemeinde zu verstehen. Dort treffen sich die irdischen Zeitmaße einer Migrantenfamilie mit der religiösen Unendlichkeit und die migranten Alltagswelten mit der bisweilen isolierten Kirchwelt. Diese und andere Kreuzungen verbieten es, von einem Problem zu sprechen, das man heute analysieren und morgen lösen könnte. Man müsste die Augen aber fest verschließen, um zu verkennen, dass die Situation für manche belastend ist. Sporadische Ereignisse, spitze Bemerkungen und Interviewpassagen haben mich aufhorchen lassen. Allenthalben ist Verwunderung über inkommensurable normative Gebote, Diskussionen und Selbstbeschreibungen zu vernehmen. Es ist zu spüren, dass die Missionen der Mission nicht mehr schlüssig neben- und miteinander herlaufen. Obwohl die Mission am Wohlbefinden der Migranten ihre Verdienste hat, wird also ein Blick hinter die Missionsfassade gewagt. Die Analyse stützt sich auf die verschiedensten Gespräche in der Mission und auf Kirchendokumente. Es sind die Dokumentationen der pastoralen Jahrestagungen von 1999 und 2000 (Klarić 1999b, 2001), aus denen die meisten der folgenden Zitate stammen.

Der Streit in der Mission tritt mit einer irritierenden Schärfe ans Licht, weil innerhalb der uns weitestgehend vertrauten polykontexturalen Welt der Versuch unternommen wird, eine Einheitsdeutung zu entwerfen. Vereinfacht gesprochen geht es zunächst darum, die Einheit Kroato-Katholizismus als besondere Einheit zu vermitteln. Dies ist ein Gebot der Stunde, weil sonst die Auflösung der Organisation dräut. Noch ist das Gemeindeleben rege und vielfältig, dem Augenschein nach sogar reger und vielfältiger als in deutschen Kirchengemeinden. Spargebote sind zwar auch in der Mission kein Fremdwort mehr und der bischöfliche Kämmerer wird auch morgen kein Unheil verkünden, doch die alten Gemeindemitglieder werden älter und sterben. Aus Kroatien kommen nur noch wenige potenzielle Mitglieder nach, und die jungen Gemeindemitglieder der zweiten und dritten Generation drohen „deutsch zu werden“. Dies führt zu zwei Problemen. Erstens droht der quantitative Rückgang und zweitens löst sich der Unterschied zwischen deutschen und kroatischen Katholiken auf. Warum soll eine *kroatische* Gemeinde fortbestehen, wenn die Mitglieder verschwinden und die, die bleiben, sich nicht mehr von denen einer *deutschen* Gemeinde unterscheiden? Noch liegt die Gefahr der bischöflichen Auflösung in weiter Ferne,

aber „selbst wenn das erst in hundert Jahren der Fall sein sollte“ (Lovrić 2001: 264), dort liegt sie eben mit einer beängstigenden biologischen Unausweichlichkeit. Zum Vergleich: Die serbisch-orthodoxe Gemeinde kann die Grenzen leichter markieren, weil die Orthodoxie sich vom deutschen Christentum anerkanntermaßen unterscheidet.¹⁷

Dieses Bedrohungsszenario stellt zunächst nur die Existenz der Kroatischen Mission in Nürnberg in Frage. Aber das Eigeninteresse dieser Organisation ist nicht zu unterschätzen, und so stellt sich die Frage, wie sie innerhalb dieser Konstellation agiert. Dabei orientiert sich die Mission an unterschiedlichen Dokumenten des apostolischen Stuhls, denn die pastorale Auslandsbetreuung von Katholiken ist nicht ihre eigene Erfindung. Die wichtigsten und am häufigsten genannten Dokumente sind schnell zu benennen. 1952 wird von Papst Pius XII. die Konstitution ‚*Exsul familia*‘ veröffentlicht, die der Kirche als Magna Charta des Denkens über Migranten gilt. In diesem ersten offiziellen Dokument werden die seelsorgerischen Grundlagen für Migranten systematisch entwickelt. Die in ihr proklamierten Richtlinien zielen vor allem auf die Sorge um das geistliche Wohl der Migranten, auf die Bewahrung des Glaubens und der religiösen Praxis sowie auf soziale Hilfeleistungen. Auch das II. Vatikanische Konzil drängte darauf, Migrationsgeschehnisse zur Kenntnis zu nehmen, und bekräftigte mit Seitenblick auf den politischen Kontext in Osteuropa das Recht auf Emigration, gleichwohl das staatliche Recht zur Migrationskontrolle durchaus erkannt wurde. Im Sinne einer globalen Verantwortung wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Unausgeglichenheiten in der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung zu überwinden. Die Selbstbeschreibung erkennt im Migrationsthema sogar eine ureigene kirchliche Aufgabe:

„Die Aufnahme des Fremden [...] bleibt [...] ein dauerhaftes Siegel der Kirche Gottes. Sie bleibt gleichsam gekennzeichnet von einer Berufung zum Exil, zur Diaspora, zur Zerstreuung unter die Kulturen und Volksgruppen, ohne sich je völlig mit einer von ihnen zu identifizieren, denn andernfalls würde sie aufhören, eben Angeld und Zeichen, Sauerteig und Verheißung des universalen Reiches zu sein, als auch eine Gemeinschaft, die jeden Menschen ohne Vorzug von Personen und Völkern aufnimmt. Die Aufnahme des Fremden gehört also zum Wesen selbst der Kirche und bezeugt ihre Treue zum Evangelium.“ (Erga migrantis caritas Christi: I, 22)

Die Veröffentlichung des *Motu proprio* ‚*Pastoralis Migratorum Cura*‘ von Papst Paul VI. im Jahr 1969 und die anschließende Instruktion ‚*De Pastoralis Migratorum Cura*‘ sind weitere wichtige Schritte auf die sich die Mission heute beruft und dabei glaubt, an ‚alte Traditionen‘ anzuknüpfen.¹⁸ „Die pastorale Sorge für

17 Zur Neuausrichtung von Gemeinden mit anderen Muttersprachen vgl. Prassel (1999) und Batinić (1999).

18 Die Beschäftigung der Kirche mit Migrationsphänomenen erschöpft sich damit nicht, doch das Rundschreiben ‚*Chiesa e mobilità umana*‘ von 1978, in dem die

die Migranten hat immer die mütterliche Sorge der Kirche angezogen, die tatsächlich durch Jahrhunderte hindurch nie aufgehört hat, auf verschiedene Art und Weise denjenigen zu helfen, die wie der vertriebene Christus in Ägypten mit seiner Familie aus Nazareth gezwungen waren, weit weg aus der Heimat auszuwandern“ (Papst Paul VI. zitiert nach: Klarić 1999a: 111). Wie es die Aufgabe der Tradition ist, wird hier die Vergangenheit mit der Gegenwart verklammert und zugleich der Weg in die Zukunft gewiesen. Die sich ankündigende Prominenz der Familie ist allerdings keine zweitausendjährige Konstante der Kirchengeschichte. Vielmehr ist die heute unzertrennlich wirkende Kirchen-Familien-Koalition ein Produkt des 19. Jahrhunderts, als sich auch die Kirche auf das Primat der funktionalen Differenzierung einstellte. Erst zu diesem Zeitpunkt beginnt die Kirche, Ehe und Familie als göttliche Institution zu propagieren, zu privilegieren und Kinder als das kostbarste Geschenk der Ehe zu betrachten. Gleichzeitig wird der familiäre Verantwortungsbereich erweitert. Nun sind es primär die Eltern, die ihre Kinder an das Evangelium heranführen sollen, sie zum Glauben, zum Gebet und zu allen anderen Tugenden erziehen sollen – „alle Familienmitglieder evangelisieren und werden gleichzeitig evangelisiert“ (Tomašević 2001: 186). Bei den pastoralen Jahrestagungen wird das Evangelisierungsgebot noch um das Gebot einer umfassenden Heimatliebe ergänzt:

„Sie [die Arbeiter und Auswanderer] tragen in der Tat die größte Verantwortung für die Zukunft ihrer Kinder. Sie sind diejenigen, die sie in unserer Glaubenstradition und in der Liebe zur Heimat erziehen müssten. Warum könnte man die eigenen Kinder nicht zur Rückkehr in die Heimat anregen, ganz gleich wie unrealistisch das auch im Einzelnen sein mag. Wenn sie, auf der anderen Seite, schon im Ausland bleiben, müsste man sie dahingehend bewegen, nicht nur vorbildliche Mitglieder dieser Gesellschaft, sondern auch Förderer kroatischer politischer, wirtschaftlicher und kultureller Interessen zu sein.“ (Klarić 1999b: 8)

Dieser hohen Wertschätzung mag man zustimmen oder nicht. Entscheidend ist, dass sie von normativen Forderungen begleitet wird und sich ihr Problem selbst programmiert. Es ist zu erwarten, dass die Realität einer solchen Überhöhung kaum standhalten kann, sodann als defizitär wahrgenommen wird und das Klageglied des Verfalls fast unausweichlich intoniert werden muss. Eine offizielle Kurskorrektur ist nicht zu erwarten, weil normative Erwartungen über lange Zeit und kontrafaktisch bestehen können und weil die Wertschätzung der Familie trotz des jugendlichen Alters der Familie als gottgegeben kommuniziert wird (vgl. Fresacher 2001).

Grundlagen aktualisiert und bekräftigt werden, wird in den hier diskutierten Dokumenten nicht erwähnt. Ebenso findet das aktuellste und derzeit wichtigste Dokument keine Erwähnung, weil es erst 2004, also nach den Tagungen publiziert wurde. Gemeint ist die Instruktion ‚Erga migrantes caritas Christi‘ (= Die Liebe Christi zu den Migranten) vom Mai 2004.

Selbstredend ist die eben identifizierte Bruchstelle zwischen Kirche und Familie kein Sonderfall migranter Familien. Doch wie sich mit dem Gebot der Heimatliebe bereits andeutet, wird die Fallhöhe im Migrationsprozess deutlich erhöht. Die Einbeziehung des Faktors Mobilität verleiht den Deutungen einen besonderen Schliff. Als global agierende Organisation hat die Kirche zunächst keine Probleme, sich mit der Zerstreuung ihrer Gläubigen zu arrangieren. Diaspora und Mission sind ureigene Erfahrungen des Katholizismus, Globalisierung und Katholizität sind kein Widerspruch.

Wenn in Kirchenpapieren dennoch mit Globalisierungsprozessen gehadert wird, dann geht es in aller Regel nicht um Mobilitätsprozesse an sich, sondern um Fragen der Gerechtigkeit und der Modernisierung. Und die Modernisierung ist es auch, die der Kroatischen Mission Sorgen bereitet. Denn die Modernisierung wird mit Übeln zu Ungunsten der familiären Einheit in Verbindung gebracht. Manche kirchlichen Klagelisten sind lang: Anstieg der Scheidungsraten, Geburtenkontrolle, Autoritätsverlust der Familie, vor- und außereheliche Beziehungen, Berufstätigkeit der Frau, Individualismus in der Familie, Verantwortungsverlagerung von der Familie zum Staat, Veränderungen bei der Erziehungsrolle, negativer Einfluss von Freizeitaktivitäten und ähnliches gelten als moderne Probleme und Gefahren für die Familie (z. B. Jozić 2001: 201). Nun kann man einwenden, dass die Analytik der Prozesse im Wesentlichen trifft und von sozialwissenschaftlichen Wahrheiten nicht weit entfernt ist. Man kann ebenso einwenden, dass dies zum Kirchenstandardlatein gehört und keine Besonderheit für Migranten ist. Richtig, denn die eigentliche Besonderheit stellt sich in der Kroatischen Mission ein, sobald diese Allgemeinheiten in Bezug auf die *Vergleichshorizonte von Ortskirche und Heimatkirche* behandelt werden, es zur einer Transnationalisierung des Vergleiches zwischen *Zielland und Kroatien* kommt. Die allgemeine kirchliche Modernisierungsskeptik projiziert ihre Bedenken auf Deutschland oder ein anderes Zielland, sodass die Welt der Ortskirche als abschreckendes Beispiel zukünftiger Entwicklungen erhalten muss. Solange es noch eine Differenz zwischen Orts- und Heimatkirche gibt und obwohl auch Kroatien auf einer Modernisierungsgleitschiene gen Westen schießt, scheinen sich das Aufbäumen und der Kampf dagegen noch zu lohnen. Zur Klarstellung: Nicht ich differenziere zwischen einem vermeintlich modernen Westen und einem rückständigen Balkan, sondern die Kirche selbst führt diese Differenz ein und verstärkt sie. Selbstredend erfolgt nicht jede einzelne Äußerung in diesem Schema, tatsächlich sind die Reden und Dokumente manchmal ambivalenter, doch das Schema ist eine wichtige Leitdifferenz. Trotz allem Kokettieren und Sympathisieren mit Deutschland, erscheint das modernisierte Deutschland als feindliche Umwelt für Kroatische Missionen und Familien. Dieser Eindruck vom Feindesland findet sich in Darstellungen über die Situation der Migrantenseelsorge in verschiedenen europäischen Zielländern wieder, wie die Zitate von den pastoralen Jahrestagungen belegen: „Das Leben in einem Land [Schweden] der Demokratie, das nicht viel von Gott hält und in dem der Sinn für moralische und

andere Werte verloren gegangen ist, bereitet unseren Familien große Schwierigkeiten im Bezug auf die Wahrung des Glaubens, der grundlegenden moralischen Werte und der nationalen Gefühle“ (Šošić 2001: 285). Oder: „Der Durchschnittsfranzose interessiert sich weder für Kirche noch für den Glauben, aber er ist auch nicht dagegen. [...] Die Jugendlichen interessieren sich weder für den Glauben noch für die Kirche. Sie haben Arbeit, genug Geld und das führt sie in Übermut, Vergnügen, Drogen, Alkohol, Unmoral“ (Čukman 2001: 276f.). Die Beobachtungen der Pfarrer in Schweden und Frankreich sind nicht gänzlich von der Hand zu weisen und doch wirken die Kontrastierungen der kroatischen Welt zur fremden Umwelt irritierend – ein Pfarrer aus Deutschland:

„Kinder und Jugendliche engagieren sich verstärkt in Sportvereinen und können so nicht mehr an der sonntäglichen hl. Messe teilnehmen. Sie fangen früh an, samstags in die Disko zu gehen, wo sie ihre Nächte bis zum frühen Morgen verbringen, weshalb sie nicht zum Gottesdienst gehen. Uns ist nicht bekannt [!], wie viele unserer Kinder Rauschmittel einnehmen, doch steigt deren Zahl seit den 90er Jahren an.“ (Jukić 2001: 246)

Nun steht nicht mehr allein die verabscheuende Haltung gegenüber der Umwelt im Mittelpunkt der Aussage, vielmehr werden ebendiese Umwelt und der Kontakt mit ihr für das Fernbleiben der Kinder und Jugendlichen vom Gottesdienst verantwortlich gemacht. Erstaunlich ist zudem, dass über eine zunehmende Zahl von rauschmittelnehmenden Kindern geklagt wird, obwohl die Zahlen expressis verbis *nicht bekannt* sind. Es drängt sich der Verdacht auf, dass die Kroatische Mission in Schweden, Frankreich, Deutschland oder anderswo Unmoral, Rauschmittel, Alkohol oder anderes als den transzendenten Sinn dieser gottlosen Nationalgesellschaften bestimmt. Die Kirchenväter greifen also die religiöse Leitdiffferenz Immanenz|Transzendenz auf und lassen auch die gottlose Gesellschaft von Gott beobachten. Zahlenkenntnis muss für den Glauben keine Rolle spielen. Meine Personalisierung der Zitate darf nicht als Anklage missverstanden werden. Aber es soll erkannt werden, aus welcher Position heraus Schlüsse gezogen werden und welche Welt die Kirche entstehen lässt. Das nun sattem bekannte Beobachtungsschema lässt sowohl deutsche als auch kroatische Identität kondensieren und konfirmieren, lässt die deutsche und die kroatische Nation als Objekte entstehen.

Nun eignen sich weder Deutschland noch Kroatien als Adressaten für Klagen und Gebote. Die Nationen dealen nicht mit Drogen, verkaufen keinen Alkohol und veranstalten keine Diskonächte. Und weil eine Klage an die deutsche Umwelt erst recht keine Adressaten findet – Deutsche sind eben selten in der Kroatischen Mission – und viel zu unspezifisch wäre, müssen andere Adressaten gefunden werden. Deshalb wandelt sich die Klage zu einem normativen Gebot und richtet sich nun an die eigenen Gemeindemitglieder. Erneut werden vor allem Familien angesprochen. Ein in Österreich arbeitender Pfarrer schreibt: „Mit dem

Sakrament der Firmung endet ihr [das der jungen Kroaten in Österreich] Wachstum im Glauben. Hierfür sind auch viele Eltern schuld [!], die auf die Frage, ob sie ihre Kinder dazu anspornen, auch weiterhin zu den katechetischen Treffen zu gehen, antworten: ‚Sie waren doch zur Firmung!‘ [...] Ohne die Familie bleibt unsere mühsame Arbeit mit den Kindern unfruchtbar‘ (Tretnjak 2001: 270f.). Tretnjak erkennt und benennt die aktuellen Veränderungen sehr treffend. Die Familien- und Religionssoziologie registriert schon seit längerem einen allgemeinen Bedeutungswandel der Sakramente. Für die katholische Kirche gelten die sieben Sakramente als beobachtbare Zeichen, die auf die unbeobachtbare Wirklichkeit Gottes verweisen. Bei der Feier der Sakramente wird die Grenze von Immanenz und Transzendenz behandelt, indem die Grenze im Moment der Spende als Erfahrung vollzogen wird. Der moderate numerische Rückgang dieser Feiern bringt für die Kirche zunächst nur das gleiche Problem mit sich, wie die steigende Zahl von Kirchenaustritten: Es ist ein finanzielles und organisatorisches Problem. Ins Mark ist sie jedoch getroffen, weil sich besonders die Sakramente der Taufe, Firmung und Ehe ihrer religiösen Bedeutung zunehmend entleeren und zu wichtigen Familienfesten avancieren – zu Familienfesten, bei denen die Religion nur noch in homöopathischen Dosen verabreicht wird. Für diesen doppelten Prozess kennt die Kirche derzeit keine Lösung. Ein Nachziehen, das heißt mit der religiösen Entleerung mitzugehen, kommt für sie dauerhaft nicht in Frage, auch wenn ein solches Nachgeben zum Teil zu beobachten ist. Doch langfristig löst sie damit ihre Grundfesten auf. Aus dieser Konstellation heraus beginnt sie mit der moralischen Klage, die nur die Familie als Adressat kennt. Die Familie ist *schuldig*, weil sie den Ansprüchen nicht mehr genügt. Und weil sie im Rahmen moralischer Kommunikation als Ganzes *beurteilt* wird, wird sie auch als Ganzes *verurteilt*. Die Kirche liegt mit der modernen Welt im Streit, weil Personen dort schon lange nicht mehr als Ganzes behandelt werden, weil sie in verschiedenen Identitäten aufgehen und von den verschiedenen Funktionssystemen unterschiedlich beansprucht werden. Kirchenleute und hier besonders die zahlreichen Ordensleute in den Kroatischen Missionen haben noch keinen Lösungsweg gefunden. Vielleicht auch deshalb, weil sie als Kirchenmitglieder einen Grenzfall im Kontext funktional differenzierter Gesellschaften darstellen. Zumindest dem eigenen Anspruch nach wollen Ordensleute allein und wesentlich im Religionsystem verankert sein, auch wenn sie de facto ebenso am Wirtschaftsleben und an anderen Bereichen teilnehmen (vgl. Kneer/Nassehi 1993: 159; Coser 1964). Tagtägliche Identitätsaushandlungen in der Determinationslücke der funktionalen Differenzierung stehen für sie nicht zur Diskussion. Einfache Kirchenmitglieder können sich aber nicht ansatzweise so abschotten wie die Priester. Wollen sie in der modernen Welt bestehen, müssen sie sich um einen Arbeitsplatz kümmern, sich der weltlichen Rechtsordnung unterwerfen usw. Kurzum, sie müssen die Welt der Religion verlassen und gehören dann sehr schnell zur kirchlich verdamnten Umwelt – zumindest wenn sie nicht als Eremit durch diese wandeln wollen.

Die priesterlichen Texte, die Handlungen der Gemeindeglieder oder die Sicht auf die deutsche Gesellschaft lassen Spannungen entstehen, die in den unterschiedlichen Perspektiven und Maximen der Beobachter gründen und nicht in essenziellen personalen Eigenschaften. Im Ergebnis wird es für alle Gemeindeglieder schwer, sich frei und unbefangen in der Gemeinde zu bewegen. Nun mag man noch immer einwenden, dass alle Katholiken damit zu kämpfen hätten, es mitnichten eine migrante Besonderheit sei und die hier hervorgehobenen Migrationsthemen im Gesamtzusammenhang unerheblich seien. Doch diesen Zweifeln soll mit einem letzten Themenkomplex entgegnet werden. Dazu wird die eingangs erwähnte Bedrohungskonstellation ‚Auflösung‘ und das organisatorische Eigeninteresse am Fortbestand aufgegriffen. Keines der oben genannten Kirchendokumente äußert sich über die genaue Dauer der Migrantenbetreuung. Die Kernfrage, wie lange ein Migrant ein Migrant ist, bleibt somit ausgespart. Doch von der Beantwortung der nicht direkt gestellten Frage hängt die Existenz jeder einzelnen Kroatischen Mission ab. Man kann allerdings auch alltäglich alles dafür tun, dass diese Existenzfrage nicht gestellt wird! Ziel dieser Bemühungen muss es sein, die *kroatisch-katholische* Identität als untrennbare Einheit sinn- und glaubhaft zu vermitteln. Der Sinneinheit droht man verlustig zu werden, wenn es zu einem assimilativen Aufgehen in die deutsche Gesellschaft kommt. Ein Aufgehen, das die direkte Selbstauflösung der Mission nach sich zöge, weil die organisatorische Differenz zwischen deutschen und kroatischen Katholiken durch nichts mehr zu rechtfertigen wäre. Die Zahl der Neuankömmlinge aus Kroatien ist zu gering, als dass langfristig die aktuelle Gemeindegröße garantiert werden könnte.

Eine Möglichkeit der Identitätsbewahrung besteht in dem Versuch, die Themen Diaspora, Remigration oder Transnationalität zu stärken. Dies wird auch besonders unter dem Schlagwort Diaspora getan, doch ganz widerspruchsfrei ist das nicht, denn die Kirche hatte bisweilen Mühe, sich mit dem Tatbestand der Migration aus Jugoslawien zu versöhnen. In einigen Texten wird den Migranten die Schuld für die aktuelle Misere in der Heimat zugewiesen: „Um nicht nur bei der Theorie zu bleiben, ist es wichtig zu erkennen, dass die Auswanderung aus Kroatien oder Bosnien-Herzegowina einer der wichtigsten Gründe für die immer schlimmer werdende demographische Lage dieser Gebiete ist“ (Jozić 2001: 205; ähnlich auch bei Jukić 2001). Eine Schuldzuweisung, die nur aufgefangen werden kann, indem man die Gründe für die Migrationsentscheidung in die Umwelt der Migranten verlagert. Niemals, so die Logik, hätten kroatische Katholiken ihr Heimatland verlassen, wenn sie in Kroatien eine Zukunft erkannt hätten. Die Schuld an der Migration wird der politischen Situation im damaligen Jugoslawien zugeschrieben, die als ‚serbisch-sozialistische‘ Diktatur verstanden wird und von den Migranten nicht zu beeinflussen war. Das ist nicht gänzlich von der Hand zu weisen und zugleich eine geschickte Argumentation im Sinne der Diasporakonstruktion, weil über den Kommunismus das wichtige Diasporaele-

ment der traumatischen Zerstreung Eingang findet (vgl. Cohen 1997: 26). Ein in Schweden wirkender Pfarrer schreibt dazu:

„Dem politischen Terror und der wirtschaftlichen Misere ausgesetzt, begann die kroatische Bevölkerung (Familien) die Heimstätten ihrer Urgroßväter zu verlassen. [...] Andererseits haben unsere Familien in der Heimat und in der Diaspora auch in den geschichtlich schwersten Stunden des kroatischen Volkes ihren Glauben und die grundlegendsten moralischen Werte und nationalen Gefühle gewahrt und bewahrt.“ (Šošić 2001: 283, 287)

Die Anklage verbindet sich mit einem Lob an die nun wieder vorbildlichen Migranten. Zudem fällt auf, dass die Narration von wirtschaftlicher Misere und Armut bis heute recht undifferenziert fortgeführt wird. Das erstaunt im Kontext der Kroatischen Mission, weil sich hier Kroaten aus Kroatien und aus Bosnien-Herzegowina treffen, also aus zwei Ländern deren wirtschaftliche Situation sehr unterschiedlich ist. Hinzu kommen intranationale Disparitäten. Man liegt nicht falsch, wenn man vermutet, dass diese Armutsnarration nicht wenige von einer Remigration abschreckt. Die Sortierung ‚entweder-hier-oder-dort‘ lässt die Mission gelegentlich auch übersehen, dass sie ein Knotenpunkt von transnationalen Bewegungen ist. Richtige und das bedeutet in der Kirche vollständige und dauerhafte Remigration findet seltener statt. Richtig dauerhaft ist wohl nur die steigende Zahl von Überführungen der früh sterbenden Rentnerinnen und Rentner, die als tragisches Ereignis wahrgenommen werden. All dies schließt die Möglichkeit nicht aus, vergangenes und aktuelles Migrationsverhalten zu rechtfertigen und Migranten zu begleiten. Dafür bedarf es allerdings einer differenzierten Darstellung als sie meist zu finden ist. Wie schätzen Kirchenvertreter also die Zukunft ein?

„Die Einwanderungsländer dürfen keine indirekte oder direkte Assimilation der Zuwanderer verfolgen und dabei ihre national-kulturelle Identität [...] bewusst unterdrücken. Die zugewanderten Menschen haben bei gleichzeitiger Achtung und stufenweiser Annahme einzelner Elemente der kulturellen Identität des Gastlandes, das Recht, ihre eigene ethnisch-kulturelle Identität auszudrücken und zu leben. Ebenso dürfen die Zuwanderer, auf der anderen Seite, den Prozess der eigenen Integration in den gesellschaftlich-kulturellen Kontext des Landes, in dem sie leben und arbeiten, nicht abweisen oder vernachlässigen. Dieser Integrationsprozess offenbart sich am deutlichsten und am wirksamsten bei den Kindern der Zuwanderer, die sich auf der Ebene der Sprache, der Schulausbildung, der Massenmedien und ihrer Altersgenossen integrieren. Ein einzigartiges Problem bleibt die Integration auf der Ebene der religiösen Dimension [...]“ (Baloban 1999: 132)

Wenn im Zitat und an anderen Stellen zweifellos erkannt wird, dass eine sichere Sprachbeherrschung und ein guter Schulabschluss unabdingbare Voraussetzungen für eine strukturelle Integration sind, also in systemtheoretischer Diktion die

Voraussetzungen für die Inklusion in die Teilsysteme der Gesellschaft bei gleichzeitiger Vermeidung von Exklusionsverkettenungen sind, dann gibt es kaum Dissens zwischen Kirchenmeinung, politischem Ratschlag oder wissenschaftlicher Erkenntnis. Selbst eine Remigration erfordert eine solide Ausbildung. Das Konfliktpotenzial wird mit der ablehnenden Haltung gegen Assimilation eingezogen und dabei hat die Kirche vor allem eine organisch-transitive Assimilation im Blick – nach Essers Gliederung die identifikative Assimilation. Damit programmiert sich die Mission ihren eigenen Streit. Identifikative Assimilation legt es nahe, im Modus von kulturellen Beobachtungen zu urteilen. Kulturelle Beobachtungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie jedes Ereignis ein zweites Mal lesen und deuten. Für die Mission folgt daraus, dass im ersten Schritt entschieden werden muss, was grundsätzlich als Differenzierungskriterium in Frage kommt. Zu Kultur zugehöriges auszumachen, ist bereits der erste Stolperstein. Wenn hier ein Konsens gefunden ist, dann muss im zweiten Schritt geklärt werden, ob das Element nun als kroatisch gelten kann oder nicht. Mit diesen beiden Schritten ist die Existenz der Mission verbunden. Wenn zu viele Elemente als deutsch klassifiziert werden, dann endet die Legitimation der Mission und die Selbstzweifel beginnen zu nagen.

Der Mission soll hier nicht ihre Existenzberechtigung abgesprochen werden, aber der Streit ist eben im Gange. Der Streit kann umgangssprachlich als machtgeladene Aushandlung begriffen werden, doch bei genauerem Hinsehen fällt auf, dass die Kirche nicht über die zur Macht gehörigen Sanktionsmittel verfügt. Zumindest fehlen hier eindeutige Strafen. Es ist kaum denkbar, dass das Urteil ‚zu deutsch‘ oder eben ‚zu wenig kroatisch‘ als seriöse Legitimation zur Exkommunizierung auch nur im Ansatz verwendet werden könnte. Die nationale Kategorie kann im Kirchenrecht kaum verwendet werden und auch ein Ausschluss aus der Heimatkirche, also der kroatischen Gemeinde in Deutschland, dürfte schwer fallen, falls es dafür überhaupt eine kirchliche Rechtsgrundlage geben sollte. Man erkennt, dass sie keine direkte Macht über ein Gemeindeglied besitzt. Weil sie keinen klaren und anerkannten Code besitzt, neigt sie dazu eine Kommunikationsform zu wählen, die sie zum Eiferer werden lässt, ihren Beliebtheitsgrad nicht steigert und zum Sanktionieren denkbar ungeeignet ist: Moral.

Damit enden die Ausführungen grundsätzlicher Art. Und weil die Grundsätzlichkeit behandelt wurde, sind abweichende Stimmen tendenziell an den Rand gedrängt worden. Daher der klare Hinweis, dass die Situation auch innerhalb der Mission als moralinsauer gesehen und kritisiert wird. Ein Beispiel: „Der Glaube besteht nicht nur aus Moral, und das Leben noch weniger“ (Prcela 1999). Aber zum einen sind es nur wenige Stimmen, die zudem nur selten von den Pfarrern selbst kommen, und zum anderen bleiben auch diese stark normativ. Mit dem ausgearbeiteten Grundsatzschema soll nun ein Ereignis gelesen werden, bei dem es genau um diese Fragen geht.

Eine beispielhafte Überwachung der kroatisch-katholischen Einheit

Wenn die Kroatische Mission also fortbestehen soll, dann muss sie sinn- und glaubhaft vermitteln, dass die Kombination von Katholizität und kroatischer Nation eine besondere Einheit ist. Bereits der Laie erkennt, dass es sich dabei um eine äußerst fragile und fein zu markierende Einheit handelt. Doch wer daraus schließt, dass kleine Differenzen zur Differenzmarkierung nicht ausreichen, der irrt. Es bedarf keiner großen Differenzen, um zu streiten, kleine tun es vollkommen, steigern vielleicht sogar die Bemühungen, die Differenz zu erhalten.

Ein vielversprechender Weg zur Vermittlung besagter Einheit bietet sich bei Kulturveranstaltungen. Sie offerieren Identifikationsmöglichkeiten, verarbeiten gemeinsame Erfahrungen oder halten die Imagination an eine gemeinsame Herkunft und ein gemeinsames Schicksal aufrecht. In Nürnberg richtet der kroatische Kulturverein „tin ujević“ regelmäßig solche Veranstaltungen aus. Im Rahmen der kroatischen Kulturwochen [moz'aik] im Frühjahr 2003 wurde in Zusammenarbeit mit dem städtischen Amt für Kultur und Freizeit ein Programm erstellt, das Filmvorführungen, Musikabende und Lesungen beinhaltete. Organisatorisch erscheint das Programm damit unabhängig von der Mission und man wird sich fragen, weshalb es hier in ihren Kontext gesetzt wird. Mehrere Gründe sprechen dafür. Erstens ist ein Pastoralreferent auch verantwortliches Mitglied im Kulturverein, zweitens sind viele Gemeindeglieder eifrig dabei, die Aktivitäten des Vereins zu kommentieren, und drittens wenden sich manche Mitglieder des Vereins von der Mission ab, weil sie das moralinsaure Milieu dort nicht mehr ertragen.

Zu einer Lesung wurde der Schriftsteller, Redakteur und Lektor Mile Stojić eingeladen. Besonders während der Kriege hatte er sich als scharfer Kommentator, Glossenschreiber und auch Lyriker profiliert und im Grenzbereich von Literatur und Journalistik Texte verfasst, die vielfach bravourös auf einer postkolonialen Klaviatur spielen (z. B. 2000). Ob Acher März, Diana, Genozid, Minarett, Viagra oder Zlato, die Themen waren breit gefächert und in Abhängigkeit von der Perspektive respektlos. Die Texte an sich waren vor, während oder nach der Lesung aber nicht der Stein des Anstoßes. Im adressierten intellektuellen Milieu, das in den gediegenen Räumen des an die Stadtbibliothek angebundenen Zeitungs-Cafés empfangen wurde, gehört die Auseinandersetzung mit *Enfant terrible* zum Amuse-Gueule des Programms, um es in der Sprache des Feuilletons zu sagen. Stojić kam hier nicht als Chronist, Zeitzeuge oder Historiker des jugoslawischen Zerfalls, sondern als Künstler mit dem vornehmen Privileg, verstörende Deutungen zu vermeintlichen Bekanntheiten zu bieten oder zuvor ausgeschlossene Deutungsmöglichkeiten zu reaktivieren. In diesem Rahmen kann die Veranstaltung als normal bezeichnet werden, manch einer wird sich verstört oder beleidigt gefühlt haben, andere mussten lachen und schmunzeln und wieder andere sind geläutert aus der Lesung gegangen.

Der eigentliche Streit entzündete sich zu keiner Zeit an seinem künstlerischen Werk. Bereits im Vorfeld wurde mit Verve, Moral und Vorwurf über die im Pro-

grammheft verwendete Wortwahl gestritten. In der letzten Version stand dort zu lesen, dass Stojić einer *kroatischen* Familie aus Bosnien-Herzegowina entstamme. Zuvor kursierte jedoch das Gerücht, dort stünde, dass er aus einer *katholischen* Familie entstamme. Eine Formulierung, die in dem Vorwurf gipfelte, der Autor verkaufe seine Mutter. Was aber ist so anstößig an dieser Formulierung? Das Oszillieren zwischen *kroatisch* und *katholisch* lässt seine Einladung immer mit dem Programm der Kirche in Konflikt treten und für Puristen manchmal auch mit dem Programm der kroatischen Kulturwochen unversöhnlich werden. Es wird jemand eingeladen, der nicht eindeutig den Kategorien und Zugehörigkeiten der Einladenden entspricht. Zu schreiben, dass er einer katholischen Familie aus Bosnien-Herzegowina entstamme, ist deshalb heikel, weil hier kein eindeutiger Verweis auf die kroatische Nation erfolgt. Man kann einwenden, dass der Verweis eigentlich unnötig ist, denn für gewöhnlich gelten in Bosnien-Herzegowina lebende Katholiken als Kroaten, so wie orthodoxe Christen dort als Serben gelten und sich mit der politischen Neugestaltung die Bezeichnung Bosniake für die Moslems in Bosnien-Herzegowina etabliert hat. Die zunehmend exklusive Bezeichnung ‚Bosniake‘ für Muslime erschwert es den Nicht-Muslimen, ihre Nationalität und/oder Staatsbürgerschaft problemlos auszudrücken. Den Zweiflern fehlte ein deutliches Bekenntnis zur kroatischen Nation. Sie waren sich nicht sicher, auf welcher Seite Stojić steht und ob dieser Unsicherheit erhob sich der Vorwurf von Abtrünnigkeit und Verrat. Wer den Zusatz Kroatie weglässt, fühle sich offensichtlich nicht als Kroatie. Bei Mile Stojić wäre dies wiederum nicht verwunderlich, da er nie länger in Kroatien gelebt hatte – weder im neuen Staat Kroatien noch in der Republik Kroatien zu jugoslawischen Zeiten. Die alleinstehende Bezeichnung ‚katholisch‘ ließ zwar offen, ob er sich damit als katholischer Bosnier sieht oder nicht, doch der Verdacht lag nahe, dass er eher Bosnier als Kroatie sein könnte. Bindet man die Aufregung über die Wortwahl an den Legitimationszwang der Mission zurück und verlängert deren Programm gleichsinnig in das des kroatischen Kulturvereins hinein, dann kann es nur eine Konsequenz geben: Man hätte Stojić nicht einladen dürfen. Wer aus Bosnien-Herzegowina stammt, kann in dieser Logik zu den kroatischen Kulturwochen nur eingeladen werden, wenn er sich als Kroatie bekennt, und er findet den Segen der Kirche nur, wenn er zudem katholisch ist. Eine Nichtbekennung des Autors zur kroatischen Nation, bedeutet in letzter Konsequenz, dass ein Fremder, ein Außenseiter, lediglich *ein* Katholik zur kroatischen Kulturwoche eingeladen werde. Dies wiederum, so wurde mir gesagt, wäre ebenso verquer und irrsinnig, wie wenn man einen spanisch-katholischen Autor zu einer deutschen Kulturwoche einladen würde, weil er katholisch wie viele Deutsche sei – der wäre vielleicht gut, aber mit ‚deutsch‘ hätte der nichts mehr zu tun. Die kroatisch-katholische Einheit stand auf dem Spiel. Der Kulturverein selbst hatte weniger Probleme mit den Formulierungen, sondern störte sich vielmehr an den eifrigen und sich echauffierenden Kritikern, die eng mit der Kirche assoziiert wurden.

Während der Veranstaltung wurde das künstlerische Schaffen des Autors nur kurz diskutiert. Sehr schnell griffen die Beiträge die verwendete Sprache auf und fragten nach der Existenz einer bosnischen Sprache. Dies ist aber ein Thema, was Stojić allenfalls am Rande behandelte, beziehungsweise nur über die Verwendung bestimmter in Bosnien-Herzegowina üblicher Idiome auffiel. Die Emotionalität, mit der diese Frage behandelt wurde, war auch noch ein halbes Jahr später in einem Interview zu erkennen und wurde dort erneut aufgegriffen. Ich selbst hatte die Interviewpartnerin Frau Tomašević nicht bewusst auf der Lesung gesehen und so erfolgte der Einstieg in das Thema eher zufällig, weil ich im Anschluss an ihre vorherigen Erzählungen mein Wissen um diese Problematik bekunden wollte. Die ausgelöste Dynamik überraschte mich. Mit ihrer Belehrung knüpfte sie direkt an den oben diskutierten Streit an und diskutierte am Beispiel der Sprache, die Problematik der aus ihrer Perspektive fehlenden Eindeutigkeit.

PG: Neulich gab es bei einer Lesung ein bisschen eine Misstimmung, weil ein Autor bei den kroatischen Wochen aus Bosnien kam und nicht aus Kroatien. Er käme aus einer kroatischen Familie [Text des offiziellen Programms] ...

Dunja Tomašević: Nicht, stand nicht kroatischen, katholischen stand drin...

PG: Katholischen, okay...

DT: Das mit dem Mile Stojić, da wissen wir nicht, was mit dem Jungen ist, es war ein Trauerspiel, wissen sie. Ich kann mir vorstellen, dass der Mile Stojić aus einer Mischfamilie kommt, ich weiß es nicht. Es ist ja, seinem Namen nach, nicht so hundertprozentig zuzuordnen, wo der hingehört. Aber nach seinen sozusagen gesamten Neigungen und nach seinen gesamten Darstellungen würde ich vermuten, dass der Mile Stojić zwischen zwei Nationen irgendwo steht, und der Mile Stojić konnte auch nicht einfach irgendwie Position beziehen, dass die kroatische Sprache unten seinen Platz hat, der hat immer von der bosnischen Sprache... Haben sie das verstanden, warum das eine bosnische Sprache war und was das Kritische daran ist? ‚Was macht die bosnische Sprache aus?‘ hat jemand gefragt und darauf, was macht die bosnische Sprache aus, war die Frage. Und er konnte da nicht weiter das hinterlegen! Im Prinzip, er hätte da eine probosnische oder proserbische Position beziehen müssen, aber das hat er nicht getan. Und dann habe ich daran gemerkt, dass er sich nirgendwo zuschlagen kann. [...] Der Mann ist dort geboren, der ist ja viel älter als ich und der hat viel geschrieben, der hat gelernt, der hat ja sein Geld verdient, aber unter irgendeinem inneren Druck stand er, wo er nicht sagen konnte, die bosnische Sprache das macht halt, das ist eine Erfindung der Neuzeit, das ist das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung – das wäre auch eine faire Aussage. Ich kann die bosnische Sprache nicht vernichten oder verneinen, aber ich kann sagen, die ist jetzt das Ergebnis der momentanen Entwicklungen, das wäre eine faire Antwort, nicht wahr? Aber ich kann nicht sagen, dass es die immer gab, weil der hat genau die Schule gelernt wie ich, im selben Staat und ich kenne die Bücher, in Sarajewo wurden die alle gedruckt und die Bücher wurden gedruckt in einer Mischsprache [...] und es ist tatsächlich eine Mischsprache zwischen Kroatisch und Serbisch, wo man sich nie entscheiden konnte, was das ist. Wo man meisten lateinisch geschrieben hat, das die größere Zugänglichkeit hat, und das war tatsächlich eine Mischsprache, die man jugoslawisch genannt hat. Das war nicht eine reine kroatische Sprache, aber es waren

sehr viele Aspekte auch aus dem Serbischen mit drin. [...] Und jetzt, der konnte sich jetzt nicht entscheiden was jetzt die mohammedanisch, äh die bosnische Sprache ausmacht und das finde ich ja lächerlich und da war ich auch so verärgert. Aber ich wollte mich in diese Sache überhaupt nicht mehr hineinmischen, weil ich so viel Aggressivität selber gespürt habe, weil ich ja selber auch aus diesem Bereich komme und ich habe gedacht, da tue ich ihm kein Gefallen und mir auch kein Gefallen. Ich, ich irgendwo habe ich seine Misere auch verstanden, denn er muss ja wieder zurück und dort leben, er hat sich jetzt mit diesen neuen Entwicklungen arrangiert, so wie ich mich jetzt damit arrangiert habe, dass ich eine Fremde auf Krk bin. So wurde ihm eine neue Sprache aufgezwungen, denn ich spreche jetzt auch mehr Deutsch als Kroatisch. Aber man denkt, ich denke man muss dann fair auch zu seinen Sachen stehen, und nicht versuchen das zu sagen, dass irgendeine... es mag sein, dass es momentan eine Berechtigung hat.

Es kann und soll hier nicht um eine linguistische Analyse der bosnischen, kroatischen oder serbischen Sprache gehen (vgl. einleitend dazu Steinke 1999), aber es wird deutlich, dass Sprache als nationales Differenzierungskriterium eingesetzt wird, oder besser der Versuch dazu unternommen wird. Frau Tomašević lenkt, nachdem sie mich berichtigt hat, das Thema auf die Identität des „Jungen“ und subsumiert die Problematik unter der Logik eines Trauerspiels. Vermutlich hat sie in der Interviewsituation auch das Bedürfnis, mir klare Verhältnisse zu vermitteln, doch die Art, wie sie die Situation aufgreift und sich selbst dazu positioniert, lässt darauf schließen, dass sie auch ohne die nötige Interviewsituation so beobachtet. Das Interessante ist, dass sie ihre eigenen Ordnungen als objektive Ordnungen darstellt, in die sich seine persönlichen Ordnungen nicht fügen lassen. Sie platziert ihn in einer Mischfamilie. Von Mischehen und Mischfamilien ist auch in der Kroatischen Mission oft die Rede und es ist keine gute Rede. Ob Mischehen unter ehemaligen ‚Jugoslawen‘ oder von Kroaten mit Deutschen, sie sind „für die Eltern keine Ideallösung [...]. Konfrontationsängste entstehen“ (Jukić 2001: 241). Frau Tomašević kann weder anhand seines Namens noch anhand seiner Neigungen erkennen, wo er steht. Das aber ist *ihr* Ordnungsproblem, das nichts über die Befindlichkeit von Stojić aussagt, auch wenn sie versucht, es mit seinen Aussagen zu belegen. Um jedoch seine Gespaltenheit zu plausibilisieren, wählt sie die Frage, was denn eine bosnische Sprache ausmachen könne. Dabei führt sie gegen ihn an, dass er keine weitere Begründung für die Sprache habe liefern können, und sie sieht zugleich nur zwei Auswege für ihn vor. Er hätte entweder probosnisch oder proserbisch argumentieren müssen. Die Argumentation ist nicht eindeutig zu verstehen, doch ohne spekulativ werden zu müssen, kann erkannt werden, dass sich ihr Vorschlag auf einen unausgesprochenen Vorteil stützt. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie Stojić zumutet, die Eigenständigkeit der bosnischen Sprache zu begründen, stützt sich auf die Existenz von klaren Eigennamen des Serbischen und des Kroatischen. Die Eigennamen erleichtern die Kommunikation, weil die Sprachen als Objekt imaginiert werden. Die Eigennamen gingen auch nicht verloren, als man sich gegen Ende des 19.

Jahrhunderts auf den Namen Serbokroatisch oder gelegentlich auch Kroatoserbisch verständigte. Die Dignität und Anciennität dieser beiden Sprachen stehen für Frau Tomašević außer Zweifel. Als eventuell möglichen Ausweg bietet sie Stojić fiktiv an, dass er von einer „Erfindung der Neuzeit“ hätte sprechen können. Wenn sie aber von Erfindung spricht, dann scheint für sie klar zu sein, dass die serbische und die kroatische Sprache keine Erfindungen, sondern die natürlichen Sprachen der dort lebenden Völker sind. Mit dem Begriff der Neuzeit und der nachfolgenden Aussage, es handele sich um das Ergebnis der momentanen Entwicklungen, wird politische und kurzzeitige Willkür gegen die natürliche Urwüchsigkeit ausgespielt und die Entstehung des Serbischen und Kroatischen in eine mystische Zeit vor unserer Zeit verlagert. Dass es sich bei der von ihr vorgeschlagenen Sprachregelung nur um einen pragmatischen Kompromiss handeln kann, wird deutlich, wenn sie davon spricht, dass in Bosnien-Herzegowina immer eine Mischsprache gesprochen wurde, niemals aber „eine reine kroatische Sprache“. Und wenn sie Mischsprache meint, dann deutet sich etwas Unterlegenes oder Minderwertiges an. In der Gesamtschau wird deutlich, dass sie überhaupt erst die Kategorisierungsnot von Stojić entstehen lässt und dass sie sich selbst dazu bringt, ihn ebenso wie die bosnische Sprache als Mischform zu begreifen. Dass sie während der Lesung nicht habe intervenieren wollen, führt sie darauf zurück, dass ihre eindeutige Meinung nur Aggressivität befördert und ihm kein Gefallen getan hätte. Mit anderen Worten: Sie betrachtet seine Lage negativ. Zuletzt spricht sie wendende und deeskalierende Worte, indem sie Verständnis für seine Misere äußert, die Problematik nicht ihm alleine, sondern auch seiner Umwelt zuschreibt – „denn er muss ja wieder zurück und dort leben“. Sie solidarisiert sich sogar mit ihm, weil auch sie das Gefühl kennt, eine neue Sprache sprechen zu müssen. Ein interessanter Vergleich, der allerdings hinkt, wenn man anerkennt, welche Anstrengungen mit ihrem Erlernen von Deutsch verbunden waren im Vergleich zur Umstellung, die Stojić leisten musste. Frau Tomašević musste wirklich eine neue Sprache lernen. Bei Mile Stojić erfolgte die Umstellung von der kroatischen auf die bosnische Sprache im Wesentlichen mit dem Austausch *eines* Wortes: kroatisch war mit bosnisch zu ersetzen. Dass es vielleicht auch für Stojić anstrengender war, hat er unter Umständen Menschen wie Frau Tomašević zu verdanken, die ständig Stellungnahmen fordern und eine emotionale Belastung erst entstehen lassen.

Migrationsressource Familie oder rollt sich die Geschichte auf?

Nachdem sich die bisherigen Darstellungen stark thematisch strukturierten, treten in diesem und in den folgenden Kapiteln die einzelnen Migrationsbiografien stärker in den Vordergrund. Dazu wird abermals die Familie Lajić betrachtet. Die Biografie der Mutter Jagoda Lajić wurde bereits mehrfach erwähnt. Sobald Ja-

goda Lajić und ihr Mann das Rentenalter erreichen, werden sie nach Novska (Kroatien) ziehen. Jagodas Mutter zog bereits 2003 nach Kroatien, weil sie nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr in Nürnberg leben wollte und ein Altersheim in Kroatien vorzog. Jetzt soll es um Jagodas Töchter gehen. Die ältere Tochter Jelena zog bereits 1992 von Nürnberg nach Zagreb und von dort nach Novska. Ihre jüngere Schwester Jasna zog 2003 nach Zagreb. Die Familie Lajić beobachtete über eine lange Zeitspanne hinweg mehrere Orte und richtete ihre Lebensführung an den sich dort bietenden Inklusionschancen aus. Man könnte ihre derzeitigen Migrationen als eine rückwärts verlaufende Kettenmigration deuten, als eine Geschichte, die sich nach hinten aufrollt und die ‚Gastarbeitermigration‘ zu einem Ende bringt. In diesem mechanischen Modell läuft man jedoch Gefahr, die einzelnen Migrationsmotive der Familienmitglieder aus den Augen zu verlieren. Selbst innerhalb des sozialen Systems Familie haben sich beachtliche Determinationslücken ergeben, die individuelle Planungsarbeit nötig machen. Die Migrationsmotive ihrer Mitglieder sind grundsätzlich als Ausdruck von systemspezifischen Inklusionsabsichten zu bewerten, wobei die Nähe zu Familienmitgliedern als eine solche Inklusionsabsicht gesehen werden kann. So zog Jelena zuerst aufgrund der Ausbildungsmöglichkeiten nach Zagreb und blieb, weil sie ihren Mann dort fand. Auch Jasna will ihre Ausbildung vorantreiben und zugleich näher bei ihrer Schwester wohnen. Im Folgenden soll zunächst die Migrationsgeschichte der älteren und dann der jüngeren Tochter genauer betrachtet werden.

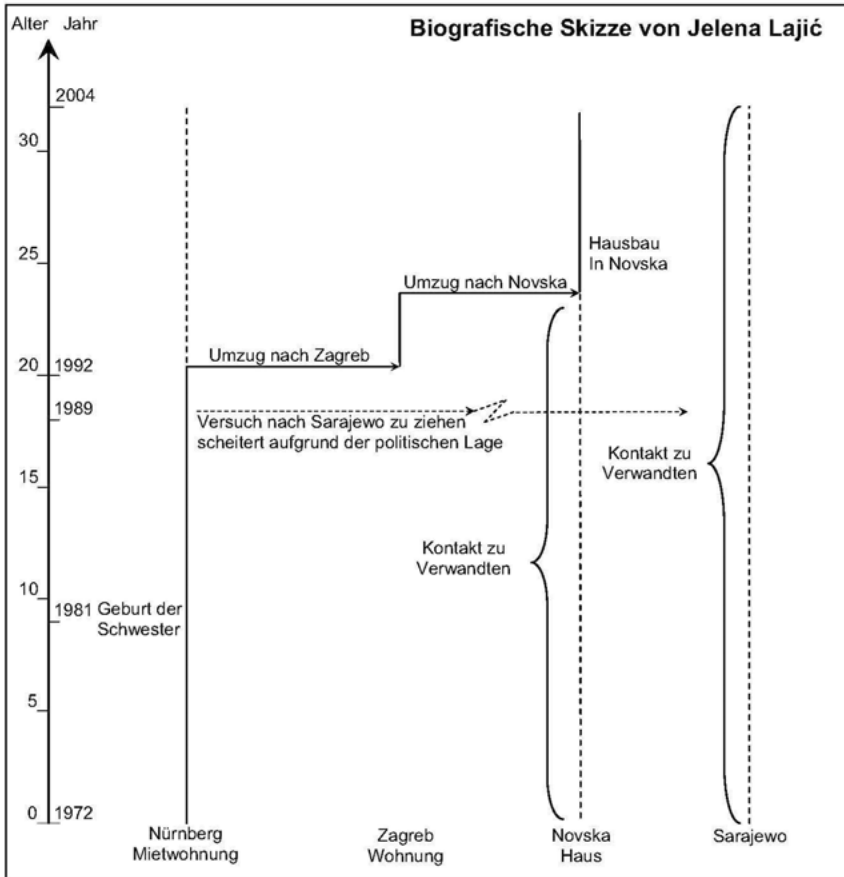
Jelena Lajić als Vorposten der familiären Remigration

Ich traf Jelena Lajić in Novska. Ihre Schwester Jasna, die ich zuvor in Zagreb getroffen hatte, vermittelte mir den Kontakt zu ihr und arrangierte das Treffen. Novska ist zum Zentrum der familiären Migration geworden, nachdem die ersten Pläne einer gesamtfamiliären Remigration von Nürnberg nach Sarajewo Ende der 1980er Jahre, aufgrund der sich verschlechternden wirtschaftlichen und politischen Lage in der mütterlichen Herkunftsstadt, scheiterten. Die anschließenden Kriegsereignisse in Bosnien-Herzegowina sorgten dafür, dass Sarajewo aus der familiären Lebensplanung ausschied und die Familie ihre Investitionen nach Novska umleitete.

Jelena wurde 1972 in Nürnberg geboren, ging dort erst auf die jugoslawische Grundschule und anschließend auf das Gymnasium. Der ohnehin vorhandene Wunsch im Ausland zu studieren, verstärkte sich, als 1992 über zehn Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina und Kroatien in der kleinen Nürnberger Wohnung Schutz fanden und die Enge für sie zur Belastung wurde. Jelena musste allerdings feststellen, dass die Wahlmöglichkeiten mit einem kroatischen Pass im Vergleich zu ihren deutschen Klassenkameradinnen eingeschränkt waren. Zumindest nach England konnte sie nicht gehen. Also entschied sie sich für ein Studium der Anglistik und Völkerkunde in Zagreb, das sie allerdings nicht ab-

schloss. Die folgende Passage schildert einige Aspekte im Umfeld dieser Entscheidung.

Abbildung 19: Biografische Skizze von Jelena Lajić



Jelena Lajić: Das war 92. Ja, das [England] ging dann nicht, ähm... naja. Bin ich halt hierher gekommen. Aber so ne riesengroße Umstellung war's nicht für mich. Okay mit dem, mit der Bürokratie halt, doch schon bisschen, aber naja, wenn man halt zum Arzt geht oder lauter so Sachen, die in Deutschland normal sind... war'n hier nicht. Aber ich bin halt jemand, der denkt, jedes Land hat seine Eigenschaften, Eigenarten.

PG: Ja.

JL: Ich meine, wenn ich jetzt in England wär, würd ich mich auch auf viele Sachen einstellen müssen. Also sooo... So verwunderlich war's nicht für mich. Ich wollt einfach nur weg aus Deutschland, mir war einfach langweilig in Deutschland. Ich bin halt so, ähm, ja Deutsche gehen auch aus Deutschland weg.

PG: Jaja, klar.

JL: Weil's langweilt. Ich mein... zwanzig Jahre will man woanders hin. Und dann will man erstmal das Land sehen, wo die Eltern herkommen. Also allein! Nicht mit Mama und Papa am Meer hocken, am Strand oder bei der Familie. So ne riesengroße Umstellung war's nicht. Ich weiß nicht, ich bin da! Ich könnt auch woanders sein. Ja. Ich bin ja an Menschen gebunden, nicht so an Orte. Das ist schon so ein Wandergen in mir. Wahrscheinlich hat man das. Glaub ich. Aber an sich, ich weiß nicht, in Deutschland... Also ich find Deutschland okay. Weiß ich nicht. Hier find ich's auch okay. Ich hab nicht so Probleme damit, ich fühl mich auch nicht ausgeschlossen, ich hab ja auch nie Probleme jetzt als Ausländer und als Gastarbeiterkind in Deutschland – so extreme. Meistens wurde ich dann gefragt, wer ist denn bei dir deutsch.

PG: Ja.

JL: Wahrscheinlich wegen dem Aussehen... und ich war auch nicht jemand, der ständig irgendwie drauf aufmerksam gemacht oder halt wo er herkommt oder so. Also wenn mich jemand gefragt hat, ich bin das und das, ja, das war's dann. Das Einzige, was mich genervt hat, waren diese... ach... diese dumme Frage, was bist du mehr? Bist du mehr deutsch oder Kroat. Nee, das hat mich genervt. Man kann sich doch nicht aufteilen... Man fühlt... gar nichts, man fühlt sich in so einer beschissenen Upslage.

Die Sätze balancieren auf einem schmalen Grat zwischen Deutschland und Kroatien. Eine Festlegung auf nur eines der beiden Länder wird vermieden. Es scheint, als würde sie jeden ausgesprochenen Satz vor diesem Hintergrund reflektieren, und sollte sie zu dem Schluss kommen, dass eine Aussage mich zu einer Festlegung auf genau eine nationale Identität verführen könnte, so versucht sie, diese mit einem Gegenargument auszubalancieren. Der Balanceakt beginnt mit der Aussage, dass der Umzug für sie keine große Umstellung beinhaltet. Weil der Zuhörer meinen könnte, das sei wegen ihrer kroatischen Identität selbstverständlich, beschreibt sie anschließend die Besonderheiten. Bürokratie und Arztbesuche hätten Umstellungen erfordert. Es sind ihr äußerliche nationale Differenzen, die als Teil einer landestypischen Dazulernquote beschrieben werden. Die Normalität ihrer Migration betont sie auch im Vergleich zu jungen Deutschen, die einfach nur der elterlichen Wohnung entkommen und in die Freiheit starten wollen. Zugleich beschränkt sie diesen unbändigen Freiheitsdrang, weil sie *erstmal* das Land ihrer Eltern sehen will. Und auch diese Einschränkung wird sofort gebrochen, indem sie ihren Emanzipationsdrang betont und das Kennenlernen ohne Eltern wagen möchte. Wenn sie hervorhebt, dass sie auch ganz woanders sein könnte, wird ihr persönlicher Möglichkeitsraum als schier unendlicher Raum beschrieben. Um aber nicht den Eindruck entstehen zu lassen, dass Nürnberg oder Deutschland per se schlecht seien, greift sie den national kodierten Topos der Diskriminierung auf, und erklärt, dass sie nicht ausgeschlossen gewesen sei, gar als halbe Deutsche gegolten habe. Den Dialog bringt sie zu einem Ende, indem sie die Untauglichkeit der nationalen Einteilungen betont. Diese Spannungen und auch Widersprüchlichkeiten ziehen sich durch das ganze Interview und werden stets dann virulent, wenn sie versucht, ihre Welt und ihre Biografie vor dem Hintergrund nationaler Ordnungen zu beschreiben.

Während ihrer Studienjahre in Zagreb ist sie regelmäßig im einhundert Kilometer entfernten Novska. Sie kann dort im elterlichen Haus wohnen, Kontakt mit Freunden und Verwandten halten und wird dort ihren späteren Mann kennenlernen. Das Studium verliert seine Priorität und wird schließlich abgebrochen. Die Lust auf Urbanität weicht der Sehnsucht nach einem ländlichen und bodenständigen Leben in Novska. Als Nachhilfe- und Vertretungslehrerin in Englisch und Deutsch kann sie in Novska obendrein gutes Geld verdienen. Sie heiratet und zieht mit ihrem Mann ins Haus ihrer Eltern. Auf dem großen Grundstück beginnt das junge Paar mit dem Bau eines eigenen Hauses. Für Jelena endet damit ihre Migrationsbiografie, zumal die Schwierigkeiten für eine weitere Migration nach den recht einfachen Migrationen in der Vergangenheit wieder wachsen. Ihr Mann spricht kein Deutsch und hat die wenigen Monate, die er als Kriegsflüchtling in Deutschland verbrachte, in schlechter Erinnerung. Als Angestellter bei der kroatischen Eisenbahn halten sich die finanziellen Sorgen in landesüblichen Grenzen. Zudem hat Jelena ihr Aufenthaltsrecht in Deutschland verloren. Zu Studienzeiten hätte sie noch jederzeit nach Deutschland ziehen können und auch danach konnte sie die Aufenthaltsberechtigung wahren, indem sie halbjährlich nach Deutschland reiste. Jetzt aber hat eine Risikoschwangerschaft diese Praxis beendet und sie hat ihr Aufenthaltsrecht in Deutschland verloren. In der aktuellen Situation ist der Rechtsstatus für sie jedoch nachrangig. Die Thematisierung der deutschen Rechtspraxis und hier insbesondere das heikle Thema der doppelten Staatsbürgerschaft, dient im Gespräch eher zur Verdeutlichung von Ungerechtigkeits-erfahrungen oder zur Schaffung einer offenen und ‚binationalen‘ Identität: „Ich wollt nicht deutsch werden, aber ich wollt‘ auch nicht ähm turbo-kroatisch werden“ sagt sie. Nicht „turbo-kroatisch“ werden zu wollen, bedeutet zugleich, dass sie die urbane Indifferenz und das multikulturelle Leben der Nürnberger Südstadt im abgeschiedenen Novska vermisst. In Novska ist sie entrückt von ihrer vergangenen Zeit und schönen Kindheit in Nürnberg. Während sie sich einst dem elterlichen Zugriff durch die Migration nach Zagreb zu entziehen versuchte, wünscht sie sich heute lachend, dass die Vergangenheit sie einholt und ihre Eltern schnell nach Novska ziehen – sie könnte einen Babysitter gebrauchen.

PG: Und jetzt sieht's da so aus, als kommen deine, kommen deine Eltern auch bald her?

Jelena Lajić: Ja, ich glaub die kommen irgendwann mal, in zwei, drei Jahren [...] Die haben schon ziemlich viel gearbeitet, des passt schon, sie sollen echt mal ihren Ruhestand, außerdem brauch ich einen Babysitter. //Lachen// Ganz ehrlich. Also bis zum Kindergarten, das wär schon nett. [...] Aber ich sag mal, dass sie des schon schaffen, ich mein die haben schon ziemlich viel Kohle investiert, in des Häuschen da drüben und na ja, wenn's schon steht.

PG: Ja.

JL: Soll'nse Mal drin leben.

PG: Das Haus da drüben ist das?

Jelena Lajić: Ja, das gehört meinen Eltern, das ist nicht meins. Mit dem hab ich nichts am Hut.

PG: Wohnt da jetzt jemand drin?

JL: Nee, nee da, nee das wird jetzt nur noch gelüftet. Mein Papa kommt, also, der plant nächste Woche oder in 10 Tagen, also und Parkettböden, irgendwas will er da machen, erneuern. Und jetzt mach ich halt von Zeit zu Zeit die Fensterläden auf, damit's nicht müffelt //lacht//. Aber wir haben dort gelebt, hm, wo wir dieses Haus gebaut haben. Weil es war ja super praktisch, weil...

PG: Ja.

JL: Du bist ja gleich daneben. Aber ansonsten ist keiner drin.

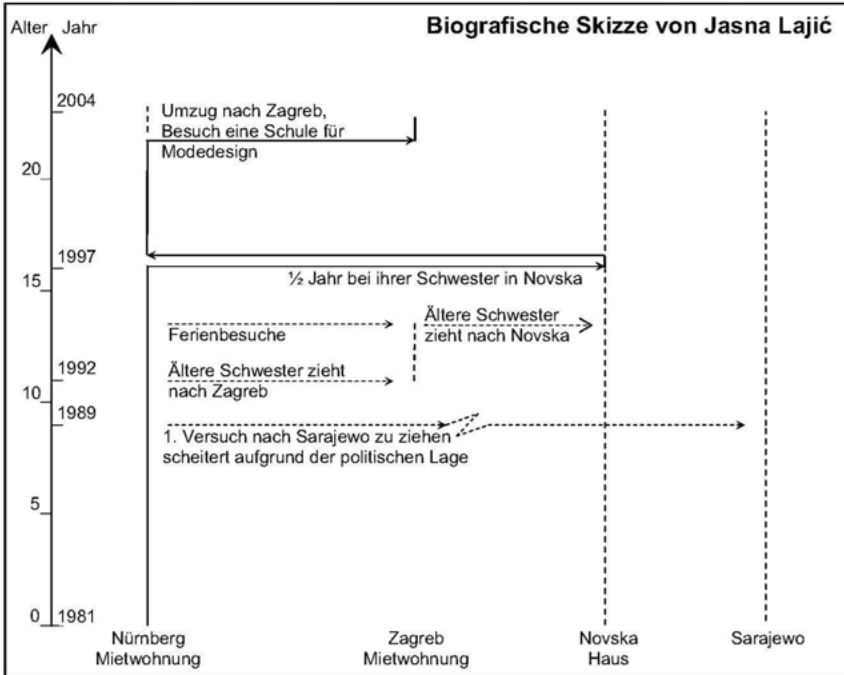
Die Bitte um Babybetreuung und die im Umfeld fallenden Bemerkungen erhellen die Bedeutung von innerfamiliären Leistungen. Die Selbstverständlichkeit von Leistungseinforderungen und von Normen endet an den Grenzen der Kernfamilie. Sobald Wünsche über diese Grenze hinausgehen, und das ist in diesem Fall der Wunsch einer als erwachsen geltenden Tochter an ihre Mutter, ist die Erfüllung keine Normalität mehr, sondern wird zu einem Aushandlungsprozess. Umgekehrt will sie mit dem Haus der Eltern nichts zu tun haben. Dass sie es lüftet, ist wahrlich keine große Leistung. Die Asymmetrie der Leistungen im Eltern-Kind-Verhältnis, also der übliche Leistungsüberschuss der Eltern für ihre Kinder, wird im wohlfahrtsstaatlichen Generationenvertrag zunehmend über Versicherungen und Abgaben ausgeglichen, doch nicht mehr im Familienkollektiv. Zwar werden Alte noch immer häuslich gepflegt, doch die Selbstverständlichkeit vergangener Jahre ist auch in Kroatien dahin, wie der Umzug von Jelenas Oma in ein Altersheim anzeigt. All dies soll hier nicht verurteilt werden, aber es soll deutlich werden, dass die Inklusion in eine Familie selbst zu einem situativen Moment geworden ist. Dass die Familie und deren Investitionen in materielle Werte sowie die sozialen Beziehungen in der Familie eine wichtige Ressource darstellen, wird davon nicht berührt. Daraus ergibt sich ein ambivalentes Verhältnis von Beschränkungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, das bei der jüngeren Schwester Jasna genauer betrachtet werden soll.

Jasna Lajić – freie Migrantin in einem engen Familienfeld

Jasna wurde 1981 in Nürnberg geboren. Nachdem ihre Schwester 1992 nach Zagreb zog, reduzierten sich die schwesterlichen Kontakte auf Ferienbesuche und Telefonate. Jasna fühlte sich plötzlich als Einzelkind und erst 1997 konnte sie die Freiheit nach der Mittleren Reife nutzen, um für ein halbes Jahr bei ihrer Schwester in Kroatien zu leben und zugleich aus der noch immer mit Kriegsflüchtlingen überfüllten elterlichen Wohnung in Nürnberg zu entkommen. Ihre Eltern verboten ihr allerdings einen längeren Aufenthalt und forderten sie zur Rückkehr auf. Etwas widerwillig folgte sie dem Gebot und absolvierte eine Aus-

bildung zur bekleidungstechnischen Assistentin. 2003 zog sie wieder nach Kroatien, wo ich sie auch traf.

Abbildung 20: Biografische Skizze von Jasna Lajić



In Zagreb besucht sie eine Schule für Modedesign und beschreitet somit einen Ausbildungsweg, den sie in Deutschland kaum finanzieren könnte und der ihr zudem den Zugang zu einem Universitätsstudium in der gleichen Fachrichtung ebnet. In Nürnberg, das sie in diesem Zusammenhang als Gefängnis beschreibt, sind ihr solche Möglichkeiten verschlossen oder mit ungleich größeren Mühen, wie etwa dem Weg übers Abendgymnasium, verbunden. Weil Jasna allerdings lediglich im Besitz einer befristeten Aufenthaltserlaubnis für Deutschland ist, kann sie nicht ohne weiteres das Land zur Ausbildungszwecken verlassen und anschließend zurückkommen. Würde sie sich offiziell abmelden, so verlöre sie ihren Status. Die deutsche Staatsbürgerschaft kann sie auch nicht beantragen, weil sie derzeit weder eine Arbeits- noch eine Ausbildungsstelle in Deutschland nachweisen kann. Aus Sicherheitsgründen ist sie weiterhin, aber eben illegal, mit ihrem Erstwohnsitz in Nürnberg gemeldet – ihre dort lebenden Eltern vereinfachen und decken diese Anmeldung.

Wie ihre ältere Schwester ist Jasna darauf bedacht, nationale Rahmungen von sich zu weisen. Sicherlich hat sie starke emotionale Bindungen an Kroatien, möchte diese aber nicht mit dem überschwänglichen Nationalismus der 1990er

Jahre in Verbindung bringen. In diesem Zusammenhang berichtet sie von Auseinandersetzungen in der Kroatischen Mission Nürnbergs. Mit dem dort anzutreffenden ideologischen Heimatbegriff möchte sie ebenso wenig assoziiert werden wie mit dem klerikalen Familienbegriff. Ihre Erzählungen deuten auf das in ‚Gastarbeiter Narrationen‘ spannungsreiche Verhältnis von *Armut* und *Heimat* hin. Die Konstellation oder das eingefahrene Deutungsmuster verläuft in etwa so: Armut ist der große Metarahmen für die ‚Gastarbeitermigration‘ in den 1960er und 1970er Jahren. Menschen verließen ihre Heimat schweren Herzens und konnten nicht zurückkehren, weil sich an der Armut nichts änderte. Und weil sich die wirtschaftliche Lage nicht besserte, kehren heute nur jene zurück, die ihre Heimat lieben und die Armut erdulden. Ein fürwahr krudes Bild, das näher ausgeführt werden soll.

Ich selbst wurde an Vereinstheken, nach Gottesdienstbesuchen oder anderen Vorgesprächen immer wieder auf die große Armut hingewiesen. Das Bild der Armut ist nicht ganz falsch, aber undifferenziert. Nun soll hier nicht aus einer post-materialistischen oder konsumfeindlichen Position argumentiert werden, aber die Tradierung der Armutserzählung verstellt den Blick auf die Chancen in den post-jugoslawischen Staaten. Die Armutserzählung soll hier auch nicht lächerlich gemacht werden, denn in einem bosnischen Dorf abseits der Touristenpfade sind die Entwicklungsmöglichkeiten sehr begrenzt, doch es gibt nicht nur bosnische Dörfer. Armut als den erklärenden Faktor für die Migration zu bemühen, hat aber eine wichtige Funktion. Er legitimiert das Verlassen der geliebten Heimat. Man wird im Einzelfall darüber streiten müssen, ob es sich um Unwissenheit, um eine Lebenslüge oder um eine sehr treffende Situationsbeschreibung handelt, wenn Armut als die Erklärung für das Fortgehen und vor allem das Fortbleiben herangezogen wird. Da sich das materielle Gefälle zwischen Deutschland und den jugoslawischen Nachfolgestaaten nicht flächendeckend reduziert hat, kann der erklärende Armutsfaktor aber in seiner Grobheit fortbestehen. Zudem ist Armut in der modernen Gesellschaft meist relativ und Besitz immer steigerungsfähig. Jasnas Mutter verwendet diese Narration, um die Gemütslage der Mehrheit von Migranten in Deutschland zu beschreiben:

Jagoda Lajić: [...] Hm, die meisten Menschen sind aus einer bitteren Armut gekommen und irgendwann sind zu Geld gekommen und die haben immer Angst vor arm, dass sie wieder verarmen. Die sehen überhaupt nicht weit genug, entweder die haben jetzt Geld und der Haufen muss immer größer werden und mit dem Geld – habe ich Geld, dann bin ich wer. Die gehen sehr viel arbeiten, aber die verplempern auch ihr Geld und so ist es zum Beispiel auch, dass die Kinder total unnütze Sachen bekommen, die den Kindern auch nicht nützen, auf gar keine Art und Weise. Also ich werde meinem Kind nie zum 18. Geburtstag ein nagelneues Auto schenken, das würde mir nie im Traum einfallen. Und das machen aber unsere Leute und das sind die Leute, die selber wenig Ausbildung haben, die in einer bestimmten Gegend aufgewachsen sind, wo sagen wir einmal es große Armut gegeben hat.

Wer nun in diesem groben Bild remigrieren möchte, dem wird schnell unterstellt, dass die Liebe zur Heimat der Grund sein muss. Bei Heimat handelt es sich zunächst um einen gewöhnlichen Identifikationsmodus. Man erklärt sich etwa einer bestimmten Region oder einem bestimmten Milieu für zugehörig. Es ist dann eine offene Frage, ob andere diese Zugehörigkeitserklärung akzeptieren. Man kann auch von anderen auf eine Heimat reduziert werden und wird sich vielleicht dagegen wehren. Mit der Verwendung des Begriffs Heimat wird im Gegensatz zu Identifikationen wie etwa Musiker, Bauarbeiter, Wissenschaftler oder Mutter ein überdurchschnittliches Maß an Urwüchsigkeit und Verwurzelung ausgedrückt. Sich mit einer Heimat zu identifizieren, bedeutet zugleich sich mit etwas zu verbinden, das der eigenen Lebenszeit vorausgeht und noch nach dem Tod bestehen wird. Nicht zufällig stützen sich Heimatbeschreibungen auf Naturmetaphern. Kann es folglich sein, dass Heimat als ein Gefühl imaginiert wird, welches sprachlich nicht auszudrücken ist. Heimat entfaltet ihre soziale Relevanz also nicht weil besondere Hormone ausgeschüttet werden, die sprachlich nicht zu fassen sind, sondern ihre Unbeschreibbarkeit ist Konstituens. Die Umschreibung mit Metaphern muss dann als Bedingung ihres Erfolges gelten. Könnte man Heimat genau fassen, verlöre sie augenblicklich ihre doch eigentlich unfassbare Magie. Dazu eine Passage von Jasnas Mutter über die Frage der Anpassung:

Jagoda Lajić: [...] Umändern, umändern will ich mich nicht. Weil ich habe mir durch diese ganze Lebensweise, ich habe mir nichts zu Schulde kommen lassen und dann frage ich mich: Warum soll ich mich jetzt entwurzeln? Das tue ich nicht. Will ich nicht. Ich, sagen wir mal, ich tue mich gerne mit einem Baum eigentlich mit einem Baum vergleichen, und eine starke Krone kann nur bei einer starken Wurzel sein und in dem Moment, wo man einen entwurzelt, da nimmt man ihm irgendwie die Standfestigkeit, auch charakterlich aber auch psychisch. Da tun sich Leute, die ich beobachtet habe, die tun sich so Fantasiegeschichten und sagen wir mal Lügengeschichten äh, über die Augen bei uns sagt man. Ja also bei uns sagt man, ja Milch vor den Augen fließen lassen und dann siehst du einfach durch und das möchte ich nicht, das möchte ich nicht. Meine Wurzel aus Bosnien, also ich bin eine Kroatin aus Bosnien und trotzdem mit den ganzen Geschichten, ich schätze meine Ahnen und ich bin sehr liberal erzogen worden.

Die Metapher des Baumes vermittelt natürliche Gesetzmäßigkeiten, die sich einem menschlichen Zugriff entziehen. Die Natur und die Heimat werden als transzendenter Sinn für das alltägliche Leben bestimmt. Der Verweis auf die Geschichten und die Ahnen in Bosnien-Herzegowina stützt dieses Bild. Selbstverständlich gibt es auch andere Möglichkeiten, Heimatverbundenheit darzustellen. Mal wird der Triglav als Herald der Heimat bezeichnet, eine andere Interviewpartnerin berichtet von rituell anmutenden Praktiken bei der Reise nach Kroatien.

Maja Milojević: [...] Zagreb! [...] Ich habe da halt die beste Zeit meines Lebens verbracht und das wird immer so bleiben. Also was ich alles erlebt habe, das und vor allem die Leute, die ich kennengelernt habe, das sind Freundschaften fürs Leben und das ist der absolute Wahnsinn. Weil, also bei Zagreb ist es so, also wenn ich nach Zagreb fahre, dann schaue ich immer, dass ich nachts reinfahre. Die gelben Lichter, alles was

ich früher immer so gehasst habe, finde ich jetzt so toll. Ich kann immer noch nicht verstehen, warum die gelbe Lichter haben, ekelhaft, das ist so kommissmäßig – so: Hallo Kommunismus! Auf jeden Fall, das ist so das erste und dann sobald ich über die Grenze komme sofort kroatische Lieder, also einen Sender, dieser eine Sender, der nur kroatische Musik hat. So kroatische Lieder und die spielen auch alte Lieder.

PG: Und wie heißt der?

MM: Narodni Radio! Das ist so, das ist mein Ritual, auch so nach dem Grenzübergang: Halten! Eine Zigarette auf dem kroatischen Boden! Das ist so, ja das ist halt so ein Ritual, ja und das verbinde ich mit Zagreb und ja das ist meine Heimat und ich liebe die Stadt.

Selbstverständlich ist die Verbindung zwischen diesen Bildern Ergebnis meiner Interpretationen, doch es ist im Folgenden recht leicht zu erkennen, dass Jasna mit diesem oder einem ähnlich überhöhten Heimatbild zu kämpfen hat. Es bedarf daher zusätzlicher Anstrengungen, um sich zu beschreiben. Die folgende Passage schließt die Problematik auf.

Jasna Lajić: [...] Und ich war dann auch mal hier [in Kroatien], ein halbes Jahr.

PG: Und was hast du da gemacht, vielleicht fangen wir mal mit dem halben Jahr an.

JL: Ich war halt irgendwie, also ich war auf der FOS [Fachoberschule] in Deutschland, Gestaltung, und dann habe ich das abgebrochen. Und dann wusste ich nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen soll. Und dann bin ich eben mal hierher gegangen. //Lacht// So einfach! Nee, also es gibt bei mir keine großen Beweggründe, also es ist nicht so, dass ich jetzt ‚ja Heimat‘ oder so, also das ist bei mir nicht, überhaupt nicht. Das ist bei mir überhaupt nicht so. [...] Ja, ich weiß nicht, ich habe die Ausbildung [in Nürnberg] gemacht und dann wollte ich wieder hierher und hatte aber eine Beziehung und wollte wegen meinem Freund nicht hierher. Ja, so ganz dumme Gründe sind das eigentlich. Also bei mir war das nicht so, ja ich muss jetzt unbedingt hier her, weil meine Eltern hier geboren sind. Ich bin eher so ein praktischer Mensch! Es hat mir hier gefallen und dann bin ich einfach hierher gekommen.

PG: Wenn du sagst, du bist nicht so ein Mensch, bei dem die Rückkehr so wichtig ist. Gibt es denn viele, die sagen, dass das wichtig ist?

JL: Ja, ich denke schon, ich weiß es nicht. Ich war eigentlich, also in Deutschland war ich zwar mit Kroaten zusammen, aber das war eher so dieses in der Kroatischen Mission, aber so im Freundeskreis war ich nicht so mit Kroaten zusammen. Also ich war eher gemischt, deutsch und was weiß ich, alles mögliche und es hat mich nicht so interessiert, was die so reden. Die waren mir meistens zu, ich weiß nicht, die haben so eine Scheinvorstellung, oder so etwas und die leben noch so, ich weiß nicht, 1960 oder so. Keine Ahnung.

PG: Was meinst du damit?

JL: Ja irgendwie, die haben so eine Vorstellung, wie das hier abläuft und die wollen alle irgendwie zurück. Aber das ist alles so mit diesem, ja diesem, ja Heimat! Und bla und so diese Heimat und dieses so äh, Heimat und so. Weißt du was ich meine?

PG: Ja, ungefähr.

JL: Und bei mir ist das nicht so. Bei mir ist das einfach so okay. Ich finde es jetzt ganz gut und jetzt bin ich eben hier. Aber vielleicht bin ich in fünf Jahren in Neuseeland, ich habe keine Ahnung. Ich bin nicht so ein, so dieses nationale, diese Einstellung, das habe ich nicht. [...]

PG: *Wie hat denn dein Umfeld reagiert, als du sagtest, du gehst jetzt nach Zagreb und machst deine Ausbildung hier?*

JL: Ja ich schätze mal... Also ich glaube, die haben gedacht, ich kann nicht ohne meine Eltern leben. Nein, Schmarrn. Nein, ich weiß nicht. Also ein Kommentar war: Man geht nicht von einem Pferd auf einen Esel!

PG: *Wer hat das gesagt?*

JL: Ja einer aus dem engeren Umfeld und ich will jetzt da keine Namen nennen.

PG: *Das ist okay. Und wie reagierst du dann?*

JL: Überhaupt nicht!

PG: *Du ignorierst das!?*

JL: Ja, so etwas berührt mich nicht. Ich weiß ja nicht. Kommt darauf an, wie das Pferd ist. Ja! Ich weiß nicht. Ich habe nie so auf die Meinung der anderen geachtet. Und ich meine in Nürnberg war es ja auch ganz schlimm, dass ich ja irgendwie so mal mit Kroaten zusammen war und mal nicht und was weiß ich. Das war ja dann schon schlimm und auf einmal gehe gerade ich zurück!

Sie selbst beschreibt ihre Migration als eine ohne große Beweggründe. Ihre Motivation beschreibt sie gar als dumm. Der Horizont für diese Abwertung ist ein überhöhtes Bild von der Heimat beziehungsweise die Annahme, dass nur der Heimatliebe wegen migriert werden könnte. Die Zurückweisung dieses möglichen Migrationsmotivs wird durch die Schilderung der Kontakte in ihrer Kindheit und Jugend weiter unterstrichen. Damals sei sie nicht ausschließlich mit Kroaten zusammen gewesen. Die Vorstellung von der Heimat bewertet sie als Scheinvorstellung, die vielleicht noch aus den 1960er Jahren stamme. Wie es das Konzept der Heimat mit sich bringt, ist auch sie nicht in der Lage es auszubuchstabieren und ist erleichtert, dass ich wenigstens mit einem „Ja, ungefähr“ auf ihre Verständnisfrage antworte. Sofort werden ihre Sätze wieder konkreter und sie erwähnt, dass sie in fünf Jahren vielleicht ganz woanders sein könnte. Die begrenzte Beobachtungsgabe des Kommentars, dass man nicht von einem Pferd auf einen Esel steige, entlarvt sie, indem sie auf die kontextuelle Gebundenheit des Pferdes aufmerksam macht. Das Pferd oder der Esel, die der Kommentator pauschal für Deutschland und Kroatien verwendet, sind als nationale Kategorien nur eingeschränkt zur Erklärung von Migrationsprozessen geeignet. „Kommt darauf an, wie das Pferd ist“, könnte in systemtheoretischer Diktion lauten, dass sie nicht von Deutschland oder Kroatien inkludiert werden möchte, sondern einen guten Ausbildungsplatz und die Nähe zu ihrer Schwester sucht. Dafür ist sie bereit, systemspezifische Anpassungsleistungen zu erbringen. Dumm ist ihre Entscheidung also nur vor einem bestimmten Hintergrund. Legt man jedoch den Maßstab der individuellen Entfaltung an, so ist ihre Migration ausgesprochen clever, weil sie durch ihre Migrationen einen sozialen Aufstieg vollzieht.

Transnationale Karrieren als Weg zur strukturellen Assimilation?

In Jelenas und Jasnas Biografien deutete sich neben der großen Bedeutung der Familie auch die Prominenz von Bildungschancen bei Migrationsentscheidungen an, denn sie beide absolvierten oder absolvieren Teile ihrer Bildungskarrieren in Zagreb. Das Thema Bildungsprozesse ist hier aus zwei Gründen eine Vertiefung wert. *Erstens* kommt es in diesem Zusammenhang zu interessanten Migrationsbiografien. Und *zweitens* kann der theoretische Streit zwischen Assimilationisten, Transnationalisten und Systemtheoretikern mit empirischen Argumenten fortgeführt werden. Die Beobachtungsspur greift sinngemäß die Aussage von Esser auf, dass transnationale Mehrfachinklusionen unwahrscheinlich seien und ein Ausmaß an Lernaktivitäten und -gelegenheiten erfordern würden, das den meisten Migranten verschlossen sei (Esser 2001: 99). Die Verschlossenheit von Lerngelegenheiten wird als Faktum nicht bestritten, aber es wird sich die Frage aufdrängen, ob die Alternativlosigkeit von Assimilation an einem Ort so gegeben ist. Und es drängt sich die Frage auf, wer seine Strukturen wie zu ändern hat.

Die folgenden Biografien von Petar Klinar, Andrej Stojanovski, Vesna Babić und anderen zeigen in unterschiedlichen Nuancen, welche sozialen Aufstiegs- oder Entfaltungsmöglichkeiten sich durch transnationale Aktivitäten ergaben. Bei Andrej und Vesna kann sogar argumentiert werden, dass ihnen die soziale Mobilität nur aufgrund der Transnationalisierung ihrer Lebensführung gelang, weil ihnen vergleichbare Karrierepfade in Deutschland verschlossen waren oder nur mit ungleich größeren Mühen und Kosten zu beschreiten gewesen wären. Damit demonstrieren die Migranten durch ihre Aktivitäten, dass bei ihnen genau das Gegenteil dessen eintritt, was in der Assimilationstheorie befürchtet wird. Nicht Marginalisierung ist das Ergebnis einer transnationalen Orientierung, sondern, in den Worten und mit den Indizes der Assimilationstheorie, eine strukturelle Assimilation. Denn in einer nationalen Statistik werden sie aufgrund ihrer formalen Abschlüsse und zum Teil aufgrund ihrer Einkommen in einer überdurchschnittlich hohen Position erscheinen. Sie müssten folglich als assimiliert gelten, weil die Unterschiede zu Deutschen gering sind und sie müssten eigentlich auch als integriert gelten, weil die sozialstatistischen Indikatoren angeblich genau darauf hinweisen. Erneut ist zu erkennen, wie unscharf der verwendete Integrationsbegriff ist, denn sie sind gerade nicht integriert, sondern frei. Insgesamt handelt sich die Assimilationstheorie ein ernsthaftes Problem ein, das nicht einfach als (unwahrscheinliche) Residualkategorie abgetan werden darf.

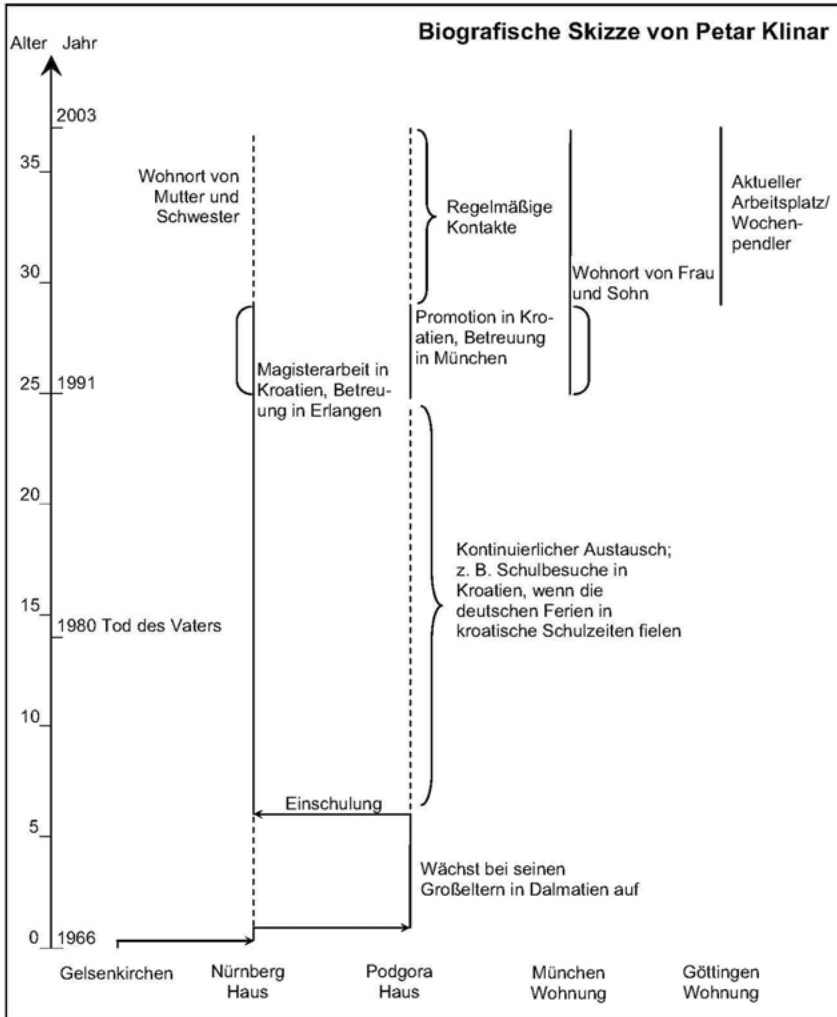
Einige Vorbemerkungen sollen die Einordnung der Fälle erleichtern. Bei Petar Klinar wird eher von Mobilität gesprochen, weil seine Umzüge so fließend sind, dass sie von ihm selbst kaum mehr als Migration bezeichnet werden. Bei Andrej und Vesna wird hingegen von Migration und nicht von (Studierenden-)mobilität gesprochen. Denn sie beide zogen nach Kroatien, um in das dortige Bildungssystem inkludiert zu werden. Bei Studierenden, die beispielsweise

im Rahmen des europäischen Erasmusprogramms ins Ausland gehen, ist die Inklusion in ein Bildungssystem oder genauer die formale Mitgliedschaft in einer Universität die Voraussetzung für den Hochschulwechsel. Etwas Distanz wird auch zu Deutungen gehalten, welche die Auslandsaufenthalte vermutlich als ‚Rites de Passage‘ verstehen würden (vgl. King/Ruiz-Gelices 2003; Baláz/Williams 2004). Eine solche Deutung mag für die internationale oder europäische Studierendenmobilität zutreffen, doch bei den hier rekonstruierten Biografien wurde ein viel zu langer Zeitraum im Ausland verbracht, als dass noch von einer Passage gesprochen werden könnte. Es geht also nicht wie bei Passageriten um *Eintritte* in neue Lebensabschnitte, sondern um den Lebensabschnitt an sich. Und dieser Lebensabschnitt ist zugleich als sehr relevantes Merkmal für zukünftige Inklusionen auf dem Arbeitsmarkt zu verstehen. Weil die Migrationsforschung schon lange weiß, dass Ungleichheiten zwar eine entscheidende Voraussetzung für Migrationen sind, aber nicht automatisch dazu führen, reicht es nicht aus, den vermeintlich diskreten Akt der Wanderungsentscheidung zu betrachten. Vielmehr muss der jeweilige Kontext Beachtung finden. Dabei wird sich abermals die Bedeutung der Familie, hier insbesondere die Bedeutung von familiären Immobilien, zeigen, denn sie und andere Faktoren tragen ihren Teil dazu bei, dass Migrationen mit weniger Friktionen einhergehen. Zuletzt muss für Kroatien bedacht werden, dass die 1990er Jahre die Zeit eines überschwänglichen kroatischen Nationalismus waren. Dabei wurde auch die Bedeutung der kroatischen Diaspora betont. Zwar zielte die Integration dieser Diaspora in die nationale Identität hauptsächlich auf die in Bosnien-Herzegowina lebenden Kroaten, weil hier noch um territoriale Ansprüche gefochten wurde, doch die Rhetorik erfasste auch Migranten in Nord-, Mittel-, und Westeuropa sowie in Überseestaaten. Sogenannten Heimkehrern wurde eine besondere Wertschätzung zuteil, die sich beispielsweise in staatlichen Stipendien für heimkehrende Studierende äußerte.

Petar Klinars reflektierende Jonglage

Petar Klinar fand bereits Beachtung, als es um die Problematik des muttersprachlichen Ergänzungsunterrichts ging. Er hatte sich erstaunt gezeigt, dass er als Kind einmal den Besuch habe abbrechen wollen. Erstaunt deshalb, weil ich ihn mit einer Aussage seiner Mutter konfrontiert hatte, die er zwar nicht bestritt, doch deren Einfügung in sein Selbstbild ihn einen Augenblick der Mühe kostete. Die Besonderheit des Gespräches mit Petar bestand in seinem auffallend hohen und elaborierten Reflexionsniveau. Petar glich einem Augur, schien gelegentlich meine Interpretationen zu antizipieren, um sie dann mit seinem nächsten Satz zu zerstören. Die folgende Passage ist so ein Beispiel, in der einer ihm eventuell nicht genehmen Interpretation vorausschauend der Boden entzogen wurde. Es geht um die Frage, wie präsent Migration in seiner Lebenswelt gewesen ist.

Abbildung 21: Biografische Skizze von Petar Klinar



Petar Klinar: Ja! Also ich kenne jetzt, also ich kenne überhaupt keine einzige kroatische Familie muss ich sagen, wenn ich jetzt wirklich darüber nachdenke, keine einzige Familie, die nicht irgendjemanden irgendwo hat. Und meistens sogar mehrere. Also, wir haben uns ja vorher kurz beim Essen drüber unterhalten, es ist eben so, die Juden und die Iren und die Kroaten haben eben die größte Diaspora und insofern ist das glaube ich, ja etwas was man als normal in Anführungszeichen einfach mit integriert hat, ja und äh ich weiß nicht dieses schlechte Gewissen [wenn man sein Land verlässt], ich denke jetzt so darüber nach: Anfang der 90er Jahre während dieses Krieges, also ich war während meiner Magisterarbeit war ich auch unten in den Semesterferien und dann auch eben dieses halbe Jahr was einem für die Magisterarbeit gegeben ist. Und das war gerade in

der Zeit, wo diese Bombenangriffe waren, das heißt, ich habe die mitbekommen, ich habe den Krieg da mitgekriegt...

PG: Das war 91 dann?

PK: Ja, 91! Und, da gab es dann einige und das habe ich auch mitbekommen, die eben aus der Diaspora, dann eben das Bedürfnis verspürt haben, ja sich jetzt als besonders gute Kroaten wie sie meinten zu zeigen und sich dann freiwillig gemeldet haben in dieser Nationalgarde, hieß das zunächst oder... und später in der kroatischen Armee. Und da hatte ich bei manchen, mit denen ich mich unterhalten habe, schon das Gefühl, dass es ein schlechtes Gewissen ist. Also es war für mich zum Beispiel war das keine Option, also ich bin zwar gemustert worden und äh, ich war in dieser Zivilverteidigung, da bin ich dann eingeteilt worden, aber mir wäre es nicht eingefallen, also hätten die jetzt unser Dorf da angegriffen, hätte ich mich schon gewehrt, ganz klar, also hätte ich bestimmt getan, aber irgendwo anders hinzugehen, äh zu kämpfen und so etwas, das wäre mir jetzt nicht eingefallen. Und da in manchem Gespräch hatte ich eben das Gefühl, das hat zu tun mit einem schlechten Gewissen, fiel mir doch so auf.

Wie angedeutet, bereiten die vorhergehenden Aussagen das Terrain vor. Doch wie anders wäre es gewesen, wenn er mir nur erzählt hätte, dass er sich für die Zivilverteidigung habe mustern lassen. Denn dafür bestand keine Notwendigkeit. Er hätte einfach nur das Land verlassen müssen. Ich hätte sicherlich seine Bereitschaft zur nationalen Verteidigung herausgestellt, obwohl er doch höchstens seine dörfliche Lebenswelt verteidigen wollte. Allerdings, und an dieser Stelle wird die viel zitierte These von konstruierten und im Fluss befindlichen Identitäten wichtig, ist es im Moment des Interviews, in dem er sich so und nicht anders darstellt. Neben dem Augurenlächeln ist zu bemerken, dass seine Aussagen zwischen dem ernsthaften Bemühen sich an die Tage und Emotionen seiner Kindheit, Jugend und Adoleszenz zu erinnern und den Deutungen, die er ihnen seit seinem Studium und mit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gab, changierten. Er verstand es wie nur wenige andere, einen transnationalen Schwebzustand zu vermitteln. Dazu hatte ich bereits grundsätzlich das Bild eines Jongleurs bemüht. Wenn Petar Wissen und Emotionen aus seiner Lebenswelt vermitteln möchte, hält er alle Orte, mit denen er sich verbunden fühlt, in der Luft, ohne sich zu sehr auf einen festzulegen. Mit dieser schwebenden Präsentationsform versucht er, seine persönlichen Erfahrungen adäquat zu vermitteln und diese zeichnen sich durch hohe Freiheitsgrade aus, lassen sich also etwa in der Raumdimension nicht auf einen Ort festlegen. Diese Erfahrung begleitet ihn seit der frühesten Kindheit, als er eine Sensibilität für die unterschiedlichen Bedeutungen von Dalmatien, Kroatien, Jugoslawien, Nürnberg, Deutschland oder anderen Raumeinheiten entwickelte. Selbst kleine biografische Arabesken integriert er sinnhaft in seine Lebensgeschichte, so zum Beispiel als ich seine Thematisierung von regionaler Identität aufgreife und ihn auf seinen Geburtsort Gelsenkirchen anspreche, in dem er 1966 als erstes Kind einer Deutschen und eines Kroaten geboren wurde.

PG: Und wenn du sagst, diese regionale Identität war sehr wichtig, also Dalmatien, gab es dann auch noch etwas Deutsches, was da reingespielt hat? Deine Mutter sagte, du wurdest in Gelsenkirchen geboren...

Petar Klinar: Ja, da bin ich geboren, aber das war mehr ein Versehen!

PG: Ein Versehen, genau...

PK: Ja vielleicht insofern auch ein ganz guter Zufall, weil es eben so im Ruhrgebiet eines der typischen Gastarbeiterstädte war und insofern das Gastarbeiterschicksal wenn man so will versinnbildlicht in diesem Ort, in dem ich aber nie war. Also ich habe damit nichts zu tun gehabt, nee es spielte da ansonsten keine so große Rolle. Ja, also für mich jetzt persönlich prägend war die Zeit, wo ich bei meinen Großeltern eben, also bei den Eltern meines Vaters, also in Dalmatien und eben ohne die Eltern dann auch war. Das heißt also, bevor ich in die Schule gekommen bin, also denke ich eine sehr prägende Zeit wahrscheinlich. Wo meine Mutter, ich weiß nicht, ob sie das erzählt hat, mit Erschrecken dann eben, ja feststellen musste, als ich dann eben runterkam, dass ich dann eben fast schon Deutsch verlernt hatte. Da konnte ich eben dann kaum mehr Deutsch und musste es eben neu lernen, aber das ging dann doch. [...] Dalmatien, also ich, eines der ersten Sprichwörter, die ich als Kind weiß ist, da unten gewesen ist: ‚Steck einen Finger ins Meer und dann bist du mit der ganzen Welt verbunden!‘ Also, das ist so ein Sprichwort, also das heißt, es war absolut klar, Leben an der Küste, das war immer Austausch.

Selbst ein Versehen, ein zufälliges Weilen an einem zufälligen Ort, wird Teil seiner Identität. Gelsenkirchen, diese bei vielen Indikatoren so rückständige Stadt, wird zum Ausgangspunkt seines persönlichen Aufstiegs, weil die Stadt einen wichtigen Aspekt der väterlichen Identität adressiert, obgleich auch sein Vater keine Beziehung zu dieser Stadt hatte. Wenn es bei Petars Jonglage einen außerordentlich schönen Ball gibt, einen Ball, der mehrere Runden dreht und einen ganz besonderen Zauber hat, dann ist das der Ball, der auf Dalmatien hört.¹⁹ Mit dem dalmatinischen Sprichwort – ‚Steck einen Finger ins Meer und dann bist du mit der ganzen Welt verbunden!‘ – stellt er eine Identität her, die scheinbar kein Außen und keine Exklusion kennt. Die Region Dalmatien, eine lokalisierbarer Küstenstrich mit urkundlich verfestigter Identität, wird über einen Finger und das große Meer mit der ganzen Welt verbunden. Zweifelsfrei werden nicht alle zu Dalmatien gehören können, Identität braucht Ausschluss, doch mit dem Sprichwort kann eine positive und weltoffene Vernetzungsidentität zum Ausdruck gebracht werden. Eine Konnektivität mit der Welt, die für jede Interaktion ein ‚Und-so-weiter‘ für möglich hält, eine Beobachtung, die als Bezeichnung zwar eine andere Seite ausschließt, aber Anschluss für möglich hält.

Petar verbringt nicht bloß vor seiner Einschulung viel Zeit in Dalmatien, sondern auch während seiner Schulzeit oder genauer während den bayrischen Schulferien. Waren zu bayrischen Ferienzeiten kroatische Schulzeiten, so begleitete er

19 Zu Regionsbezeichnungen bei kroatischen Firmennamen in Kroatien siehe Šakaja (2003).

einfach seinen Cousins und Cousinen in die Schule. Er wollte auf allen Ebenen mitreden. So begründet er auch den Weg zur Übersetzerprüfung. Er wollte es stets richtig können. Für ihn ist es, wenigstens retrospektiv, keine Strafe gewesen, zu deutschen Ferienzeiten in die kroatische Schule zu gehen. Dabei wird zweierlei deutlich. Erstens stehen ihm im ländlichen Dalmatien Lerngelegenheiten offen, die wenigstens in deutschen Großstädten heute vermutlich nicht mehr anzutreffen sind. Oder welches fremde Kind kann seine Verwandten einfach in die Schule begleiten, ohne dass ein Apparat von Bedenkenträgern sich rühren würde? Zweitens besteht kein Zweifel daran, dass die Kunst auf allen Ebenen mitzureden, Lernprozesse voraussetzt, ob die nun Freude machen oder nicht. Die Kontinuität der Lernaktivitäten ist bei Petar weitgehend ungebrochen und wird durch die Liebe zum Großvater gestützt. Die Kontinuität determiniert aber nicht seine gesamte Bildungslaufbahn.

PG: Und du hast Slawistik dann studiert?

Petar Klinar: Ja, auch. Ich habe mehrere Sachen... ich konnte mich nicht entscheiden, also Biologie hat mich interessiert, dann äh, verschiedenste Geisteswissenschaften und dann letztes Endes bin ich dann den Weg des geringsten Widerstandes gegangen und dann habe ich eben Geschichte gemacht, Neuere... Slawistik, Englisch und wirtschaftliche Staatswissenschaften, also Wirtschaft ja. Wobei Slawistik dann gar nicht so leicht war, wie ich es mir eigentlich vorgestellt hatte, weil ich nämlich Russisch studieren musste, ja.

PG: Achso!

PK: Jaja, das gab's nämlich nicht die Sprache, also Serbokroatisch, wie es damals noch hieß, konnte ich gar nicht machen an der Uni, sondern ich musste eben Russisch machen und dann musste ich es eben auch lernen. Ja, es gibt dieses Bonmot, dass Russisch die Sprache ist, die alle irgendwie, Serben und Kroaten glauben zu können, bis sie anfangen, sie zu lernen. Und das stimmt auch, man muss sich damit dann auch richtig befassen.

Der Weg des geringsten Widerstands ist also holpriger als zunächst angenommen. Vielleicht war ihm wenigstens seine aus vielen Kontextwechseln resultierende Beobachtungs- und Auffassungsgabe ein Vorteil beim Studium. Auf jeden Fall findet er hier weitere Freiräume, um seinen Interessen zu folgen. Bereits seine Magisterarbeit verfasst er in Kroatien und auch die Promotion wird er während eines langjährigen Aufenthaltes in Kroatien verfassen. Betreut wird er von München aus. Jetzt ist ihm seine Bilingualität von großem beruflichen Nutzen. Nach Abschluss der Promotion zieht er zunächst nach München, heiratet seine deutsche Freundin, allerdings im kroatischen Podgora, und tritt eine Stelle an der Universität Göttingen an, die ihm bis heute große Freiräume bietet, sodass er viel Zeit im ausgebauten Haus in Dalmatien verbringen kann.

Der Bildungsaufstieg des Migrantenkinds Petar ist im Kontext der deutschen Bildungsstatistik nur begrenzt bemerkenswert, denn er hat eine deutsche Mutter und die besitzt zudem einen akademischen Abschluss. Zwei wichtige Faktoren,

die im Durchschnitt für eine sichere Position im Mittelstand sorgen. Bemerkenswert ist hier ein anderes Muster, das bei den folgenden Biografien noch schärfere Konturen erhält. Mit der Promotion in Kroatien hat Petar innerhalb der deutschen Sozialstruktur eine deutlich überdurchschnittliche Position erklommen. Vielleicht hätte er diese Position auch bei einem rein nationalen Bildungsgang erreicht, doch bereits jetzt kann gesagt werden, dass seine intensiven transnationalen Aktivitäten zwar gelegentlich mit außergewöhnlichen Anstrengungen verbunden waren, aber sie an einem nationalen Standard gemessen auf keinen Fall nachteilig waren. Transnationalität kann also nicht per se eine Schuld für Bildungsmisserfolg zugeschrieben werden. Diese Worte mögen verwundern oder gar überflüssig erscheinen, doch mit Blick auf manche Forschungsarbeiten sind sie es nicht. Denn dort ist gelegentlich eine beinahe gegenteilige Forschungshypothese zu finden: „Es scheint unmittelbar einleuchtend, dass längere Herkunftslandaufenthalte den Schulerfolg negativ beeinflussen können, gehen diese doch in der Regel mit dem Versäumnis von Unterrichtsstoff [in Deutschland!? PG] einher“ (Diehl 2002: 166). Gewiss ist die Aussage ihrem Kontext entrissen und die bei Diehl untersuchten Fälle sind nicht einfach mit Petars Fall zu vergleichen. Doch das grundsätzliche Forschungsdesign, in dem Schulkarrieren in Deutschland von Kindern und Jugendlichen mit italienischem oder türkischem Migrationshintergrund untersucht wurden, ging davon aus, dass ein Auslandsaufenthalt der Schulkarriere in Deutschland schadet. Und diese Aussage war keine These im Sinne Poppers und sollte widerlegt werden, sondern muss als national-normative Überprägung von Forschungsfragen verstanden werden.

Petars formaler Karriere tun seine ‚Herkunftslandaufenthalte‘ keinen Abbruch. Dass der Wunsch, auch zukünftig die beiden Lebenswelten Kroatien und Deutschland zusammenzubringen, kein selbstverständlicher ist, kann der folgenden Passage entnommen werden, die weitgehend für sich selbst spricht.

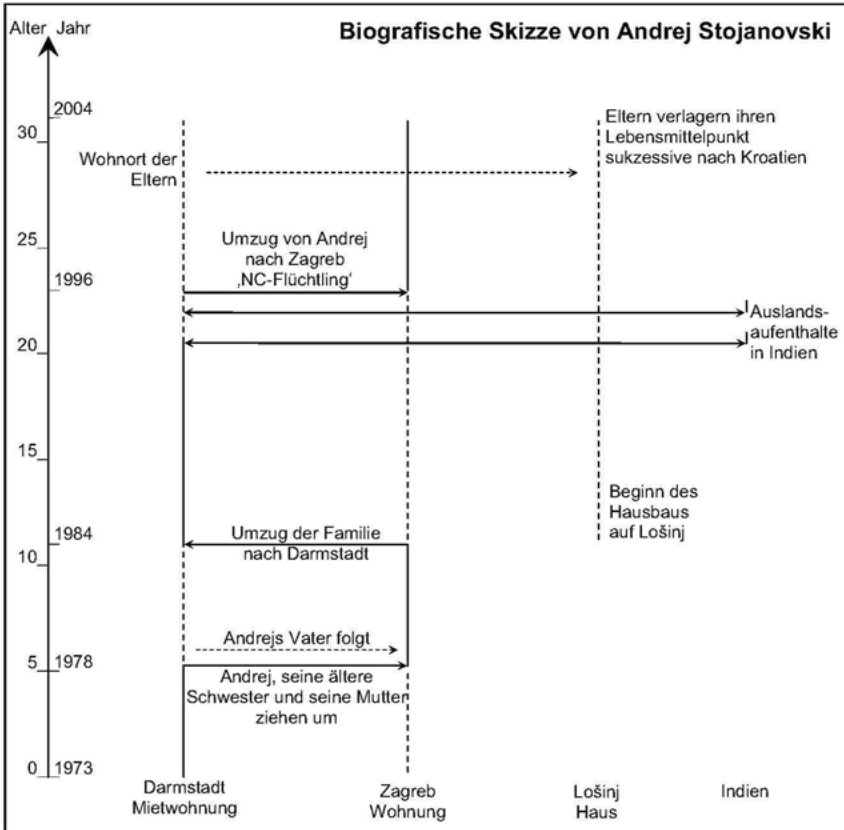
Petar Klinar: [...] Aber ich glaube meine Schwester hat nicht die Idee, ähm, wie ich gehabt habe und wahrscheinlich immer noch habe, eher einen Lebensentwurf zu finden, wo man das mehr verbinden kann. Dieses, wo man das zusammenbringt, was nicht unbedingt heißt, dass man ganz sozusagen runtergeht, aber was irgendwie heißt, einen Weg zu finden, das irgendwie mit einzubauen. Also für mich hat das einen größeren Stellenwert, so würde ich sagen. [...] Es war ein anderes Leben dort [in Dalmatien]. Ich habe auch meinen Vater ganz anders erlebt. Natürlicher, wo er seine Kindheit verbracht hat, wo er herkommt, als in den Zwängen der Arbeitswelt und er hat es dann natürlich noch schwieriger gehabt als ich, jetzt dann mit der Sprache und so weiter. Bei ihm hat man das ja immer gehört, also der hat richtiges Ausländerdeutsch eben gesprochen und der sah auch so aus, in Anführungszeichen, wie man sich einen Ausländer dann so, so vorstellt. Ich glaube, dass es von vorneherein bei mir, von vorneherein bei mir, also einfach diese, diese verschiedenen Welten waren, die nicht unbedingt national definiert waren. Was mir relativ schnell als Kind aufgefallen ist, wo ich jetzt auch persönlich Probleme damit gehabt habe, dass mir von außen die Entscheidung aufgenötigt wurde, relativ bald, weil ich in Anführungszeichen auch ein relativ besonderes Kind war.

Besonders in dem Sinn, dass ich es zu einer relativ hohen Anpassungsfähigkeit gebracht habe. Das heißt ich konnte dann wirklich, wenn ich unten war, so sein, wie die anderen Kinder. Also ich bilde mir ein, ich kann das auch jetzt noch, das heißt also insofern ich äh ich bin dann wirklich integriert, bilde ich mir wenigstens ein, ja als aber auch hier. Und trotzdem weiß das jeder, also der mich näher kennt, natürlich, dass da irgendetwas anders ist und deswegen war ich relativ früh konfrontiert als Kind: Ja aber wie ist denn das jetzt bei dir!? Also dir gefällt es schon hier schön äh lieber, bist schon lieber hier und eigentlich willst du schon hier sein oder lieber doch da und so. Und da bin ich relativ früh mit konfrontiert worden und ich kann mich noch so zurück erinnern, vielleicht so im Alter von was weiß ich fünf, sechs da habe ich das als sehr unangenehm empfunden, dass man sich da als Fünf-, Sechsjähriger irgendwie dazu verhalten muss, dass man sich da irgendwie entscheiden muss und ich habe auch, äh, ja ich habe auch natürlich das soziale Gefälle wahrgenommen, hier wenn ich an die Verwandten von meiner Mutter denke, wie die meinen Vater natürlich gesehen habe, das habe ich sehr aufmerksam gesehen und äh und das hat mir natürlich überhaupt nicht gepasst das fand ich äh, und das hat auch so eine Gegenreaktion hervorgebracht, dass ich dann eben gesagt habe, ja also, wenn ihr euch einbildet, bloß weil mein Vater was weiß ich, Genitiv und Dativ verwechselt oder so etwas, dass der dann weniger wert ist. Jetzt war mein Vater ohnehin jemand, der dann so einen Leistungsgedanken... ja ich muss jetzt im Nachhinein sagen, leider Gottes, so internalisiert hat und dann eben über den zweiten Bildungsweg eben so einen zweiten Aufstieg gemacht hat. Ja und auch was werden wollte und auch was geworden ist und so. Und jedenfalls war das ein ganz anderer Mensch, so habe ich das empfunden, wenn er eben zu Hause war, also da wo er eigentlich herkam.

Petars Schilderungen eröffnen einen reichen Fundus für Erziehungswissenschaftler, die vermutlich die patriarchalische Identifikationslinie vom Großvater über den früh verstorbenen Vater betonen und dabei herausstellen würden, dass Petars Anpassungsperfektionismus teilweise eine Reaktion auf die unangenehmen Diskriminierungserfahrungen ist, die sein Vater hat erleiden müssen. Die ‚Diskriminierer‘ neigen mit ihren einfachen kognitiven Schemata dazu, alles in nationale Container füllen zu wollen und nötigen Petar dazu, sich in genau einem Container zu positionieren. Eine so verstandene nationale Einheit ist weder für den formalen Doppelstaatler Petar noch für Petar als Kenner der verschiedenen Lebenswelten eine akzeptable Identitätsmatrix. Er betont viel lieber, dass er den Reichtum eines solchen Lebens zu schätzen gelernt habe und heute versucht, diesen Reichtum seinem Sohn zu vermitteln. Dass dabei situationsspezifische Anpassungsleistungen erforderlich sind, steht außer Frage.

Andrej Stojanovskis Biografie und die Präsentation des Zufälligen

Abbildung 22: Biografische Skizze von Andrej Stojanovski



Andrejs Kindheit und Jugend wurden bereits erwähnt. Dabei ging es um die Last und den möglichen Nutzen des muttersprachlichen Ergänzungsunterrichts. Er wurde 1973 in Deutschland geboren, lebte dort bis 1978 und zog dann mit seiner Schwester und seiner Mutter nach Zagreb. Ein Jahr später folgte auch der Vater. Sechs Jahre lebten die Stojanovskis in Kroatien, ehe sie wieder nach Deutschland zogen. In Darmstadt, wo sie bereits ihre ersten Jahre verbracht hatten, besuchte Andrej das Gymnasium und bestand das Abitur. Der Wunschstudienplatz in Psychologie blieb ihm aufgrund seiner schlechten Abiturnote in Deutschland jedoch verwehrt. Es ist an dieser Stelle gleich oder nur spekulativ zu entscheiden, ob die Abiturnote mit seinem Status als Ausländer zusammenhängt oder nicht. Individuell ist es nicht zu entscheiden, weil ich ihn nicht beim Lernen beobachten konnte und da er diese Frage im Interview nicht thematisierte, kann sie auch ruhen. Entscheidend ist, dass sein Wunschziel, mit dem er seine soziale Mobilität

hätte fortsetzen wollen, in Deutschland nicht zu realisieren war. Es folgten ziellose Jahre und Reisen nach Indien, die allerdings eine vage Idee heranreifen ließen. In Zagreb, so brachte er in Erfahrung, bot sich ihm eine Gelegenheit zum Psychologiestudium, denn dort gab es für ihn keine Beschränkung. 1996 fiel endlich die Entscheidung und er wurde zu einem ‚NC-Flüchtling‘. Er lachte über diesen selbstgewählten Begriff und ohne Flüchtlinge verhöhnen zu wollen, ist die Parallele instruktiv. Denn Andrejs Situation glich der eines Flüchtlings. Andrej konnte in Deutschland, wenn er an seinem Ziel festhalten wollte, nicht viel machen, so wie ein Flüchtling sich vor der Flucht oftmals nur noch stupide anpassen kann und zu degenerieren droht. Und so wie ein Flüchtling in einem anderen Land vor allem einen sicheren Rechtsstatus anstrebt, der die Grundlage für weitere Inklusionen und Entfaltungen bildet, galt Andrej das Psychologiestudium als Grundlage für seine weitere Karriere und Entfaltung. Allerdings wollte er sich ungern für immer auf Kroatien als zukünftigen Wohnsitz festlegen, wie die Antwort auf die Frage nach seiner formalen Staatsbürgerschaft zeigt:

Andrej Stojanovski: Ich habe mir die deutsche Staatsbürgerschaft geholt. //Lacht// Als ich, als mir klar wurde, achja, ich könnte ja in Kroatien studieren und wo das fest wurde, also als sich das festigte die Idee, da dachte ich, oh klingt nicht schlecht, die deutsche Staatsbürgerschaft, schön die Tore offen lassen in alle Richtungen, also von daher ist es schon, also ich bin auch nicht gebunden an Kroatien in irgendeiner Art und Weise. Es ist in diesem Moment, ich habe eine gute Arbeit, ich verdiene gut, ich habe ein gutes Leben hier und von daher ist es auch einfach okay hier zu sein.

Zu seiner Überraschung kann er überdies die kroatische Staatsbürgerschaft behalten. Sichtbar wird, wie sich formale Mitgliedschaften von Zugehörigkeitsgefühlen entkoppeln. Selbst wenn er den kroatischen Pass hätte abgeben müssen, hätte die aus Rechtssicherheitsgründen beantragte deutsche Staatsbürgerschaft noch kein Bekenntnis zur deutschen Nation beinhaltet. In Zagreb hat er ein gutes Leben. Zwar musste er sich zu Studienbeginn anstrengen, um an der Universität mithalten zu können, doch es gibt mehr Gründe für als gegen sein Wohlbefinden: In Zagreb, wo ich ihn übrigens auch traf, wohnt er von Beginn an mietfrei in der Wohnung der Eltern und erhielt von ihnen eine finanzielle Unterstützung fürs Studium.²⁰ Die starke Kaufkraft der Deutschen Mark ließ das Geld sogar noch an Wert gewinnen und sein Job als Yogalehrer sorgte für einen netten Zusatzverdienst. Obendrein erfuhr er von einer Kommilitonin, dass er als Rückkehrer Anspruch auf ein Stipendium des kroatischen Amtes für Diasporaangelegenheiten hat.

20 Es ist wichtig zu erkennen, dass er, wie auch andere, von den hohen elterlichen Investitionen in Kroatien profitieren kann. Dabei ist die Lage der Immobilie entscheidend, denn ein Haus im ländlichen Slawonien oder an der kroatischen Adriaküste ist vergleichsweise nutzlos, wenn es um die Realisierung von Bildungsaspirationen geht (vgl. für Deutschland Bertram 1992).

PG: Und hast du damals ähm Geld bekommen, also damals war es noch das Amt für Diasporaangelegenheiten irgendwie...

Andrej Stojanovski: Mmmh, ne Kollegin auf der Uni, die war aus Slowenien, die kam aus Slowenien, ja. Und sie hat mir gesagt: ‚Hey es gibt Geld für Leute, die gekommen sind!‘ Ja und dann habe ich mich halt dort gemeldet und gesagt ich bin derjenige, der auch Geld will. Das ging über drei Jahre glaube ich.

PG: Gab es dann irgendeinen Moment wo dir vielleicht auffiel, ach uups, ich bin ja Diaspora... ja ich bin ein Migrant, der endlich zurückkommt?

AS: Nö! Ich habe mich nie damit irgendwie identifiziert. Keine Ahnung. Ich denke durch die Reisen hin und her und auch irgendwie durch meine Reisen nach Indien irgendwie. Ich habe mich nie als Deutscher gefühlt eigentlich, ich habe mich aber auch nie als Kroatie gefühlt. Weil dieses Kroatien, das ist ja auch durch dieses Jugoslawien, wieder etwas Neues. Und ich habe mich in dieser ganzen Geschichte um die Idee wer man ist, ich habe mich da verloren. Ich habe da keinen Bezug mehr, das sind für mich einfach nur Ideen, die Leute in sich tragen, ja ich bin der und der. Das hat für mich keine Rolle oder das spielt für mich keine Rolle mehr.

PG: Wenn du sagst, das hat sich verloren, kannst du dich daran erinnern wann das war oder war das nie relevant?

AS: Mmm, verloren ist für mich auch nicht das Richtige, vielleicht hatte ich es auch nie gehabt. So irgendwie ausgebildet, ja. Weil ich ja auch in Deutschland auch geboren bin. Und in Deutschland, ich habe mich gut überall gut eingefügt eigentlich. Also in Deutschland wo ich da war, das war okay für mich. Alle waren okay zu mir. Ich habe keine Diskriminierungen erlebt oder etwas Negatives oder sonst so etwas. Ja, ich bin halt da. Und ich hatte kein Problem. Und dann bin ich nach Zagreb und hier war es auch okay. Wie gesagt, eine gute Atmosphäre hier zu sein und hier zu leben so als Kind zu sein und so zu spielen und so, habe mich auch gut eingelebt. Der Sprung nach Deutschland war dann schon wieder nicht so einfach, ja, da war ich dann ein bisschen älter und dann war, ja halt andere Mentalität, ja ganz kurzum. Irgendwie, also es ist echt. Also auch hier es geht vielmehr in Richtung Europa oder Deutschland würde ich fast sagen, früher war hier in den kommunistischen Staaten so eine richtige eine offene Atmosphäre, Ja von wegen, wir sind alle in diesem in dieser Situation, dann //Lacht//. Irgendwie war da ein Gemeinschaftsgefühl da und die kommunistische Idee ist ja auch eine Gemeinschaftsidee irgendwie. Ja wir als Gemeinschaft versuchen gemeinsam blabla irgendwas blablabla, ja das ist ja so eine Grundidee. Das war auch dann so wirklich in der psychologischen Grundstruktur irgendwie auch da halt, ja! Und es war auch irgendwie bedingt durch die Lebensverhältnisse. Ja wenn man halt irgendwo zwei Stunden ansteht, um ein Brot zu kaufen, dann lernt man sich halt kennen. Dann hat man halt Zeit, sich kennen zu lernen und zu reden und du weißt. Von daher, war es schon anders nach Deutschland zu kommen und das nicht in dem Sinne ich bin Jugoslawe oder Kroatie und die sind Deutsche. Sondern einfach die Mentalität, von der Psychologie her, wie die Leute denken. Das war wie die Verhältnisse sind, wie man redet, wie man offen ist für neue Sachen und für andere Leute. Einfach diese Geschichte und nicht so sehr das Gefühl, ja jetzt bin ich hier der Kroatie oder der Jugoslawe jetzt sind die, also weißt du, jetzt nicht in dem Sinne, aber die Mentalität, ja ich musste mich da anpassen einfach. Und innerhalb von einem Jahr... Von einem, ja zwei Jahre war ich auch dort wieder

eingegliedert und von daher hatte ich auch kein... Ich wurde auch nicht behandelt irgendwie als..., also ich hatte deutsche Freunde und das war gar kein Thema, woher ich komme oder weil ich wusste ja selbst nicht, bin ich eigentlich aus Kroatien gekommen oder bin ich eigentlich aus Deutschland nach Kroatien nach Deutschland gekommen. Ich hatte auch nicht die klare Idee halt: Ja ich bin eigentlich von woanders!

Man könnte Andrejs Schilderungen im Vergleich zu Petars Äußerungen als weniger geschichtsbewusst werten, doch schösse man damit am eigentlichen Punkt vorbei. Interessanter sind die Parallelen, denn so wie Petar nicht auf einen Ort reduziert werden möchte, bemüht sich Andrej im Interview den Verdacht zu zerstreuen, dass seine Migration als national gesinnte Rückkehr und Bekenntnis zum Kroatentum erscheint. Als er über das Diaspora-Stipendium berichtet, zerstört er zugleich dessen heroisches Anliegen und lächelt distanziert.²¹ Aus der Sicht des Amtes für Diasporaangelegenheiten verbindet sich mit dem Stipendium ein klares Sinn geschehen. Die Kombination der Sozial-, Sach-, Zeit- und Raumdimension spricht Personen an, die einen kroatischen Pass besitzen und nun in Kroatien studieren wollen. Andrej erfüllt diese Erwartungsstrukturen und fordert das Stipendium für sich – „und dann habe ich mich halt dort gemeldet und gesagt, ich bin derjenige, der auch Geld will“. In diesem Moment wird Identität hergestellt, weil Andrej beim Antrag genau die Kriterien aus seinem bisherigen Leben aktualisiert, die ihn zum Bezug des Stipendiums berechtigen. Formalrechtlich hätte er vielleicht auch auf Kroatien schimpfen können und das Stipendium dennoch erhalten, aber warum sollte sich Andrej das Leben schwer machen. Die flapsige Darstellungsform reicht zwar grundsätzlich aus, um die Sinnkombination Kroatie zu zerstören, doch im schnellen Fortgang des Interviews war mir dies nicht deutlich und so forderte ich ihn zur weiteren Stellungnahmen auf. Doch das Prinzip ist klar. Es reicht, wenn er ein oder zwei Sinndimensionen ändert, wenn er andere Aspekte selektiert und betont. Wenn Emotionalität gefordert ist, dann betont er seine Bindung zur Stadt Zagreb und hebt die für ihn angenehme Atmosphäre hervor. Sollte die Emotionalität mal als ideologische Heimatliebe interpretiert werden, die ihn aus einem reicheren in ein ärmeres Land gezogen hat, so kann er dem Ideologieverdacht rational begegnen und die Migration mit seinem Bildungsaufstieg begründen. Andrejs intensive Distanzierung von der Nation wird von manchen sicher als bedauerlich interpretiert und seine pragmatischen Einbürgerungsgründe dürften jene, für die die Staatsbürgerschaft den krönenden Abschluss des Integrationsprozesses darstellt, um den Schlaf bringen.²² Auch mag das Wort „verloren“ Sorge um ihn auslösen. Allerdings stellen

21 Andrejs und andere Beispiele zeigen, dass dieses Programm nur selten einen originären Anreiz für eine Migration darstellt. Zu der Problematik von unzureichenden Anreizen für eine Rückkehr siehe auch Malačić (1996).

22 Allerdings trifft auch die linke Position, innerhalb derer eine schnelle Einbürgerung als eine Etappe im Integrationsprozess vorgesehen ist, nicht mehr zu (vgl. Nassehi/Schroer 1999; Kastoryano 2001).

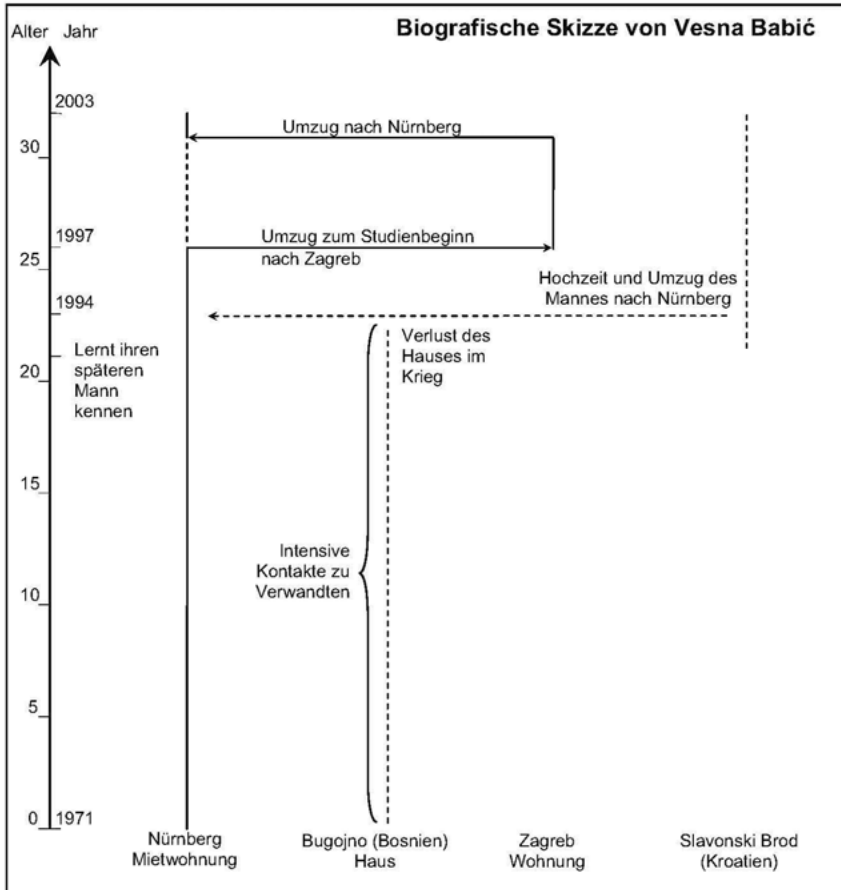
sich diese Sorgen hauptsächlich dann ein, wenn die herkömmlichen Beschreibungsschemata nicht mehr funktionieren oder nicht akzeptiert werden. Betrachtet man Andrejs Distanzierungen und Positionierungen als Korrelat zur Durchsetzung funktionaler Differenzierung in der Weltgesellschaft beziehungsweise als Korrelat der sozialen Systeme, von denen Andrej wesentlich und absichtsvoll inkludiert wird (Familie, Universität und Wirtschaft), dann ist zu erkennen, dass diese nicht zwingend auf nationale Grenzen angewiesen sind und nationale Grenzen sodann auch für Andrej nur eine untergeordnete Rolle spielen. Als Doppelstaatler sind die typischen Migrationshürden zwischen Deutschland und Kroatien für ihn ohnehin verschwunden.

Andrej kann sich in Zagreb entfalten. Für ihn wiederholt sich eine Erfahrung aus der Kindheit, als er sich definitiv als eine progressive Kraft in seiner neuen Klasse in Kroatien fühlte, andauernd neue Ideen hatte und überlegte, wie man sich das Leben leichter machen könnte. Im Studium fühlt er sich freier als seine kroatischen Kommilitonen und beginnt mit der Ausarbeitung von Lernseminaren. Seine Universitätsprofessoren werden auf ihn aufmerksam und bitten ihn, die Veranstaltungen für seine Kommilitonen zu offerieren. Er entwickelt die Seminare beständig fort, verdient mit ihnen Geld und macht sich nach dem Studium selbstständig. Heute bietet er die Seminare noch immer für Studierende an und veranstaltet darüber hinaus und sehr erfolgreich Kommunikationstrainings für Unternehmen. Seine aktuell auf Kroatien und Bosnien-Herzegowina beschränkte Geschäftstätigkeit wollte er auch aufs Rhein-Main-Gebiet ausdehnen. Doch die Idee ruht wieder, seitdem seine Eltern ihren Lebensmittelpunkt auf die Insel Lošinj verlagern und mit dem Eintritt ins Rentenalter Darmstadt verlassen werden. Damit fällt ein wichtiger Anziehungspunkt in Deutschland in absehbarer Zeit weg.

Vernas Babićs Entwicklung und die Betonung der Zielstrebigkeit

Vesna ist ebenfalls keine Unbekannte in dieser Arbeit mehr. Ihre Erzählungen fanden Beachtung, als es um die staatliche Willkür Jugoslawiens und deren Auswirkungen in Deutschland ging. Vesna präsentiert sich im Vergleich zu Petar und Andrej, aber auch zu Jelena und Jasna sehr politisch. Ihr Engagement bei der Nürnberger Ortsgruppe der Kroatischen Demokratischen Union (HDZ) ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Erstens reifte in diesem Kontext ihre Entscheidung für ein Studium in Kroatien. Zweitens verbinden sich damit eine Sensibilität für Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten sowie ein politischer Gestaltungswille. Und drittens ist es die politische Kategorienlehre selbst, die ihre Identifikationen von außen so zerfurcht erscheinen lassen. Einerseits übernimmt und verstärkt sie die Einteilung der Welt in Nationalstaaten und andererseits durchkreuzt sie diese Ordnung alltäglich. Das alles bedeutet nicht, dass sie mehr oder weniger in sich ruht als etwa Petar, der all seine Bezüge stets in der Luft hält, aber ihre Präsentation wirkt ruppiger und widersprüchlicher.

Abbildung 23: Biografische Skizze von Vesna Babić



Geboren wurde Vesna 1971 in Nürnberg, wo ich sie auch traf, nachdem sie ein Jahr zuvor aus Zagreb zurückgekommen war. Ihre Eltern migrierten zwar vornehmlich aus ökonomischen Gründen, doch weil der Vater ein katholisches Gymnasium besucht hatte und sich offen zu Kroatien bekannte, litten er und seine Familie hier wie dort unter kleineren Unannehmlichkeiten. Drei- bis viermal im Jahr reiste Vesna während ihrer Kindheit und Jugend nach Bugojno, dem elterlichen Herkunftsort in Bosnien-Herzegowina. In Nürnberg verbrachte sie ihre Freizeit fast ausschließlich in der Kroatischen Mission. Alle Zeichen standen auf Remigration nach Bugojno, wo ihre Eltern ein Haus besaßen und ein Großteil der Verwandtschaft lebte. Doch die kriegerische Auflösung Jugoslawiens bereitete diesen Plänen und Träumen ein jähes Ende. Die Familie Babić verlor ihr Haus, ihre Verwandten mussten Bugojno verlassen und die gesamte ethnische Zusammensetzung der Stadt veränderte sich zu Vesnas Missfallen. Der Anteil

der bosnischen Kroaten sinkt und die Stadt wird zunehmend muslimisch dominiert.²³ Klein-Istanbul nennt sie Bugojno und es klingt nicht positiv.

PG: Also du bist durch den Krieg eher dahin [nach Zagreb] gegangen, also das hat dich motiviert...

Vesna Babić: Ja, genau...

PG: Und bei deinen Eltern ist es ja eher andersrum, dass sie durch den Krieg nicht mehr so leicht zurück [nach Bugojno] gehen konnten?

VB: Meinst du jetzt durch diesen Krieg? Ahja, okay bei uns war es auch so, wir hatten zwar ein Haus unten und das hatten wir natürlich verloren!

PG: In Bosnien?

VB: Ja, genau, mmh ich sage mal, mein Vater ist auch so ein Mensch, der ist in Bosnien aufgewachsen. Aber er sagt, er ist Kroat und für ihn ist seine Heimat Kroatien, obwohl er da nie gelebt hat. Ähm vielleicht auch dadurch, dass die Stadt aus der mein Vater kommt, Bugojno, das ist jetzt nicht mehr die Stadt, die er gekannt hat, das ist jetzt Klein-Istanbul vielleicht oder so etwas. Da kann man auch auf diese Erinnerung, die man an diese Stadt hat, kann man jetzt nicht einfach mal auffrischen und sagen, es wird jetzt mal wieder so, wie es einmal war. Weil es wird bestimmt nie wieder so, wie es einmal war. Weil die Stadt ist einfach 50, 70 Jahre einfach rückwärts. Statt nach vorne gegangen, einfach nach rückwärts gefallen. Und aber wie gesagt, ich wurde ja auch immer so erzogen, dass ich Kroatin war. Und mein Bruder und meine Schwester auch. Mein Vater hat nie zu mir gesagt, ich bin Bosnierin oder so etwas und ich glaube das ist dann ein springender Punkt. Zwar hattest du da eine Immobilie, aber das einzige was dich da unten verbunden hat war ja die Familie und die Familie war ja auch kroatisch. Die Onkels, die Tanten und was weiß ich. Und wenn die nicht mehr da sind!?! Phh.

Aus dieser Perspektive heraus bedauert sie auch, wenn andere die Einheit Kroatiens in unterschiedliche Regionen aufteilen: „Für uns [aus Bosnien stammende Kroaten] ist das alles komplett und Leute aus Kroatien, die teilen, die regionalisieren sich da schon ein bisschen. Was natürlich schade ist, denn da gibt es eigentlich gar nichts zum Aufteilen.“ Doch wenn Vesna ihr eigenes Leben beschreiben möchte oder Ziele für ihren Sohn formuliert, dann kann sie die Aufteilungen kaum vermeiden, denn ihr eigenes Leben kreuzt permanent national markierte Grenzen. Und so versucht sie sich in einer Ordnung.

Vesna Babić: [...] Aber es gibt zum Beispiel eine bestimmte Autorin und ich möchte, dass mein Sohn die ganz genau kennt und er weiß: Das ist kroatisch. Und das eben auch so ein kleines Volk eben solche äh Geschichten hat. Ich habe zwar auch so ein internationales äh Märchenbuch, auch, aus der ganzen Welt, finde ich ganz toll, aber du

23 Laut Bericht des Beauftragten der Bundesregierung für Flüchtlingsrückkehr, Wiedereingliederung und rückkehrbegleitenden Wiederaufbau in Bosnien und Herzegowina vom 31.8.1998 ist der Anteil der bosnischen Kroaten in der Stadt von 34 % auf 7 % gesunken (<http://www.bbs.bund.de/bugojno/zusammen.htm> (10.12.2006)).

solltest auch das lernen, weil die sind genauso schön, wie die Gebrüder Grimm Geschichten sage ich einmal.

PG: Du hattest eben gesagt, er soll genau wissen, was kroatisch ist und vorhin meinstest du so, ich bin ja vermischt, oder so...

VB: Ja, das geht nicht, man kann das nicht vermischen! Bei mir war das auch immer abgegrenzt: Schule – nach dieser ganzen Hauptschulsache, Schule war deutsch. Freizeit, Bekannte, größtenteils sage ich mal – wie gesagt bei mir, bei meiner Schwester und bei meinem Bruder anders – kroatisch. Bei mir war es wirklich so, weil zu meiner Zeit war das, das ganz intensiv bei uns betrieben worden ist, sage ich einmal. Vom Folkloretanzen bis Orgel. Also alles komplett war da gesteuert irgendwie, später ließ das alles mehr und mehr nach. Natürlich viele Eltern hatten auch nicht mehr dieses Interesse, was ich da gesagt habe. Mit dieser zweisprachigen Schule, die Kinder sind von vorneherein in deutsche Schulen, hast dann gleich, auch einen deutschen Bekanntenkreis und irgendwann einmal verliert sich das, aber äh ich denke keine von den kroatischen Familien mit ihren Kindern gehen zu einer deutschen Messe, die gehen alle in die kroatische Kirche. Jedenfalls ich kenne eine... Ich kenne nur eine, also das ist eine Bekannte von mir, eine ganz gute Bekannte, die macht das, aber sie hat auch gleich gesagt, wir bleiben in Deutschland, mein Sohn soll als Deutscher aufwachsen, aber es gibt auch bei gar nichts wo sie sagt, das ist kroatisch, das gibt es nicht. Wenn man das aufteilen will, dann wird es schon schwieriger, aber sie hat gleich gesagt, sie hat auch die Muttersprache war bei ihm deutsch, alles, also von vorneherein und sie gehen auch zur deutschen Messe und alles. Das ist etwas anderes, wenn man sich für diesen Weg entscheidet. Wenn man diese zwei Welten, oder Kulturen oder was das auch immer ist, irgendwie verbinden will, dann trennt man, dann trennt man und sagt, nö, das ist kroatisch und das ist deutsch!

Sie trennt die Welten vermutlich auch deshalb, weil es keine etablierte Bezeichnung für ihre Lebenswelt gibt. Zumindest ist die denkbare Kombination Deutsch-Kroatin eine sehr selten zu hörende Bezeichnung. Wenn sich der Blick nun auf den formalen Lebenslauf richtet, dann ist zu vermerken, dass sie von der jugoslawischen Schule in Nürnberg zwar auf eine deutsche Realschule und von dort auf eine Fachoberschule wechseln konnte, doch das allgemeine Abitur hat sie nicht erwerben können. Bei ihrem Weg zum Fachabitur profitierte sie von einer Übergangsregelung, die es ihr erlaubte, Englisch (oder eine andere ‚anerkannte‘ Fremdsprache) nicht als eines von vier Prüfungsfächern nehmen zu müssen. Aufgrund des Besuches der jugoslawischen Schule wurden ihre Serbokroatischkenntnisse akzeptiert. Nach dem Fachabitur absolvierte sie eine Ausbildung zur Versicherungskauffrau. Dieser formale Bildungsweg erschwert einen Zugang zu einer deutschen Universität. Während der Ausbildung trägt sie sich allerdings mit dem Gedanken, ein Fachhochschulstudium zu beginnen. Die diesbezüglichen Erkundigungen sind enttäuschend:

Vesna Babić: [...] Aber damals nach meinem Abitur wollte ich das einerseits und andererseits wollte ich es nicht [sie verweist auf das Studium/den Studienwunsch] und

weil ich ein bisschen Geld verdienen wollte und naja okay: Also es war ausschlaggebend auch eine zweite Sache. Also ich habe beim BAföG-Amt angerufen und gefragt, ob ich BAföG bekomme und ich habe keine, also es war eine negative, also ja: ich hätte keinen Anspruch, weil ich ein Gastarbeiterkind wäre. Und da war ich wütend, also nee in diesem Land studierst du nicht! Also die hat mir eine falsche Auskunft gegeben. Das war es, das gibt zwar diese Regelung, dass Deutsche, dann diese Aussiedler, dann diese Asylanten und was weiß ich, ich glaube wir als Gastarbeiterkinder sind dann irgendwann einmal an der siebten Stelle, was ich unmöglich finde, ich muss das jetzt einmal ganz deutlich sagen, dass man da kein Anspruch hat, wenn man hier ganz regelmäßig die Schule besucht hat, die Eltern hier sind, also es gibt da schon noch, zwei, drei, vier, fünf Gründe oder Regeln, die man dann ausfüllen muss, damit man dann BAföG bekommt und meine Schwester bekommt da jetzt eins. Und damals war ich ganz wütend und habe das dann gelassen und ich habe dann geheiratet und dann habe ich mir irgendwann einmal gedacht, ja wieso nicht jetzt und dann habe ich noch einmal studiert!

Die an dieser Stelle selektiv zu Sprache kommende Diskriminierungssituation dient ihr fortan als Teilelement zur Rechtfertigung ihrer späteren Migration, denn auch Vesna wird die Frage gestellt, weshalb sie zu einem Studium nach Kroatien zog.²⁴ Dabei ist es unerheblich, ob die Auskunft eine Fehlinformation oder ein Missverständnis war. Allein ihre damalige Perspektive, dass sie als ‚Gastarbeiterkind‘ keinen Anspruch auf BAföG hat, verletzte ihr Gerechtigkeitsempfinden. Sie verglich sich innerhalb eines deutschen Bezugshorizontes und empfand die Situation als ungerecht, weil ihr kein plausibler Grund für die Ungleichbehandlung vorgetragen wurde. Auch eine eigene Reflexion über die falsche Auskunft hätte ihr vermutlich kein Ergebnis gebracht, mit dem sie die Ungleichbehandlung hätte legitimieren können. Nun war die Information aber falsch oder doch wenigstens unvollständig, sodass das Sinnieren abgebrochen werden kann. Allerdings, und das darf nicht verkannt werden, sind fehlende Informationen über mögliche Bildungsaufstiege ein ernstes Problem bei Migrantinnen (vgl. Stadt Nürnberg 2003a: 49).

Die Situation war offensichtlich festgefahren und so arbeitete sie in ihrem Beruf. Wie aber kam es, dass sie sich 1997 – mit 26 Jahren und in Nürnberg verheiratet – doch noch für ein Studium der Geschichte und Germanistik in Zagreb entschied? Dass sie dort mit ihrer Fachhochschulreife die Universität besuchen kann und wie Andrej ein Stipendium erhält, ist formal relevant, aber nicht allein entscheidend. Entscheidender dürften ihre politischen Aktivitäten gewesen sein. Bei diesen Aktivitäten lernte sie übrigens auch ihren späteren Mann kennen. Er hatte bereits als Kind ein paar Jahre in Deutschland gelebt und war dann mit seiner Familie nach Kroatien gezogen. Nach der Hochzeit mit Vesna zieht er nach Nürnberg. Aber die Politveranstaltungen sind für Vesna keineswegs nur ein Heiratsmarkt. Sie kommt hier mit Kroaten in Deutschland *und* in Kroatien in

24 Zum ähnlichen Argumentationsmuster eines verletzten Aufsteigers siehe ausführlich bei Pott (2002: 247ff.) oder in Kürze bei Pott (2004: 49).

Kontakt, wird dabei mit neuen Anpassungsleistungen konfrontiert und erfährt stimulierende Lerngelegenheiten. Hier trifft sie auch Gleichaltrige, die bereits vor ihr migriert sind oder sich aktuell damit auseinandersetzen. Somit hat sie die Gelegenheit, Chancen und Risiken an verschiedenen Orten kontinuierlich zu beobachten und sich am Ende bewusst für das Studium in Zagreb zu entscheiden. Im Unterschied zu Andrej, der komfortabel auf nützliche Ressourcen zurückgreifen kann, bedarf es bei Vesna mehr Energie und Vorbereitung, um nach Zagreb zu ziehen. Vor allem ihre Lernprozesse, also die Umstrukturierungen ihrer Erwartungsstrukturen führen dazu, dass sie ex post ihre Migration als bewusste und zielstrebige Entscheidung darstellt. Sie ergriff nicht wie Andrej eine Gelegenheit im Vorbeigehen, erfuhr nicht das Ausmaß an Unterstützung wie Andrej, sondern arbeitete stetig darauf zu.

Ihre Entscheidung muss zudem in einem Kontext der relativen Deprivation gesehen werden. Diese Erkenntnis ist nicht neu, doch gewöhnlich wird der Kontext als räumlich stabil aufgefasst. Es sind dann beispielsweise besonders Personen aus der Mittelschicht, die ihr lokales Umfeld beobachten und sich aus Sorge vor einem relativen Abstieg zur Migration entscheiden, weil etwa Nachbarn bereits migriert sind und, zumindest den Erzählungen nach, Erfolg haben. Bei Vesna ist es ein mobiler Kontext. Ein Kontext, der zur Hochzeit des kroatischen Nationalismus durch Deutschland und Kroatien tourt, weil an fast jedem Wochenende politische Veranstaltungen, aber auch einfache Partys in Großstädten veranstaltet werden. Einmal wird sie sogar von Franjo Tudman zum Empfang geladen. In diesem mobilen Kontext erkennt Vesna die mit einem Studium verbundenen Aufstiegsmöglichkeiten. Würde sie nicht studieren, käme es zur relativen Deprivation. Und nur durch eine Transnationalisierung ihrer Lebensführung, durch die politischen Aktivitäten und das Studium hier *und* dort, ergaben sich weitere Aufstiegsmöglichkeiten. Dieses Handeln und Erleben kontrastiv als hier assimilativ versus dort segmentativ zu beschreiben, ginge an der Sache vorbei. Aber auch Vesna muss sich an die kroatische Universität anpassen und trifft dabei auf Erwartungen, mit denen sie nicht gerechnet hatte.

PG: Und warst du dann anerkannt als Kroatin oder gab es dann auch...

Vesna Babić: Ja, da gab's äh wie soll ich sagen, äh das ist lustig, wie soll ich das sagen. Weil ich habe ja auch noch Deutsch studiert und in Deutsch da gab es so bis zehn bis zwölf Leute und da haben wir eben so Grammatikübungen und so etwas und dann waren wir immer die Muttersprachler, weil wir eben Deutsch als Muttersprache sprechen und das war dann schon lustig, weil du denkst, wieso Muttersprachler? Deutsch ist eben... oder Deutsch hast du gelernt, weil du in dem Land gelebt hast, aber deswegen ist es noch nicht, also ich habe es nicht als Muttersprache empfunden in dem Sinne. Aber ja, da wurden wir alle so kategorisiert. Wir sind die Muttersprachler, wir haben es leicht. Also das gab es schon, aber ich muss sagen, ähm, äh es waren Leute, die sich nicht gut ausgekannt haben, glaube ich oder die einfach... wie sage ich das jetzt ganz gemein, die einfach dumm sind und halt solche Sachen sagen, weil äh dafür hatte ich in

Geschichte die Probleme. Das ist eben kroatische, da gab es halt keine in Deutsch. Und ich habe alles, alle Seminare in Kroatisch schreiben müssen und das war für mich dann auch entsprechend schwieriger, weil ich dann natürlich nicht 20 Jahre oder 15 Jahre an einer kroatischen Schule war, solche, aber ich muss sagen, das hat mich nicht besonders gestört und derjenige, der mich nicht gekannt hat und wenn ich mich jetzt neu vorgestellt habe, dann habe ich auch nie gesagt, ich bin jetzt aus Deutschland, weil ich mich jetzt, weil ich das jetzt nicht als wichtig empfand und ich habe mich da jetzt irgendwie schon wohl gefühlt, aber wie gesagt, diejenigen, die mich da so in eine Schublade irgendwie hinein geschoben haben, da gab es eben keine Kontakt zu mir. Wo ich jetzt gesagt habe, nö das tue ich mir jetzt nicht an, aber das gibt's ja, Aber ich glaube ein bisschen sind wir auch ein bisschen selber daran schuld oder sagen wir einmal, ähm... und das sagt immer mein Mann zu mir. Zum Beispiel, wenn man so in den Urlaub fährt, nach Kroatien, nach Bosnien oder nach Herzegowina, dann kommen wir meistens her, haben wir eine Lehre hinter uns und arbeiten, also so war es bei mir eine Zeit lang und äh, fahren dicke Autos und kommen da runter und dann äh guck dir die an: Die aus Deutschland. Die Deutschen! Die Švabos. Ja so wurde ich, also mein Cousin hat mich, ich weiß nicht, also so bis vor acht Jahren hat er immer gesagt, ich bin Jugošvabica, aber das hat mich nie gestört als Störendes oder so, dass das jetzt als etwas Schlimmes war.

An dieser und an anderen Stellen versucht sie immer wieder ein nationale Ordnung einzuziehen, doch wenn sie selbst die Seiten kreuzt oder die Perspektive ihres Mannes empathisch nachvollzieht, kann sie diese Ordnung kaum mehr aufrecht halten. Nach Abschluss ihres Studiums zieht sie wieder nach Nürnberg. Wegen der Geburt ihres ersten Kindes und des Abklingens der nationalen Bewegung in Kroatien hat sich ihr Engagement auf den familiären Rahmen verlagert. Doch weil sie ihre kulturelle Doppelperspektive als Bereicherung empfindet und sie sich heute weder auf Deutschland noch auf Kroatien endgültig festlegen möchte, versucht sie diese kulturelle Differenzenerfahrung auch ihrem Sohn zu vermitteln und schließt eine weitere Migration nicht kategorisch aus.

Resümee: Transnationales Lernen und Anpassen als Weg zur Entfaltung

Das bei Petar, Andrej und Vesna zu beobachtende Migrationsmuster wurde zwar als unwahrscheinlich eingestuft, aber es ist nicht auf die drei begrenzt. Bei Selma Mikeš, Maja Milojević, Danilo Delak und anderen zeigen sich sehr ähnliche Verläufe, auch wenn nicht alle immer so lange in Kroatien blieben. Danilo Delak zum Beispiel wurde 1978 in Deutschland geboren, zog 1981 wegen Asthmaproblemen zurück nach Slawonien (Kroatien) und wäre vermutlich dort geblieben. Doch als 1991 der Krieg ausbrach, holt sein Vater ihn und seine Mutter wieder nach Deutschland. Für ihn ist der Krieg eine glückliche Fügung:

Danilo Delak: Also irgendwann einmal, ich war da so 13, gut ich war noch, da hat man noch nicht so richtig Perspektiven, aber trotzdem habe ich gesehen, dass mir Deutschland bessere und größere Chancen geboten hat, als das... wenn ich die Schule mal hier [in Kroatien] beende, dass ich dann halt mein Glück in Deutschland versuche. Und dann kam halt dieser Krieg und dieser Bruch in Anführungszeichen für mich zum richtigen Zeitpunkt, also auch nicht so überraschend. Das war dann okay. Ich nutze die Chance jetzt schon!

Und er nutzte sie in Deutschland. Zwar beginnt der Einstieg mit einer Odyssee durch die Haupt- und Realschule und erst nachdem er ein Schuljahr wiederholt hat, kann er aufs Gymnasium wechseln, doch das Abitur besteht er und ein Hochschulzugang ist ihm nicht versperrt. Weil es aber nicht zu einem Auslandsaufenthalt während des Studiums kommt, nutzt er den Abschluss des Studiums, um eine Diplomarbeit in Kroatien oder genauer über Auwälder in Kroatien zu schreiben. Ihm ist es wichtig, seinen Lebenslauf um eine Auslandserfahrung zu bereichern.

Ähnlich ist es bei Selma Mikeš. Sie nutzt Praktika in Zagreb, um im Haus der Eltern leben zu können und eben einen wichtigen Pflichtteil des Studiums im Ausland zu verbringen. Maja Milojević, um den Reigen der Beispiele abzuschließen, wurde von ihrem Vater dazu überredet, ein halbes Jahr nach Zagreb zu gehen und sie blieb zum Studium. Ein Nachteil war es nicht für sie. Nicht nur, dass sie die Zeit als die schönste in ihrem Leben beschreibt, auch fand sie nach dem Umzug nach Nürnberg sofort eine Stelle als PR-Beraterin.

Das Spektrum der Biografien ist groß und wichtige Differenzen sollen auch in einer Zusammenschau nicht geglättet werden, doch einige grundlegende Aspekte haben die Biografien gemeinsam und die sollen aufgegriffen werden. Der Aussage Essers, dass Mehrfachinklusionen Lernaktivitäten und -gelegenheiten voraussetzen, ist zuzustimmen. Im Einzelfall werden andere Faktoren (Familienstrukturen, Immobilienbesitz etc.) intervenieren, doch ohne profundes Wissen und hier vor allem Sprachkenntnisse wird es kaum gehen. Wer jedoch wie und wo zu lernen hat, sollte nicht zu voreilig bestimmt werden. Zumal als Lernen hier nur die Umstrukturierung von Erwartungen nach Erwartungsenttäuschungen bezeichnet wird. Und diese Umstrukturierung kann sowohl bei den Lernern als auch bei den sozialen Systemen und hier besonders der Schule erfolgen oder gefordert werden. Nun ist die beidseitige Forderung nach Anpassung eine alte, aber die hier vertretene These geht über die politische Forderung hinaus.

Zunächst ist festzustellen, dass Lernaktivitäten und -gelegenheiten zwar nicht auf die Schule begrenzt sind, doch man nicht verkennen kann, dass Personen im Sinne einer Karriere temporalisiert werden und die formalen Qualifikationsstufen an Bedeutung zur Realisierung von Inklusionschancen gewinnen. Dies geschieht aus Gründen der Vereinfachung und Handhabbarkeit, führt aber dazu, dass bereits die ersten biografischen Etappen relevant werden, weil es die Karrierestationen sein werden, die in der Zukunft die Vergangenheit bilden und an denen

sich die Gegenwart orientieren wird, um über die weitere Karriere (Inklusion) zu entscheiden. Das Versagen der meritokratischen Schule in Deutschland ist somit ein gewichtiges Problem speziell für Migranten (Radtke 2004). Die von Esser ins Spiel gebrachte *normative* Alternativlosigkeit von Assimilation erfährt eine Fundamentalkritik, weil sie das Wechselspiel von Störern und Gestörten nicht thematisiert und weil sie vorschnell die Möglichkeit von alternativen Bildungswegen ausklammert.

Bleibt man der Betrachtungsweise von Esser treu, dann fällt auf, dass die drei vorgestellten Transmigranten heute strukturell assimiliert sind, *obwohl* sie einen transnationalen Weg beschritten, obwohl sie hier *und* dort aktiv wurden. Oder noch deutlicher: Transnationale Aktivitäten bilden die Bedingungen für ihren Aufstieg, weil sich nur so Lerngelegenheiten eröffneten, wo sie ihre Lernaktivitäten fortsetzen konnten. Transnationale Biografien als Weg zur strukturellen Assimilation darzustellen, ist selbstverständlich ein Kunstgriff, der genau das wieder einführt, was die Migranten in Frage stellen: Die ungleich strukturierten nationalen Gesellschaften werden erneut als relevante Bezugssysteme für die sozialstrukturelle Positionierung der Migranten gesetzt. So instruktiv Essers Gegenkritik an den Transnationalisten vielfach ist, bei diesem Problem dreht sie sich im Kreis. Und an genau dieser Stelle empfiehlt sich erneut das Analysepotenzial der Systemtheorie. Mit ihr kann aus der Distanz erkannt werden, wo welche Beobachtungen zu welchen Problemen führen. Weil die Systemtheorie kein Präjudiz für bestimmte Grenzen kennt, ist es ihr möglich, jede Grenze als interne Differenzierung der Weltgesellschaft zu beobachten und dann zu fragen, wie diese Grenzen zusammenspielen. Dieser Verzicht auf präjudizierte Grenzen ermöglicht es ihr, sich dem räumlichen Auseinanderfallen von Inklusionssituationen zu widmen. Die Tatsache, dass nationalstaatliche Regelungen und Semantiken in den Interviews kaum oder eher ablehnend vorkamen, ist ein Indiz dafür, dass die Funktionssysteme andere Grenzziehungen bevorzugen. Dies bedeutet auf gar keinen Fall, dass Grenzen und Ungleichheiten irrelevant werden würden. Aber es sind stets systemspezifische Grenzen. Die hier präsentierten Migrantinnen und Migranten haben auch deshalb reüssiert, weil beim Inkludieren kein Funktionssystem ihre Freiheitsgrade so reduzierte, dass sie um ihre Inklusionschancen in anderen Funktionssystemen gebracht wurden. Oder umgekehrt formuliert: Die aufnehmenden Bildungsorganisationen konnten nach ihren Regeln (Definitionen von Eintrittshürden) entscheiden und die Personen erfüllten diese. Insbesondere die politisch-rechtlichen Regelungen (Staatsbürgerschaft, Aufenthaltsrecht) wirkten hier nicht destruktiv. Wie schon Forschungen über Migrationen am Ende der Frühen Neuzeit zeigten, als Arbeitswanderungen und Wanderhandel in Kombination mit ortsfesten Aktivitäten die wirtschaftliche Lage eines Haushalts absicherten (Bade 2002: 17ff.), ehe sie dann mit der einsetzenden Industrialisierung und Nationalstaatenbildung zunehmend eingeschränkt wurden (vgl. Bade 1984), stellt sich auch heute bei den hier gezeigten Fällen der Erfolg durch die Kombination von mobilen und immobilen Aktivitäten ein.

Migration, Entfaltung und Anpassung im Alter

Im Anschluss an die Darstellung der jungen Migranten springt die Aufmerksamkeit nun in die Generation der Rentner. Eine Reihe von bereits behandelten Themen kann so abschließend aus einem anderen Blickwinkel erfasst werden. Die Generation der heute etwa vierzig- bis sechzigjährigen Migranten wurde dabei keinesfalls übersprungen, fand sie doch bereits mehrfach Beachtung. Zudem gibt es Gründe, diese Migrantengeneration nicht in einem eigenen Kapitel zu behandeln: Eine Transnationalisierung ihrer Lebensführung wird vor allem durch ihre Position auf dem Arbeitsmarkt eingeschränkt. Die Mehrheit der Migrantinnen und Migranten ist mit festen Verträgen an Industrieunternehmen gebunden, auch wenn diese stabilen Erwerbsformen an Bedeutung verlieren und Migranten davon diesem Abbau mitunter besonders betroffen sind. Die Notwendigkeit in den Verträgen zu bleiben ist hoch, und die Wahrscheinlichkeit in den post-jugoslawischen Staaten ähnliche Erwerbsquellen zu finden ist gering, sodass der Entscheidungsspielraum klein ist. Wenn es in dieser Altersgruppe dennoch zu regelmäßigen Umzügen zwischen Deutschland und den post-jugoslawischen Staaten kommt, dann meist weil Firmenangestellte auf unternehmensinternen Arbeitsmärkten entsendet werden. Ihre Familienangehörigen können sie für den begrenzten Aufenthalt mitnehmen. Der Vater von Selma Mikeš fällt in diese Gruppe. Er wurde bereits zweimal von einer kroatischen Firma ins deutsche Bad Salzflen entsandt. Ähnlich wie bei der Studierendenmobilität ist hier die formale Mitgliedschaft in einem Unternehmen, also die Inklusion auf dem Arbeitsmarkt, die entscheidende Voraussetzung für die Mobilität. Die Ausklammerung dieses Bereiches urteilt nicht über dessen Interessanztheit, sondern überlässt die Erforschung dieser unternehmensinternen Mobilitätsformen anderen.²⁵ Die vielfältigen transnationalen Interaktionen in der Generation der vierzig- bis sechzigjährigen beziehen sich daher mehrheitlich auf den Bereich der privaten Lebensführung, und dieser Bereich ist Migranten schon lange freigestellt, auch wenn in der Öffentlichkeit ritualistisch über die Doppelorientierung geklagt wird. Die grenzüberschreitenden Verflechtungen dienen vor allem zur Wahrung von bereits bestehenden Inklusionen: Sie helfen Verwandten mit Geldüberweisungen, fahren in ihren Ferien regelmäßig in ihre Herkunftsorte und genießen diese Zeiten. Trotz dieser engen Bindungen ist nicht zu übersehen, dass hier zahlreiche Versuche unternommen werden, um sich von normativen Ansprüchen zu befreien. Ist das Rentenalter erreicht, weitet sich der Entscheidungsspielraum eventuell wieder aus.

Daher ähneln die transnationalen Muster der Rentner den transnationalen Ausbildungskarrieren der jungen Migranten stärker als man zunächst vermuten könnte, obgleich die Freiheitsgrade im Alter andere Begrenzungen erfahren. Eine

25 Vgl. etwa Beaverstock 2002, 2004; Freund 1998; Iredale 2001; Kolb et al. 2004; Martin/Lowell 2002; Pawlik 2000.

problematische Begrenzung ist die gesundheitliche Lage (vgl. Marschalck/Wiedel 2001). Im Fall der post-jugoslawischen Migration fehlen zwar genaue Daten und Studien, doch es nicht zu verkennen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der Migranten gering und die Rentenzeit entsprechend kurz ist. Gründe dafür sind die harte Industriearbeit und die gesundheitliche Ausgangslage im damaligen Jugoslawien. Noch heute liegt die durchschnittliche Lebenserwartung eines Neugeborenen in den post-jugoslawischen Staaten etwa sechs Jahre unter der in Deutschland. Und auch die medizinische Versorgung ist, gemessen an den deutschen Standards, nicht flächendeckend gleichwertig, sodass die Freude auf die Remigration getrübt oder die Remigration ganz unterlassen wird.

Vor diesem Hintergrund richtet sich der Blick zuletzt auf Frau Adrijana Kalčić. Sie wurde bereits erwähnt, als es um die staatliche Willkür Jugoslawiens und um die Ermordung ihrer Schwester in Kroatien ging. Zwar hätten sie und ihr Mann bereits nach dem Ende Jugoslawiens nach Kroatien ziehen können, weil sich die politische Verfolgung ihres Mannes aufgelöst hatte, doch ihr fester Industriearbeitsplatz und die bessere medizinische Versorgung für ihren kranken Mann hielten sie in Deutschland. Erst nach dem Tod ihres Mannes verlässt sie 2002 Böblingen und zieht in ihre neue Eigentumswohnung in Zagreb. Zagreb, die Stadt ihrer Kindheit und Jugend, war auch zuvor ein wichtiger Zielort von Urlaubsaufenthalten gewesen, doch eine reibungslose Reintegration garantiert das nicht, wie die thematisierten Orientierungsprobleme nach der Ankunft vermitteln.

Adrijana Kalčić: Weil wir sind dann öfters mal nach Zagreb gefahren, weil damals hat noch meine Mutter gelebt, also das war so eine Punkt, wo ich einfach musste nach Zagreb kommen und das war für mich selbstverständlich, solange die Mutter lebte, das ist ja ein Magnet, ne. Und man gewöhnt sich, ich habe mir auch hier jetzt schwer wieder integriert.

PG: *Wie lange sind sie denn hier jetzt?*

AK: Jetzt gerade zwei Jahre...

PG: *...und was waren die Schwierigkeiten?*

AK: Schwierigkeit war des, weil die Zagreb ist ja die Hälfte größer geworden, seitdem ich weggegangen bin. Ist wie ich in die Breite gegangen auch. //Lacht// Und da waren die Orte noch gar nicht da, das waren alles Felder und Wiesen und wer weiß was. Und jetzt sind große Häuser.

PG: *Aber haben sie das nicht mitbekommen, als sie jedes Jahr dann...*

AK: Nein das hat mich gar nicht interessiert. Ich habe ja nur, nur nach Hause zu kommen zu meiner Mutter. Das hat mich alles nicht interessiert, nicht. Und mein Mann ist nicht aus Zagreb, der ist aus einer kleinen Stadt in Kroatien, oben in der Nähe von der österreichischen Grenze im Dreieck Österreich, Ungarn, Slowenien. [...] Ich habe also vorgehabt zurückzukommen, weil in Deutschland... nicht, dass ich mich nicht integrieren konnte, ich war total integriert. Aber die Einsamkeit, die Einsamkeit das hat mich irgendwie, also das hat mich total, also ich weiß nicht, wie soll ich das sagen? Wenn man alleine bleibt, dann fühlt man sich sowieso allein, wenn der Partner weg ist,

wenn er stirbt. Weil das ist auch für mich, der war nicht nur mein Mann, der war auch mein Freund und mein Kind, weil ich ihn 25 Jahre gepflegt habe und das war auf einmal weg und dann war ich arbeitslos für 19 Monate und da war ich total in die Einsamkeit getreten, nicht! Ich war von der Gesellschaft weg, von Freunden und von allen. Weil ich war ja sowieso isoliert wegen meinem Mann und dann von dieser Rente, weil ich ja nur vier oder fünf Stunden geschafft habe am Tag. Weil die Rente ist auch nicht groß, konnte ich da oben auch nicht viel machen. Die Miete hat meine Rente gefressen und fertig. Was soll ich da aufs Sozialamt gehen, das mache ich nicht.

Deutlich wird das selektive Interesse von Frau Kalčić an Zagreb. Als sie noch in Deutschland lebte, beobachtete sie nur einen kleinen Punkt und klammerte die Umgebung aus. Eine kontinuierliche Beobachtung der städtebaulichen Entwicklung hätte ihr zu diesem Zeitpunkt vermutlich auch nur geringe Inklusionsvorteile verschafft. Ihre vertraute Lebenswelt breitet sich nicht homogen über einen Raum aus, sondern ist fraktal. Ihre Schilderung zeigt, wie irrsinnig etwa Friedrichs und Warnes' Versuch sind, „Isolines of Regional Attachment“ auszumachen (2000: 114). Auch klassische migrationstheoretische Sortierungen der Umzugsgründe in Push- und Pull-Faktoren verlieren an Aussagekraft. Es wird hier nicht bestritten, dass Menschen sich zu bestimmten Räumen und Orten hingezogen fühlen, doch wie schon bei der Suche nach Heimatisolinien zu erkennen ist, leiden pauschale Klassifizierungen in einer zunehmend zentrumslosen Welt unter Erklärungsschwund. Zudem suggerieren Listen mit Push- und Pull-Faktoren, dass Individuen äußerlich angetrieben oder angezogen werden und sich als individuelle Leistung nach der Migration anzupassen hätten. Die Systemtheorie reformuliert das Verhältnis von Push- und Pull-Faktoren als „Frage nach der mehr oder weniger prekären Struktur der sozialen Inanspruchnahme von Individuen in sozialen Systemen“ (Bommes 1999: 222). Frau Kalčić droht in Deutschland der Kommunikationsabbruch. Die Arbeitslosigkeit am Ende ihres Erwerbslebens, der Tod ihres Mannes und die kleine Rente lassen sie vereinsamen. Ihr gelingt es beim besten Willen nur noch schwer, an der Kommunikation teilzunehmen. Von „total integriert“ ist die Rede und ihr grundsätzlicher Wille zur sozialen Teilnahme wird überdeutlich. Doch sie erkennt, dass die Chancen zur Kommunikationsteilnahme in Zagreb besser sind. Dort hat sie Verwandte und die kleine Rente aus Deutschland erfährt einen leichten Kaufkraftgewinn. Ihre Inklusionschancen sind dort weniger prekär als sie leider in Deutschland sind. *Damit ist die Wanderung an sich Ausdruck eines sehr starken persönlichen Anpassungswillens.* Pauschale Assimilationsforderungen an die Adresse von Migranten werden damit zweifelhaft. Unter Umständen sind sie nur noch Ausdruck eines Anpassungsgebotes der Anpassung wegen, weil der Einfordernde die Differenz nicht mehr aushält.

Nach all den Nachteilen, die sie in ihrem migranten Leben in Kauf nahm und nehmen musste, erfährt sie am Ende ihres Lebens einen interessanten Vorteil. Von Deutschland und Jugoslawien ausgehandelte Sozialabkommen ermöglichen ihr den vollen Rentenbezug, obwohl ihr Erstwohnsitz nicht mehr in Deutschland

liegt. Für deutsche Rentner ist die Rechtslage grundsätzlich anders. Wenn diese ihren Hauptwohnsitz ins Ausland verlegen, reduzieren sich eventuell ihre Rentenansprüche. Tausende von Deutschen werden zu Betrügern, weil sie bei der Angabe der Aufenthaltsdauer im Ausland lügen, um ebendiese Rentenkürzung zu vermeiden (Kohlenberg 2003). Der Nationalstaat verspricht seinen Staatsbürgern eben nur die Gleichheit nach innen und behält sich bei einem Fortzug Rentenkürzungen vor. Er unterstellt, dass die Lebenshaltungskosten im Ausland niedriger sind und will die Kaufkraft zur Kontinuitätswahrung des Gleichheitsversprechens allen gegenüber, also gegenüber Leistungserbringern und -empfängern, im Staat halten. Eine Rentensteigerung nach Umzügen in Staaten mit höheren Lebenskosten, etwa in die Schweiz, ist selbstverständlich nicht vorgesehen, weil der Rentenempfänger in Deutschland bleiben könnte und weiterhin vom Gleichheitsversprechen nach innen erfasst werden würde. Dieses Loyalitätsverhältnis wird auch im noch nicht endgültig geklärten Streit um Sozialleistungen virulent, wenn im Ausland lebende Rentner einen deutschsprachigen Arzt besuchen wollen. Das Rentenverhältnis zu Migranten aus der Anwerbemigration ist schlichtweg anders geregelt worden und gereicht Frau Kalčić heute zum Vorteil.

Wird Migration stärker als bisher als Ausdruck eines Anpassungsinteresses begriffen, das sich zwar zunächst nur auf systemspezifische Erwartungen bezieht, aber grundsätzlich sehr weite Bereiche erfassen kann, dann ist zu erkennen, dass Fragen der Anerkennung von Differenz hochgradig kontingent sind. Fast alles und nichts kann verwendet werden, um Personen als nichtanpassungswillig oder angepasst zu identifizieren. Identität ist nicht nur instabil, weil es prinzipielle Identität allein in der Zeitdimension nicht geben kann, sondern weil immer unterschiedliche Aspekte selektiert und attribuiert werden können. Es ist möglich, eine Person als Migrant zu identifizieren, sobald sie etwas Differentes gemacht hat und der Beobachter ebendiese differente Handlung in einer zweiten Deutung als migrationsbedingt wertet. Und es ist ebenso möglich, bei einer einmal als Migrant identifizierten Person, die migrante Kategorie so essenziell zu begreifen, dass weiter nach Differenzen gesucht wird und diese betont werden. So können dann letztendlich auch die größten Anpassungsanstrengungen als übereifrige Anbiederung verachtet werden. In diesem Rahmen ist Anähnlichung nur noch ein mühsames und leidvolles Unterfangen – auch wenn sie in der vermeintlichen Heimat stattfindet, wie die folgende Passage belegt.

PG: ...und die Kontakte brechen ab nach Deutschland...

Adrijana Kalčić: Nein die werden nie brechen. Nein, was man einmal lernt, dass kann man nicht vergessen. [...] Ich habe ja hier auch deutsches Fernsehen. Ich habe ja Satellit, meistens höre ich nur deutsche und jeder der hier kommt, sag mal, du hörst ja nur deutsches Fernsehen. Also du kannst gar nicht wissen, was im kroatischen Fernsehen passiert. Das interessiert mich nicht, es ist genug, wenn ich nur Nachrichten gehört habe, was haben sie da? Die haben ja gar kein Programm: Was haben die denn da: Drogenabhängige. Das interessiert mich nicht, das will ich nicht sehen. Ne, und des will ich

nicht sehen. Mich interessiert immer noch Deutschland. Und das wird mich immer interessieren.

PG: Und was schauen sie sich dann an? Welche Programme?

AK: Alle, alle, ich habe über 50 Programme.

PG: Und bestimmte Sendungen?

AK: Ja, alle, also von ARD bis zum ZDF. Also von dem ersten bis zum letzten. Alles was ich in Deutschland gehabt habe, habe ich auch hier. Über Satellit kann man alles erreichen. Und warum nicht? Österreich und Italien, das habe und höre ich alles im Fernsehen. Ich habe über 60, also mit Österreich und Italien habe ich alles. Slowenien interessiert mich nicht, weil ich die Sprache nicht verstehe, ich kann es nicht begreifen, aber ungarisch verstehe ich ein bisschen. Aber das heißt nicht, dass ich das spreche. [...] Ungarisch ist sehr schwer. Eigentlich, ja, ich versuche so zu leben, wie ich in Deutschland gelebt habe [...] Es gibt nichts, was es in Deutschland gibt, was es nicht hier gibt – es gibt alles.

PG: Aber das ist doch dann schon teuer?

AK: Ja, das ist sehr teuer. Das ist ja fürchterlich! Wissen sie, was ich mache. Ich fahre nach Graz oder irgendwo, um mir Klamotten zu kaufen. Weil hier bekomme ich nichts. Für die Jugend geht es noch, aber für mich. [...] Ich will anständig angezogen sein, wie ich es schon gewöhnt war von oben von Deutschland. Weil oben, ich habe mir wunderschöne Klamotten gekauft wie ich im Januar oben war. Ich gehe nur oben einkaufen. Was zum anziehen. Ich habe zwei Heimaten, nicht nur eine, sehen Sie. Ich bin reich, auch an Erfahrung reich. Ne! Jaja! [...] Ja Freunde habe ich auch hier neue gefunden und alte habe ich hier auch noch. Alte Schulfreunde, im westlichen Teil von Zagreb. Da wohne ich auch jetzt und habe mir eine schöne kleine Wohnung gekauft und da ist meine Nichte in der Nähe. Und mein Bruder und meine Schwägerin und habe ich auch noch Kusine und so weiter. Hier habe ich keine Probleme hier, bloß es sind viele äh wie soll ich sagen, äh kroatische Worte gibt es, die haben sich total verändert hier. Die Sprache überhaupt hier. Die habe ich vorher nie gehört. Ausdrücke, vorher haben die Kommunisten geherrscht, die haben andere Worte als die jetzt heißen. Und egal wie ich das sage, jeder tut mich bloß ausbessern: ‚Das ist nicht richtig!‘ Ja wie denn. Für mich ist die Muttersprache, wie ich vorher gesprochen habe und das gilt jetzt auch so.

PG: Und sind die falsch weil sie in Deutschland gelebt haben, oder sind...

AK: ...Nee, nee, das sind ganz neue Wörter! Und mit denen komme ich nicht zurecht.

PG: Macht man ihnen dann Vorwürfe?

AK: Nee ausbessern tut man mich dann. Jetzt heißt es nicht mehr so, wie es vorher geheißt hat. Nicht und das interessiert mich nicht. Ich spreche trotzdem so weiter wie ich vorher gesprochen habe. Also ich spreche einen Zagreber Dialekt.

PG: Ja...

AK: ...Was bei uns, also wie soll ich sagen, alte Zagreber Sprache, also das hat es ja in jedem Land so, also auch in Deutschland gibt es so. Und die alten Schwaben, die kennst du ja auch!? Nicht? Also!

Der erste Teil gewährt Einblicke in ihre Lebenswelt. Abermals zeigt sich, dass Migration Entfaltungsmöglichkeiten bietet und Frau Kalčić diese nutzen konnte. Derzeit kann sie grundsätzlich von ihren Ressourcen zehren, sodass ihr nur noch

wenige Anpassungsleistungen im Sinne von Umstellungen oder lästig empfundenen Unterwerfungen abverlangt werden. Allerdings gibt es diese Begebenheit mit der Wortwahl. Eine Begebenheit, die in ihrer diskriminierenden Bedeutung nicht überbewertet werden muss, aber zeigt, wie die nationale Imagination auf alltägliche Interaktionen einwirken kann, sich dadurch vollzieht und verstärkt.

Dass die Wortwahl zu einem kritischen Moment für Inklusionen werden kann, ist mit zwei sprachlichen Aspekten zu begründen. Wenn von Sprache und Inklusion die Rede ist, dann bezieht sich das erstens auf die Sprachbeherrschung und damit auf die Fähigkeit an der Kommunikation teilzunehmen. Wer die entsprechende Sprache kann, erhöht seine Inklusionschancen und Frau Kalčić kann sich eigentlich mühelos verständigen. Zweitens dient Sprache, in diesem Fall die Wortwahl, zur Markierung der sozialen Situation. Das ist keine sonderlich spannende Aussage, denn fast jeder weiß intuitiv, dass in der Schule andere Wörter zu verwenden sind als auf dem Fußballplatz und wieder andere Register im Gespräch mit einem Polizisten zu ziehen sind. Anhand der Wortwahl oder genauer anhand von Sprachregistern können Situationen unterschieden werden. Nicht nur Situationen, sondern auch Personen können aufgrund ihrer Wortwahl differenziert und identifiziert werden – sie drücken sich unterschiedlich aus. In einem nicht endenden Wechselverhältnis zueinander ist die Wortwahl dann als ein Effekt sozialer Kontexte zu bewerten, den sie zugleich mit erzeugen. In der von Frau Kalčić geschilderten Situation wird mit der Wortwahl nicht allein eine Alltagsinteraktion markiert, sondern eine nationalsprachliche Differenzierung aktualisiert. Weil Frau Kalčić diese Differenzierung nicht nachvollzieht, droht sie von der Nation Kroatien getrennt oder als Fremde markiert zu werden. Die in der Interaktion aktualisierte Unterscheidung ist Teil und Ergebnis von nationalen Schließungsprozessen. Im Kontext der nationalen Unabhängigkeitsetablierung wurde und wird seit den 1990er Jahren versucht, angeblich ‚nicht-kroatische‘ Elemente aus dem Sprachgebrauch zu verdrängen. Insbesondere Turkizismen und serbische Einflüsse sollen verschwinden. Dazu wurden alte kroatische Wörter reaktualisiert, um die Dignität und Anciennität des Kroatischen zu belegen. Und um vom Balkan abzurücken und sich dem Westen anzunähern, adaptierte man auch lateinische Wörter. Als Teil einer offiziellen Sprachpolitik, die keineswegs nur in Kroatien zu finden ist, fanden die neuen Wörter ihren Weg in amtliche Formulare und staatliche Schulen. Selbst in Kroatien lebende Kroaten waren gelegentlich, ob der befremdlichen Worte, erstaunt. Und selbstverständlich veränderte sich die Sprache auch ohne nationale Sprachpolitik, weil es ausreichend national gesinnte Bürgerinnen und Bürger gab, die diesen Wandel vorantrieben. Es müssen nicht einmal viele Worte geändert werden, denn eine solche Schließungspolitik setzt auf die feinen Unterschiede. Ohne permanente Aufmerksamkeit ist den Veränderungen in Staat und Gesellschaft allerdings kaum zu folgen – zumindest Adrijana Kalčić hat ihre Mühen. Als ich sie frage, ob man ihr Vorwürfe mache, verneint sie zwar und erwähnt, dass man sie nur ‚ausbessere‘, doch auch davon ist sie reichlich genervt. Nicht ihre grundsätzliche Sprachfähig-

keit steht hier zur Debatte, es wird schließlich nicht zwischen falschen und richtigen Wörtern differenziert, sondern es geht um die Markierung von nationaler Differenz, die dazu geeignet ist, Frau Kalčić als immerwährende Migrantin zu identifizieren. Ihre Betonung des Desinteresses zeigt an, dass sie dieses Differenzierungskriterium nicht akzeptiert und weiterhin so wie bisher sprechen wolle. Virulent wird also die Frage, ob ein anerkannter Unterschied – die Verwendung unterschiedlicher Wörter – dazu geeignet ist, um in einer zweiten Deutung als nationaler Unterschied zu gelten. Im Fall des kroatischen Neusprech verneint Frau Kalčić dies indirekt. Aber sie entzieht sich nicht gänzlich dieser Identifikationspraxis, zumal sie einen Rettungseinwand zur Hand hat. Sie bezieht sich auf den Zagreber Dialekt, den sie eigentlich spreche. Der Zagreber Dialekt aber, so ist zu vermuten, wird allgemein als Varietät des Kroatischen anerkannt und ist damit ungeeignet, um sie als Fremde zu markieren oder eine essenzielle Differenz zur nationalsprachlichen Varietät zu behaupten. Dennoch ist der Streit um Identität im Gange und wird kein schnelles Ende finden – fast unabhängig von Frau Kalčićs Leistungen.

Resümee

Zu Forschungsbeginn war ich über fast jeden nationalen Grenzübertritt überrascht. Ich war erstaunt, dass der Sohn wegen Asthmaproblemen zu den Großeltern in Slawonien und dass Kompott aus dem serbischen Garten als Heimatsymbol nach Nürnberg geschickt wird. Ich war irritiert, dass sich junge Männer für eine Woche an die Kriegsfront während der Balkankriege begeben hatten und schmunzelte gemeinsam mit Sanja Orbanic in Nürnberg, deren Verwandte aus der Republika Srpska sie lieber heute als morgen zur serbisch-orthodoxen Taufe schicken würden. Entsetzt war ich über Gräueltaten während der Balkankriege und erfreut nahm ich zur Kenntnis, dass Migranten der zweiten Generation der soziale Aufstieg mit einem Studium in Kroatien gelungen war. Ich nahm diese Verwunderungen dankend auf, weil ich auf der Spur der Transnationalisten zeigen wollte, dass der so selbstverständliche nationalstaatliche Bezugsrahmen an Bedeutung verloren und sich längst eine Transnationalisierung der Lebenswelten ergeben hatte. Doch mit dem Ausmaß der Verwunderung wuchs auch mein Unbehagen. Immer deutlicher zeigte sich bei mir und in dem rapide wachsenden Korpus transnationaler Studien, dass der Begriff ‚transnational‘, der mich anfangs auf die Fährte gesetzt hatte, zum eigentlichen Problem wurde. Zu einem Problem wurde er nicht bloß, weil immer mehr Phänomene als transnational zu bezeichnen waren – das hätte man als einen einfachen Anstieg der Kategorie werten können, sondern weil er an Differenzqualität verlor und eine Unterscheidung von zweifelhaftem Wert vorgaukelte.

Die Unterscheidung zwischen Nationalität und Transnationalität ist vor allem deshalb zweifelhaft, weil es sich um keine solitäre handelt. Vielmehr gilt sie Transnationalisten als kategoriale Anfangsentscheidung, und das zieht erhebliche Folgeentscheidungen nach sich. Die Lasten dieser Entscheidung sind bereits empiriesprachlich schnell zu spüren: So ist in der migranten Alltagswelt zu erkennen, dass die dort vorgefundene Welt im Großen und Ganzen gut funktioniert und zwar auch dann, wenn das zur Debatte stehende Phänomen sich den Kategorien Nationalität oder Transnationalität entzieht. Umso verwunderlicher ist es

dann zu sehen, mit welcher Vehemenz der Streit zwischen Assimilationisten und Transnationalisten geführt wird. Bei genauem Hinsehen wird man erkennen, dass hierfür mehrheitlich normativ-dezisionistische Positionen verantwortlich sind. Es wird weniger um die Begriffe an sich gerungen, sondern eher um ihre semantischen Höfe mit denen sie so untrennbar verbunden sind: Begriffe wie Einheit, Anpassung oder Wertekanon streiten mit Verflechtungszusammenhängen, Freiheit oder Vielfalt um die Deutungshoheit. Diese Streitfront ist in dieser Konstellation vielleicht in der politischen Auseinandersetzung wiederzufinden, nicht aber in allen Lebensbereichen. Man wird sogar konzedieren müssen, dass die eingangs genannten Phänomene nicht allein in Bezug auf die Erwartungen von Assimilations- und Integrationstheorien überraschen, sondern auch in Bezug auf die Aussagen der Transnationalisten: Migranten sprechen von Anpassungsleistungen, erzählen vom eigenen Willen zur Integration und von wichtigen Karriereetappen. Das bedeutet nichts weniger, als dass beide Seiten Unrecht haben – zumindest bei diesem zentralen Streitpunkt. Von etwaigen transnational organisierten Gemeinschaften oder transnationalen sozialen Räumen sind keine Grenzen auszumachen. Und wenn dies nicht der Fall ist, dann verbietet sich die Rede davon. Neue emergente Ordnungen des Sozialen sind ebenfalls nicht zu erkennen. Immer deutlicher wird, dass sowohl Assimilationisten als auch Transnationalisten Schwierigkeiten bei der Erfassung, Beschreibung und Erklärung von sogenannten transnationalen Phänomenen haben, weil sie mit ihren holistischen Bezugsrahmen, also Nationalgesellschaft einerseits oder transnationale soziale Räume und Gemeinschaften andererseits, die Vielfalt nicht beschreiben können.

Eine solche Situation ist eine Zeitlang gut zu ertragen, weil eingefahrene Forschungsperspektiven unter Druck geraten. Auch ist es löblich, sich Neugierde und Überraschungsbereitschaft als wissenschaftliche Tugenden beizubehalten und stets mit ein bisschen Verwunderung auf die Dinge und Deutungen zu reagieren. Doch die Lage wird zu einem Problem, wenn die Theorie permanent überrascht wird. Und das Problem der Dauerüberraschung ist ein Problem der verwendeten Begriffe oder genauer der getroffenen Unterscheidungen. Man verdeutlicht sich an dieser Stelle mit Gewinn, dass binäre Unterscheidungen immer ein eingeschlossenes ausgeschlossenes Drittes beinhalten, das den Antagonismus sprengt. Das eingeschlossene ausgeschlossene Dritte im ‚nationalen‘ Zeitalter war, als die Trennung zwischen Nationen verlief, gewiss das Transnationale und Hybride, das ausgeblendet, verschwiegen und missachtet wurde. Die Kategorie Transnationalität und ihre Derivate haben diesem Dritten Aufmerksamkeit geschenkt und es zurück in die Erinnerung geholt. Doch mit der Konjunktur der Vokabel verschwand das Bewusstsein ihres Dependenzcharakters. Auf einmal wurde nicht mehr auf etwas Ausgeschlossenes hingewiesen, sondern die Unterscheidung trennte plötzlich etwas anderes ab, weil sie sich selbst als neue Einheit präsentierte. Transnationalisten vergaßen nun, dass ‚Transnationalität‘ nur ein Label für Phänomene sein kann, die in einer bestimmten Ordnung irritieren, die aber zugleich in einer anderen Ordnung funktio-

nieren müssen, weil es sie sonst nicht so oft gäbe. Dieser Erkenntnis zum Trotz wurde die Welt aber als entweder aus geordneten Nationen oder aus multiplen transnationalen Verbindungen bestehend begriffen. Das ist gewiss überspitzt formuliert, doch letztendlich haben die Transnationalisten den Nationalstaat in einer unzulässigen Weise hypostasiert und dies obwohl doch ständig von imaginierten Gemeinschaften die Rede war. Weil der hypostasierte Nationalstaat zudem mit Gesellschaft gleichgesetzt wurde, ignorierte die Forschung auch die Erkenntnisse, die allgemeine Gesellschaftstheorien heute bieten. Wie man es dreht und wendet, binäre Unterscheidungen schließen stets ein ausgeschlossenes Drittes mit ein und man kann sagen, dass die Trennung zwischen Transnationalität und Nationalität es versäumt, den stets eingeschlossenen Beobachter zu bedenken. Hätten die Dichotomien ihn zentral berücksichtigt, so wäre ihnen aufgefallen, dass es die Beobachtungen sind, die die soziale Welt so und nicht anders entstehen lassen.

Diese Problematik wurde eingangs dieser Arbeit ausführlich diskutiert. Dabei wurde der Versuch unternommen, die kategorialen Startfehler zu entlarven, die zu solch unbefriedigenden Situationen führen. Es zeigte sich, dass solche Probleme keinesfalls auf die Migrationsforschung begrenzt sind, sondern dass auch Segregationsforschung, Sozialstrukturanalyse oder Globalisierungsforschung mit ähnlichen Problemen hadern. Weil Phänomene, die wenigstens *prima facie* als transnational zu bezeichnen sind, im Kontext von Migration aber bedeutsam sind und an Bedeutung gewinnen, gilt es aus der Scheinalternative Transnationalität vs. Assimilation herauszuspringen – zumindest, wenn man die Phänomene ertragreich erfassen möchte. Die falsch gestellte oder von Interessen geleitete Entscheidungsfrage, ob nun von Transnationalität oder von Assimilation zu sprechen sei, gilt es also hinter sich zu lassen. Die lebensweltlichen Horizonte von Migrantinnen und Migranten, aber auch von anderen Menschen, zeigen, dass diese Menschen diesen engführenden Rahmen ohnehin verlassen haben. Ihre Lebenswelten reichen über nationalterritoriale Horizonte hinaus und sie integrieren weit entfernt liegende Orte kontinuierlich in den eigenen Handlungs- und Erlebnishorizont.

Ein Ausweg aus den vielfach festgefahrenen Diskussionen bietet die Systemtheorie von Niklas Luhmann (1991 [1984]; 1998b), die grundsätzlich von Michael Bommes (1999) für die Migrationsforschung aufbereitet wurde. Sie setzt viele Entscheidungen anders als die gewöhnlichen Gesellschaftstheorien an und bricht auf diese Art und Weise radikal mit den eingefahrenen Beobachtungsperspektiven. Zugleich versteht sie es jedoch, die bestehenden Erkenntnisse und Wissensbestände auf den eigenen Theorierahmen zu beziehen, sodass anerkannte migrationswissenschaftliche Erkenntnisse gut berücksichtigt werden können. Die Systemtheorie macht die Migrationsforschung nicht grundsätzlich einfacher oder besser. Weil sie aber in dem politisch umkämpften, moralisch aufgeladenen und kulturell gedeuteten Spannungsfeld Migration die Wissenschaft dazu anhält zu beobachten, *wie* beobachtet wird und als Theorie der Beobachtung in sich selbst

vorkommt, weist sie der Wissenschaft einen Platz zu, der von anderen auch als solcher erkannt werden kann. In dieser Position verzichtet sie auf eine Präjudizierung von Grenzen und kann anschließend beobachten, welche Grenzziehungen in der Gesellschaft wie relevant werden.

Wenn bereits das Unternehmen Migrationsforschung aus einer systemtheoretischen Perspektive zu betreiben etwas ungewöhnlich ist, dann ist die Entscheidung für die Systemtheorie in der Geografie erst recht von einem hohen Maß an eigenständigen Entscheidungen geprägt. Zwar nimmt die Anzahl systemtheoretischer Arbeiten in der Geografie zu, doch systemtheoretisch ausgearbeitete Grundsatzpositionen für die Humangeografie sind allenfalls für Teilbereiche zu erkennen (z. B. Pott 2005). Auch diese Arbeit strebt eine solche Fundierung nicht an, behauptet aber, dass ihre Bedeutung über den Bereich der geografischen Migrationsforschung hinausweist und ein substanzielles Angebot für weitere geografische Forschungen macht. Einzelne Aspekte aus der Systemtheorie wurden ausführlich diskutiert und vor allem auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit bezogen. Dabei ist herauszuheben, dass das abstrakte Vokabular der Systemtheorie es erlaubt, den Begriff Transnationalität als Suchbegriff zu verwenden und zugleich zu erklären, dass der Begriff von einer kontingenten Weltordnung abhängt. Das alles hat nichts mit Beliebigkeit zu tun. Vielmehr kann so erklärt werden, warum bestimmte Phänomene überhaupt bemerkenswert werden. So wird etwa deutlich, dass es transnationalen Migrationen ähnliche Wanderungen schon immer gegeben hat, dass es aber der nationalen Weltordnung bedarf, um sie als solche zu identifizieren. Die eigentliche These der Transnationalisten, dass Migrationen heute wieder mit größeren oder wenigstens anderen Freiheitsgraden einhergehen, weil sich die sozialen Systeme und ihre Kopplungen untereinander verändern, kann und muss dann empirisch entschieden werden.

Größere Freiheitsgrade bedeuten für die sinnhaft operierenden sozialen und psychischen Systeme mehr Freiheit bei der Aktualisierung von Sinngeschehen. Und weil sich jedes Sinngeschehen in der Sozial-, Sach-, Zeit- und wohl auch Raumdimension festlegen muss, um als sinnhaft zu gelten, können auch empirische Kernthemen der Geografie mit der Systemtheorie behandelt werden. Raum gilt dabei allerdings nicht per se als Gegenstand der Geografie, sondern wird nur als sozial konstruiertes Sinngeschehen relevant. Die Systemtheorie verzichtet auf ein Präjudiz von Raumbegrenzungen. So ist es ihr möglich, die Bedeutung von Raumbegrenzungen ergebnisoffen empirisch zu untersuchen. Sie fragt dann, welchen Stellenwert räumliche Unterscheidungen für den Strukturaufbau der Gesellschaft haben. Diese theoretische Konstruktion beinhaltet, dass nicht mehr a priori entschieden werden kann, dass eine assimilative Handlung in Deutschland einer segmentativen Handlung in Kroatien gleichkommt. Eine Handlung oder die körperliche Anwesenheit einer Person an einem Ort kann also nicht mehr per se in ein dichotomes Verhältnis zu einem anderen Ort gesetzt werden. Das heißt nicht, dass die Raumdimension als Dimension von Sinngeschehen unwichtig geworden wäre. Im Gegenteil kann man sogar davon sprechen, dass die Angabe der Raumdi-

mension für transnationale Migrantinnen und Migranten eine besondere Herausforderung ist, weil sie sich abseits von eingefahrenen Deutungen befinden. Sie müssen Ortsangaben eventuell mit mehr Bedacht angeben, wenn ihre Biografie mit zwei oder mehr Orten verbunden ist, also gerade nicht auf einen Ort beschränkt werden kann. Aber immer wieder gilt: kein Präjudiz für bestimmte Grenzen innerhalb der Gesellschaft.

Die systemtheoretischen Reformulierungen zielen aber nicht allein auf den Raum ab, sondern umfassen zentrale Termini der Migrationsforschung: Assimilation wird als Anähnlichung oder noch präziser als komplementäre Kommunikation verstanden. Der heilsversprechende Begriff Integration wird als Reduktion von Freiheitsgraden verstanden und steht dem modernen Recht auf individuelle Entfaltung beinahe kategorial entgegen. Von Integration wird auf das Begriffspaar Inklusion|Exklusion umgestellt. Der Nationalstaat, um die Liste der wichtigsten Neuarrangements abzuschließen, gilt als segmentäre Differenzierung des Funktionssystems Politik, aber nicht als Synonym für Gesellschaft. Gesellschaft, oder immer auch Weltgesellschaft, ist als intern differenzierter Kommunikationszusammenhang zu verstehen.

Vor dem Hintergrund der systemtheoretischen Reformulierungen nahm die Arbeit ein breites Spektrum transnationaler Phänomene in den Blick. Sie zeigte, dass und wie sich diese Strukturen aus der alten ‚Gastarbeitermigration‘ zwischen Jugoslawien und Deutschland entwickelt haben. Dass in dieser Arbeit historische, erzieherische, politische, finanzielle, kriegerische, universitäre, gesundheitliche und andere transnationale Strukturen behandelt wurden, ergab sich aus dem Interesse an migranten Biografien. Es waren also die Migrantinnen und Migranten, die diese und andere Themen bei der Präsentation ihrer Biografien auswählten und als relevant darstellten. Die Breite der Themen oder die Vielfalt der Biografien ist jedoch kein Zufall, sondern von der Strukturentwicklung der sozialen Systeme abhängig. Für die Ergebnisdarstellung ergibt sich daraus die Aufgabe, sowohl den einzelnen Biografien gerecht zu werden als auch die allgemeinen Strukturen herauszuarbeiten. Den theoretischen Hintergrund dafür liefert abermals die Systemtheorie oder genauer die Theorie funktionaler Differenzierung. Lebensläufe oder Biografien werden im Spielraum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit platziert. Biografien sind somit als kontingent zu begreifen. Und die biografische Vielfalt steigt, weil in der modernen Gesellschaft zunehmend mehr Entscheidungen der einzelnen Person zufallen; Entscheidungen, die in der Determinationslücke funktionaler Differenzierung getroffen werden müssen. Von diesen Entscheidungen wiederum kann auf die Strukturen der Gesellschaft geschlossen werden. Im Hinblick auf die vielfachen Ressentiments, die der Systemtheorie entgegengebracht werden, ist hervorzuheben, dass Individuen wenigstens in dieser Arbeit nicht hinter den Systemen und der theoretischen Sprache verschwinden, sondern als eigentliche Protagonisten hervortreten. Diese Akzentverschiebung der systemtheoretischen Aufmerksamkeit ist zwar auch bei Luhmann angelegt, aber sein vorrangiges Interesse an Gesellschaftstheorie führte

bei ihm und anderen dazu, den Individuen weniger Aufmerksamkeit zu schenken.

Sowohl die theoretischen Strukturvorhersagen als auch die empirischen Beobachtungen deuten darauf hin, dass sich eine strikte territoriale Kopplung von unterschiedlichen Inklusionssituationen auflöst. Dieser grundlegende moderne Trend, der sich jüngst beschleunigt hat, führte im Fall der deutsch-post-jugoslawischen Migration nicht zu einem exzeptionellen Ausmaß an Transnationalität. Aber Ruhe oder Unruhe machen für die Theorie keinen Unterschied. Der Entscheidungsraum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit hat sich deutlich vergrößert. Die migrante Perspektive interpretierend konnte gezeigt werden, dass sich die Bewegungsfreiheit in dem Maß steigerte, wie die einzelnen sozialen Systeme immer weniger integrieren, weil sie an nicht-systemrelevanten Aspekten immer weniger Interesse haben. So ist zum Beispiel eine formale Staatsbürgerschaft noch immer wichtig, doch als Inklusionsvoraussetzung in andere Systeme als das politische hat sie an Bedeutung verloren. Auch das Ende des autoritären jugoslawischen Staates bedeutete große Freiheitsgewinne, weil demokratische Staaten nicht mehr bedingungslos in das Leben ihrer Bürger eingreifen können. Eine andere Form der Freiheit ergab sich aus der Auflösung der Großfamilie. Noch in den 1960er und 1970er Jahren war der Hausbau im Herkunftsort mehrheitlich ein Teilprojekt in einem das Individuum übergreifenden Familienkollektiv. Die Familie ist zwar noch immer eine wichtige Ressource für den Einzelnen, doch selbst hier haben sich große Entscheidungsspielräume aufgetan. Die Auflösung der Großfamilie hat eine vergängliche Kernfamilie hervortreten lassen. Heute ist etwa ein Hausbau an der Adria für Migranten mehrheitlich ein Teilprojekt ihrer individuellen Lebensplanung. Und weil an vielen Küstenorten auch Ausländer Immobilien erwerben können, ist es selbst für Migranten aus Kroatien, die sich in Deutschland einbürgern ließen, möglich, dort zu investieren. Die hier präsentierten Biografien haben einen Bias zum Erfolg. Sie zeigen vor allem Migrantinnen und Migranten, denen es gelang die Chancen für sich zu nutzen. Ihre durch Migration entrückten Perspektiven sind nicht allein für Chancen sensibel, sondern auch für Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, die sich aus bestimmten Grenzziehungen ergeben. Indem sie sich auf die Selbstbeschreibungen der einzelnen Funktionssysteme beziehen, und diese proklamieren gewöhnlich individuelle Gleichbehandlung, weisen sie darauf hin, dass und wie nationale Kategorien hier ungerecht wirken, so etwa, wenn ausländische Bildungsabschlüsse pauschal nicht anerkannt werden.

Neben vielen einzelnen Ergebnissen verdienen vor allem die transnationalen Migrationskarrieren von Migranten aus der sogenannten zweiten Generation Beachtung. Die für die Migrationsforschung überraschenden Ergebnisse zeigen, dass jungen Migrantinnen und Migranten der soziale Aufstieg gelang, indem sie Aktivitäten in Deutschland *und* in Kroatien miteinander kombinierten. Die sich ihnen bietenden Lerngelegenheiten und Inklusionschancen in Deutschland und in Kroatien, konnten sie zu ihrem Vorteil nutzen. Man kann sogar sagen, dass ihnen

nur durch ihre Aktivitäten hier *und* dort ein Aufstieg gelang, der ihnen an einem Ort verschlossen geblieben wäre. Der Erfolg gibt ihnen und ihrer transnationalen Lebensführung Recht, und ihr Erfolg zeigt zugleich, wie problematisch und schwer die Inklusion für andere Migranten bisweilen ist. Denn Lerngelegenheiten und Inklusionschancen sind Migranten allzu oft verschlossen.

Aus systemtheoretischer Perspektive haben die transnationalen Strukturen einen guten Teil ihres Überraschungsmomentes verloren. Die anfänglichen Verwunderungen, bei denen Wichtiges nicht von Unwichtigem getrennt werden konnte, bei denen nicht zu erkennen war, wann eine Arabeske eine wunderbare Geschichte ist und wann die Arabeske Grundlegendes aufgreift, sind verschwunden und für die Theorie zur Normalität geworden. Und das ist gewiss nicht das schlechteste Ergebnis wissenschaftlicher Forschungen.

Literaturverzeichnis¹

- Abélès, Marc (2001): »Préface«. In: Arjun Appadurai (Hg.), *Après le colonialisme. Les conséquences culturelles de la globalisation*, Paris: Payot, S. 7-22.
- Adorno, Theodor W. (1972 [1957]): »Soziologie und empirische Forschung«. In: Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg/Frank Benseler (1972) (Hg.), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand, S. 81-101.
- Agnew, John A. (1996): »Spacelessness versus timeless in state-centred science«. *Environment and Planning, A* 28, S. 1929-1932.
- Albrow, Martin (1997): »Travelling Beyond Local Cultures: Socioscapes in a Global City«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City. Globalization as a local process*, London/New York: Routledge, S. 37-55.
- Albrow, Martin (1998a): »Auf dem Weg zu einer globalen Gesellschaft?«. In: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 411-434.
- Albrow, Martin (1998b): »Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt«. In: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 288-314.

1 Eine allgemeine Klarstellung am Ende: Über die Schreibweise der slawischen Namen könnte man sich lange streiten. Doch letztendlich wird man bei abweichenden Schreibweisen nie ganz klären können, ob die Abweichung auf Transliterationsprobleme, auf die technische Ausstattung von Schreibmaschinen und Computern, auf die Sorglosigkeit Dritter oder auf die Entscheidung der zitierten Personen selbst, sich im Ausland aus Anpassungsgründen der slawischen Schreibweise zu entledigen, zurückzuführen ist. Aus pragmatischen Gründen wurde mehrheitlich die Schreibweise gewählt, die in der Originalpublikation verwendet wurde beziehungsweise sich bei Namen des öffentlichen Interesses in Deutschland durchgesetzt zu haben scheint. Die Einschränkung ‚mehrheitlich‘ wurde gemacht, weil Namen letztendlich immer gleich geschrieben wurden, selbst wenn die Namensträger sich in den Texten unterschiedlich schreiben (lassen).

- Albrow, Martin (1998c): »Frames and Transformations in Transnational Studies«. Transnational Communities Programme, Oxford, WPTC-98-02, (<http://www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/albrow.pdf> (30.11.2006)).
- Albrow, Martin (1998 [1996]): Abschied vom Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im Globalen Zeitalter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Allcock, John B./Young, Antonia (2000) (Hg.): Black Lambs and Grey Falcons. Women Travelling in the Balkans, New York/Oxford: Berghahn.
- Anderson, Benedict (2003 [1983]): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London/New York: Verso.
- Anderson, Philip (2001): »You Don't Belong Here in Germany...': On the Social Situation of Refugee Children in Germany«. Journal of Refugee Studies 14, S. 187-199.
- Anić, Josip/Pavlinić-Wolf, Andrina (1986): »Socijalni i individualni problemi djece migranata«. Migracijske teme 2, S. 43-59.
- Appadurai, Arjun (1990): »Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy«. Theory, Culture & Society 7, S. 295-310.
- Appadurai, Arjun (1998a): »Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie«. In: Ulrich Beck (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-40.
- Appadurai, Arjun (1998b): Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Atanasova, Ivanka Nedeva (2004): »Transborder Ethnic Minorities and Their Impact on the Security of Southeastern Europe«. Nationalities Papers 32, S. 355-440.
- Babuna, Aydin (2004): »The Bosnian Muslims and Albanians: Islam and Nationalism«. Nationalities Papers 32, S. 287-321.
- Bade, Klaus J. (1984): »Preußengänger' und 'Abwehrpolitik'. Ausländerbeschäftigung und Ausländerkontrolle auf dem Arbeitsmarkt in Preußen vor dem Ersten Weltkrieg«. Archiv für Sozialgeschichte 24, S. 91-162.
- Bade, Klaus J. (1994a) (Hg.): Das Manifest der 60 – Deutschland und die Einwanderung, München: C.H. Beck.
- Bade, Klaus J. (1994b): Homo Migrans. Wanderungen aus und nach Deutschland. Erfahrungen und Fragen, Augsburg: Klartext. (= Stuttgarter Vorträge zur Zeitgeschichte, Bd. 2).
- Bade, Klaus J. (1997): »From Emigration to Immigration. The German Experience in the Nineteenth and Twentieth Centuries«. In: Klaus J. Bade/Myron Weiner (Hg.), Migration Past, Migration Future. Germany and the United States, Providence et al.: Berghahn, S. 1-37.
- Bade, Klaus J. (2002): Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München: C.H. Beck.

- Bade, Klaus J. (2004 [1988]): »Sozialhistorische Migrationsforschung«. In: Michael Bommers/Jochen Oltmer (2004) (Hg.), Sozialhistorische Migrationsforschung, Osnabrück: V&R unipress, S. 13-25.
- Bade, Klaus J. (2004 [2001]): »Historische Migrationsforschung«. In: Michael Bommers/Jochen Oltmer (2004) (Hg.), Sozialhistorische Migrationsforschung, Osnabrück: V&R unipress, S. 27-48.
- Bade, Klaus J./Bommers, Michael/Oltmer, Jochen (2004): »Nachruf auf Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommers (Hg.), Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche, Osnabrück: Rat für Migration, S. 199-202. (= IMIS-Beiträge 23/2004).
- Bade, Klaus J./Oltmer, Jochen (2004): Normalfall Migration, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Bähr, Jürgen (1997): Bevölkerungsgeographie, Stuttgart: Eugen Ulmer.
- Bailey, Adrian J. (2001): »Turning Transnational: Notes on the theorisation of international migration«. International Journal of Population Geography 7, S. 413-428.
- Bakić-Hayden, Milica (1995): »Nesting Orientalism: The Case of Former Yugoslavia«. Slavic Review 54, S. 917-931.
- Bakić-Hayden, Milica/Hayden, Robert M. (1992): »Orientalist Variations on the Theme ‚Balkans‘: Symbolic geography in Recent Yugoslav Cultural Politics«. Slavic Review 51, S. 1-15.
- Baláž, Vladimír/Williams, Allan W. (2004): »‚Been There, Done That‘: International Student Migration and Human Capital Transfers from the UK to Slovenia«. Population, Space and Place 10, S. 217-237.
- Baletić, Milovan (1994): Kroatien 1994, Zagreb: INA-Konzalting D.o.o.
- Baletić, Zvonimir (1982): »International Migration in Modern Economic Development: With Special Reference to Yugoslavia«. International Migration Review 16, S. 736-756.
- Baloban, Josip (1999): »Migranten in der Welt der Globalisierung – aus pastoral-theologischer Sicht«. In: Josip P. Klarić (Hg.), Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroaten-seelsorge in Deutschland, Frankfurt a.M.: Kroaten-seelsorge in Deutschland, S. 119-137.
- Baraldi, Claudio/Corsi, Giancarlo/Esposito, Elena (1997) (Hg.): GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Barnes, Trevor (2000): »Hermeneutics«. In: Ron J. Johnston/Derek Gregory/Geraldine Pratt/Michael Watts (Hg.), The Dictionary of Human Geography, Oxford: Blackwell, S. 334-336.
- Barrett, Giles A./Jones, Trevor P./McEvoy, David (1996): »Ethnic Minority Business: Theoretical Discourse in Britain and North America«. Urban Studies 33, S. 783-809.

- Bartels, Dietrich (1968): »Türkische Gastarbeiter aus der Region Izmir. Zur raumzeitlichen Differenzierung der Bestimmungsgründe ihrer Aufbruchentschlüsse«. *Erdkunde* 22, S. 313-324.
- Bartels, Dietrich/Hard, Gerhard (1975): *Lotsenbuch für das Studium der Geographie als Lehrfach*, Bonn/Kiel.
- Barutciski, Michael/Suhrke, Astri (2001): »Lessons from the Kosovo Refugee Crisis: Innovations in Protection and Burden-sharing«. *Journal of Refugee Studies* 14, S. 95-134.
- Batinić, Anto (1999): »Die Perspektive der Kroatischen Katholischen Missionen in Deutschland«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 161-182.
- Baučić, Ivo (1973): »Yugoslavia as a country of emigration«. *Options Méditerranéennes* 22, S. 55-66.
- Bauer, Itta (2003): »Deutsche Türkinnen, türkische Deutsche? Transkulturelle Identitäten junger Nürnbergerinnen«. *Geographische Rundschau* 55, S. 36-40.
- Bauer, Itta/Bauer-Stiasny, Martin/Goeke, Pascal/Thurner, Heiko/Wendrich, Uta (2004) (Hg.): *Die Südstadtkids. Integration und Lernen im Stadtteil, Nürnberg: Bildungszentrum Nürnberg*.
- Bauer, Itta/Goeke, Pascal (2003): »„In der Südstadt tut sich was!“. Perspektiven und Projekte zur Bewältigung des Strukturwandels in der Nürnberger Südstadt«. *Praxis Geographie* 33, S. 45-47.
- Bauer, Itta/Goeke, Pascal (2006) (Hg.): *Die Südstadtkids. Integration und Lernen im Stadtteil: Stadtführungen, Interkulturelle Elternarbeit, Medien- und Kulturprojekte*, Nürnberg: Bildungszentrum Nürnberg.
- Bauman, Zygmunt (1998): »Schwache Staaten. Globalisierung und die Spaltung der Weltgesellschaft«. In: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 315-332.
- Beaverstock, Jonathan V. (2002): »Transnational elites in global cities: British expatriates in Singapore's financial district«. *Geoforum* 33, S. 525-538.
- Beaverstock, Jonathan V. (2004): »„Managing across borders“: knowledge management and expatriation in professional service legal firms«. *Journal of Economic Geography* 4, S. 157-179.
- Beck, Ulrich (1998a) (Hg.): *Kinder der Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1998b) (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, Jörg (2000): »Türkisch-deutsche Medienbeziehungen: Phasen und Systematik«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 106-115.

- Bedekovic, Franja (1983): »Zur Situation jugoslawischer Schulkinder«. Informationsdienst zur Ausländerarbeit, S. 45-47.
- Beier, Christoph (1995): Dezentralisierung und Entwicklungsmanagement in Indonesien. Beobachtungen zur politisch-administrativen und wissenschaftlichen Kommunikation: Ein systemtheoretischer Versuch, Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik.
- Bell, Daniel (1987): »The World and the United States in 2013«. Daedalus, S. 1-32.
- Belošević, Danijela/Stanisavljević, André (1995): »Die ehemaligen ‚jugoslawischen‘ Minderheiten«. In: Cornelia Schmalz-Jacobsen/Georg Hansen (Hg.), Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland: ein Lexikon, München: Beck, S. 269-285.
- Berking, Helmuth (1998): »,Global Flows and Local Cultures‘. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozeß«. Berliner Journal für Soziologie 8, S. 381-392.
- Berlin, Isaiah (1953): The Hedgehog and the Fox: An essay on Tolstoy's view of history, London: Weidenfeld & Nicolson.
- Berndt, Christian (2001): »El Paso del Norte... Modernisierungsdiskurse, Grenzbeziehungen und Management-Praxis in der Maquiladora-Industrie«. Erdkunde 55, S. 244-256.
- Berndt, Christian (2004): Globalisierungs-Grenzen. Modernisierungssträume und Lebenswirklichkeiten in Nordmexiko, Bielefeld: Transcript.
- Berndt, Christian/Boeckler, Marc (2005): »Ordnung der Verunordnung transterritorialer Stadtlandschaften: Die Nürnberger Gartenvorstadt Werderau im Globalen Zeitalter«. Erdkunde 59, S. 102-119.
- Bertram, Hans (1992): »Regionale Disparitäten, soziale Lage und Lebensführungen«. In: Stefan Hradil (Hg.), Zwischen Bewußtsein und Sein, Opladen: Leske + Budrich, S. 123-150.
- Bhabha, Homi K. (1990): »Interview with Homi Bhabha: The Third Space«. In: Jonathan Rutherford (Hg.), Identity. Community, Culture, Difference, London: Lawrence & Wishart, S. 207-221.
- Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur, Tübingen: Stauffenburg.
- Bhabha, Homi K. (2000 [1985]): »Zeichen als Wunder. Fragen der Ambivalenz und Autorität unter einem Baum bei Delhi im Mai 1817«. In: Homi K. Bhabha (2000) (Hg.), Die Verortung der Kultur, Tübingen: Stauffenburg, S. 151-180.
- Bhabha, Homi K. (2000 [1988]): »Das theoretische Engagement«. In: Homi K. Bhabha (2000) (Hg.), Die Verortung der Kultur, Tübingen: Stauffenburg, S. 29-58.
- Bhabha, Homi K. (2000 [1992]): »Die Frage des Anderen. Stereotyp, Diskriminierung und der Diskurs des Kolonialismus«. In: Homi K. Bhabha (2000) (Hg.), Die Verortung der Kultur, Tübingen: Stauffenburg, S. 97-124.

- Birkenhauer, Josef (1987): »Hermeneutik: Ein legitimer wissenschaftlicher Ansatz in der Geographie?«. *Geographische Zeitschrift* 75, S. 111-121.
- Black, Richard/Eastmond, Marita/Gent, Saskia (2006): »Introduction. Sustainable Return in the Balkans: Beyond Property Restitution and Policy«. *International Migration* 44, S. 5-13.
- Blitz, Brad K. (2005): »Refugee Returns, Civic Differentiation, and Minority Rights in Croatia 1991-2004«. *Journal of Refugee Studies* 18, S. 362-386.
- Bodrožić, Marica (2002): *Tito ist tot*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bodrožić, Marica (2005): *Der Spieler der inneren Stunde*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boeckler, Marc (1999): »Entterritorialisierung, ‚orientalische‘ Unternehmer und die diakritische Praxis der Kultur«. *Geographische Zeitschrift* 87, S. 178-193.
- Boeckler, Marc (2005): *Geographien kultureller Praxis. Syrische Unternehmer und die globale Moderne*, Bielefeld: Transcript.
- Boeckler, Marc/Lindner, Peter (2000): »Jüngere Tendenzen im Umgang mit Kultur und Region in der Wirtschafts- und Sozialgeographie«. In: Şefik Alp Bahadır (Hg.), *Kultur und Region im Zeichen der Globalisierung. Wohin treiben die Regionalkulturen?*, Neustadt an der Aisch: Degener & Co., S. 105-128.
- Bohnsack, Ralf (1999): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Bommes, Michael (1999): *Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bommes, Michael (2000): »Einleitung«. In: Michael Bommes (Hg.), *Transnationalismus und Kulturvergleich*, Osnabrück: Rasch, S. 7-11. (= IMIS-Beiträge 15/2000).
- Bommes, Michael (2002a): »Ist die Assimilation von Migranten alternativlos? Zur Debatte zwischen Transnationalismus und Assimilationismus in der Migrationsforschung«. In: Michael Bommes/Christine Noack/Doris Tophinke (Hg.), *Sprache als Form*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 225-242.
- Bommes, Michael (2002b): »Migration, Raum und Netzwerke. Über den Bedarf einer gesellschaftstheoretischen Einbettung der transnationalen Migrationsforschung«. In: Jochen Oltmer (Hg.), *Migrationsforschung und Interkulturelle Studien: Zehn Jahre IMIS*, Osnabrück: Rasch, S. 91-105.
- Bommes, Michael (2003a): »Der Mythos des transnationalen sozialen Raumes. Oder worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationsforschung?«. In: Dietrich Thränhardt/Uwe Hunger (Hg.), *Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 90-116. (= Leviathan Sonderheft 22/2003).
- Bommes, Michael (2003b): »Migration in der modernen Gesellschaft«. *Geographische Revue* 5, S. 41-58.
- Bommes, Michael/Maas, Utz (2005): »Interdisciplinarity in Migration Research: On the Relation between Sociology and Linguistics«. In: Michael Bom-

- mes/Ewa Morawska (Hg.), *International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity*, Aldershot: Ashgate, S. 179-202.
- Bommes, Michael/Morawska, Ewa (2005) (Hg.): *International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity*, Aldershot: Ashgate.
- Bommes, Michael/Scherr, Albert (1991): »Der Gebrauchswert von Selbst- und Fremdethnisierung in Strukturen sozialer Ungleichheit«. *Prokla* 21, S. 291-316.
- Bommes, Michael/Tacke, Veronika (2006): »Das Allgemeine und das Besondere des Netzwerkes«. In: Betina Hollstein/Florian Straus (Hg.), *Qualitative Netzwerkanalyse*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 37-62.
- Boos-Nünning, Ursula/Karakaşoğlu, Yasemin (2004): *Viele Welten leben – Lebenslagen von jungen Frauen mit griechischem, italienischem, jugoslawischem, türkischem und Aussiedlerhintergrund*, Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
(<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/viele-welten-lang.property=pdf.pdf> (21.2.2005)).
- Borges, Jorge Luis (1993 [1944]): *Ficciones*, London: David Campbell.
- Botev, Nikolai (1994): »Where East meets West: Ethnic Inter-marriage in the Former Yugoslavia, 1962 to 1989«. *American Sociological Review* 59, S. 461-480.
- Bourdieu, Pierre (1987 [1979]): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Practical Reason. On the Theory of Action*, Cambridge: Polity Press.
- Boyes, Roger/Huneke, Dorte (2004): »Lebt es sich leichter als Türke in Berlin oder als Pakistani in Bradford?«. *Deutsch-Britische Stiftung*,
(http://www.agf.org.uk/pubs/pdfs/1433web_de.pdf (22.9.2005)).
- Boyle, Paul (2002): »Population geography: transnational women on the move«. *Progress in Human Geography* 26, S. 531-543.
- Boyle, Paul (2003a): »Population geography: does geography matter in fertility research?«. *Progress in Human Geography* 27, S. 615-626.
- Boyle, Paul (2003b): »Population geography: migration and inequalities in mortality and morbidity«. *Progress in Human Geography* 28, S. 767-776.
- Boyle, Paul/Findlay, Allan/Newbold, Bruce (2004): »Editorial introduction to Population, Space and Place«. *Population, Space and Place* 10, S. 1.
- Božić, Saža (2000): *Kroaten in Wien. Immigranten und Integration im Zusammenhang mehrschichtiger ethnischer Beziehungen*, Zagreb: Jesenski i Turk.
- Božić, Saža (2003): »Zwischen ‚Diaspora‘ und ‚Minderheit‘«. In: Klaus Roth (Hg.), *Vom Wandergesellen zum »Green Card«-Spezialisten. Interkulturelle Aspekte der Arbeitsmigration im östlichen Mitteleuropa*, Münster et al.: Waxmann, S. 161-185.

- Brecht, Bertolt (1963 [1939]): *Leben des Galilei*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brettel, Caroline B. (2000): »Theorizing Migration in Anthropology. The Social Construction of Networks, Identities, Communities, and Globalscapes«. In: Caroline B. Brettel/James F. Hollifield (Hg.), *Migration Theory. Talking across Disciplines*, New York/London: Routledge, S. 97-135.
- Brettel, Caroline B./Hollifield, James F. (2000) (Hg.): *Migration Theory. Talking across Disciplines*, New York/London: Routledge.
- Breuer-Ücer, Ulya/Zambonini, Gualtiero (1996): »Hörfunksendungen für Ausländer in Deutschland«. *Media Perspektiven*, S. 462-465.
- Brieden, Thomas (1996): *Konfliktimport durch Immigration. Auswirkungen ethnischer Konflikte im Herkunftsland auf die Integrations- und Identitätsentwicklung von Immigranten in der Bundesrepublik Deutschland*, Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin (1997a) (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin (1997b): »Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte«. In: Elisabeth Bronfen (Hg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg, S. 1-29.
- Brose, Hanns-Georg (2003): »Die Subversion der Institution – Über Riesters Rente, lebenslanges Lernen und andere Kleinigkeiten«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*, Opladen: Leske + Budrich, S. 583-603.
- Brubaker, William Rogers (1998): »Migrations of Ethnic Unmixing in the ‚New Europe‘«. *International Migration Review* 32, S. 1047-1065.
- Brubaker, William Rogers (2001): »The return of assimilation? Changing perspectives on immigration and its sequels in France, Germany, and the United States«. *Ethnic and Racial Studies* 24, S. 531-548.
- Bryman, Alan (1984): »The debate about quantitative research and qualitative research: a question of method or epistemology?«. *The British Journal of Sociology* 35, S. 75-92.
- Buckley, William Joseph (2000) (Hg.): *Kosovo. Contending Voices on Balkan Interventions*, Cambridge: William B. Erdmans.
- Budke, Alexandra (2003): *Wahrnehmungs- und Handlungsmuster im Kulturkontakt. Studien über Austauschstudenten in wechselnden Kontexten*, Osnabrück: V&R unipress.
- Buffoni, Laura (1997): »Rethinking poverty in globalized conditions«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City. Globalization as a local process*, London/New York: Routledge, S. 110-126.
- Burke, Peter (2000): *Kultureller Austausch*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Bürkner, Hans-Joachim (2000): »Transnationalisierung von Migrationsprozessen – eine konzeptionelle Herausforderung für die geographische Migrationsforschung?«. In: Hans H. Blotevogel/Jürgen Obenbrügge/Gerald Wood (Hg.), *Lokal verankert – Weltweit vernetzt. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen vom 52. Deutschen Geographentag in Hamburg*, Stuttgart: Franz Steiner, S. 301-304.
- Bürkner, Hans-Joachim (2004): »Transnationale Migration‘ – Cultural Turn und die Nomaden des Weltmarktes«. *Neue Kulturgeographie in Deutschland. Themen, Methoden, Perspektiven*, Leipzig, Institut für Länderkunde, 29.-31.1.2004.
- Bürkner, Hans-Joachim (2005): »Transnationale Migration – Cultural Turn und die Nomaden des Weltmarktes«. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 49, S. 113-122.
- Büschfeld, Herbert (1999): »Wirtschaftliche Transformationsprozesse in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens«. *Europa Regional* 7, S. 23-38.
- Byrnes, Robert F. (1976) (Hg.): *Communal families in the Balkans: The Zadruga*, Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Čapo Žmegač, Jasna (2003a): »Dva lokaliteta, dvije države, dva doma: transmigracija hrvatskih ekonomskih migranata u Münchenu«. *Narodna umjetnost. Hrvatski časopis za etnologiju i folkloristiku* 40, S. 117-131.
- Čapo Žmegač, Jasna (2003b): »Transnacionalizam, lokalitet, rod: hrvatske migrantske obitelji u Münchenu«. *Traditiones* 32, S. 179-192.
- Čapo Žmegač, Jasna (2005a): »Ethnically Privileged Migrants in Their New Homeland«. *Journal of Refugee Studies* 18, S. 199-215.
- Čapo Žmegač, Jasna (2005b): »Transnationalisation and identification among youth of Croatian origin in Germany«. *Narodna umjetnost. Hrvatski časopis za etnologiju i folkloristiku* 42, S. 9-24.
- Carter, Sean (2005): »The geopolitics of diaspora«. *Area* 37, S. 54-63.
- Castles, Stephen/Miller, Mark J. (1993): *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World*, London: MacMillan.
- Castree, Noel/Coe, Neil M./Ward, Kevin/Samers, Michael (2004): *Spaces of Work. Global Capitalism and Geographies of Labour*, London et al.: Sage.
- Chen, Kuan-Hsing (2000 [1992]): »Die Formierung eines Diaspora-Intellektuellen. Interview mit Stuart Hall«. In: Nora Rätzel (2000) (Hg.), *Stuart Hall: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt*, Hamburg: Argument Verlag, S. 8-33.
- Clemens, Wolfgang/Strübing, Jörg (2000) (Hg.): *Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis. Bedingungen und Formen angewandter Forschung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Clyne, Michael (1987): »Discourse Structures and Cultural Stereotypes«. In: Walter Veit (Hg.), *Antipodische Aufklärungen – Antipodean Enlightenments. Festschrift für Leslie Bodi*, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, S. 77-86.

- Cohen, Jeffrey H. (2004): *The Culture of Migration in Southern Mexico*, Austin: University of Texas Press.
- Cohen, Robin (1996): »Diasporas and the nation-state: from victims to challengers«. *International Affairs* 72, S. 507-520.
- Cohen, Robin (1997): *Global Diasporas. An introduction*, London: University College London.
- Cohen, Roger (2005): »Freedom in Mideast Might, or Might Not, Help America«. *New York Times – Süddeutsche Zeitung*, 14.3.2005, S. 5.
- Colic-Peisker, Val (2003): »Bosnian refugees in Australia: identity, community and labour market integration«. UNHCR, *New Issues in Refugee Research, Working Paper No. 97*, (<http://www.unhcr.org/cgi-bin/texis/vtx/research/opendoc.pdf?tbl=RESEARCH&id=3fb4f8a64> (12.12.2005)).
- Conversi, Daniele (2000): »Central secession: towards a new analytical concept? The case of former Yugoslavia«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 26, S. 333-355.
- Coser, Lewis A. (1964): »The Political Functions of Eunuchism«. *American Sociological Review* 29, S. 880-885.
- Crang, Mike (1997): »Analyzing qualitative materials«. In: Robin Flowerdew/David Martin (Hg.), *Methods in Human Geography. A guide for students doing a research project*, Essex: Longman, S. 183-196.
- Crisp, Jeff (1999): »Policy challenges of the new diasporas: migrant networks and their impact on asylum flows and regimes«. *Transnational Communities Programme*, Oxford, WPTC-99-05, (<http://www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/riia3.pdf> (1.4.2003)).
- Krkvenec, Ivan (1997): »Auswanderungen und demographische Prozesse in Kroatien«. In: Wilfried Heller (Hg.), *Migration und sozioökonomische Transformation in Südosteuropa*, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 267-281.
- Cross, Sharyl/Kommenich, Paulin (2005): »Ethnonational Identity, Security and the Implosion of Yugoslavia: The Case of Montenegro and the Relationship with Serbia«. *Nationalities Papers* 33, S. 1-27.
- Čukman, Stjepan (2001): »Die Familie in meiner Pastoralarbeit und die Möglichkeiten der Familienpastoral in Frankreich«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 273-282.
- Dahlman, Carl/Ó Tuathail, Gearóid (2005): »Broken Bosnia: The Localized Geopolitics of Displacement and Return in Two Bosnian Places«. *Annals of the Association of American Geographers* 95, S. 644-662.
- Dangschat, Jens S. (2000): »Segregation«. In: Hartmut Häußermann (Hg.), *Großstadt. Soziologische Stichworte*, Opladen: Leske + Budrich, S. 209-221.

- Danner, Helmut (1979): *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik*, München/Basel: Ernst Reinhardt.
- de Andrade, Jose H. Fischel/Delaney, Nicole Barbara (2001): »Minority Return to South-Eastern Bosnia and Herzegovina: A Review of the 2000 Return Season«. *Journal of Refugee Studies* 14, S. 315-330.
- de Berg, Henk/Prangel, Matthias (1995) (Hg.): *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen: Francke.
- de Saint-Exupéry, Antoine (1952): *Nachtflug*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- DGB Bildungswerk (2004) (Hg.): *Staatsbürgerschaft abgeben – was nun? Folgen der Aufgabe der Staatsbürgerschaft*, Düsseldorf: DGB. (= Schriftenreihe Migration & Arbeitswelt 20). (www.migration-online.de (1.2.2004)).
- Dicken, Peter (1998): *Global Shift. Transforming the World Economy*, London: Paul Chapman.
- Dickens, Charles (1974 [1842]): *American Notes and Pictures from Italy*, London: Oxford University Press.
- Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (1999): *Stadtllexikon Nürnberg*, Nürnberg: Verlag W. Tümmels.
- Diehl, Claudia (2002): »Die Auswirkungen längerer Herkunftslandaufenthalte auf den Bildungserfolg türkisch- und italienischstämmiger Schülerinnen und Schüler«. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 27, S. 165-185.
- Dilić, Edhem (2002): »Migracijske tendencije seoske omladine«. *Sociologija Sela* 40, S. 387-405.
- Diner, Hasia R. (2000): »History and the Study of Immigration. Narratives of the Particular«. In: Caroline B. Brettel/James F. Hollifield (Hg.), *Migration Theory. Talking across Disciplines*, New York/London: Routledge, S. 27-42.
- Dittmann, Andreas/Kraas, Frauke/Schmiedecken, Wolfgang (1993): *Wer ist wo? Geographinnen und Geographen an Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Mitgliederverzeichnis des Verbands der Geographen an Deutschen Hochschulen*, Bonn: Verband der Geographen an deutschen Hochschulen.
- Djuric, Ivana (2003): »The Croatian Diaspora in North America: Identity, Ethnic Solidarity, and the Formation of a ‚Transnational National Community‘«. *International Journal of Politics, Culture and Society* 17, S. 113-130.
- Doel, Marcus (1999): *Poststructuralist Geographies. The Diabolical Art of Spatial Science*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Doering-Manteufel, Sabine (2005): »Wie man sich wendet. 1783 Seiten ‚Handbuch der Kulturwissenschaften‘«. *Süddeutsche Zeitung* 61, Nr. 33, S. 16.
- Drakulić, Slavenka (2003a): »Die Hosen des Hochmuts. Der Osten schaut nach Westen und sonst nirgendwohin«. *Süddeutsche Zeitung* 59, Nr. 37, S. 15.
- Drakulić, Slavenka (2003b): »Zwei dunkle Geheimnisse. Zum Tod von Zoran Djindjic«. *Süddeutsche Zeitung* 59, Nr. 60, S. 13.

- Droit, Roger-Pol (2003): »Schopenhauer l'Incompris«. *Le Monde* 59, Nr. 18194, S. 13-14.
- Duncan, James (2000): »Thick Description«. In: Ron J. Johnston/Derek Gregory/Geraldine Pratt/Michael Watts (Hg.), *The Dictionary of Human Geography*, Oxford: Blackwell, S. 827.
- Dürr, Heiner (1998): »Eine neue Übersichtlichkeit für die deutschsprachige Humangeographie? Anmerkungen zu Karin Wessels Lehrbuch«. *Geographische Zeitschrift* 86, S. 31-45.
- Dürr, Heiner (2005): »Kulturwissenschaften mit Geografie, doch ohne Geographen. Anmerkungen zum Handbuch der Kulturwissenschaften – Rezension«. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 79, S. 137-150.
- Dürschmidt, Jörg (1997): »The delinking of locale and milieux. On the situatedness of extended milieu in a global environment«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City. Globalization as a local process*, London/New York: Routledge, S. 56-72.
- Dürschmidt, Jörg (2002): *Globalisierung*, Bielefeld: Transcript.
- Dwyer, Claire (1999): »Migrations and Diasporas«. In: Paul Cloke/Philip Crang/Mark Goodwin (Hg.), *Introducing Human Geographies*, London et al.: Arnold, S. 287-295.
- Džambo, Jozo/Haberl, Othmar Nikola (1982): »Jugoslawien – ein sozialistisches Emigrationsland«. *Deutsch Lernen. Zeitschrift für den Sprachunterricht mit ausländischen Arbeitnehmern* 7, S. 3-54.
- Eckhardt, Josef (1996): »Nutzung und Bewertung von Radio- und Fernsehsendungen für Ausländer«. *Media Perspektiven*, S. 451-461.
- Eckhardt, Josef (2000): »Mediennutzungsverhalten von Ausländern in Deutschland«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 265-271.
- Eckhardt, Josef/Horn, Imme (1995): »Fremde Kulturen im Fernsehen. Ergebnisse einer qualitativen ARD/ZDF-Grundlagenstudie«. *Media Perspektiven*, S. 2-9.
- Egner, Heike (2002): »Freizeit als ‚Individualisierungsplattform‘. Entwicklung und Ausdifferenzierung sportorientierter Freizeitaktivitäten aus systemtheoretischer Perspektive«. *Geographische Zeitschrift* 90, S. 89-102.
- Ehmer, Josef (2005): »Migration and Population in German Historical Thought: Some Critical Reflections«. In: Michael Bommes/Ewa Morawska (Hg.), *International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity*, Aldershot: Ashgate, S. 19-39.
- Elden, Stuart (2005): »Missing the point: globalization, deterritorialization and the space of the world«. *Transactions of the Institute of British Geographers* 30, S. 9-19.
- Elias, Norbert (1997 [1939]): *Über den Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Ellis, Mark/Wright, Richard (1998): »The Balkanization Metaphor in the Analysis of U.S. Immigration«. *Annals of the Association of American Geographers* 88, S. 686-698.
- Escher, Anton (2000) (Hg.): *Ausländer in Deutschland. Probleme einer transkulturellen Gesellschaft aus geographischer Sicht.* (= Mainzer Kontaktstudium Geographie, Bd. 6).
- Esping-Andersen, Gøsta (1999): *Social Foundations of Postindustrial Economies*, Oxford: Oxford University Press.
- Esser, Hartmut (1980): *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*, Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Esser, Hartmut (2000): »Assimilation, Integration und ethnische Konflikte: Können sie durch ‚Kommunikation‘ beeinflusst werden?«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 25-37.
- Esser, Hartmut (2001): »Kulturelle Pluralisierung und strukturelle Assimilation: das Problem der ethnischen Schichtung«. *Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 7, S. 97-108.
- Esser, Hartmut (2003): »Ist das Konzept der Assimilation überholt?«. *Geographische Revue* 5, S. 5-21.
- Esser, Hartmut (2004): »Welche Alternativen zur ‚Assimilation‘ gibt es eigentlich?«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommes (Hg.), *Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche*, Osnabrück: Rat für Migration, S. 41-59. (= IMIS-Beitrag 23/2004).
- Faist, Thomas (2000a) (Hg.): *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Bielefeld: Transcript.
- Faist, Thomas (2000b): *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces*, Oxford: Clarendon Press.
- Fallenbacher, Tim (2001): »‚Ethnic Business‘ in Nürnberg: Fallstudie Dönerkebab«. *Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft* 48, S. 247-272.
- Fassmann, Heinz/Meusburger, Peter (1997): *Arbeitsmarktgeographie. Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit im räumlichen Kontext*, Stuttgart: Teubner.
- Fennell, Graham (1997): »Local Lives – Distant Ties. Researching community under globalized conditions«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City. Globalization as a local process*, London/New York: Routledge, S. 90-109.
- Fijalkowski, Jürgen (1997): »Nationalstaatliche Schranken des Bürgerrechtsstatus und Strategien politischer Inkorporation«. In: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration*, Baden-Baden: Nomos, S. 349-370. (= Soziale Welt, Sonderband 12).
- Flick, Uwe (1991): »Stationen des qualitativen Forschungsprozesses«. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Heiner Keupp/Lutz von Rosenstiel/Stephan Wolff

- (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, München: Psychologie Verlags Union, S. 147-173.
- Flitner, Michael (1998): »Konstruierte Naturen und ihre Erforschung«. *Geographica Helvetica* 53, S. 89-95.
- Flitner, Michael (2003): »Kulturelle Wende in der Umweltforschung? – Aussichten in Humanökologie und Politischer Ökologie«. In: Hans Gebhardt/Paul Reuber/Günter Wolkersdorfer (Hg.), *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg/Berlin: Spektrum, S. 213-228.
- Flowerdew, Robin/Martin, David (1997) (Hg.): *Methods in Human Geography. A guide for students doing a research project*, Essex: Longman.
- Foner, Nancy (1997): »What's new about transnationalism? New York immigrants today and at the turn of the century«. *Diaspora* 6, S. 355-375.
- Foucault, Michel (1974 [1966]): *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fresacher, Bernhard (2001): »Moderne Familien: Modelle und Trends«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 137-158.
- Freund, Bodo (1998a): »Frankfurt am Main und der Frankfurter Raum als Ziel qualifizierter Migranten«. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 42, S. 57-81.
- Freund, Bodo (1998b): »Segregation von Nationalitäten in einem Metropolitanraum: Frankfurt und sein Umland«. In: Franz-Josef Kemper/Paul Gans (Hg.), *Berliner Geographische Arbeiten*, H. 86, 33-53.
- Friedman, Jonathan (1999): »The Hybridization of Roots and the Abhorrence of the Bush«. In: Mike Featherstone/Scott Lash (Hg.), *Spaces of Culture. City, Nation, World*, London et al.: Sage, S. 230-256.
- Friedrich, Klaus/Warnes, Anthony M. (2000): »Understanding contrasts in later life migration patterns: Germany, Britain and the United States«. *Erdkunde* 54, S. 108-120.
- Fuchs, Peter (2004): *Niklas Luhmann – beobachtet*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fulcher, James/Scott, John (1999): *Sociology*, Oxford: Oxford University Press.
- Gaber, Natasha (1997): »Migration and socio-economic transformation in the Republic of Macedonia«. In: Wilfried Heller (Hg.), *Migration und sozioökonomische Transformation in Südosteuropa*, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 223-242.
- Gaschke, Susanne (2001): »Sprachlos bunt«. *Die Zeit* 56, Nr. 21, S. 7.
- Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter (2003) (Hg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg/Berlin: Spektrum.
- Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter (2004): »Konzepte und Konstruktionsweisen regionaler Geographien im Wandel der Zeit«. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 78, S. 293-312.

- Geertz, Clifford (1987a): »Common sense als kulturelles System«. In: Clifford Geertz (Hg.), *Dichte Beschreibung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 261-288.
- Geertz, Clifford (1987b): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geißler, Heiner (1991): »Kein Grund zur Angst. Ein Plädoyer für eine multikulturelle Gesellschaft«. *Der Spiegel* 44. 7.10.1991, Nr. 41, S. 23.
- Geißler, Rainer (2000): »Bessere Präsentation durch bessere Repräsentation. Anmerkungen zur medialen Integration von ethnischen Minderheiten«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 129-146.
- Geißler, Rainer (2002): *Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. (= Schriftenreihe, Bd. 384).
- Gerber, David A. (2000): »Theories and Lives: Transnationalism and the Conceptualization of International Migrations to the United States«. In: Michael Bommes (Hg.), *Transnationalismus und Kulturvergleich*, Osnabrück: Rasch, S. 31-53. (= IMIS-Beiträge 15/2000).
- Gernier, Rozenn (2002): »Etre allemand aujourd'hui: le débat sur la réforme du droit de la nationalité en Allemagne«. *Mémoire de fin d'études*, Institut d'Etudes Politiques de Rennes.
(<http://www.rennes.iep.fr/IMG/pdf/Gernier.pdf> [10.1.2004]).
- Gertz, Holger (2001): »Kein Schöner Land«. *Süddeutsche Zeitung Magazin*, 8.6.2001, Nr. 23, S. 32-37.
- Giddens, Anthony (1976): *New Rules of Sociological Method: A positive Critique of Interpretative Sociologies*, London: Hutchinson.
- Giddens, Anthony (1999 [1990]): *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Girtler, Roland (1992): *Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit*, Wien et al.: Böhlau.
- Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc, Christina Szanton (1992): »Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration«. *Annals of the New York Academy of Sciences*, S. 1-24.
- Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc, Christina Szanton (1997): »From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration«. In: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration*, Baden-Baden: Nomos, S. 121-140. (= Soziale Welt, Sonderband 12).
- Glick Schiller, Nina/Fouron, Georges (1998): »Transnational Lives and National Identities: The Identity Politics of Haitian Immigrants«. In: Michael Peter Smith/Luis Eduardo Guarnizo (Hg.), *Transnationalism from Below*, New Brunswick/London: Transaction, S. 130-161.

- Glückler, Johannes (1999): *Neue Wege geographischen Denkens? Eine Kritik gegenwärtiger Raumkonzeptionen und ihrer Forschungsprogramme in der Geographie*, Frankfurt a.M.: Verlag neue Wissenschaft.
- Goebel, Dorothea/Pries, Ludger (2003): »Transnationale Migration und die Inkorporation von Migranten. Einige konzeptionelle theoretische Überlegungen zu einem erweiterten Verständnis gegenwärtiger Inkorporationsprozesse von Migranten«. In: Frank Swiaczny/Sonja Haug (Hg.), *Migration – Integration – Minderheiten. Neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse*, Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, S. 35-48. (= Heft 107).
- Goeke, Pascal (2004): »Transnational Migratory Identities between Nuremberg, Serbia, Croatia and Bosnia-Herzegovina«. In: Anita Böcker/Betty de Hart/Ines Michalowski (Hg.), *Migration and the Regulation of Social Integration*, Osnabrück: IMIS, S. 191-201. (= IMIS-Beiträge 24/2004).
- Goeke, Pascal (2005): »It ain't interdisciplinarity if it ain't got disciplines': On the relation between geography and history in the case of transnational migration research«. In: Patrick Manning (Hg.), *World History: Global and Local Interactions*, Princeton: Markus Wiener, S. 149-165.
- Goeke, Pascal (2007a): »Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien in Europa seit 1991 – Bosnier, Kosovo-Albaner, Kroaten und Serben«. In: Klaus J. Bade/Jan Lucassen/Jochen Oltmer/Pieter C. Emmer (Hg.), *Migration – Integration – Minderheiten seit dem 17. Jahrhundert. Eine europäische Enzyklopädie*. (= im Erscheinen).
- Goeke, Pascal (2007b): »Jugoslawische Arbeitsmigranten in Nord-, Mittel- und Westeuropa seit 1950«. In: Klaus J. Bade/Jan Lucassen/Jochen Oltmer/Pieter C. Emmer (Hg.), *Migration – Integration – Minderheiten seit dem 17. Jahrhundert. Eine europäische Enzyklopädie*. (= im Erscheinen).
- Gogolin, Ingrid/Neumann, Ursula/Reuter, Lutz (2001) (Hg.): *Schulbildung für Kinder aus Minderheiten in Deutschland 1989-1999. Schulrecht, Schulorganisation, curriculare Fragen, sprachliche Bildung*, Münster et al.: Waxmann.
- Goldring, Luin (1997): »Power and Status in Transnational Social Spaces«. In: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration*, Baden-Baden: Nomos, S. 179-195. (= Soziale Welt, Sonderband 12).
- Gosar, Anton (1986): »Selected socio-geographical impact of Yugoslav temporary labour employment abroad – the case of Slovenia«. *Geographica Jugoslavica* 8, S. 37-50.
- Gosar, Anton (1989): »Second Homes in the Alpine Region of Yugoslavia«. *Mountain Research and Development* 9, S. 165-174.
- Gosar, Anton (1992): »Die Wanderungen heterogener Arbeitnehmergruppen und deren Auswirkungen auf suburbane und ländliche Räume Sloweniens«. In: Institut für Wirtschaftsgeographie der Universität München (Hg.), *Ländliche Räume im Umbruch – Chancen des Strukturwandels*, München, S. 119-129. (= Münchner Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeographie, Bd. 37).

- Gosar, Anton (1996): »Die zeit- und raumspezifischen Merkmale der Volksgruppen in Slowenien«. Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 138, S. 183-206.
- Gosar, Anton (1997): »Migration und demographische Veränderungen samt deren Auswirkungen in Slowenien«. In: Wilfried Heller (Hg.), Migration und sozioökonomische Transformation in Südosteuropa, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 243-266.
- Göttlich, Udo (2000): »Migration, Medien und die Politik der Anerkennung: Aspekte des Zusammenhangs von kultureller Identität und Medien«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 38-50.
- Grdešić, Ivan (1994): »Hrvatska Politika i Prognanici«. Migracijske teme 10, S. 127-137.
- Grdešić, Ivan (2001): »Aufgeschobenes (unterdrücktes) Leben und hinausgezögerte Rückkehr der Migranten der ersten Generation. Psychologie des Migrationsprozesses«. In: Josip P. Klarić (Hg.), Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000., Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 225-234.
- Grečić, Vladimir (1993): »Mass migration from Eastern Europe: a challenge to the West?«. In: Russell King (Hg.), The New Geography of European Migrations, London: Belhaven, S. 135-151.
- Greger, Volker/Otto, Kim (2000): »Türkische Fernsehprogramme in Deutschland: Eine Analyse der Programmstrukturen und der Inhalte von Nachrichtensendungen«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 232-252.
- Gregory, Derek (1994): Geographical Imaginations, Cambridge/Oxford: Blackwell.
- Gregory, Derek (1998): »Power, Knowledge and Geography. The Hettner Lecture in Human Geography«. Geographische Zeitschrift 86, S. 70-93.
- Gregory, Derek (1999): »Scripting Egypt: Orientalism and the cultures of travel«. In: James Duncan/Derek Gregory (Hg.), Writes of passage: reading travel writing, London: Routledge, S. 114-150.
- Gren, Martin/Zierhofer, Wolfgang (2003): »The unity of difference: a critical appraisal of Niklas Luhmann's theory of social systems in the context of corporeality and spatiality«. Environment and Planning, A 35, S. 615-630.
- Grigg, David B. (1977): »E.G. Ravenstein and the 'laws of migration'«. Journal of Historical Geography 3, S. 41-54.
- Grosser, Alfred (1996): »Identitäten – ein Zentralproblem in Europa heute«. IMIS-Beiträge 3/1996, S. 11-30.

- Grumbach, Detlef (1999): »Die Liga der Verdammten. Eine Generation jenseits ihrer Herkunft: der türkisch-deutsche Autor Feridun Zaimoglu«. Süddeutsche Zeitung 55. 19./20.6.1999, S. VII, SZ am Wochenende.
- Grünfelder, Annamarie (2001): »Das ‚Profil‘ der Kirche in Kroatien: Eine Öffnung wäre nötig«. In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Kroatien ein Jahr nach dem Umbruch – erste Bilanz, Zagreb: Heinrich Böll Stiftung, S. 73-81. (= Dokumentation einer Fachtagung, Berlin, 23. bis 25. Februar 2001).
- Gumbrecht, Hans Ulrich (1995): »Interpretation versus Verstehen von Systeme«. In: Henk de Berg/Matthias Prangel (Hg.), Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus, Tübingen: Francke, S. 171-185.
- Güntürk, Reyhan (2000): »Mediennutzung der türkischen Migranten«. In: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 272-280.
- Haberl, Othmar Nikola (1978): Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. Zur Problematik ihrer Auslandsbeschäftigung und Rückführung, München: Oldenbourg. (= Südost-Institut München, Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas, 13).
- Haberl, Othmar Nikola/Bach, Uwe (1977): »Jugoslawien«. In: Ursula Boos-Nünning/Manfred Hohmann (Hg.), Ausländische Kinder – Schule und Gesellschaft im Herkunftsland, Düsseldorf: Schwann, S. 144-193.
- Habermas, Jürgen (1972 [1963]): »Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik. Ein Nachtrag zur Kontroverse zwischen Popper und Adorno«. In: Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg/Frank Benseler (1972) (Hg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand, S. 155-191.
- Hagedorn, Heike (2001a): »Einbürgerungspolitik in Deutschland und Frankreich«. Leviathan 29, S. 36-57.
- Hagedorn, Heike (2001b): Wer darf Mitglied werden? Einbürgerung in Deutschland und Frankreich im Vergleich, Opladen: Leske + Budrich.
- Halfmann, Jost (2005): »World Society and Migrations: Challenges to Theoretical Concepts of Political Sociology«. In: Michael Bommers/Ewa Morawska (Hg.), International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity, Aldershot: Ashgate, S. 129-151.
- Hall, Stuart (1997): »The spectacle of the ‚other‘«. In: Stuart Hall (Hg.), Representation – Cultural Representations and Signifying Practices, London et al.: Sage, S. 223-290.
- Hall, Stuart (2000 [1992]): »Die Frage der kulturellen Identität«. In: Ulrich Mehllem/Dorothee Bohle/Joachim Gutsche/Matthias Oberberg/Dominik Schrage (2000) (Hg.), Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg: Argument Verlag, S. 180-222.
- Halpern, Joel M./Kerewsky Halpern, Barbara (1972): A Serbian Village in Historical Perspective, New York et al.: Holt, Rinehart and Winston.

- Hammar, Tomas/Brochmann, Grete/Tomas, Kristof/Faist, Thomas (1997) (Hg.): International Migration, Immobility and Development. Multidisciplinary Perspectives, Oxford/New York: Berg.
- Handke, Peter (2002): »Und wer nimmt mir mein Vorurteil?« Ein Bericht über den Prozess gegen Slobodan Milosevic«. Süddeutsche Zeitung Magazin, 4.10.2002, Nr. 40, S. 8-32.
- Hänlein, Andreas (2000): Sozialrechtliche Probleme türkischer Staatsangehöriger in Deutschland, Münster: Lit.
- Hannerz, Ulf (1996): »The reorganization of culture in space«. Environment and Planning, A 28, S. 1937-1939.
- Hard, Gerhard (1982): »Länderkunde«. In: Lothar Jander/Wolfgang Schramke/Hans-Joachim Wenzel (Hg.), Metzler Handbuch für den Geographieunterricht. Ein Leitfaden für Praxis und Ausbildung, Stuttgart: Metzler, S. 144-160.
- Hard, Gerhard (1986): »Der Raum – einmal systemtheoretisch gesehen«. Geographica Helvetica 41, S. 77-83.
- Hard, Gerhard (1995): Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo, Osnabrück: Rasch.
- Hard, Gerhard (2002) (Hg.): Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1, Osnabrück: V&R unipress.
- Hard, Gerhard (2002 [1987]): »Bewußtseinsräume‘ Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewußtsein zu erforschen«. In: Gerhard Hard (2002) (Hg.), Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1, Osnabrück: V&R unipress, S. 303-328.
- Hard, Gerhard (2002 [1999]): »Raumfragen. Über Raumreflexionen bei Geographen, Soziologen und Angelologen«. In: Gerhard Hard (2002) (Hg.), Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1, Osnabrück: V&R unipress, S. 253-302.
- Hard, Gerhard (2003) (Hg.): Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Osnabrück: V&R unipress.
- Hard, Gerhard (2003 [1973]): »Die Methodologie und die »eigentliche Arbeit«. Über Nutzen und Nachteil der Wissenschaftstheorie für die geographische Forschungspraxis«. In: Gerhard Hard (2003) (Hg.), Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Osnabrück: V&R unipress, S. 39-66.
- Hard, Gerhard (2003 [1977]): »Eine ‚Raum‘-Klärung für aufgeweckte Studenten«. In: Gerhard Hard (2003) (Hg.), Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Osnabrück: V&R unipress, S. 15-28.
- Hard, Gerhard (2003 [1985]): »Alltagswissenschaftliche Ansätze in der Geographie?«. In: Gerhard Hard (2003) (Hg.), Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Osnabrück: V&R unipress, S. 231-245.

- Hard, Gerhard (2003 [1990]): »Was ist Geographie? Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten«. In: Gerhard Hard (2003) (Hg.), Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Osnabrück: V&R unipress, S. 371-386.
- Hartke, Wolfgang (1956): »Die ‚Sozialbrache‘ als Phänomen der geographischen Differenzierung der Landschaft«. Erdkunde 10, S. 257-269.
- Hatschikjan, Magarditsch (1999): »Was macht Südosteuropa aus?«. In: Magarditsch Hatschikjan/Stefan Troebst (Hg.), Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur, München: Beck, S. 1-27.
- Hatschikjan, Magarditsch (2001): »Die ‚großen Fragen‘ in Südosteuropa. Ein Balkan-Locarno für stabile Strukturen«. Aus Politik und Zeitgeschichte, S. 17-26.
- Hatschikjan, Magarditsch/Troebst, Stefan (1999) (Hg.): Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur – Ein Handbuch, München: Beck.
- Haug, Sonja (2001): »Bleiben oder Zurückkehren? Zur Messung, Erklärung und Prognose der Rückkehr von Immigranten in Deutschland«. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 26, S. 231-270.
- Heilig, Wolfgang (1988): »Kroatischer ‚Elvis‘ steht auf Volkstanz. Die ‚Mission‘ als Kultur- und Gemeindetreff«. Nürnberger Nachrichten, 7.4.1988.
- Heitmeyer, Wilhelm (1998): »Versagt die ‚Integrationsmaschine‘ Stadt? Zum Problem der ethnisch-kulturellen Segregation und ihrer Konfliktfolgen«. In: Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase/Otto Backes (Hg.), Die Krise der Städte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 443-448.
- Heller, Hartmut (2002): »Einführung: Migration nach Deutschland – Thematisches Konzept und seine Beziehung zum Tagungsort Nürnberg«. In: Hartmut Heller (Hg.), Neue Heimat Deutschland. Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung, Erlangen, S. 21-28.
- Henkel, Reinhard (2001): Atlas der Kirchen und der anderen Religionsgemeinschaften in Deutschland – Eine Religionsgeographie, Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Hess, Sabine (2002): »Bodenpersonal der Globalisierung. Die neue Dienstmädchenfrage: Auch die Hausarbeit wird international – jenseits der Legalität«. Die Zeit 57, Nr. 51, S. 13.
- Hirst, Paul/Thompson, Grahame (1996): Globalization in Question, Cambridge: Polity Press.
- Hitzler, Ronald (1999): »Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft«. Soziale Welt 50, S. 473-482.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1997): »Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute«. In: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen: Leske + Budrich, S. 7-27.
- Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (1983) (Hg.): The Invention of Tradition, Cambridge: Cambridge University Press.

- Hoerder, Dirk (2002a): *Cultures in Contact: World Migrations in the Second Millennium*, Durham, NC: Durham University Press.
- Hoerder, Dirk (2002b): »Europäische Migrationsgeschichte und Weltgeschichte der Migration: Epochenzäsuren und Methodenprobleme«. In: Klaus J. Bade (Hg.), *Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter*, Osnabrück: Rasch, S. 135-167. (= IMIS-Beiträge 20/2002).
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1973): *Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz*, Stuttgart: Enke.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1999): »Aspekte der internationalen Migration«. In: Jochen Oltmer (Hg.), *Eingliederung und Ausgrenzung. Beiträge aus der Historischen Migrationsforschung*, Osnabrück: Rasch, S. 141-148. (= IMIS-Beiträge 12/1999).
- Hösch, Edgar (1999): »Kulturen und Staatsbildungen«. In: Magarditsch Hatschikjan/Stefan Troebst (Hg.), *Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur*, München: Beck, S. 31-52.
- Human Rights Watch (2003): *Broken Promises. Impediments to Refugee Return to Croatia*, New York.
(<http://www.hrw.org/reports/2003/croatia0903/croatia0903.pdf> (2.12.2005)).
- Hunger, Uwe (2000): »Vom ‚Brain-Drain‘ zum ‚Brain-Gain‘. Migration, Netzwerkbildung und sozio-ökonomische Entwicklung: das Beispiel der indischen ‚Software-Migranten‘«. IMIS-Beiträge 16/2000, S. 7-21.
- Hunger, Uwe (2004): »‚Brain Gain‘. Theoretical Considerations and Empirical Data on a New Research Perspective in Development and Migration Theory«. In: Anita Böcker/Betty de Hart/Ines Michalowski (Hg.), *Migration and the Regulation of Social Integration*, Osnabrück: IMIS, S. 213-221. (= IMIS-Beiträge 24/2004).
- Huth-Hildebrandt, Christine (2002): *Das Bild von der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts*, Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (1996): »Informationen zum Graduiertenkolleg. Ziele, Leitperspektiven und Struktur«. IMIS-Beiträge 3/1996, S. 31-39.
- Iredale, Robyn (2001): »The Migration of Professionals: Theories and Typologies«. *International Migration* 39, S. 7-26.
- Jakir, Aleksandar (2001): »Gab es in Jugoslawien Jugoslawen? Das Scheitern der jugoslawischen Nationsbildung im 20. Jahrhundert«. In: Heiner Timmermann (Hg.), *Nationalismus in Europa nach 1945*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 305-321.
- Jambrešić Kirin, Renata/Povrzanović, Maja (1996) (Hg.): *War, Exile, Everyday Life. Cultural Perspectives*, Zagreb: Institute of Ethnology and Folklore Research.

- Janjic, Dusan (1997): »Yugoslav war migrations«. In: Wilfried Heller (Hg.), Migration und sozioökonomische Transformation in Südosteuropa, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 295-302.
- Jelavich, Charles (1983): »Serbian Textbooks: Toward Greater Serbia or Yugoslavia?«. *Slavic Review* 42, S. 601-619.
- Johnston, Ron J. (1996): »Academic tribes, disciplinary containers, and the realpolitik of opening up the social sciences«. *Environment and Planning, A* 28, S. 1943-1947.
- Johnston, Ron J./Poulsen, Michael/Forrest, James (2003): »Ethnic Residential Concentration and a ,New Spatial Order?': Exploratory Analyses of Four United States Metropolitan Areas, 1980-2000«. *Journal of Population Geography* 9, S. 39-56.
- Johnston, Ron J./Thrift, Nigel J. (1996) (Hg.): On the nation-state, the global, and social science. (= *Environment and Planning, A*, Jg. 28).
- Jozic, Tomislav (2001): »Ehe und Familie in Kroatien und Bosnien-Herzegowina«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 199-224.
- Jukić, Fanita (2001): »Die Familie in meiner Pastoralarbeit und die Möglichkeiten der Familienpastoral in Deutschland«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 235-252.
- Jurgens, Jeffrey (2001): »Shifting spaces. Complex identities in Turkish-German migration«. In: Ludger Pries (Hg.), *New transnational social spaces: international migration and transnational companies in the early twenty-first century*, New York: Routledge, S. 94-112.
- Kallis, Anastasios (1999): *Orthodoxie. Was ist das?*, Münster: Theophano.
- Kalter, Frank/Granato, Nadia (2004): »Sozialer Wandel und strukturelle Assimilation in der Bundesrepublik. Empirische Befunde mit Mikrodaten der amtlichen Statistik«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommers (Hg.), *Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche*, Osnabrück: Rat für Migration, S. 61-81. (= IMIS-Beiträge 23/2004).
- Kamber, Amir (2004): »Die Rolle der Bundesrepublik Deutschland im Transformationsprozess Bosnien-Herzegowinas«. In: Juli Zeh/David Finck/Oskar Terš (Hg.), *Ein Hund läuft durch die Republik. Geschichten aus Bosnien*, Frankfurt a.M.: Schöffling & Co., S. 24-28.
- Kastoryano, Riva (2001): »La citoyenneté au-delà du sang et du sol«. In: Rémy Leveau/Khadija Mohsen-Finan/Catherine Wihtol de Wenden (Hg.), *L'islam en France et en Allemagne. Identités et citoyennetés*, Paris, S. 17-33.
- Katunarić, Vjeran (1978): *Vanjske Migracije i Promjene u Porodici*, Zagreb: Centar za Istraživanje Migracija Zagreb. (= *Vanjske Migracije*, Knjiga 7).

- Kearney, Michael (1995): »The Local and the Global: The Anthropology of Globalization and Transnationalism«. *Annual Review of Anthropology* 24, S. 547-565.
- Kearney, Michael (2005): »The Anthropology of Transnational Communities and the Reframing of Immigration Research in California: The Mixtec Case«. In: Michael Bommers/Ewa Morawska (Hg.), *International Migration Research: Constructions, Omissions and the Promises of Interdisciplinarity*, Aldershot: Ashgate, S. 69-94.
- Kelle, Udo/Erzberger, Christian (1999): »Integration Qualitativer und Quantitativer Methoden«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51, S. 509-531.
- King, Anthony D. (1996): »Opening up the social sciences to the humanities: a response to Peter Taylor«. *Environment and Planning, A* 28, S. 1954-1959.
- King, Russell (1978): »Return Migration: a neglected aspect of population geography«. *Area* 10, S. 175-182.
- King, Russell/Mai, Nicola (2004): »Albanian Immigrants in Lecce and Modena: Narratives of Rejection, Survival and Integration«. *Population, Space and Place* 10, S. 455-477.
- King, Russell/Ruiz-Gelices, Enric (2003): »International Student Migration and the European 'Year Abroad': Effects on European Identity and Subsequent Migration Behaviour«. *International Journal of Population Geography* 9, S. 229-252.
- Klarić, Josip P. (1999a): »Einführung in das Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in der BR Deutschland«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 111-117.
- Klarić, Josip P. (1999b) (Hg.): *Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland.
- Klarić, Josip P. (2001) (Hg.): *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland.
- Kloosterman, Robert/Rath, Jan (2001): »Immigrant entrepreneurs in advanced economies: mixed embeddedness further explored«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 27, S. 189-201.
- Klüter, Helmut (1986): *Raum als Element sozialer Kommunikation*, Gießen: Geographisches Institut. (= *Giessener Geographische Schriften*, H. 60).
- Klüter, Helmut (1999): »Raum und Organisation«. In: Peter Meusburger (Hg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, Stuttgart: Franz Steiner, S. 187-212.

- Klüter, Helmut (2005): »Geographie als Feuilleton. Anmerkungen zu dem Buch ‚Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen‘. Berichte zur deutschen Landeskunde 79, S. 125-136.
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin (1993): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Kobayashi, Audrey (1993): »Multiculturalism: Representing a Canadian Institution«. In: James Duncan/David Ley (Hg.), Place/Culture/Representation, London/New York: Routledge, S. 205-231.
- Kohlenberg, Kerstin (2003): »Die Standortfrage«. Die Zeit 58, Nr. 35, S. 55.
- Kohli, Martin (1985): »Die Institutionalisierung des Lebenslaufes: Historische Befunde und theoretische Argumente«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 1-29.
- Kohli, Martin (2003): »Der institutionalisierte Lebenslauf: Ein Blick zurück und nach vorn«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Opladen: Leske + Budrich, S. 525-545.
- Kolb, Holger/Murteira, Susana/Peixoto, João/Sabino, Catarina (2004): »Recruitment and Migration in the ICT Sector«. In: Michael Bommes/Kirsten Hoesch/Uwe Hunger/Holger Kolb (Hg.), Organisational Recruitment and Patterns of Migration, Osnabrück: IMIS, S. 147-177. (= IMIS-Beiträge 25/2004).
- Korte, Barbara/Sternberg, Claudia (1997) (Hg.): Many Voices – Many Cultures. Multicultural British Short Stories, Stuttgart: Reclam.
- Kristen, Cornelia/Granato, Nadia (2004): »Bildungsinvestitionen in Migrantenfamilien«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommes (Hg.), Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche, Osnabrück: Rat für Migration, S. 123-141. (= IMIS-Beiträge 23/2004).
- Kriz, Jürgen (2000): »Vermessene Qualität«. In: Wolfgang Clemens/Jörg Strübing (Hg.), Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis. Bedingungen und Formen angewandter Forschung, Opladen: Leske + Budrich, S. 67-82.
- Krummacher, Michael (1998): »Zuwanderung, Migration«. In: Hartmut Häußermann (Hg.), Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, S. 320-331.
- Kuhn, Thomas S. (1976 [1962]): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kuls, Wolfgang/Kemper, Franz-Josef (2000): Bevölkerungsgeographie, Stuttgart/Leipzig: Teubner.
- Küppers, Bernhard (2003): »Kroatien stellt Beitritts-gesuch. EU-Rats-präsident-schaft begrüßt Entscheidung Zagrebs«. Süddeutsche Zeitung 59, Nr. 44, S. 7.
- Kureishi, Hanif (1990): Der Buddha aus der Vorstadt, München: Kindler.
- Lamnek, Siegfried (1995a): Qualitative Sozialforschung, Weinheim: Psychologie Verlags Union. (= Bd. 2 Methoden und Techniken).

- Lamnek, Siegfried (1995b): *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie Verlags Union. (= Bd. 1 Methodologie).
- Lamnek, Siegfried (2000): »Sozialforschung in Theorie und Praxis. Zum Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung«. In: Wolfgang Clemens/Jörg Strübing (Hg.), *Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis. Bedingungen und Formen angewandter Forschung*, Opladen: Leske + Budrich, S. 23-46.
- Lange, Anders (1989): »Identifications, Perceived Cultural Distance and Stereotypes in Yugoslav and Turkish Youth in Stockholm«. In: Karmela Liebkind (Hg.), *New Identities in Europe. Immigrant Ancestry and the Ethnic Identity of Youth*, Aldershot: Gower, S. 169-218.
- Lauer, Reinhard (1999): »Literaturen«. In: Magarditsch Hatschikjan/Stefan Troebst (Hg.), *Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur*, München: Beck, S. 417-436.
- Lee, Roger (2000): »Society«. In: Ron J. Johnston/Derek Gregory/Geraldine Pratt/Michael Watts (Hg.), *The Dictionary of Human Geography*, Oxford: Blackwell, S. 764-766.
- Leggewie, Claus (2000): »Integration und Segregation«. In: Klaus J. Bade/Rainer Münz (Hg.), *Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 85-107.
- Lehmann, Joachim (1987): »Yugoslav citizens in fascist Germany«. *Migracijske teme* 4, S. 49-65.
- Leib, Jürgen/Mertins, Günter (1986): *Bevölkerungsgeographie*, Braunschweig: Westermann. (= Das Geographische Seminar).
- Ley, David (2004): »Transnational spaces and everyday lives«. *Transactions of the Institute of British Geographers* 29, S. 151-164.
- Lichtenberger, Elisabeth (1984): *Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften*, Wien et al.: Böhlau.
- Livingstone, David N. (2002): »Tropical hermeneutics and the climatic imagination«. In: Michael Hoyler (Hg.), *Science, space and hermeneutics*, Heidelberg: Department of Geography, S. 43-73. (= Hettner-Lectures 2001).
- Lossau, Julia (2000): »Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks: Bemerkungen aus dem Zwischen-Raum«. *Geographica Helvetica* 55, S. 23-30.
- Lossau, Julia (2002): *Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer ‚ANDEREN‘ Geographie der Welt*, Bielefeld: Transcript.
- Lovrić, Karlo (2001): »Die Familie in meiner Pastoralarbeit und die Möglichkeiten der Familienpastoral in der Schweiz«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 253- 264.

- Lucassen, Jan/Lucassen, Leo (1997): »Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives«. In: Jan Lucassen/Leo Lucassen (Hg.), Migration, Migration History, History, Bern: Peter Lang, S. 9-38.
- Lucassen, Leo (1997): »The gulf between long term and short term approaches in immigration studies. A reassessment of the Chicago School's assimilation concept«. IMIS-Beiträge 5/1996, S. 5-23.
- Luger, Kurt/Renger, Rudi (1994) (Hg.): Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien, Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag.
- Luhmann, Niklas (1991 [1971]): »Die Weltgesellschaft«. In: Niklas Luhmann (1991) (Hg.), Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51-71.
- Luhmann, Niklas (1991 [1975]): »Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie«. In: Niklas Luhmann (1991) (Hg.), Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-20.
- Luhmann, Niklas (1991 [1984]): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994 [1982]): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995a): »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«. In: Henk de Berg/Matthias Prangel (Hg.), Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus, Tübingen: Francke, S. 9-59.
- Luhmann, Niklas (1995b): Gesellschaftsstruktur und Semantik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (= Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4).
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1998a): »Der Staat des politischen Systems. Geschichte und Stellung in der Weltgesellschaft«. In: Ulrich Beck (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 345-380.
- Luhmann, Niklas (1998b): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000): Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): Einführung in die Systemtheorie, Heidelberg: Carl-Auer.
- Lukic, Vesna/Nikitovic, Vladimir (2004): »Refugees from Bosnia and Herzegovina in Serbia: A Study of Refugee Selectivity«. International Migration 42, S. 85-110.

- Lutz, Helma (2003): »Leben in der Twilightzone. Migration, Transnationalität und Geschlecht im Privathaushalt«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Opladen: Leske + Budrich, S. 254-267.
- Luyken, Reiner (2001): »Gut gemixt und doch getrennt«. Die Zeit 56, Nr. 34, S. 9-12.
- Maas, Utz (2005): »Sprache und Sprachen in der Migration im Einwanderungsland Deutschland«. In: Utz Maas (Hg.), Sprache und Migration, Osnabrück: IMIS, S. 89-133. (= IMIS-Beiträge 26/2005).
- Maas, Utz/Mehlem, Ulrich/Schroeder, Christoph (2004): »Mehrsprachigkeit und Mehrschriftigkeit bei Einwanderern in Deutschland«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommers/Rainer Münz (Hg.), Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 117-149.
- Mahnig, Hans (2001): »Die Debatte um die Eingliederung von Migranten oder: was ist das Ziel von »Integrationspolitik« in liberalen Demokratien?«. Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft 7, S. 124-130.
- Malačič, Janez (1996): »Arbeitsmigration aus Ex-Jugoslawien«. In: Heinz Fassmann/Rainer Münz (Hg.), Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktionen, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 231-244.
- Malmberg, Gunnar (1997): »Time and Space in International Migration«. In: Tomas Hammar/Grete Brochmann/Kristof Tomas/Thomas Faist (Hg.), International Migration, Immobility and Development. Multidisciplinary Perspectives, Oxford/New York: Berg, S. 21-48.
- Mammey, Ulrich (2001): »Europa im Fokus internationaler Migration«. Geographische Rundschau 53, S. 32-36.
- Marcus, George E. (1995): »Ethnography in/of the World-System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography«. Annual Review of Anthropology 24, S. 95-117.
- Marinić, Jagoda (2001): Eigentlich ein Heiratsantrag, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Markovic, Milica/Manderson, Leonore (2000): »Research Note. European immigration and the Australian labour market: a case study of women from the former Yugoslavia«. Journal of Ethnic and Migration Studies 26, S. 127-136.
- Marschalck, Peter/Wiedl, Karl Heinz (2001) (Hg.): Migration und Krankheit, Osnabrück: Rasch.
- Martin, Susan (2002): »Best Practice Options: Yugoslavia«. International Migration 40, S. 59-69.
- Martin, Susan F./Lowell, Lindsay B. (2002): »Einwanderungspolitik für Hochqualifizierte in den USA«. In: Klaus J. Bade/Rainer Münz (Hg.), Migrationsreport 2002. Fakten – Analysen – Perspektiven, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 119-139.

- Martini, Claudia (2001): *Italienische Migranten in Deutschland. Transnationale Diskurse*, Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Masing, Johannes (2001): *Wandel im Staatsangehörigkeitsrecht vor den Herausforderungen moderner Migration*, Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Massey, Doreen (1993): »Power-geometry and a progressive sense of place«. In: Jon Bird/Barry Curtis/Tim Putnam/George Robertson/Lisa Tuckner (Hg.), *Mapping the Futures: Local cultures, global change*, London/New York: Routledge, S. 59-69.
- Massey, Doreen (1999): »On space and the city«. In: Doreen Massey/John Allen/Steve Pile (Hg.), *City Worlds*, London/New York: Routledge, S. 157-171. (= *Understanding Cities*).
- Massey, Douglas S./Arango, Joaquín/Hugo, Graeme/Kouaouci, Ali/Pellegrino, Adela/Taylor, Edward J. (1993): »Theories of International Migration: A Review and Appraisal«. *Population and Development Review* 19, S. 431-466.
- Massey, Douglas S./Fischer, Mary J. (2000): »How segregation concentrates poverty«. *Ethnic and Racial Studies* 23, S. 670-691.
- Matthes, Joachim (1985): »Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, S. 310-326.
- Matthes, Joachim (2000): »Wie steht es um die interkulturelle Kompetenz der Sozialwissenschaften?«. In: Michael Bommers (Hg.), *Transnationalismus und Kulturvergleich*, Osnabrück: Rasch, S. 13-29. (= *IMIS-Beiträge 15/2000*).
- Maus, Heinz/Fürstenberg, Friedrich/Benseler, Frank (1972) (Hg.): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand.
- Mayer, Philip (1962): »Migrancy and the Study of Africans in Towns«. *American Anthropologist* 64, S. 576-592.
- Mayring, Philipp (1993): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Mayring, Philipp (2003): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim/Basel: Beltz.
- Mehan, Hugh/Wood, Houston (1976): »Fünf Merkmale der Realität«. In: Elmar Weingarten/Fritz Sack/Jim Schenkein (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Aushandelns*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 29-63.
- Meier, Viktor (1999): *Wie Jugoslawien verspielt wurde*, München: Beck.
- Meier, Viktor (2001): *Jugoslawiens Erben. Die neuen Staaten und die Politik des Westens*, München: Beck.
- Merbach, Martin/Wittig, Uta/Brähler, Elmar/Siefen, Rainer Georg/Tasdemir, Serap (2003): »Die gesundheitliche Identität der SpätaussiedlerInnen und der türkischen MigrantInnen zum Zeitpunkt der Einreise nach Deutschland«. In: Frank Swiaczny/Sonja Haug (Hg.), *Migration – Integration – Minderheiten. Neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse*, Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, S. 17-33. (= Heft 107).

- Meyer, John W./Boli, John/Thomas, George M./Ramirez, Francisco O. (1997): »World Society and the Nation-State«. *The American Journal of Sociology* 103, S. 144-181.
- Miggelbrink, Judith (2002): »Konstruktivismus? »Use with caution?«... Zum Raum als Medium der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit«. *Erdkunde* 56, S. 337-350.
- Mihelič, Marian (1984): *Jugoslawische Jugendliche. Intraethnische Beziehungen und ethnisches Selbstbewußtsein*, München: DJI Forschungsbericht.
- Mihok, Brigitte (2001): »Der politische Umgang mit den bosnischen Bürgerkriegsflüchtlingen in Berlin (1991-2000)«. In: Frank Gesemann (Hg.), *Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*, Opladen: Leske + Budrich, S. 145-161.
- Mitchell, C. (1959): »The Causes of Labour Migration«. *Bulletin of the Inter-African Labour Institute* 6.
- Mitchell, Don (1995): »There's no such thing as culture: towards a reconceptualization of the idea of culture in geography«. *Transactions of the Institute of British Geographers* 20, S. 102-116.
- Mitchell, Don (2000): *Cultural Geography. A Critical Introduction*, Oxford: Blackwell.
- Mitchell, Katharyne (2000): »Transnationalism«. In: Ron J. Johnston/Derek Gregory/Geraldine Pratt/Michael Watts (Hg.), *The Dictionary of Human Geography*, Oxford: Blackwell, S. 853-854.
- Moch, Leslie Page (1992): *Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington: Indiana University Press.
- Mohler, Peter Ph. (1981): »Zur Pragmatik Qualitativer und Quantitativer Sozialforschung«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 33, S. 716-734.
- Moltmann, Günter (1980): »American-German Return Migration in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries«. *Central European History* 8, S. 378-392.
- Moltmann, Günter (1985): »Auswanderungsforschung als interdisziplinäre Aufgabe«. In: Peter Assion (Hg.), *Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung*, Hamburg, S. 9-18.
- Morokvašić, Mirjana (1987): *Jugoslawische Frauen. Die Emigration – und danach*, Stroemfeld: Roter Stern.
- Mountz, Alison (2003): »Human Smuggling, the Transnational Imaginary, and Everyday Geographies of the Nation-State«. *Antipode* 35, S. 622-644.
- Moynihan, Daniel Patrick (1993): *Pandaemonium. Ethnicity in International Politics*, Oxford: Oxford University Press.
- Müller-Mahn, Detlef (2000): »Ein ägyptisches Dorf in Paris. Eine empirische Studie zur Süd-Nord-Migration am Beispiel ägyptischer ‚Sans-papiers‘ in Frankreich«. In: Michael Bommers (Hg.), *Transnationalismus und Kulturvergleich*, Osnabrück: Rasch, S. 79-110. (= IMIS-Beitrag 15/2000).

- Müller-Mahn, Detlef (2002): »Ägyptische Migranten in Paris. Transnationale Migration und die Relativierung des Lokalen«. *Geographische Rundschau* 54, S. 40-44.
- Müller, Dieter K. (2000): »Fernsehforschung ab 2000 – Methodische Kontinuität«. *Media Perspektiven*, S. 2-7.
- Müller, Wolfgang Erich (1994): »Anerkennung des Anderen. Streit um den Multikulturalismus«. *Evangelische Kommentare* 27, S. 594-602.
- Münch, Marina (2005): *Spuren der Globalisierung im urbanen Raum. Lokale Gemeinschaft und translokale soziale Landschaft im Nürnberger Stadtteil Werderau*, Erlangen: Selbstverlag der Fränkischen Geographischen Gesellschaft. (= Erlanger Geographische Arbeiten, 32).
- Münz, Rainer/Seifert, Wolfgang/Ulrich, Ralf E. (1997): *Zuwanderung nach Deutschland. Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Nassehi, Armin (1995): »Différend, Différance und Distinction. Zur Differenz der Differenzen bei Lyotard, Derrida und in der Formenlogik«. In: Henk de Berg/Matthias Prangel (Hg.), *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen: Francke, S. 17-59.
- Nassehi, Armin (1999): »Die Paradoxie der Sichtbarkeit. Für eine epistemologische Verunsicherung der (Kultur-)Soziologie«. *Soziale Welt* 50, S. 349-362.
- Nassehi, Armin (2000): »Minarette in Oberbayern. Beide, Erfinder wie Kritiker der Leitkultur, irren sich«. *Die Zeit* 55, Nr. 49, S. 60/63.
- Nassehi, Armin/Schroer, Markus (1999): »Integration durch Staatsbürgerschaft? Einige gesellschaftstheoretische Zweifel«. In: Ulrike Davy (Hg.), *Politische Integration der ausländischen Wohnbevölkerung*, Baden-Baden: Nomos, S. 82-104.
- Nassehi, Armin/Schroer, Markus (2000): »Staatsbürgerschaft. Über das Dilemma eines nationalen Konzepts unter postnationalen Bedingungen«. In: Klaus Holz (Hg.), *Staatsbürgerschaft. Soziale Differenzierung und politische Inklusion*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 31-52.
- Nederveen Pieterse, Jan (1998): »Der Melange-Effekt. Globalisierung im Plural«. In: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 87-124.
- Nederveen Pieterse, Jan (2001): »Hybridity. So What? The Anti-hybridity Backlash and the Riddles of Recognition«. *Theory, Culture & Society* 18, S. 219-245.
- Nejašmić, Ivo (1994): »Hrvatski građani na radu u inozemstvu: razmatranje popisnih podataka 1971, 1981. I 1991«. *Migracijske teme* 10, S. 139-156.
- Nejašmić, Ivo (1995a): »Hauptmerkmale der kroatischen Auswanderung 1880-1991«. In: Neven Budak/Peter Jordan/Walter Lukan/Petra Moissi (Hg.), *Kroatien. Landeskunde – Geschichte – Kultur – Politik – Wirtschaft – Recht*, Wien: Böhlau, S. 343-353. (= Österreichische Osthefte, Jg. 37, H. 2).

- Nejašmić, Ivo (1995b): Hrvatski građani na radu u inozemstvu i članovi obitelji koji s njima borave, Zagreb: Institut za migracije i narodnosti.
- Nejašmić, Ivo (1996): »Hrvatski građani na radu u inozemstvu i članovi obitelji koji s njima borave prema popisu 1991: Prikaz prema novom teritorijalnom ustrojstvu jedinica lokalne samouprave«. *Migracijske teme* 12, S. 205-218.
- Neumann, Ursula (2001): »Länderbericht: Bayern«. In: Ingrid Gogolin/Ursula Neumann/Lutz Reuter (Hg.), *Schulbildung für Kinder aus Minderheiten in Deutschland 1989-1999. Schulrecht, Schulorganisation, curriculare Fragen, sprachliche Bildung*, Münster et al.: Waxmann, S. 29-51.
- Nürnberger Nachrichten (1988): »Jugoslawen tanzen in den Mai«. *Nürnberger Nachrichten*, 16.5.1988.
- Oberpenning, Hannelore/Steidl, Annemarie (2001) (Hg.): *Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive*, Osnabrück: IMIS. (= IMIS-Beiträge 18/2001).
- Oberti, Marco (1999): »Ségrégation dans l'école et dans la ville«. *Mouvements*, S. 37-45.
- Pagenstecher, Cord (1996): »Die ‚Illusion‘ der Rückkehr: zur Mentalitätsgeschichte von »Gastarbeit« und Einwanderung«. *Soziale Welt* 47, S. 149-179.
- Park, Robert E. (1928): »Human Migration and the Marginal Man«. *The American Journal of Sociology* 33, S. 881-893.
- Pawlik, Thomas (2000): *Personalmanagement und Auslandseinsatz*, Wiesbaden: Gabler.
- Pels, Dick (2002): »Everyday Essentialism. Social Inertia and the ‚Münchhausen Effect‘«. *Theory, Culture & Society* 19, S. 69-89.
- Pethe, Heike (2006): *Internationale Migration hoch qualifizierter Arbeitskräfte. Die Greencard-Regelung in Deutschland*, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Philpott, Charles (2005): »Though the Dog is Dead, the Pig must be Killed: Finishing with Property Restitution to Bosnia-Herzegovina's IDPs and Refugees«. *Journal of Refugee Studies* 18, S. 1-24.
- Piguet, Etienne (1994): »L'immigration et ses espaces. Géographie des populations d'origine étrangère à Lausanne«. *Geographica Helvetica* 49, S. 63-72.
- Pile, Steve (1994): »Masculinism, the use of dualistic epistemologies and third spaces«. *Antipode* 26, S. 255-277.
- Pohl, Jürgen (1986): *Geographie als hermeneutische Wissenschaft. Ein Rekonstruktionsversuch*, Kallmünz/Regensburg: Michael Lassleben. (= Münchener Geographische Hefte, H. 52).
- Pohl, Jürgen (1996): »Ansätze zu einer hermeneutischen Begründung der Regionalen Geographie: Landes- und Länderkunde als Erforschung regionaler Lebenspraxis?«. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 70, S. 73-92.
- Pongs, Armin (1999) (Hg.): *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich*, München: Dilemma. (= ‚Gesellschaft X‘ Bd. 1).

- Pongs, Armin (2000) (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, München: Dilemma. (= ‚Gesellschaft X‘ Bd. 2).
- Popper, Karl R. (1972 [1962]): »Die Logik der Sozialwissenschaften«. In: Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg/Frank Benseler (1972) (Hg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt/Neuwied: Sammlung Luchterhand, S. 103-123.
- Pott, Andreas (2001): »Der räumliche Blick. Zum Zusammenhang von Raum und städtischer Segregation von Migranten«. In: Norbert Gestring/Herbert Glasauer/Christine Hannemann/Werner Petrovsky (Hg.), Jahrbuch StadtRegion 2001. Schwerpunkt: Einwanderungsstadt, Opladen: Leske + Budrich, S. 57-74.
- Pott, Andreas (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration, Opladen: Leske + Budrich.
- Pott, Andreas (2004): »Ethnizität und Lokalität als Aufstiegsressourcen. Theoretische Überlegungen und das Beispiel des Bildungsaufstiegs in der zweiten türkischen Migrantengeneration in Deutschland«. Erdkunde 54, S. 42-52.
- Pott, Andreas (2005): »Kulturgeographie beobachtet. Probleme und Potentiale der geographischen Beobachtung von Kultur«. Erdkunde 59, S. 89-101.
- Prassel, Peter (1999): »Die neue Konzeption der Seelsorge für die Katholiken anderer Muttersprache in der Bundesrepublik Deutschland«. In: Josip P. Klarić (Hg.), Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 155-160.
- Prcela, Frano (1999): »Die Parkzeit ist abgelaufen! Überlegungen zu Möglichkeiten und Grenzen der (religiösen) Erziehung der kroatischen Jugend in Deutschland«. In: Josip P. Klarić (Hg.), Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 183-203.
- Preuß, Ulrich K. (2001): »Multikulti ist nur eine Illusion«. Die Zeit 56, Nr. 23, S. 13.
- Pries, Ludger (1996): »Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA«. Zeitschrift für Soziologie 25, S. 456-472.
- Pries, Ludger (1997a): »Neue Migration im transnationalen Raum«. In: Ludger Pries (Hg.), Transnationale Migration, Baden-Baden: Nomos, S. 15-44. (= Soziale Welt, Sonderband 12).
- Pries, Ludger (1997b) (Hg.): Transnationale Migration, Baden-Baden: Nomos. (= Soziale Welt, Sonderband 12).

- Pries, Ludger (1999a): »Die Neueinschneidung des Verhältnisses von Sozialraum und Flächenraum: Das Beispiel transnationaler Migrationsräume«. In: Claudia Honegger/Stefan Hradil/Franz Traxler (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft?*, Opladen: Leske + Budrich, S. 437-452. (= Teil 2).
- Pries, Ludger (1999b): »Die Transnationalisierung der sozialen Welt und die deutsche Soziologie«. *Soziale Welt* 50, S. 383-394.
- Pries, Ludger (2000): »Transnationalisierung der Migrationsforschung und Entnationalisierung der Migrationspolitik. Das Entstehen transnationaler Sozialräume durch Arbeitswanderungen am Beispiel Mexiko-USA«. In: Michael Bommers (Hg.), *Transnationalismus und Kulturvergleich*, Osnabrück: Rasch, S. 55-77. (= IMIS-Beiträge 15/2000).
- Pries, Ludger (2001): *Internationale Migration*, Bielefeld: Transcript.
- Pries, Ludger (2003): »Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften«. *Geographische Revue* 5, S. 23-39.
- Pupavac, Vanessa (2002): »Therapeutising refugees, pathologising populations: international psycho-social programmes in Kosovo«. UNHCR, *New Issues in Refugee Research*, Working Paper No. 59, (<http://www.unhcr.org> [12.12.2005]).
- Pusić, Petar (1983a): »Gegenwärtige Entwicklung der Familie in Jugoslawien«. *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, S. 31-35.
- Pusić, Petar (1983b): »Veränderungsprozesse jugoslawischer Familien«. *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, S. 42-43.
- Pütz, Robert (2000): »Von der Nische zum Markt? Türkische Einzelhändler im Rhein-Main-Gebiet«. In: Anton Escher (Hg.), *Ausländer in Deutschland. Probleme einer transkulturellen Gesellschaft aus geographischer Sicht*, Mainz, S. 27-39. (= *Mainzer Kontaktstudium Geographie*, Bd. 6).
- Pütz, Robert (2003a): »Berliner Unternehmer türkischer Herkunft: ‚Ethnic‘ Business?«. *Die Erde* 134, S. 257-275.
- Pütz, Robert (2003b): »Kultur und unternehmerisches Handeln – Perspektiven der ‚Transkulturalität als Praxis‘«. *Petermanns Geographische Mitteilungen* 147, S. 76-83.
- Radtke, Frank-Olaf (2004): »Die Illusion der meritokratischen Schule. Lokale Konstellationen der Produktion von Ungleichheit im Erziehungssystem«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommers (Hg.), *Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche*, Osnabrück: Rat für Migration, S. 143-178. (= IMIS-Beiträge 23/2004).
- Ramet, Sabrina Petra (1996): *Balkan Babel. The disintegration of Yugoslavia from the death of Tito to ethnic war*, Boulder: Westview Press.
- Rathfelder, Erich (2003): »Die Macht der Intoleranz. Islamischer Fundamentalismus und Nationalismus in Bosnien-Herzegowina«. *die tageszeitung* 25, Nr. 6944, S. 4.

- Rauner, Max (2004): »Magier des Multiversums. Ein Interview mit John Barrow«. *Die Zeit* 59, Nr. 31, S. 26.
- Rawls, John (1979): *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Redepenning, Marc (2002): »Was und Wie ist der Balkan? Entstehung und Persistenz von Raumbildern«. *Geographische Rundschau* 54, S. 10-15.
- Reese-Schäfer, Walter (1996): *Luhmann zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Remennick, Larissa (2002): »Transnational community in the making: Russian-Jewish immigrants of the 1990s in Israel«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 28, S. 515-530.
- Rhode-Jüchtern, Tilman (1999): »Der blaue Strich – Zur Handlungsbedeutung aktionsräumlicher Zeichen«. *Geographische Zeitschrift* 87, S. 211-222.
- Riedel, Wolfgang (2002): »Hybride Identitäten«. In: Wolf-Dietrich Bukow/Erol Yildiz (Hg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?*, Opladen: Leske + Budrich, S. 241-250.
- Rogers, Alisdair (1999): »A European Space for Transnationalism?«. *Transnational Communities Programme*, Oxford, WPTC-2K-07, (<http://www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/rogers.pdf> (30.11.2004)).
- Römhild, Regina (2003): »Welt Raum Frankfurt«. In: Sven Bergmann/Regina Römhild (Hg.), *Global Heimat. Ethnographische Recherchen im transnationalen Frankfurt*, Frankfurt a.M. S. 7-19. (= *Kulturanthropologie Notizen*, Bd. 71).
- Roose, Jochen (2000): »Fälle, die nicht Fall sind – ein Plädoyer für Fallstudien zu ausgebliebenen Ergebnissen«. In: Wolfgang Clemens/Jörg Strübing (Hg.), *Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis. Bedingungen und Formen angewandter Forschung*, Opladen: Leske + Budrich, S. 47-66.
- Rosa, Hartmut/Corsten, Michael (2005): »Einleitung: Gesellschaftstheorie und Moralphilosophie – Anmerkungen zu einem schwierigen Verhältnis«. In: Michael Corsten/Hartmut Rosa/Ralph Schrader (Hg.), *Die Gerechtigkeit der Gesellschaft*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-21.
- Rouse, Roger (1991): »Mexican Migration and the Social Space of Postmodernism«. *Diaspora* 1, S. 8-23.
- Roux, Michel (1995): »La population de la Yougoslavie en 1991. Inventaire avant le chaos«. *Méditerranée*, S. 35-46.
- Rüsen, Jörn (2002a): »Disziplinäre Matrix«. In: Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon der Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam, S. 61-64.
- Rüsen, Jörn (2002b): »Geschichtstheorie«. In: Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon der Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam, S. 120-124.
- Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration (2004): *Jahresgutachten 2004: Migration und Integration – Erfahrungen nutzen*, Neues wagen, Berlin.

- Sahr, Wolf-Dietrich (2003a): »Der Cultural Turn in der Geographie. Wendemanöver in einem epistemologischen Meer«. In: Hans Gebhardt/Paul Reuber/Günter Wolkersdorfer (Hg.), *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg/Berlin: Spektrum, S. 231-249.
- Sahr, Wolf-Dietrich (2003b): »Zeichen und RaumWELTEN – zur Geographie des Kulturellen«. *Petermanns Geographische Mitteilungen* 147, S. 18-27.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*, New York: Pantheon.
- Šakaja, Laura (2003): »Imaginativa geografija u hrvatskim ergonimima«. *Hrvatski Geografski Glasnik* 65, S. 25-45.
- Salt, John (1992): »Migration processes among the highly skilled in Europe«. *International Migration Review* 26, S. 484-505.
- Sandner, Gerhard (1994): »The Search of Identity: German Nationalism and Geography, 1871-1910«. In: David Hooson (Hg.), *Geography and National Identity*, Oxford: Blackwell, S. 71-91.
- Sankoh, Osman A. (2001): »Beiläufige Kränkungen«. *Die Zeit* 56, Nr. 34, S. 6.
- Santel, Bernhard/Schock, Hermann (2000) (Hg.): *Einwanderung im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Schatz, Heribert/Holtz-Bacha, Christina/Nieland, Jörg-Uwe (2000) (Hg.): *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Scheffer, Paul (2002): »Das Scheitern eines Traums«. *Die Zeit* 57, Nr. 29, S. 3.
- Schierup, Carl-Ulrik (1986): »Structure and Culture in Migration Research«. *Migracijske teme* 2, S. 33-41.
- Schiffauer, Werner (2004): »Die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs – ein Lehrstück zum verwickelten Zusammenhang von Migration, Religion und sozialer Integration«. In: Klaus J. Bade/Michael Bommes/Rainer Münz (Hg.), *Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 67-96.
- Schimank, Uwe (2005): »Gerechtigkeitslücken und Inklusionsdynamiken«. In: Michael Corsten/Hartmut Rosa/Ralph Schrader (Hg.), *Die Gerechtigkeit der Gesellschaft*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 309-343.
- Schmidt, Holger (2004): *Theorieimport in die Sozialgeographie. Eine Analyse und Interpretation von Texten und Interviews mit Helmut Klüter und Benno Werlen*, Osnabrück: Fachgebiet Geographie. (= Osnabrücker Studien zur Geographie, Nr. 55)
- Schneider, Jens (2001): »Talking German. Othering Strategies in Public and Everyday Discourses«. *Gazette. The International Journal for Communications Studies* 63, S. 351-363.
- Schneider, Jens (2006): »Neue Farbenlehre. Minister Schönbohm stört sich am Namen ‚Radio Multikulti‘«. *Süddeutsche Zeitung* 62, Nr. 167, S. 7.
- Schroeder, Joachim (2001): »Länderbericht: Hessen«. In: Ingrid Gogolin/Ursula Neumann/Lutz Reuter (Hg.), *Schulbildung für Kinder aus Minderheiten in*

- Deutschland 1989-1999. Schulrecht, Schulorganisation, curriculare Fragen, sprachliche Bildung, Münster et al.: Waxmann, S. 187-205.
- Schroeder, Joachim (2002): »Schulentwicklung und die Grammatik des Zusammenlebens: Das Beispiel Hamburg-Wilhelmsburg«. In: Wolf-Dietrich Bukow/Erol Yildiz (Hg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Gesellschaft gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?*, Opladen: Leske + Budrich, S. 113-130.
- Schultz, Hans-Dietrich (1989): *Die Geographie als Bildungsfach im Kaiserreich*, Osnabrück.
- Schultz, Hans-Dietrich (1998): »Deutsches Land – deutsches Volk. Die Nation als geographisches Konstrukt«. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 72, S. 85-114.
- Schultz, Hans-Dietrich (2000): »Land – Volk – Staat. Der geografische Anteil an der ‚Erfindung‘ der Nation«. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 51, S. 4-16.
- Schultz, Tanjev/Sackmann, Rosemarie (2001): »‚Wir Türken...‘ Zur kollektiven Identität türkischer Migranten in Deutschland«. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, S. 40-45.
- Schütz, Alfred (1971a): »Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft«. In: Alfred Schütz (Hg.), *Gesammelte Aufsätze. Bd. 1 Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 331-411.
- Schütz, Alfred (1971b): »Wissenschaftliche Interpretationen und Alltagsverständnis menschlichen Handelns«. In: Alfred Schütz (Hg.), *Gesammelte Aufsätze. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 3-54.
- Seferagić, Dušica (1977): »Scientific Work in Yugoslavia on Migrant Returnees and Their Impact on the Mother Country«. *International Migration Review* 11, S. 363-274.
- Sekulic, Dusko/Massey, Garth/Hodson, Randy (1994): »Who where the Yugoslavs? Failed sources of a common identity in the former Yugoslavia«. *American Sociological Review* 59, S. 83-97.
- Sen, Faruk (2001): »Freie Auswahl. Türkisches TV«. *Journalist* 51, S. 17-19.
- Sennett, Richard (2000): *Der flexible Mensch*, Berlin: Siedler.
- Silber, Laura/Little, Allan (1996): *Yugoslavia. Death of a Nation*, Penguin.
- Silvey, Rachel/Lawson, Victoria (1999): »Placing the Migrant«. *Annals of the Association of American Geographers* 89, S. 121-132.
- Simeunovic, Dragan (1997): »Migration und sozioökonomische Transformation in Jugoslawien/Serbien«. In: Wilfried Heller (Hg.), *Migration und sozioökonomische Transformation in Südosteuropa*, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 283-293.
- Smith, Anthony D. (1979): *Nationalism in the Twentieth Century*, New York: New York University Press.

- Smith, Anthony D. (1983): »Nationalism and Classical Social Theory«. *The British Journal of Sociology* 34, S. 19-38.
- Smith, Michael Peter/Guarnizo, Luis Eduardo (1998) (Hg.): *Transnationalism from Below*, New Brunswick/London: Transaction.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places*, Cambridge: Blackwell.
- Solga, Helga (2003): »Ein Leben ohne Schulabschluss – Das ständige Scheitern an der Normalbiographie«. In: Jutta Allmendinger (Hg.), *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*, Opladen: Leske + Budrich, S. 546-564.
- Sorabji, Cornelia (1995): »Mixed Motives: Islam, Nationalism and Mevluds in an Unstable Yugoslavia«. In: Camillia Fawzi El-Solh/Judy Marbo (Hg.), *Muslims Women's Choices. Religious Belief and Social Reality*, Providence/Oxford: Berg, S. 108-127.
- Šošić, Stipo (2001): »Die Familie in meiner Pastoralarbeit und die Möglichkeiten der Familienpastoral in Schweden«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 283-287.
- Stadt Nürnberg (2002) (Hg.): *Der Stadtwegweiser. Sozial-Atlas 2002/03*, Nürnberg.
- Stadt Nürnberg (2003a): *Leben in Nürnberg. Ergebnisdokumentation der Wohnungs- und Haushaltserhebung, Nürnberg.*
(http://www.statistik.nuernberg.de/stat_inf/umfragen/WoHaus2001.pdf (31.5.2006)).
- Stadt Nürnberg (2003b): *Statistik aktuell. Monatsbericht Mai 2003, Nürnberg.*
(http://www.statistik.nuernberg.de/stat_inf/MB/mb200305.htm (2.9.2004)).
- Stäheli, Urs (2000): *Poststrukturalistische Soziologien*, Bielefeld: Transcript.
- Stanat, P./Artelt, Cordula/Baumert, Jürgen/Klieme, Eckhard/Neubrand, Michael/Prenzel, Manfred/Schiefele, Ulrich/Schneider, Wolfgang/Schümer/Tillmann, Klaus-Jürgen/Weiß, Manfred (2002): *PISA 2000: Die Studie im Überblick*, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. (http://www.mpib-berlin.mpg.de/pisa/PISA_im_Ueberblick.pdf (5.9.2004)).
- Stanković, Vladimir (1999): »Die katholische Kirche bei den Kroaten und ihre Sorge für die kroatischen Migranten«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Zbornik radova Simpozija o Stanju i Perspektivi Hrvatskog Dušobrižništva u Njemačkoj: Vierzehnheiligen 11.-14.10.1999 = Symposium zur Situation und Perspektive der Kroatenseelsorge in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 139-154.
- Steindorff, Ludwig (2000): »Konzepte der Nationsbildung bei Kroaten, Serben und Bosniaken«. In: Carl Lienau/Ludwig Steindorff (Hg.), *Ethnizität, Identität und Nationalität in Südosteuropa*, München: Südosteuropa-Gesellschaft, S. 159-165. (= Südosteuropa-Studie 64).

- Steinke, Klaus (1999): »Sprachen«. In: Magarditsch Hatschikjan/Stefan Troebst (Hg.), Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur, München: Beck, S. 395-416.
- Stichweh, Rudolf (1995): »Zur Theorie der Weltgesellschaft«. Soziale Systeme 1, S. 29-45.
- Stichweh, Rudolf (1998): »Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie«. Soziale Systeme 4, S. 341-358.
- Stichweh, Rudolf (2000 [1998]): »Migration, nationale Wohlfahrtsstaaten und die Entstehung der Weltgesellschaft«. In: Rudolf Stichweh (2000) (Hg.), Die Weltgesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 66-84.
- Stojanovic, Ilija (1983): »Probleme der Zweisprachigkeit jugoslawischer Schüler«. Informationsdienst zur Ausländerarbeit, S. 61-63.
- Stojić, Mile (2000): FensterWorte. Ein bosnisches Alphabet, Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Stölting, Wilfried (1980): Die Zweisprachigkeit jugoslawischer Schüler in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden: Otto Harrassowitz. (= Balkanologische Veröffentlichungen, Bd. 3).
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strohmayr, Ulf (1998): »Methodisches Denken im Poststrukturalismus«. Geographica Helvetica 53, S. 103-106.
- Sundhaussen, Holm (1999): »Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur«. In: Magarditsch Hatschikjan/Stefan Troebst (Hg.), Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur, München: Beck, S. 136-150.
- Swartz, Richard (2003): »Die eigene Machtlosigkeit«. Süddeutsche Zeitung 59, Nr. 268, S. 15.
- Tacke, Veronika (2000): »Netzwerk und Adresse«. Soziale Systeme 6, S. 291-320.
- Taylor, Peter J. (1996): »Embedded statism and the social sciences: opening up to new spaces«. Environment and Planning, A 28, S. 1917-1928.
- The Independent International Commission on Kosovo (2000): The Kosovo Report. Conflict, International Response, Lessons Learned, Oxford: Oxford University Press.
- Thomas, William I./Znanięcki, Florian (1958 [1918-1920]): The Polish Peasant in Europe and America, New York: Dover Publications.
- Todorova, Maria (1989): »Myth-Making in European Family History: The Zadruga Revisited«. East European Politics and Societies 4, S. 30-76.
- Todorova, Maria (1999): Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Tomašević, Luka (2001): »Ehe und Familie: Gottes Plan und die Rolle der Familie bei der Evangelisierung«. In: Josip P. Klarić (Hg.), Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch

- Gladbach, 9.-12.10.2000., Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 167-197.
- Trautner, Bernhard (2000): »Türkische Muslime und islamische Organisationen als soziale Träger des transstaatlichen Raumes Deutschland-Türkei«. In: Thomas Faist (Hg.), *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Bielefeld: Transcript, S. 57-86.
- Trebbe, Joachim/Weiß, Hans-Jürgen (2001): »Mediennutzung der türkischen Bevölkerung in Deutschland. Eine Umfrage des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung«. *Nord-Süd aktuell* 15, S. 633-644.
- Treibel, Annette (1999): *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht*, Weinheim/München: Juventa.
- Tretnjak, Josip (2001): »Die Familie in meiner Pastoralarbeit und die Möglichkeiten einer Familienpastoral in Österreich«. In: Josip P. Klarić (Hg.), *Hrvatska obitelj u pokretu = Die kroatische Migrantenfamilie. Pastorale Jahrestagung, Bergisch Gladbach, 9.-12.10.2000.*, Frankfurt a.M.: Kroatenseelsorge in Deutschland, S. 265-271.
- Tuschick, Jamal (2000) (Hg.): *Morgen Land. Neueste deutsche Literatur*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Urry, John (1996): »Is the global a new space for analysis?«. *Environment and Planning, A* 28, S. 1977-1982.
- Urry, John (2003): *Global Complexity*, Cambridge: Polity Press.
- Valenzuela, Abel (2001): »Day labourers as entrepreneurs«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 27, S. 335-352.
- van Kempen, Ronald/Özüekren, Şule A. (1998): »Ethnic segregation in cities: New forms and explanations in a dynamic world«. *Urban Studies* 35, S. 1631-1656.
- van Selm, Joanne (2000) (Hg.): *Kosovo's Refugees in the European Union*, London/New York: Pinter.
- Vegar, Branka (1986): »Jugoslavenska djeca u bečkim školama«. *Migracijske teme* 2, S. 75-79.
- Velikonja, Joseph (1974): »Stanovništvo SR Hrvatske, Studije; Alica Wertheimer-Baletić - Rezension«. *International Migration Review* 8, S. 589-590.
- Venema, Mathias/Grimm, Claus (2002a): *Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland – Repräsentativuntersuchung 2001*, Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.
- Venema, Mathias/Grimm, Claus (2002b): *Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland – Repräsentativuntersuchung 2001 – Tabellenband*, Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.
- Vernant, Jacques (1953): *Les Réfugiés dans l'Après-Guerre*, Monaco: Éditions du Rocher.

- Verstraete, Ginette (2002): »Railroading America. Towards a Material Study of the Nation«. *Theory, Culture & Society* 19, S. 145-159.
- Vertovec, Steven (2001): »Transnationalism and Identity«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 27, S. 573-582.
- Vladisavljevic, Nebosja (2004): »Institutional Power and the Rise of Milošević«. *Nationalities Papers* 32, S. 183-205.
- Volcic, Zala (2005): »Belgrade vs. Serbia: Spatial Re-Configurations of Belonging«. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 31, S. 639-658.
- von Freiling, Hans-Dieter (1982): »Segregation«. In: Lothar Jander/Wolfgang Schramke/Hans-Joachim Wenzel (Hg.), *Metzler Handbuch für den Geographieunterricht. Ein Leitfaden für Praxis und Ausbildung*, Stuttgart: Metzler, S. 363-367.
- Walter, Anne (2004): »The New EC Directive on the Right to Family Unification«. In: Anita Böcker/Betty de Hart/Ines Michalowski (Hg.), *Migration and the Regulation of Social Integration*, Osnabrück: IMIS, S. 111-118. (= IMIS-Beiträge 24/2004).
- Walter, Anne (2006): »Familienzusammenführung und Europäisierung. Entwicklung und Auswirkung der Richtlinie 2003/86/EG«. In: Sabina De Carlo/Margarete Menz/Anne Walter (Hg.), *Grenzen der Gesellschaft?*, Osnabrück: Rasch, S. 83-114.
- Webb, Eugene J./Campbell, Donald T./Schwartz, Richard D./Sechrest, Lee (1975): *Nichtreaktive Meßverfahren*, Weinheim/Basel: Beltz.
- Weingart, Peter (2006): *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld: Transcript.
- Weithmann, Michael W. (2000): *Balkan-Chronik. 2000 Jahre zwischen Orient und Okzident*, Regensburg: Friedrich Pustet.
- Welsch, Wolfgang (1994): »Transkulturalität. Lebensformen nach dem Auflösen der Kulturen«. In: Kurt Luger/Rudi Renger (Hg.), *Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien*, Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, S. 147-169.
- Welz, Gisela (1998): »Moving targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck«. *Zeitschrift für Volkskunde* 94, S. 177-194.
- Werlen, Benno (1997): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Bd. 2: *Globalisierung, Region und Regionalisierung*, Stuttgart: Franz Steiner.
- Werlen, Benno (1999): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Bd. 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart: Franz Steiner.
- Werlen, Benno (2000): *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Bern: UTB.
- Wessel, Karin (1996): *Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie*, Paderborn et al.: Schöningh.
- Whyte, William F. (1993 [1943]): *Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum*, Chicago: University of Chicago Press.
- Wilson, Thomas P. (1982): »Qualitative ,oder‘ Quantitative Methoden in der Sozialforschung«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, S. 487-508.

- Wimmer, Andreas (1998): »Binnenintegration und Außenabschließung. Zur Beziehung zwischen Wohlfahrtsstaat und Migrationssteuerung in der Schweiz des 20. Jahrhunderts«. In: Michael Bommes/Jost Halfmann (Hg.), Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten, Osnabrück: Rasch, S. 199-221.
- Wimmer, Andreas (1999): »Territoriale Schließung und die Politisierung des Ethnischen«. In: Claudia Honegger/Stefan Hradil/Franz Traxler (Hg.), Grenzenlose Gesellschaft?, Opladen: Leske + Budrich, S. 510-518. (= Teil 2).
- Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): »Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences«. *Global Networks* 2, S. 301-334.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren qualitativer Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt a.M./New York: Campus. (= Campus Forschung, Bd. 322).
- Wobbe, Theresa (2000): Weltgesellschaft, Bielefeld: Transcript.
- Wolfe, Tom (1988): Fegefeuer der Eitelkeiten, München: Kindler.
- Yeoh, Brenda S.A./Huang, Shirlena/Willis, Katie (2000): »Global cities, transnational flows and gender dimensions, the view from Singapore«. *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 91, S. 147-158.
- Young, Robert C.J. (1995): Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race, London/New York: Routledge.
- Zaimoglu, Feridun (1999): Kanak Sprach: 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft, Hamburg: Rotbuch.
- Zeh, Juli/Finck, David/Terš, Oskar (2004) (Hg.): Ein Hund läuft durch die Republik. Geschichten aus Bosnien, Frankfurt a.M.: Schöffling & Co.
- Zentrum für Türkeistudien (2000): Die Lebenssituation und Partizipation türkischer Migranten in Nordrhein-Westfalen, Zentrum für Türkeistudien.
- Zgaga, Blaz/Barnett, Antony (2000): »British deal fuelled Balkan war. Military sale to Slovenia flouted Tory foreign policy«. *The Observer*, 28.5.2000, S. 25.
- Zierhofer, Wolfgang (1997): »Grundlagen für eine Humangeographie des relationalen Weltbildes. Die sozialwissenschaftliche Bedeutung von Sprachpragmatik, Ökologie und Evolution«. *Erdkunde* 51, S. 81-99.
- Zierhofer, Wolfgang (1999): »Geographie der Hybriden«. *Erdkunde* 53, S. 1-13.

Abstracts

Transnational Migrations. Post-Yugoslavian Biographies in the World Society

Engaging with the ongoing dispute between proponents of transnational theories on the one hand and those advocating assimilation and integration theories on the other, the dissertation starts with a critique of recent conceptual discussions within contemporary migration studies. In order to develop a more satisfying position conciliating between the two sides involved, the author of this dissertation takes up a system theoretical perspective as a third point of reference. This change in focus is based on general system theory as mainly elaborated by Niklas Luhmann and its adaptation to migration theory by Michael Bommers. After providing a detailed elaboration of the advantages system theory has to offer, its theoretical insights are then put in dialogue with geographical and transnational studies in migration finally resulting in the specific epistemological interest of this dissertation. In this process, central terms and concepts within migratory studies, such as nation, identity, integration as well as assimilation and transnationalisation are readjusted. By making full use of the analytical potential of system theory the dissertation is able to draw a different picture of the diverse transnational structures, biographies and identifications which have emerged from the earlier phase of ‚guest worker migration‘ between former Yugoslavia and Germany onwards. Amongst the main findings of this dissertation is the insight that transnationalisation conceptualized as a way of life proves to be very favourable to some migrants. Yet, migrants do not master social advancement against the odds of being forced to participate in life ‚here and there‘, rather it is the simultaneous inclusion in both contexts, for instance Germany and Croatia, which provides indispensable resources and enables their social advancement.

Transnationale Migrationen. Post-jugoslavische Biografien in der Weltgesellschaft

Die zentrale migrationswissenschaftliche Auseinandersetzung der jüngeren Zeit, also der Streit um transnationale Theorieansätze einerseits und Assimilations- und Integrationstheorien andererseits, bildet den Startpunkt dieser Arbeit. Weil auf beiden Seiten erhebliche theoretische Probleme erkannt werden, wird hier alternativ eine systemtheoretische Position eingenommen. Diese Blickumstellung stützt sich sowohl auf die allgemeine Systemtheorie wie sie maßgeblich von Niklas Luhmann erarbeitet wurde als auch auf die migrationswissenschaftliche Adaptierung dieser Theorie von Michael Bommes. Die vielfältigen Vorteile der Systemtheorie werden diskutiert, auf geografische und transnationale Migrationsforschungen bezogen und zuletzt auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit zugeschnitten. Auf diesem Weg werden zentrale Begriffe der Migrationsforschung, wie etwa Nation, Identität, Integration und Assimilation aber auch Transnationalisierung neu justiert. Mit dem Analysepotenzial der Systemtheorie kann anschließend exemplarisch gezeigt werden, wie sich vielfältige transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen aus der alten ‚Gastarbeitermigration‘ zwischen dem ehemaligen Jugoslawien und Deutschland entwickelt haben. Dabei kann unter anderem gezeigt werden, dass Migranten von einer Transnationalisierung ihrer Lebensführung profitieren können. Ihnen gelingt der soziale Aufstieg nicht obwohl sie hier und dort aktiv wurden, sondern gerade weil sie beispielsweise in Deutschland und in Kroatien inkludiert wurden.

Transnacionalne migracije. Postjugoslavenske biografije u svjetskom društvu

U središtu znanstvene rasprave o migracijama posljednjih se godina vodi konceptualna polemika o primjeni transnacionalne teorije s jedne i teorije o asimilaciji i integraciji s druge strane. Nakon rasprave i kritičkog osvrtu oba teorijska pristupa autor u radu kao alternativu, a s ciljem boljeg razumijevanja, primjenjuje sistemski teorijski pristup. Ovaj drugačiji pristup temelji se na općoj sistemskoj teoriji Niklasa Luhmanna i njezinoj prilagodbi migracijskoj teoriji Michaela Bommesa. Nakon rasprave o prednostima systemske teorije, teorijska osnova je stavljena u odnos s geografskim i transnacionalnim istraživanjima migracija što je ujedno i epistemologija samoga istraživanja. U radu su (re)definirani glavni pojmovi i koncepti migracijskih istraživanja, kao što su nacija, identitet, integracija, asimilacija i transnacionalizacija. Analizom potencijala kroz sistemsku teoriju konačno može biti prikazano kako su se iz stare ‚gost-radnik-emigracije‘ između bivše Jugoslavije i Njemačke razvile raznolike transnacionalne strukture, biografije i identifikacije. Među glavnim rezultatima istraživanja je taj da je transnacionalizacija kao način života bio izuzetno povoljan za neke od migranata.

Iako su aktivni „i ovdje i tamo“, povezani su i s Njemačkom i s Hrvatskom, većina se još uvijek sporije uključuju u društvena zbivanja i napredovanja na društvenoj ljestvici.

Dank

Mein aufrichtiger Dank gilt jenen Migrantinnen und Migranten, die sich Zeit nahmen, um mir Persönliches aus ihrem Leben im Interview anzuvertrauen. Obwohl sie anonym bleiben, bringen sie Leben in das Buch. Es war ihr Handeln und ihr Erleben, das mir den Stoff zum Denken und zum Schreiben gab. Danken möchte ich auch denjenigen, die diese Arbeit durch kritisches Intervenieren, beharrliches Korrekturlesen oder lebendiges Stimulieren auf kurzen Abschnitten oder dem ganzen Weg begleiteten – insbesondere Itta Bauer, Tina Bauer, Martin Bauer-Stiasny, Christian Berndt, Sabine Dörry, Andreas Pott, Patrick Wurster und meiner Familie gebührt dieser Dank. Ein großer Dank geht an das Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) und an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die mir eine finanziell sorglose Zeit gewährten. Aber der Dank gilt nicht allein dem Geld. Viel entscheidender war, dass am IMIS Migrationsforschung als Passion betrieben wird. Dieser leidenschaftliche Anspruch war gewiss auch anstrengend, doch in der Erinnerung bleiben die Lust am Argument und die Dichte von interessanten Perspektiven auf Migration. Genau dafür ein großes Dankeschön an alle am IMIS tätigen Menschen, die ich während meiner Zeit dort treffen durfte – insbesondere die Kollegiatinnen und Kollegiaten sowie die Professorinnen und Professoren des Graduiertenkollegs ‚Migration im modernen Europa‘ sorgten für eine anregende Atmosphäre. Dem Zagreber Institut za Migracije i Narodnosti (IMIN) und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) bin ich für ihre Unterstützung meiner Forschungen in Kroatien und Serbien dankbar. Besonders die Hilfe von Laura Šakaja, Saža Božić und Reinhard Henkel in Zagreb ist mir in guter Erinnerung geblieben. Ein Dank gilt auch dem Frankfurter Institut für Humangeographie, wo ich diese Arbeit beenden konnte und abermals Kolleginnen und Kollegen mit Witz und Verstand traf. Wolfgang Zierhofer hat die Arbeit dankenswerterweise begutachtet. Die Dankesliste und vor allem die Arbeit wären nicht komplett, wenn es nicht meinen Betreuer Hans-Joachim Wenzel gäbe, der mich die ganze Zeit begleitete und beriet, mir Vertrauen schenkte und mich dadurch stärkte.

Kultur- und soziale Praxis

Katharina Zoll

Stabile Gemeinschaften

Transnationale Familien in der Weltgesellschaft

Juni 2007, ca. 240 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-670-0

Daniel Münster

Postkoloniale Traditionen

Eine Ethnografie über Dorf, Kaste und Ritual in Südindien

Mai 2007, ca. 264 Seiten,
kart., ca. 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-538-3

Martin Baumann,

Jörg Stolz (Hg.)

Eine Schweiz – viele Religionen

Risiken und Chancen des Zusammenlebens

Mai 2007, ca. 325 Seiten,
kart., ca. 15,80 €,
ISBN: 978-3-89942-524-6

Klaus Müller-Richter,
Ramona Maria Uritescu (Hg.)

Imaginäre Topografien

Migration und Verortung

April 2007, ca. 340 Seiten,
kart., ca. 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-594-9

Magdalena Nowicka (Hg.)

Von Polen nach Deutschland und zurück

Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa

April 2007, ca. 260 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-605-2

Pascal Goeke

Transnationale Migrationen

Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft

März 2007, 392 Seiten,
kart., 33,80 €,
ISBN: 978-3-89942-665-6

Reinhard Johler,

Ansgar Thiel, Josef Schmid,
Rainer Treptow (Hg.)

Europa und seine Fremden

Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung

März 2007, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-368-6

Halit Öztürk

Wege zur Integration

Lebenswelten muslimischer Jugendlicher in Deutschland

März 2007, 282 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-669-4

Elias Jammal, Ulrike Schwegler

Interkulturelle Kompetenz im Umgang mit arabischen Geschäftspartnern

Ein Trainingsprogramm

Februar 2007, 210 Seiten,
kart., 21,80 €,
ISBN: 978-3-89942-644-1

Corinne Neudorfer

Meet the Akha – help the Akha?

Minderheiten, Tourismus und Entwicklung in Laos

Februar 2007, 300 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-639-7

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**

Kultur- und soziale Praxis

Hölger Michael

Kulturelles Erbe als Identitätsstiftende Instanz?

Eine ethnographisch-
vergleichende Studie
dörflicher Gemeinschaften an
der Atlantik- und Pazifik-
küste Nicaraguas

Februar 2007, 230 Seiten,
kart., 27,80 €.

ISBN: 978-3-89942-602-1

TRANSIT MIGRATION
Forschungsgruppe (Hg.)

Turbulente Ränder

Neue Perspektiven auf
Migration an den Grenzen
Europas

Januar 2007, 252 Seiten,
kart., 24,80 €.

ISBN: 978-3-89942-480-5

María do Mar Castro Varela

Unzeitgemäße Utopien

Migrantinnen zwischen
Selbsterfindung und Gelehrter
Hoffnung

Januar 2007, 304 Seiten,
kart., 29,80 €.

ISBN: 978-3-89942-496-6

Sabine Mannitz

Die verkannte Integration

Eine Langzeitstudie unter
Heranwachsenden aus
Immigrantenfamilien

2006, 346 Seiten,
kart., 30,80 €.

ISBN: 978-3-89942-507-9

Annette Hornbacher (Hg.)

Ethik, Ethos, Ethnos

Aspekte und Probleme
interkultureller Ethik

2006, 432 Seiten,
kart., 31,80 €.

ISBN: 978-3-89942-490-4

Maria Wurm

Musik in der Migration

Beobachtungen zur kulturellen
Artikulation türkischer
Jugendlicher in Deutschland

2006, 248 Seiten,

kart., 25,80 €.

ISBN: 978-3-89942-511-6

Heidrun Schulze

Migrieren – Arbeiten – Krankwerden

Eine biographietheoretische
Untersuchung

2006, 282 Seiten,

kart., 27,80 €.

ISBN: 978-3-89942-495-9

Kerstin Hein

Hybride Identitäten

Bastelbiografien im
Spannungsverhältnis zwischen
Lateinamerika und Europa

2006, 472 Seiten,

kart., 31,80 €.

ISBN: 978-3-89942-447-8

Karin Scherschel

Rassismus als flexible symbolische Ressource

Eine Studie über rassistische
Argumentationsfiguren

2006, 254 Seiten,

kart., 25,80 €.

ISBN: 978-3-89942-290-0

Thomas Hüsken

Der Stamm der Experten

Rhetorik und Praxis des
Interkulturellen Managements
in der deutschen staatlichen
Entwicklungszusammenarbeit

2006, 306 Seiten,

kart., 27,80 €.

ISBN: 978-3-89942-444-7

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**